Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

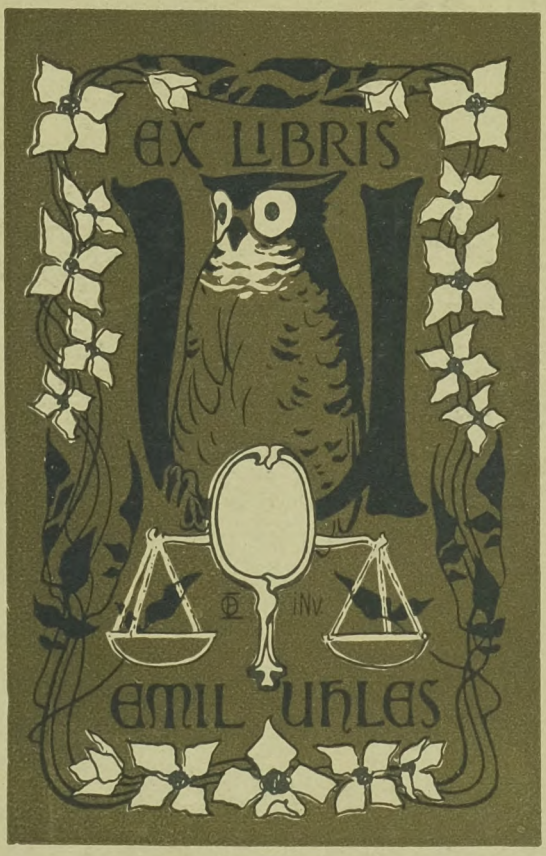
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 5XG4 M

PGerm
147
10



HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

Band I.

Oktober 1902 — März 1903

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922

Alle Rechte vorbehalten.

MICROFILMED
AT HARVARD

Digitized by Google

Namen-Register.

Seite

Achelis, Prof. Dr. Th., über die kulturhistorische Bedeutung der Kolonisation 732
Alten, Generalleutn. z. D. G. von, hundert Jahre am Nil 35
Archenhold, F. S., Direktor der Treptow-Sternwarte, Jörn Uhl als Astronom 236
Aus dem Kirchenbuch von Spiekeroog 101
Bahn, Generalmajor a. D., die technische Ausbildung von Offizieren 450
Bölsche, Wilhelm, Naturforschung und Optimismus 459
Bornemann, Prof. D. W., der Religionsunterricht in den Schulen 405 610
Brentano, Prof. Dr. Lujo, die Getreidezölle als Mittel gegen die Not der Landwirte 533
Busse, Carl, Regine Berch. Novellistische Skizze 240
Busse, Carl, Ungeborenes Lied. Gedicht 510
Capelle, Korvetten-Kapitän a. D., Helgolands strategische Bedeutung 744
Dippe, Gustav, Oper und gesunder Menschenverstand 97
Dippe, Gustav, Musik. Berichte 251 384 514 663 803
Escherich, Mela, neue Kunst 348
Fränkl, Rechtsanwalt Victor, die Gendarmerie der Dramatik . . 480
Frantz, Rechtsanwalt Dr. Th., Staat und katholische Kirche . . . 485
Friedrich der Große und die nordamerikanische Republik von X. Y. Z. 686
Frost, Frau Laura, die Lüge im Kindesleben 308
Fürth, Frau Henriette, geschlechtliche Fragen in der Jugenderziehung 426
Gaedertz, Prof. Dr. K. Theod., von Ivenack nach Isenack. Neue Mitteilungen aus Fritz Reuters Leben und Schaffen . . 273
Geiger, Prof. Dr. Ludw., Briefe deutscher Männer. I. Vom alten Körner 769
Gurlitt, Prof. Dr. Cornelius, protestantische Kunst 60
Hartmann, Dr. Eduard von, Persönliches und Sachliches. I. Schicksale meiner Philosophie. II. Meine Stellung zum Christentum 65
Hartmann, Dr. Eduard von, der Wert der Welt. Teil I . . . 673
Heckscher, Dr. S., England nach dem süd-afrikanischen Kriege . . . 335
Hoensbroech, Graf Paul von, Ultramontanismus und Sozialdemokratie 91
Hoensbroech, Graf Paul von, „die bestehenden Verwaltungsgrundsätze" 421
Hoensbroech, Graf Paul von, die katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg 593
Hoensbroech, Graf Paul von, Streiflichter . 119 263 392 520 668 811
Kaftan, Prof. D. Dr. Jul., das Wesen des Christentums 313

Digitized by Google

Seite

Lipps, Prof. Dr. Theod., von der „Individualität" und ihrem „Rechte" 19
Litzmann, Prof. Dr. Berth., Emanuel Geibels politisch-patriotische Dichtung 10 215
Mauerhof, Emil, aus der Hauptstadt Frankreichs 626
Meyer, Oswald, Unsterblichkeit. Gedicht 509
Ostini, Fritz Freiherr von, zum Kunststreite Berlin—München . . 762
Perfall, Anton Freiherr von, der Wassertropfen. Skizze 374
Pfleiderer, Prof. D. Otto, die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiösem Gebiet 1
Rath, W., Zola, der Naturalismus und wir 356
Rehmke, Prof. Dr. Joh., der Volksschullehrer auf der Universität . 129
Rosenhagen, Hans, Berliner Kunstausstellungen. Berichte 113 247 380 510 661 799
Seeger, Oberlehrer, E., Wilhelm Hauff als vaterländischer Dichter 498
Servaes, Dr. Franz, europäische Kunstausstellungen 1902 . . 150 289
Sombart, Prof. Dr. Werner, das deutsche Volkstum in seiner Bedeutung für Deutschlands Wirtschaftsleben 80 225
Stratz, Rud., „Und vergib uns unsere Schuld..." Novelle. Teil I 787
Strecker, Karl, Theater. Berichte 116 257 387 518 665 806
Sydow, Clara von, der Gegenbesuch. Skizze 643
Tönnies, Prof. Dr. Ferd., Probleme des Verbrechens und der Strafe 54 171
Zur polnischen Frage von einem Westpreußen 570 709

Digitized by Google

Sach-Register.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Verwaltung, Politik.

Die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiösem Gebiet von Prof. D. O. Pfleiderer 1
Probleme des Verbrechens und der Strafe von Prof. Dr. Ferd. Tönnies 54 171
Das deutsche Volkstum in seiner Bedeutung für Deutschlands Wirtschaftsleben von Prof. Dr. W. Sombart 80 225
Ultramontanismus und Sozialdemokratie von Graf von Hoensbroech 91
England nach dem süd-afrikanischen Kriege von Dr. S. Heckscher . 335
„Die bestehenden Verwaltungsgrundsätze" von Graf von Hoensbroech 421
Die Gendarmerie der Dramatik von Rechtsanwalt B. Fränkl . . 480
Staat und katholische Kirche von Rechtsanwalt Dr. Th. Frantz . . 485
Die Getreidezölle als Mittel gegen die Not der Landwirte von Prof. Dr. Lujo Brentano 533
Zur polnischen Frage von einem Westpreußen 570 709

Literatur.

Emanuel Geibels politisch-patriotische Dichtung von Prof. Dr. Berthold Litzmann 10 215
Jörn Uhl als Astronom von F. S. Archenhold 236
Von Ivenack nach Isenack. Neue Mitteilungen aus Fritz Reuters Leben und Schaffen von Prof. Dr. K. Th. Gaedertz . . 273
Zola, der Naturalismus und wir von W. Rath 356
Die Gendarmerie der Dramatik von Rechtsanwalt B. Fränkl . . 480
Wilhelm Hauff als vaterländischer Dichter von Oberlehrer E. Seeger 498
Briefe deutscher Männer. I. Vom alten Körner von Prof. Dr. L. Geiger 769

Geschichte, Kultur- und Natur-Geschichte, Geographie, Astronomie.

Hundert Jahre am Nil von Generalleutnant z. D. G. von Alten . 35
Jörn Uhl als Astronom von F. S. Archenhold 236
Aus der Hauptstadt Frankreichs von E. Mauerhof 626
Friedrich der Große und die nordamerikanische Republik von X. Y. Z. 686
Über die kulturhistorische Bedeutung der Kolonisation von Prof. Dr. Th. Achelis 732
Helgolands strategische Bedeutung von Korvetten-Kapitän a. D. Capelle 744

Digitized by Google

Seite

Kirche, Theologie, Ultramontanismus.

Ultramontanismus und Sozialdemokratie von Graf von Hoensbroech 91
Das Wesen des Christentums von Prof. D. Dr. J. Kaftan . . . 313
Der Religionsunterricht in den Schulen von Prof. D. W. Bornemann 405 610
„Die bestehenden Verwaltungsgrundsätze" von Graf von Hoensbroech 421
Staat und katholische Kirche von Rechtsanwalt Dr. Th. Frantz . . 485
Die katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg von Graf von Hoensbroech 593
Die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiösem Gebiet von Prof. D. O. Pfleiderer 1

Philosophie, Erziehung, Unterricht.

Von der „Individualität" und ihrem „Rechte" von Prof. Dr. Th. Lipps 19
Persönliches und Sachliches. 1. Schicksale meiner Philosophie. 2. Meine Stellung zum Christentum von Dr. Ed. von Hartmann 65
Der Volksschullehrer auf der Universität von Prof. Dr. Joh. Rehmke 129
Jörn Uhl als Astronom von F. S. Archenhold 236
Die Lüge im Kindesleben von Frau L. Frost 308
Geschlechtliche Fragen in der Jugenderziehung von Frau Henriette Fürth 426
Naturforschung und Optimismus von W. Bölsche 459
Die katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg von Graf von Hoensbroech 593
Der Wert der Welt von Dr. Ed. von Hartmann. Teil I . . . 673

Heer und Flotte, Koloniales.

Die technische Ausbildung von Offizieren von Generalmajor a. D. Bahn 450
Friedrich der Große und die nordamerikanische Republik von X. Y. Z. 686
Über die kulturhistorische Bedeutung der Kolonisation von Prof. Dr. Th. Achelis 732
Helgolands strategische Bedeutung von Korvetten-Kapitän a. D. Capelle 744
Hundert Jahre am Nil von Generalleutnant z. D. G. von Alten . 35

Kunst, Musik, Theater.

Protestantische Kunst von Prof. Dr. C. Gurlitt 60
Oper und gesunder Menschenverstand von G. Dippe 97
Europäische Kunstausstellungen 1902 von Dr. Franz Servaes 150 289
Neue Kunst von Mela Escherich 348
Zum Kunststreite Berlin-München von Fritz Freiherr von Ostini 762
Berliner Kunstausstellungen von Hans Rosenhagen 113 247 380 510 661 799
Musik von Gustav Dippe 251 384 514 663 803
Theater von Karl Strecker 116 257 387 518 665 806

Dichtungen, Erzählungen.

Aus dem Kirchenbuch von Spiekeroog 101
Regine Berch von Carl Busse 240

Digitized by Google

Seite
Der Wassertropfen von Anton Freiherr von Perfall 374
„Unsterblichkeit", Gedicht von Oswald Meyer 509
„Ungeborenes Lied", Gedicht von Carl Busse 510
Der Gegenbesuch. Skizze von Clara von Sydow 643
„Und vergib uns unsere Schuld . . ." von Rud. Stratz. Teil I . 787

Ständige Berichte.

Streiflichter von Graf von Hoensbroech . 119 263 392 520 668 811
Berliner Kunstausstellungen von Hans Rosenhagen 113 247 380 510 661 799
Musik von Gustav Dippe 251 384 514 663 803
Theater von Karl Strecker 116 257 387 518 665 806

Bücherbesprechungen.

Trümpelmann, A., Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntnis (Dr. Heinemann-Dresden) 125
Frenssen, G., Jörn Uhl (W. Rath-Berlin) 125
Romane (W. Rath-Berlin) 398
Key, Ellen, Das Jahrhundert des Kindes (Dr. A. K.-Dresden) . . . 403
Beißel, Stephan, S. J., Die Aachenfahrt (Prof. L. L.-Berlin) . . . 403
Zeitgenössische Kunstblätter. Herausgegeben von Breitkopf u. Härtel (W. Rath-Berlin) 527
Hartmann, A. v., Zurück zum Idealismus (Dorner-Königsberg) . . 528
Was halten die Protestanten von Maria, der Mutter Jesu? Von einer deutschen Frau und früheren Katholikin (Laura Frost-Königsberg) 532
Lent, Gertrud, Im Sommer. 2 Novellen (Laura Frost-Königsberg) . 532
Böthlingk, Arthur, „Auf der Fahrt nach Canossa. Ein Gespräch in der Eisenbahn." „Goethe und das kirchliche Rom. Historisch-politische Abhandlung". (Arthur Drews-Karlsruhe) . . . 672

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiösem Gebiet.

Von Otto Pfleiderer.

Der kürzlich vor dem Landgericht in Leipzig verhandelte Prozeß gegen den Übersetzer und Verleger der Tolstoischen Schrift: „Der Sinn des Lebens“ hat allgemeines Aufsehen erregt und vielen die Frage aufgedrängt, ob in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiösem Gebiet so gezogen seien, wie dies durch das Wesen des Staates und der Religion nach unserer heutigen Ansicht von beiden zu fordern sei? Obgleich der Prozeß noch nicht definitiv entschieden ist*), wird es doch erlaubt sein, aus diesem Anlaß jene allgemeine und für unser ganzes öffentliches Leben hochwichtige Frage einer Erörterung zu unterziehen. Den Tatbestand darf ich dabei als im allgemeinen bekannt voraussetzen. Graf Tolstoi hatte in der genannten Schrift die Zustände der griechisch-katholischen Staatskirche Rußlands einer sehr scharfen Kritik von seinem — nicht irreligiösen, sondern urchristlich-evangelischen — Standpunkt aus unterzogen. Diese Schrift war ins Deutsche übersetzt und von dem Verleger der sämtlichen ins Deutsche übersetzten Schriften Tolstois veröffentlicht worden. Nun hatte ein rheinischer Justizrat gegen den Übersetzer und Verleger dieser Schrift die Anklage wegen Beschimpfung von Einrichtungen und Gebräuchen der katholischen Kirche auf Grund des § 166 des deutschen Strafgesetzbuches veranlaßt. Bei der Verhandlung vor dem Leipziger Landesgericht machte der Verteidiger geltend, daß die russische griechisch-katholische Staatskirche nicht unter dem Schutz des deutschen Strafgesetzes stehe, daß aber auch eine indirekte Beschimpfung der analogen Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche darum nicht anzunehmen sei, weil die Tolstoische Polemik bei aller ihrer Schärfe doch nicht aus frivoler Geringschätzung der Religion, sondern aus ernster christlicher Gesinnung hervorgehe und überdies

*) Da der Staatsanwalt inzwischen die beim Reichsgericht eingelegte Revision zurückgezogen hat — das beste, was er tun konnte —, so ist der unerfreuliche Prozeß jetzt endgültig beendigt. D. H.

Digitized by Google

als ein Akt der Notwehr des vom russischen Synod exkommunizierten Verfassers zu entschuldigen sei. Die Richter haben diese Beurteilung sich angeeignet und die Angeklagten freigesprochen.

Bei aller Genugtuung über dieses Freisprechungsurteil darf man sich doch die Möglichkeit nicht verhehlen, daß ein anderes Gericht auf Grund des § 166 auch ebensogut hätte anders entscheiden können. Denn „die Feststellung der Grenze zwischen Beschimpfung, Beleidigung und erlaubter tadelnder Kritik liegt lediglich dem Tatrichter ob“ (Daude in der Anmerkung zu § 166 des deutschen Strafgesetzbuches); „ein objektives Merkmal, wodurch das Beschimpfende vom Nichtbeschimpfenden unterschieden werden könnte, ist nicht erfindlich“ (Wach in Friedbergs Zeitschrift für Kirchenrecht, II 171 ff.). Ebenso fließend und dem subjektiven Ermessen des Richters anheimgestellt, wie diese Grenzbestimmung, ist auch die zwischen „Einrichtungen und Gebräuchen“ und Lehren, Glaubenssätzen und Dogmen. Zwar gilt der Schutz des Gesetzes nicht den Lehren als solchen; „nur, soweit sie in Einrichtungen und Gebräuchen veräußerlicht werden, oder sofern im Dogma die Religionsgesellschaft als solche getroffen werden kann, ist die Lehre ein möglicher Gegenstand strafbaren Angriffs“ (Wach, ebendas.) Aber das ist offenbar eine ganz abstrakte Unterscheidung, die sich in concreto kaum durchführen und jedenfalls nicht durch objektive Merkmale fixieren läßt. Das römische Papsttum ist eine Einrichtung der katholischen Kirche, aber die Bedeutung dieser Einrichtung ist enthalten in der Lehre, daß es jedem Christen bei Gefahr seiner Seligkeit Pflicht sei, dem Papste unbedingt zu gehorchen und seine amtlichen Aussprüche für unfehlbar zu halten. Ebenso ist das katholische Priestertum eine Einrichtung dieser Kirche, deren Bedeutung und Autorität auf dem Glaubenssatz beruht, daß der Priester kraft der sakramentalen Priesterweihe die ausschließliche Vollmacht besitze, das Opfer der Messe zu vollziehen und im Beichtstuhl über Heil und Unheil der Seelen zu richten. Die Messe ist ein Gebrauch der katholischen Kirche, dessen religiöser Wert auf dem Dogma beruht, daß in ihm das Opfer Christi zur Erlösung der Sünder wiederholt und für die Beteiligten wirksam gemacht werde. Der Reliquienkult ist ein Gebrauch der katholischen Kirche, dessen Sinn und Wert auf der Lehre von den Heiligen beruht, von ihren Verdiensten und ihrer wirksamen Fürbitte, die noch Wunder zu wirken vermöge. Alle diese Lehren und Dogmen kann man also nicht kritisieren, ohne ebendamit zugleich die darauf beruhenden kirchlichen „Einrichtungen

Digitized by Google

und Gebräuche" zum Gegenstand des Angriffs zu machen. Und dieser Angriff wird, auch wenn er sich formell in den maßvollsten Ausdrücken bewegt, doch immer wesentlich darauf hinauslaufen, daß diese Lehren und Einrichtungen mit der christlichen Wahrheit im Sinne des Evangeliums nicht im Einklang stehen, daß sie also unchristlich seien, daß in ihnen die christliche Religion des Geistes und der Freiheit nicht zum reinen Ausdruck komme, sondern wieder getrübt sei durch jüdische Gesetzlichkeit und heidnische Kreaturvergötterung. Das ist sachlich ganz dasselbe, was die Reformatoren und protestantischen Bekenntnisschriften meinten, wenn sie in ihrer kräftigen Sprache den Papst den „Antichrist", die Messe einen „heidnischen Greuel" und „vermaledeite Abgötterei" genannt haben. Sind nun diese Bezeichnungen im Sinne unseres Gesetzbuches eine erlaubte Kritik oder sind sie eine strafbare Beschimpfung? Wenn das letztere, dann kommt das Strafgesetzbuch mit sich selbst in einen merkwürdigen Konflikt. Denn dann müssen nicht bloß die protestantischen Geistlichen, die diese kritischen Ausdrücke aus den Bekenntnisschriften zitieren, sondern auch die Verbreiter, ja die Drucker dieser Schriften, in denen solche straffälligen Ausdrücke häufig vorkommen, unter Strafe gestellt werden. Nun gehört aber doch die Mitteilung des Inhalts dieser Bekenntnisschriften unleugbar zu den wesentlichsten „Einrichtungen und Gebräuchen" der protestantischen Kirchen, die unter dem Schutz des § 166 des Strafgesetzbuches stehen. Durch dasselbe Gesetz also wird einerseits die Amtstätigkeit des protestantischen Geistlichen geschützt und andererseits zugleich die Kritik, die er pflichtmäßig kraft seines Amtes und nach der Norm seiner Bekenntnisschriften an katholischen Lehren und Einrichtungen übt, für straffällig erklärt!

Der Schutz, den der Staat durch den § 166 den Einrichtungen und indirekt den Lehren der katholischen Kirche angedeihen läßt (sogar das Unfehlbarkeitsdogma ist durch reichsgerichtliche Entscheidung vom 28. Juni 1883 unter den Schutz des § 166 gestellt worden, obgleich bei Abfassung des letzteren noch niemand an jenes Dogma gedacht hatte!) erscheint nun aber um so unbegreiflicher, wenn wir weiter erwägen, daß unter den Einrichtungen der katholischen Kirche sich nicht wenige finden, die nicht bloß mit den Grundsätzen und Bekenntnisschriften der protestantischen Kirche, sondern auch mit den Rechtsgrundsätzen, ja mit den Prinzipien und Fundamenten des modernen Staates in augenfälligem Widerspruch stehen. In der Bulle „Unam sanctam" des Papstes Bonifazius VIII. vom Jahr 1302 steht folgender Satz: „Wer

Digitized by Google

leugnet, daß sich das weltliche Schwert in der Gewalt des Papstes befindet, der mißachtet das Wort des Herrn (zu Petrus): ‚Stecke dein Schwert in die Scheide!' Beide befinden sich sonach in der Gewalt der Kirche, das geistliche und das weltliche Schwert. Aber dieses ist für die Kirche, jenes aber von ihr zu führen; jenes von dem Priester, dieses von der Hand der Könige und ihrer Krieger, jedoch nach dem Wink und der Zulassung des Priesters. Es muß aber das eine Schwert unter dem anderen und die weltliche Autorität der geistlichen unterworfen sein. Denn die geistliche Gewalt hat die irdische einzusetzen und, sofern sie schlecht wurde, zu richten. Demnach erklären und verkünden wir, daß die Unterwerfung unter den Bischof von Rom für jedes menschliche Geschöpf unbedingt zur Seligkeit notwendig ist." Diese Bulle ist niemals aufgehoben worden und kann nicht aufgehoben werden, da ihrem Urheber durch die vatikanische Konstitution von 1870 die Unfehlbarkeit zugesprochen worden ist. Nach ihr ist also die katholische Einrichtung des Papsttums noch heutigen Tages in den Augen jedes strenggläubigen Katholiken mit der göttlichen Vollmacht ausgestattet, häretische oder der Kirche nicht gefügige Fürsten abzusetzen. So sagt auch der spanische Morallehrer Suarez in der Defensio fidei catholicae (1623, neu herausgegeben 1882): „Daß der Papst aus vielen Gründen die Fürsten mit weltlichen Strafen bändigen und strafen kann, ist ebenso sicher, als es sicher ist, daß die Kirche, was Glauben und Sitten anbelangt, nicht irren kann." Ferner gehört die Inquisition und kriminelle Verfolgung der Häretiker bekanntlich seit Inocenz III. zu den legitimen Einrichtungen der katholischen Kirche. Auch diese ist sowenig jemals prinzipiell aufgegeben worden, daß sie vielmehr in dem bekannten Syllabus des Papstes Pio IX. unter ausdrücklicher Verdammung der modernen Grundsätze der religiösen Duldung behauptet wird, und erst vor kurzem hat der römische Kirchenrechtslehrer Marianus de Luca in seinen Vorlesungen über kanonisches Recht (1898) den Satz ausgeführt, daß der Kirche als einer vollkommenen Gesellschaft das Recht des Schwertes zukomme, „obschon sie dieses ihr sicherstes Recht durch die weltlichen Fürsten ausübt, deren Behörden ohne Untersuchung und Beurteilung des Falles die ihnen von den Inquisitoren übergebenen Ketzer töten müssen." Daß die katholische Kirche gegenwärtig durch die Verfassung des modernen Rechtsstaates an der praktischen Durchführung dieses Grundsatzes behindert ist, ändert gar nichts an der Tatsache, daß sie den Anspruch auf das Recht krimineller

Digitized by Google

Verfolgung der Häretiker erhebt und demgemäß nach Herbeiführung einer solchen Herrschaft über den Staat streben muß, wodurch ihr die praktische Durchführung jenes Anspruches wieder ermöglicht werden soll. Einen Vorschmack des vom Ultramontanismus auch bei uns angestrebten Kirchenideales erleben wir schon jetzt in Österreich, wo der katholische Klerus ernstlich den Arm der Obrigkeit anruft zur Unterdrückung der Übertritte zum Protestantismus und der Bildung evangelischer Pfarrgemeinden. Da wo sich der Katholizismus in der Minderheit befindet, stellt er natürlich dieses letzte Ziel einer völligen Unterwerfung der staatlichen Macht unter die Prinzipien des kanonischen Rechts noch zurück und begnügt sich vorläufig damit, seinen Einrichtungen auch bei den Nichtkatholiken einer paritätischen Bevölkerung durch einen mehr oder weniger terroristisch geübten sozialen Druck Geltung und Respekt zu verschaffen. Man erinnert sich der häufigen Fälle, wo in paritätischen Gegenden Protestanten zur Beteiligung an dem katholischen Kirchenfest der Fronleichnamsprozession mindestens in der Form der Dekorierung ihrer Häuser genötigt werden; oder auch an die nicht seltenen Fälle, wo eine ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung und folglich ohne katholisch-kirchliche Trauung eingegangene Mischehe vom Priester öffentlich als ein unsittliches Verhältnis und Konkubinat gebrandmarkt wurde, mit völliger Ignorierung der Staatsgesetze, nach denen jede standesamtlich geschlossene Ehe auch ohne alle kirchliche Trauung für legitim zu gelten hat.

Soll nun der Staat alle solche Herrschaftsbestrebungen und Äußerungen der Unduldsamkeit in Wort und Tat um deswillen, weil sie unleugbar aus den Einrichtungen der katholischen Kirche sich folgerichtig ergeben, ruhig und ohne jeden lauten Protest gewähren lassen, so gibt er damit die Autorität seiner Gesetze, die Rechte seiner akatholischen Bürger, ja überhaupt seine staatliche Souveränität preis. Wird hingegen den Äußerungen kirchlicher Herrschsucht und Unduldsamkeit ein Widerstand entgegengesetzt, so erhebt sich alsbald die Klage über Unterdrückung der Freiheit der Kirche und Beschimpfung ihrer Einrichtungen. Da diese Klage jederzeit einen Stützpunkt an § 166 findet, so sind wir deutschen Reichsbürger in der unerhörten Lage, durch das Staatsgesetz selbst gehindert zu sein an nachdrücklicher Verteidigung eben der Rechte, die zu den Grundlagen des modernen Rechtsstaates gehören, deren Verneinung ein Grundsatz der katholischen Kirche, deren energische Behauptung aber eine Selbsterhaltungspflicht des Staates ist. Daß

Digitized by Google

das ein widerspruchsvoller, vernunftwidriger und unhaltbarer Zustand ist, leuchtet wol jedem ein.

Man sagt, daß der § 166 dazu dienen solle, den konfessionellen Frieden zu erhalten. Gewiß ein berechtigter Zweck für den paritätischen Staat. Nur fragt sich's, ob dazu ein Strafgesetzparagraph das richtige Mittel sei. Die bisherige Erfahrung spricht gewiß nicht dafür. Wo einmal religiöse Gegensätze vorhanden sind, da läßt sich der Friede nicht durch ein Strafgesetz, das der Kritik den Mund verschließt, erzwingen. Im Gegenteil werden religiöse Kämpfe dadurch nur verschärft und verbittert, wenn das freie Wort durch staatlichen Zwang gehemmt wird. Die katholische Kirche freilich findet dies ganz in der Ordnung, sie hat ja von jeher die zwingende und strafende Gewalt als bequemstes Mittel zur Überwindung der Ketzer betrachtet und überall, wo sie konnte, ausgiebigsten Gebrauch davon gemacht, bekennt sich auch, wie oben bemerkt wurde, noch heute ausdrücklich zu diesem Grundsatz. Aber die evangelische Kirche kämpft mit den geistigen Waffen des Wortes und vertraut auf die siegreiche Macht der Wahrheit. Darauf beruhte von Anfang an ihre Stärke, und diese siegreiche Waffe darf sie sich auch nicht um den Preis eines problematischen staatlichen Schutzes entwinden lassen. Als einst der Kurfürst von Sachsen den unter Reichsacht stehenden Luther aus Sorge um dessen persönliche Sicherheit nicht wollte von der Wartburg nach Wittenberg zurückkehren lassen, schrieb ihm der kühne Reformator: „Ew. Kurfürstliche Gnaden möge wissen, daß ich gen Wittenberg komme in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich habe auch nicht im Sinn, von Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle Ew. Kurf. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert retten oder helfen, Gott muß hie allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zutun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen. Und weil Ew. Kurf. Gnaden zu wissen begehrt, was sie tun soll in diesen Sachen (dem Auftreten der Schwarmgeister und Bilderstürmer in Wittenberg), so antworte ich untertäniglich: Ew. Kurf. Gnaden hat schon allzuviel getan und sollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Kurf. Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm selbst gelassen haben und keinem anderen; da mag sich Ew. Kurf. Gnaden nach richten." So nur auf Gott und nicht auf Fürstenmacht vertrauend ist Luther trotz Kirchenbann und Reichsacht nach Wittenberg zurückgekehrt und hat durch die

Digitized by Google

bloße Macht seines Wortes die hochgehenden Wogen der von den Schwarmgeistern erregten Unruhen in einigen Tagen wieder gebändigt.

Auch heutigen Tages glaubt die evangelische Kirche sich nicht bloß ihrer katholischen Gegner, sondern auch der Schwarmgeister, der radikalen Kirchen- und Religionsfeinde zur Linken, viel besser ohne als mittelst des staatlichen Strafgesetzes erwehren zu können. Denn solange diesen letzteren durch das Strafgesetz der Mund verschlossen ist, werden sie sich schwerlich von der Wahrheit der christlichen Religion und dem Wert der Kirche überzeugen; sie behalten vielmehr ihren radikalen Unglauben für sich und verbreiten ihn in der Stille weiter. Würde man sie hingegen ungehindert durch Strafgesetze aussprechen lassen, was sie nun einmal denken, so würden die Geister aufeinanderplatzen und es gäbe einen ehrlichen und frischen Krieg mit geistigen Waffen, bei dem zuletzt der christliche Gottesglaube so gewiß siegreich bliebe, wie er es noch immer geblieben ist. Aus verstockten und verbissenen Kirchenfeinden und Gottesleugnern würden zunächst zwar offene Feinde werden, die wohl durch törichte Worte blinder Leidenschaft manches empfindliche Ohr verletzen könnten; aber bald würde im ehrlichen Kampf um die Wahrheit die Leidenschaft der Vernunft weichen, die Verstockten und Verbitterten würden für Belehrung und freundliche Verständigung zugänglich werden, und zuletzt würden aus blinden Feinden viele überzeugte Freunde und Bekenner der christlichen Wahrheit werden. Es ist ein großer und verhängnisvoller Irrtum der kleinmütigen und ruhebedürftigen Seelen, zu meinen, daß der Kampf um die religiöse Wahrheit ein unbedingtes und mit allen Mitteln zu vermeidendes Übel sei. Wie er unter Umständen unvermeidlich ist, so kann er auch ein sehr heilsames Mittel werden, um die trägen Geister zu beleben, in den Gleichgültigen den Sinn für den Wert der religiös-sittlichen Güter zu erwecken, die Leichtsinnigen zu ernster Selbstbesinnung und die Zaghaften zu mannhafter Tatkraft aufzurütteln. Wenn verkehrte Meinungen im Volke grassieren, ist wenig damit geholfen, daß man sie durch Gewaltmittel zurückdrängt, so daß sie im stillen weiter wuchern und den Organismus vergiften und untergraben; viel zweckdienlicher ist's, man läßt sie in der Weise sich äußern, daß die gesunde Vernunft sich gegen sie Gehör und Geltung verschaffen kann, wie dies bei allen mit geistigen Waffen geführten Kämpfen doch zuletzt immer zu erwarten ist.

Also nicht darin wird die Aufgabe der staatlichen Gesetzgebung

Digitized by Google

zu bestehen haben, daß sie religiöse Kämpfe um jeden Preis verhüten und durch Strafgesetze der gegenseitigen Kritik den Mund verschließen sollte — davon wird jedenfalls die evangelische Kirche nie und nimmer Gewinn, sondern nur mannigfachen Schaden haben. Wohl aber hat der Staat dafür Sorge zu tragen, daß religiöse Kämpfe nie mit anderen als mit den geistigen Waffen des Wortes ausgefochten werden. Denn wo an die Stelle der freien, an Vernunft und Gewissen der Hörer sich wendenden Rede die rohe Kraft der Fäuste, Knüttel und Bierkrüge einer fanatisierten Menge tritt, da muß die gesunde Vernunft verstummen und wird die höchste Wahrheit der niedersten Brutalität unterliegen. So wenig also der Staat direkt durch Zwangsmittel der religiösen Wahrheit zum Sieg verhelfen kann und darf — er müßte ja dazu ein unfehlbares Organ haben, das entscheiden würde, worin allemal die allein berechtigte Wahrheit bestehe! — so gewiß kann und soll er ihr indirekt dadurch den wertvollsten Dienst leisten, daß er ihrer autonomen Selbstbehauptung freie Bahn schafft durch Niederhaltung und Zügelung der rohen, gewalttätigen Instinkte der Leidenschaft, die von Vernunft und Recht, Moral und Religion gleichweit entfernt sind. Wie bei Wettkämpfen jeder Art Schiedsrichter vorhanden zu sein pflegen, die darüber zu wachen haben, daß keiner der Wettkämpfer durch ungünstige Umstände benachteiligt werde und daß von allen Beteiligten die ordentlichen Regeln des Kampfes redlich innegehalten werden: so hat der Staat bei den geistigen Kämpfen seiner Bürger die Rolle des unparteiischen Schiedsrichters zu spielen, der nicht selbst in den Kampf eingreift, nicht irgend einer Partei zum Siege verhilft, indem er die andere wehrlos macht durch Zwang und Strafe, sondern der lediglich darüber zu wachen hat, daß gleiches Recht für alle gelte und daß jeder Teil alle seine geistigen Kräfte ungehemmt entfalten könne.

Hiernach hat der Staat nicht bloß die private Gewissensfreiheit jedes Bürgers unbedingt zu achten, sondern auch die gemeinsame Ausübung jeder religiösen Überzeugung (sofern sie nicht gegen die gemeine bürgerliche Moral verstößt) in einer Vereinigung von Gleichgesinnten zu dulden und zu schützen. Er schützt also mit vollem Recht durch Strafdrohungen (§ 167) jede Religionsgesellschaft vor Störung ihrer gottesdienstlichen Versammlungen durch mutwilligen Unfug. Er stellt ferner unter den Schutz der allgemein gültigen Rechtsordnung das rechtmäßig erworbene Eigentum der Religionsgenossenschaften, dessen sie für die Zwecke der regelmäßigen Ausübung des Kultus bedürfen. Zu der vom Staat zu achtenden

Digitized by Google

freien Religionsübung gehört auch die religiöse Kindererziehung; daß diese innerhalb jeder Familie den Eltern unbehelligt anheimzustellen ist, versteht sich von selbst. Schwierig ist aber die Frage der religiösen Erziehung durch die Schule; da die Schule Staatssache ist und ihr gesamter Unterricht vom Staat gesetzlich geregelt wird, so scheint der Staat auch den Religionsunterricht als einen besonderen Teil des allgemeinen Schulunterrichts regeln zu dürfen. Andererseits aber erheben sowohl die einzelnen Religionsgesellschaften als auch die Familien den berechtigten Anspruch, die religiöse Erziehung der ihnen zugehörigen Kinder nach eigenem Ermessen zu bestimmen und nicht der uniformirenden Regelung durch den Staat zu überlassen. Wie dieser Konflikt der verschiedenen berechtigten Ansprüche und Interessen bei der religiösen Erziehung der Jugend zu lösen sei, das ist eine sehr schwierige Frage, die zwar unter das vorausgestellte Thema gehört, zu deren Besprechung aber hier kein Raum mehr bleibt; vielleicht kommen wir ein andermal darauf zurück.

Ich fasse das Ergebnis zusammen in den Satz, dem, wie ich glaube, viele meiner deutschen Mitbürger zustimmen dürften: Der § 166 ist so bald wie möglich aus dem deutschen Strafgesetzbuche zu streichen: denn 1) läßt er durch seine unbestimmte und vieldeutige Formulierung dem subjektiven Ermessen der Richter zu vielen Spielraum und verursacht dadurch eine bedenkliche Unsicherheit der Rechtsprechung; 2) führt seine Anwendung bei konfessionellen Streitigkeiten unvermeidlich zu inneren Widersprüchen, indem der Schutz der Einrichtungen der einen Kirche nicht ohne Schädigung der ebenfalls unter Schutz gestellten Einrichtungen der anderen möglich ist; 3) widerspricht die Anwendung von Zwang in religiösen Dingen überhaupt sowohl dem Wesen des modernen Rechtsstaates als auch den Grundsätzen evangelischer Gewissensfreiheit; 4) wird der Zweck, religiöse Kämpfe zu unterdrücken, durch das Strafgesetz nicht nur nicht erreicht, sondern diese Kämpfe werden dadurch noch verschärft und vergiftet; und 5) wird dadurch die Religion des Volkes nicht, wie der Staat doch wünscht, erhalten und gefördert, sondern sie wird vielmehr in ihrem innersten Wesen als Sache freier Überzeugung schwer geschädigt. Aus allen diesen Gründen scheint es mir heute an der Zeit zu sein, daß den gesetzgebenden Instanzen des deutschen Reiches jene Mahnung ans Herz gelegt werde, die Luther in den oben zitierten Worten an seinen Kurfürsten gerichtet hat.

Digitized by Google

Emanuel Geibels politisch-patriotische Dichtung.

Von Berthold Litzmann.

I.

Wilhelm Scherer hat in der schönen Gedächtnisrede, die er 1884, bei der vom Verein Berliner Presse, veranstalteten Gedächtnisfeier gehalten hat, auf Geibel jene Verse angewandt, die dieser einst Uhland als Grablied gesungen:

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied getreu von allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.

Wie stand in seinem keuschen Psalter,
Im jüngern Schwarm er, stolz und schlicht!
Ein Meister und ein Held wie Walter,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

Wohl größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blühn.

Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der, so wie er unwandelbar
Ein Spiegel vaterländscher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war.

Jedes dieser, und der folgenden Worte, wo es vom Munde des Sängers heißt: „Draus nie ein Spruch geflossen, der seines Volks nicht würdig war," mit der Mahnung: „So treu und deutsch zu sein wie Er" ist ebenso, ja in noch höherem Grade, als auf Uhland, auf Geibel selbst anwendbar. Uhland war das Vorbild, nach dem Geibel sich bildete, aber er selbst hat erst die Züge, die er an Uhland, als eines Herolds deutschen Ehren, verehrte und rühmte, in sich zu einer harmonischen Lebensanschauung vereinigt, und in harmonischer Lebensarbeit betätigt. Uhland in früher Jugend Tagen in das Morgenrot des Völkerfrühlings aufjubelnd, wie die Lerche, in Liedern, die noch heute nachklingen, war im trüben Dunst der Enttäuschungen des Tages, noch vor Mittag verstummt, hatte tapfer auf dem Boden

Digitized by Google

der engsten schwäbischen Heimat, für Freiheit und Recht gekämpft, und sich die Seele wund gerungen im Kampf mit kleinen Menschen und Verhältnissen. Und das edle Herz, das so heiß für Deutschlands Größe geschlagen, war schließlich, in stummem Groll und was schlimmer ist, in Verbitterung verblutet. So war er in den Stürmen des Jahres 1848, zum aufrichtigen Schmerz seiner Verehrer lauter und treu auch hier bis zum letzten, doch der Aufgabe, die da dem Dichter, als Priester und Seher, der über kleinlichem Parteiwesen schwebt, winkte nicht gewachsen gewesen. Was dem Dichter die deutsche Gegenwart versagte, hatte der Mann der Wissenschaft gesucht und gefunden, in der deutschen Vergangenheit; und hier wo keine Landesgrenze und keine Partei, ihm den freien Blick hemmte, hat der Gelehrte das Werk seines Lebens, das er als Dichter begonnen, schön und würdig, innerer Befriedigung voll gekrönt.

Geibel aber hat als glücklicheres Temperament, in glücklicherer Lebensführung, aus sonst verwandter Grundstimmung heraus, rein, und wenn auch nicht ohne Kämpfe, doch siegreich die Aufgabe als Dichter gelöst, die sich Uhland versagte.

Seine Herkunft, der Boden, auf dem er aufwuchs, die Grundlagen einer den sittlichen Menschen, den gläubigen Christen, den von glühender Liebe zum Vaterland beseelten Deutschen, als Lebensideal zusammenfassenden Weltanschauung, welche er dem Elternhaus verdankte, befähigten ihn allerdings vor allen, in einer Zeit, wo gerade die berufenen geistigen Führer durch Kleingläubigkeit auf der einen, und engherzigen Fanatismus auf der andern Seite, sich versündigten, das versöhnende, das einigende, das aufrüttelnde Wort zu sprechen, in dem Rechts und Links, und Nord und Süd sich zusammenfinden konnten.

Im Weinmonde des Jahres, da man 1815
Schrieb und des Leipziger Sieges Feier zum andern beging,
Ward ich geboren zur Welt in mitternächtiger Stunde.
Klar durchs Fenstergewölb' blickten die Sterne herein!
Froh des Gottesgeschenks empfing mich die liebende Mutter,
Und im stillen Gebet hielt mich der Vater empor.
Während die Glocke vom Turm zu St. Marien mit zwölffach
Dröhnendem Schlag den Beginn grüßte des festlichen Tags."

So berichtet Geibel selbst im Buch Elegien und bringt zugleich in die Seele des Lesers den Grundton, auf den dieses glückliche Dichterleben gestimmt war: Festfreude und tiefer Ernst, Heimatsgefühl, das mit gleicher Innigkeit den Ringbann der vaterstädtischen

Digitized by Google

Mauern und das ganze Vaterland umfaßt, und der freundliche Wiederschein einer glücklichen Häuslichkeit. Alle diese Töne haben ihn sein Lebelang begleitet, und im Wechsel der Schicksale seinem Leben den einheitlichen Klang gegeben. Mit, und ohne Bild gesprochen: dieselben Glocken von St. Marien zu Lübeck, die den Anbruch des 18. Oktober 1815 über der Wiege des Kindes verkündeten, haben in der Frühstunde des 6. April 1884 — am Palmsonntagmorgen — ihren Klang gesendet in das Sterbezimmer des müden Dichters. Im Bann der Mauern der geliebten Vaterstadt hat der Vielgewanderte und Vielgeprüfte sein Leben beschlossen, und hat das Glück, das ihm gerade diese Lebensführung bereitete, oft und beredt gepriesen. Er, der in der Ferne mit andern Hoffnungen, die geliebte Frau begraben hatte, und der, als er heimkehrte, ein schwerkranker Mann war, hat damals — 1869 — in diesem Heimatsgefühl, und in dem unerschütterlichen Glauben an die Verwirklichung der Träume seiner Jugend, sich wiedergefunden und hat die Summe seines Lebens dann in den Spätherbstblättern noch ausklingen lassen können im vollklingenden Akkord:

Doch nicht in klagenden Akkorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag.

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich,
Und legt' auf eines Enkel Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Auch hier sehen wir das innige Verschmelzen von Familiensinn, Heimatgefühl und Vaterlandsliebe; aus dem Familiensinn wachsen die anderen hervor, und führen immer wieder zu dieser Wurzel zurück.

Wir dürfen aber als Charakter bildenden äußeren Faktor nicht den wichtigsten vergessen. Die Zeit, in die er hineingeboren war, und der Boden, auf dem er aufwuchs. So wie der Tag seiner Geburt ihn bei jeder Wiederkehr mahnte, an die große Völkerschlacht, so sah er sich im Haus und draußen, wohin er Auge und Ohr wandte, umflutet von einer Fülle von Erinnerungen an eine große Vergangenheit. Die sittliche Tüchtigkeit, der trotzige Mannesmut und der Aufschwung der Begeisterung, welchen Deutschland in den Jahren der Napoleonischen Herrschaft und Befreiung, in rührenden und erhebenden Beispielen an den Tag

Digitized by Google

gelegt, lebte noch fort in lebendigstem Gedächtnis. Kleine Züge von Pflichttreue, Aufopferungsfähigkeit waren noch in aller Munde; und die Männer und Frauen, von denen sie erzählt wurden, wandelten noch in frischer Kraft, als leuchtende Vorbilder, unter der nachgeborenen Jugend. Und Geibel hatte das Glück, daß die Gestalt seines eigenen Vaters unter ihnen noch um Haupteslänge hervorragte.

Diese Erinnerungen aber waren kein weiches Ruhelager für müßiges Träumen. Der Druck der Reaktion, der in den meisten Staaten des übrigen Deutschland so schwer auf den Gemütern lastete und sie der Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft nicht froh werden ließ, war zwar in dem kleinen republikanischen Gemeinwesen an der Trave nicht unmittelbar zu spüren. Aber der kleine und kleinmütige Geist, in dem die Geschicke des gemeinsamen großen Vaterlandes gelenkt wurden, durch jene „Fürstenrät und Hofmarschälle, Mit trübem Stern auf kalter Brust" — der ward auch hier als eignes Leid empfunden. Und wenn Wirrungen und Irrungen des Parteigetriebes ihnen erspart blieben, so konnten sie um so fester das allen gemeinsame Ideal als Ziel des Weges, das erreicht werden mußte, im Auge halten.

Jene zornige Apostrophe, die Uhland am 18. Oktober 1816 an die Volksgenossen richtete, die so ergreifend den Schmerz des Patrioten über kleine Menschen nach großer Zeit aussprach:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Vom heilgen Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt."

sie begegnete hier im Norden vielleicht einem tiefern Verständnis als in Uhlands eigner Heimat. Vor allem das Schlußwort:

„Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört ich manches Herz."

war in seinem tröstlichen Ausblick grade auf die Bewohner der äußersten Nordmark anwendbar. Sie selbst waren frei, und auch im ganzen behaglichen Wohlstands froh, aber hart vor den Toren der Stadt, hatten sie ein redendes Beispiel der trostlosen Schwäche

Digitized by Google

des eignen Volkes und der willkürlichen Übergriffe fremder Gewalthaber. In diesen Jahrzehnten begann der Kampf der Holsteiner und Schleswiger um ihr Recht wider die Krone Dänemarks, und als erstes Opfer fiel der mannhafte Landvogt von Sylt Uwe Jens Lornsen. Und gerade in Lübeck weckte dieser Übermut Erinnerungen auf, die das Herz mit Zorn und Scham erfüllten, Erinnerungen an die Blütezeit der Hansa, wo die Flagge von Lübeck von zahlreichen stolzen Orlochsschiffen wehte, und wo in der Ostsee Lübeck die Herrscherin war.

All die stolzen und schönen Bauten, die noch heut eine Zierde der Stadt sind, sie mahnten bitter an die einstige Machtstellung, die durch Schwäche und Uneinigkeit verscherzt worden war. Sie waren ein ewiger Pfahl im Fleische. Selbst beim fröhlichen Festtrank im altehrwürdigen Ratskeller warf die Erinnerung an die große Vergangenheit bittere Tropfen in den Feuerwein der Herren von Lübeck; denn der Tisch; an dem sie saßen, war „aus unseres letzten Kriegsschiffs Planken" und die Namen und Gestalten der Vorzeit drängten sich unwillkürlich ins Gespräch des Tages.

Aus diesem erinnerungsreichen Boden keimte auch für Geibel ein Vaterlandsgefühl, das mit leidenschaftlicher Innigkeit und Zähigkeit einen ungewöhnlich ausgeprägten Lübeckschen Partikularismus im besten Sinne, mit einem ebenso starken allgemein deutschen Nationalbewußtsein und Nationalstolz vereinigte. In dieser Beziehung ist besonders charakteristisch ein Gedicht des 29jährigen „Lübecks Bedrängnis", das er als „Ruf von der Trave", 1844 als fliegendes Blatt drucken ließ. Es handelte sich damals um den Anschluß Lübecks an die Eisenbahn nach Süden — allerdings eine Lebensfrage für die ohnehin um ihre Existenz schwer kämpfende Handelsstadt. Die dänische Regierung aber verweigerte die Durchführung durch Lauenburgisches Gebiet und bekundete dadurch deutlich die Absicht Lübeck wirtschaftlich tot zu machen. Die bedrängte Stadt wandte sich an den deutschen Bund um Hilfe, selbstverständlich vergebens.

Da ergriff Geibel das Wort:

„Nun reich, o Muse, den Pokal,
Doch laß von hellem Zorn ihn schäumen!
Ein Lied gib, das wie Blitzesstrahl,
Die Schläfer schreck' aus ihren Träumen!
Wie Ruf der Glocke zu Gefahr,
Erschall es weit im deutschen Lande;
Es gilt der Stadt, die mich gebar,
Der Mutter die man schlägt in Bande!

Digitized by Google

Wie steigst, o Lübeck, du herauf
In alter Pracht vor meinen Sinnen
An des beflaggten Stromes Lauf,
Mit stolzen Türmen, schart'gen Zinnen!
Dort war's, wo deiner Erker Zahl
Der Hansa Boten wartend zählten,
Dort wo die Väter hoch im Saal
Ein Haupt für leere Kronen wählten.

Denn eine Fürstin standest du,
Der Markt war dein, und dein die Wege,
Du führtest reich dem Süden zu,
Was nur gedieh in Nordens Pflege.
Es bot dir Norweg seinen Zoll,
Der Schwede bog sein Haupt, der Däne,
Wenn deine Schiffe segelvoll
Vorüberfloh'n, des Meeres Schwäne ....

Du zahlst es spät uns heim fürwahr,
O Dänemark, mit bitterm Leide,
Daß einst vor uns dein Waldemar
Erzittert' auf Bornhöved's Heide;
Daß er, der kaum noch trunk'nen Muts
Geprunkt im Schwarm der Bogenspanner,
Auf flücht'gem Renner, wund, voll Bluts,
Heimsprengte nach verlornem Banner."

„Du warst uns ewig feind" ruft er, nun zur Gegenwart übergehend,

„Und magst du Bündner auch dich wähnen;
Von Herzen hast du's nie gemeint.
Es taugt der Deutsche nicht zum Dänen."

Er erinnert an die letzte feindliche Berührung mit den Dänen im Napoleonischen Kriege:

„Da ward des alten Haders Glut,
Die kaum erloschne, neu entzündet.
Wir aber stürzten zornentfacht
Zur Fahne bei der Trommel Dröhnen;
Es tauft' als Priestrin uns die Schlacht,
Mit Blut zu Deutschlands freien Söhnen.

Bei dieser Weihe, die uns ward,
Und bei dem Geiste, den wir tragen,
Der heute noch so deutscher Art,
Sich rühmt, wie in der Väter Tagen,
Bei jenem Band, das Pfeilen gleich
Umwindet alle deine Stämme,
O hör' uns rufen, Deutsches Reich.
Und unf'res Feindes Trutzen dämme!

Digitized by Google

Noch eines andern Bekenntnisses sei hier vorgreifend gedacht, das gleichfalls, späterer Zeit entstammend, gerade diese Grundlagen seines Daseins betont:

„Seit zum Jüngling ich erstand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör' ich, Vaterland,
Wie das Blatt dem Baume,
Meines Lebens Eigenbild
Hast du mir gegeben
Und aus deiner Wurzel quillt
Fort und fort mein Leben."

Die Vaterlandslyrik der dreißiger und vierziger Jahre hat, mit wenigen Ausnahmen, einen demokratischen Charakter, und zugleich eine Neigung, wo liberale Interessen und vaterländische in Konflikt geraten, das Vaterland der Partei zu opfern. Und wenn Freiligrath 1840 die Elegie auf den Tod des Generals Diego Leon mit den Worten schloß: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei," so trumpfte nicht nur dagegen unter donnerndem Beifall Georg Herwegh auf: „Und meinen Lorbeer flechte die Partei," und der Frankfurter Theodor Creizenach, sekundierte ihm im Schulmeisterton:

„Es kann der Mensch, was er auch sei, und was er auch beginne
Auf keiner bessern Warte stehn, als auf der Freiheit Zinne."

sondern Freiligrath selbst ward dadurch an sich selber irre gemacht schlug plötzlich um, und stellte seine Leier in den Dienst des revolutionären Radikalismus. Hoffmann von Fallersleben, der 1840 auf dem Felsen von Helgoland aus tiefer voller Brust in seinem Gedicht: „Deutschland, Deutschland über alles," einen Ton vaterländischer Begeisterung gefunden, der noch heute in jedem Deutschen das Herz aufrührt, versank fast gleichzeitig in seinen unpolitischen Liedern auf das Niveau des in revolutionären Schlagworten sich berauschenden Parteifanatismus, wenn er auch nie sich zu jenen hündischen Besudelungen des Vaterlandes verleiten ließ, mit denen der Chor seiner Parteigenossen nach Heines und Börnes Vorbild sich brüstete. Aber ein Mann, der wie der junge Franz Dingelstedt in den „Liedern eines Nachtwächters," mit scharfem, schneidendem Hohn und Spott das herrschende System an den Pranger stellte und zugleich gegen jene Vaterlandslosigkeit Front machte, gehörte zu den Seltenheiten. Denn die literarischen Tonangeber verziehen, war die liberale Gesinnung nur waschecht,

Digitized by Google

und in diesem Punkt der Charakter erprobt, alle andern Mängel, leicht und gern.

Und gerade Heine, der selbst zur Zeit der Julirevolution mit dem blutigen Lorbeer des Dichters der Revolution geliebäugelt, mußte nun zu seinem Ärger erfahren, daß der talentlose Schreier, der nicht rechts und nicht links aus dem Gleise der Partei wich, schwerer in die Wage fiel, als er in dem ganzen Reichtum seiner Genialität und Charakterlosigkeit. „Kein Talent, doch ein Charakter!"

Es gehörte auch in Kreisen selbständig denkender Schriftsteller zum guten Ton, nicht nur liberal zu sein, sondern auch liberal zu dichten.

Daher war es auch ein unerhörtes Wunder und wirklich ein Zeichen von persönlichem Mut, weil er seinen ganzen dichterischen Ruf aufs Spiel setzte, wenn der junge Graf Moritz von Strachwitz in den „Liedern eines Erwachenden" vom Standpunkt des adligen Kavaliers „Ein Wort für den Zweikampf" sprach:

„Wem je im Grimm, wem je im Groll
Die blaue Stirnenader schwoll,
Wem je das Aug' in Wut geflammt,
Wem je den Arm der Mut gestrammt,

Wer je ein Schwert mit Händen griff,
Wem je ein Schwert im Hiebe pfiff,
Wer je der Klinge fest und traut
Ins zorn'ge blaue Aug' geschaut:

Der nimmt den Streich und rächt ihn gleich
Und gält es Erd und Himmelreich;
Für scharfes Wort den scharfen Stahl,
Und gält es Fluch und Höllenqual,"

oder wenn er den: „Männern des ewigen Nein" zurief:

„Ihr rüttelt an dem Königspalast
Mit unverdrossenem Mute,
Ihr baut ein neues Haus mit Hast
Und schreit zum Kitt nach Blute,

Doch ist es fertig das neue Haus
Nach manchem sauren Tage,
Der Bonaparte bleibt nicht aus,
Der's stürzt mit einem Schlage.

Die Arme gekreuzt, gewaltig und stumm,
So wird er vor euch stehen,
Ihr aber ziehet den Buckel krumm
Und traget seine Livreen.

Digitized by Google

Und schlachten laßt ihr euch gern und froh,
Mit dienstergebener Miene,
Und denket, besser in Waterloo,
Als unter der Guillotine;

— So kommt's, ihr Männer des ewigen Nein
So kommt's, ihr Tyrannenvertreiber,
Es wird eine Zeit der Helden sein,
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber,

Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlingen ineinander,
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander."

Oder wenn er das Vaterland selbst beschwört:

„Land des Rechtes,
Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land du bist dem Tode nah,
Sieh dich um, Germania!"

Wenn er warnend ruft:

„Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube,
Immer: nein! und nimmer: ja!
Sage ja! Germania!"

Wenn er mahnt zu beten:

„Daß sich Fürst und Volk vertraue
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat dich verführe,
Und dich dann septembrisiere.
Denn die Marats sind schon da!
Wahre dich, Germania!"

so waren diese Hiebe, so weit sie der linken Seite gelten, eine Verwegenheit ohnegleichen. Denn gegen den jugendlich-schneidigen Heißsporn sprangen die alleinigen Inhaber der unentwegten Gesinnungstüchtigkeit zornig auf, wie ein Mann.

In diese tobende Welt und den Hader der Parteien brachte Geibels vaterländische Dichtung einen neuen Klang. Er kam nicht als Bannerträger des unfehlbaren Liberalismus, noch weniger aber als zorniger Heißsporn und Rufer im Streit wie Strachwitz, sondern

Digitized by Google

er griff die Fahne auf, die sein bisheriger Freund und Kampfgenosse Freiligrath fallen gelassen, und er hat sie bis an sein Lebensende, furchtlos und treu, mild und kühn zugleich, gegen rechts und links mannhaft verteidigt: „Der Sänger steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei.“

Man hat wohl gesagt, ihm sei das leicht geworden, seiner ganzen Natur nach, die auf harmonischen Ausgleich hindrängte, durch eine tiefe Frömmigkeit, und eine reine Liebe für die Schönheit im höchsten Sinne. Und gewiß ist etwas Wahres daran, und sicher ist auch das, daß durch die Umgebung, in der er aufwuchs, die Vaterlandsliebe ohne Rücksicht auf Partei und Konfession schon in früher Jugend für ihn zu einer sein Denken und Fühlen beherrschenden Macht geworden war, durch die er gegen Lockungen und Gefahren, denen so viele in jener Zeit erlagen, besser gefeit war. Aber schwere innere Kämpfe und Stunden tiefer Verzagtheit sind ihm nicht erspart geblieben, als er im tosenden Kampf der Parteien ganz allein stand, in trostloser Gegenwart. Denn es galt hier, nicht nur gegen Glaubenslosigkeit und Kleinmut und Trägheit und Fanatismus nach außen Krieg zu führen, auch in ihm selber vollzog sich eine Wandlung, mußte sich vollziehen, sollte sein Wort Gehör und Eingang finden in den Herzen.

[Fortsetzung.]

Von der „Individualität“ und ihrem „Rechte“.

Von Theodor Lipps.

Nicht zu allen Zeiten ist die Rede von der Individualität und ihrem Rechte so oft gehört worden, wie in unseren Tagen. Die künstlerische Individualität, so sagen uns Künstler und Nichtkünstler, habe das Recht, ja die Pflicht, schrankenlos sich auszuleben. Andere erklären ganz allgemein, die starke Individualität dürfe und solle rücksichtslos sich selbst zur Geltung bringen.

Die häufige Wiederkehr solcher Wendungen könnte zum

Digitized by Google

Schlusse veranlassen, daß wir in einer an Individualitäten besonders reichen Zeit leben. Vielleicht aber gilt das Umgekehrte. Man pflegt, nach einem bekannten Worte, nicht eben viel zu reden von den Tugenden, die man besitzt. Das Wahrscheinlichste ist: Es geht durch unsere Zeit eine noch ungestillte Sehnsucht nach Individualität.

Das Recht jener Wendungen wird freilich nicht zu bezweifeln sein. In der Tat kann es für die künstlerische Individualität keine Schranke geben. Wir müssen nur fragen: Was ist eine künstlerische Individualität? Und wann ist derjenige, der sich so nennt, ein Künstler? Wann ist er eine Individualität? Wann und wie weit betätigt er sich im gegebenen Falle als das Eine und das Andere, oder wann und wie weit hat er sich als das Eine und das Andere betätigt? Was ist das spezifische Wesen der menschlichen Tätigkeit, die man als „Kunst" bezeichnet? Von der Beantwortung solcher Fragen hängt offenbar der Sinn jener Rede vom „unbedingten Rechte der künstlerischen Individualität" ab. Umgekehrt, solange sie nicht beantwortet sind, hat jene Rede im Grunde keinen Sinn.

Und völlig analog steht es mit dem Satz, der ganz allgemein der starken Individualität das Recht zuerkennt, schrankenlos sich durchzusetzen. Gewiß hat die starke Individualität dieses Recht. Es ist dies vielleicht die selbstverständlichste Sache von der Welt. Aber was ist das, eine starke Individualität? Was ist eine Individualität? Und worin besteht ihre Stärke?

„Individualität" kommt von „Individuum". Und ein Individuum scheint zunächst der Einzelne. Gesetzt, wir blieben dabei stehen, dann wäre das Recht der Individualität das Recht des Einzelnen, und zunächst jedes beliebigen Einzelnen, als Einzelner sich Geltung zu verschaffen. Die Frage wäre nur, wie weit er dazu den Willen und die Macht hat. Es ist klar, daß dies nicht die Meinung sein kann, wenn man ein unbedingtes Recht der Individualität behauptet.

Nehmen wir indessen das „Individuum" zunächst in diesem Sinn. Das Gegenteil des Individuums ist dann das Allgemeine, das Universale; das Gegenteil des „Individualismus", d. h. jenes Standpunktes, der dem Individuum ein unbedingtes Recht zuschreibt, der Universalismus. Für diesen ist das Allgemeine das Erste oder das Höhere, dasjenige, das dem Einzelnen gegenüber

Digitized by Google

Recht hat, das dem Einzelnen erst sein Recht verleiht, dem der Einzelne oder das Einzelne unbedingt untergeordnet ist.

Dieser Gedanke war im mittelalterlichen Universalismus zum herrschenden Grundzug einer umfassenden Welt- und Lebensanschauung geworden. Der Inhalt der Allgemeinbegriffe, das mit den Gattungsbegriffen Gemeinte, kurz das, was dem Einzelnen als ein Allgemeines gegenübersteht, galt diesem Universalismus als das dem Range, vielleicht auch der Zeit nach, Erste.

„Das Gute“, so etwa sagte man, ist vor dem einzelnen Guten, in jedem Falle steht es über ihm. Ebenso steht über dem einzelnen Schönen „das Schöne“ oder die „Idee des Schönen“. Das einzelne Gute ist gut, sofern es an „dem Guten“ teilnimmt. Das einzelne Schöne ist schön durch die Macht und Wirksamkeit der Idee des Schönen.

Man sieht leicht die praktische Bedeutung dieser Lehre. Die Kirche verhält sich zum Einzelnen — nicht wie die Gattung zum Individuum. Aber sie steht ihm doch auch gegenüber als ein Allgemeines, die Einzelnen Umschließendes. Nun, die Kirche hatte für das Mittelalter Recht gegenüber den Einzelnen. Sie hatte über sie ein unbedingtes Herrscherrecht.

Jenem Universalismus stellte sich der „Nominalismus“ entgegen. Das Allgemeine, so sagte er, ist ein bloßes Wort, ein Hauch des Mundes. „Das Gute“ entsteht für mich, indem ich das einzelne Gute in einen einzigen Namen befasse. „Das Schöne“ kommt für mich zu stande, indem ich alles einzelne Schöne der Welt unter den einen Namen „das Schöne“ begreife. In Wirklichkeit besteht nur das einzelne Gute und das einzelne Schöne. So besteht überhaupt in Wirklichkeit nur das Einzelne. Das Einzelne ist das einzig Reale. — Man sieht, der mittelalterliche Nominalismus war „Individualismus“ in dem oben angenommenen Sinne dieses Wortes.

Diesem Individualismus scheinen wir recht geben zu müssen. In der Tat existiert das Gute, soweit wenigstens unsere Erfahrung reicht, nirgends als im Bewußtsein und Wesen der Einzelnen. Es gibt, soweit wir Menschen wissen, in der Welt so viel Gutes, nämlich sittlich Gutes, als es Gutes in den einzelnen sittlichen Menschen gibt, sittliches Bewußtsein, sittliches Wollen, sittliches Handeln. „Das Gute“ außerhalb des einzelnen Guten ist lediglich eine „Idee“, der in der Wirklichkeit nichts entspricht. Es ist ein Phantom, ein leeres Wort.

Ein ebensolches Phantom ist dann notwendig auch die „Kirche“,

Digitized by Google

wenn man nämlich den Anspruch erhebt, mit diesem Worte etwas außerhalb aller Einzelnen Stehendes zu bezeichnen. Das Wort „Kirche" ist der zusammenfassende Ausdruck für eine Vielheit von Menschen, nämlich der Menschen, die der Kirche angehören. Die „Kirche" ist das leerste Wort von der Welt, wenn es etwas anderes als diese Vielheit bezeichnen soll. Vielleicht wendet man ein, auch eine Vielheit von Dingen, — Kirchenbauten, Prachtgewänder u. dgl. — sei im Sinne des Wortes „Kirche" mit eingeschlossen. Aber davon können wir hier absehen. Die „Kirche", an die ich hier denke, ist die lehrende, heilsvermittelnde, befehlende Kirche.

Was etwa heißt dies: „Die Kirche befiehlt"? Ganz gewiß ist derjenige, der den Befehl ausspricht, allemal ein Einzelner. Und indem er ihn ausspricht, gibt er seinen eigenen Willen kund. Freilich dieser Wille stammt nicht aus ihm. Er ist ihm eingeflößt. Aber wodurch? Man antwortet: Durch die Kirche. Die Kirche befiehlt durch ihn oder gibt durch ihn ihren Willen kund. Indessen, wenn ich nun diese „Kirche", die den Willen jenes Einzelnen bestimmt, aufsuche, so stoße ich wiederum auf Einzelne. Und dabei bleibt es, wenn ich weiter und weiter gehe. Ich finde nirgends die „Kirche" außerhalb des Einzelnen. Von Schritt zu Schritt löst sich dieselbe auf in Einzelne. Der Rechtsanspruch der Kirche erweist sich mir als der Rechtsanspruch Einzelner; die Macht der Kirche als die Macht Einzelner oder einer Kaste; oder aber als die Macht lebloser Dinge. Und auch diese sind einzelne. Schließlich gibt sich mir die „Unfehlbarkeit" der Kirche offen kund als die „Unfehlbarkeit" eines Einzelnen.

Für dies Recht der Einzelnen beruft man sich dann freilich vielleicht auf Gott. Man lehrt und herrscht, so sagt man, im Namen Gottes. Aber daß diese Lehren und diese Gebote von Gott stammen, daß die Lehrenden und Herrschenden die berufenen Vermittler der Lehre und der Gebote Gottes sind, dies entscheiden doch eben wiederum diese Lehrenden und Herrschenden. Die Berufung auf Gott ist also nur ein anderes Wort für die Berufung der Lehrenden und Herrschenden auf sich selbst; oder wiederum auf andere Einzelne. Man gibt sich selbst das Recht zum Lehren und Herrschen, oder läßt es sich durch andere geben; und nennt dies göttliches Recht.

Damit ist nichts darüber entschieden, ob das fragliche Recht etwa in der Tat ein göttliches sei. Hier handelt es sich nur darum, wer darüber *entscheidet*, daß er dies sei.

Digitized by Google

Einige setzen wohl auch in diesem Zusammenhang an die Stelle Gottes die „Geschichte". Dies ist ein neues „Universale". Aber dies neue Universale ist eben ein neues Phantom. Die Berufung auf die Geschichte widerlegt nicht, sondern bestätigt den „individualistischen" Standpunkt. Der Hinweis auf die Geschichte ist wiederum der Hinweis auf Einzelne und auf Einzelnes. Er ist der Hinweis auf die einzelnen Menschen, ihr Wollen und Nichtwollen, und der Hinweis auf die Umstände, die zu den Menschen hinzutraten und ihr Wollen und Nichtwollen bestimmten. Auch das Recht und die Macht der Geschichte ist der Rechtsanspruch und die Macht Einzelner; zugleich freilich der Verzicht und die Ohnmacht anderer. Und es ist — nicht das Recht, aber die Macht der Umstände.

Hiermit kann schließlich wiederum jene Berufung auf Gott sich verbinden. Gott walte in der Geschichte. So wird es in der Tat sein. Aber dies heißt doch nicht, daß alles, was geschichtlich geworden ist, gottgewollt sei. Denn dann wäre alles, was zu irgend einer Zeit war oder geschah, gottgewollt, auch das Nichtseinsollende, das Böse oder Schlechte, das Widergöttliche. Alles, was zu irgend einer Zeit besteht, ist ja notwendig historisch geworden. Sondern nur bestimmte Ergebnisse der Geschichte können gottgewollt sein. Aber dann erhebt sich die Frage: Wer entscheidet darüber, *was* von dem historisch Gewordenen und jetzt oder zu irgend einer Zeit Bestehenden gottgewollt sei. Die Antwort kann wiederum nur lauten: Dieser oder jener Einzelne.

Wiederum also widerlegt die Berufung auf Gott nicht den „individualistischen" Standpunkt. Es bleibt ihr zum Trotz dabei: Geschichtliches Recht und geschichtliche Macht ist der Rechtsanspruch und die Macht Einzelner.

In solcher Weise erscheint schließlich alles Recht und alle Macht überhaupt aufgelöst in die Rechtsansprüche und die Macht Einzelner.

Ich sage, das Recht erscheint aufgelöst in *Rechtsansprüche*. In der Tat ist, soviel wir einstweilen sehen, das „Recht" nichts anderes als *Rechtsanspruch*. Der Einzelne hat soviel Recht, als er Recht beansprucht, und die Macht hat, den Anspruch durchzusetzen. Solches ergibt die individualistische Kritik des Universalismus. Und wir mußten dieser zunächst recht geben. Es ist so: Der Universalismus, auf seinen wahren Sinn reduziert, ergibt kein Recht, das etwas anderes wäre, als der Rechtsanspruch

Digitized by Google

und die Macht Einzelner. Auch die Berufung auf Gott und die Geschichte kann daran nichts ändern.

Es ist begreiflich, daß die mittelalterliche Kirche, d. h. die Einzelnen, welche in ihr die Macht hatten, den „Individualismus" verurteilten. Diese Tatsache hat aber nicht verhindert, daß schon im Mittelalter die „individualistische" Lehre des Nominalismus für eine Zeitlang zum Siege kam.

Damit ist ein Prozeß bezeichnet, der in der Geschichte mehrfach sich vollzogen hat, und in Einzelnen immer wiederum sich vollzieht.

Und dies ist wohl verständlich. Es liegt zunächst tief in der menschlichen Natur die Neigung, das Allgemeine, den Inhalt der von den Menschen geschaffenen Allgemeinbegriffe oder zusammenfassenden Begriffe, die „Ideen", zu verdinglichen, d. h. als außerhalb des Einzelnen bestehend, darüber schwebend, das Einzelne beherrschend, zu betrachten und zu preisen. Es ist ein Gesetz der Ökonomie der Vorstellung, der seelischen Kraftersparnis oder der — Trägheit, das uns an die Stelle des vielen Einzelnen das Phantom des Allgemeinen setzen läßt. Daraus entstehen dann die vorhin erwähnten, und allerlei sonstige „Universalien". Auch vom Staat sind wir geneigt so zu reden, als sei dieser „Staat" eine Sache, eine Wesenheit, schließlich eine Person, außerhalb aller Einzelnen, oder verschieden von der Gesamtheit der Einzelnen, die zum Staat gehören. Aber es ist gewiß, auch der Staat besteht aus Einzelnen, die Staatsgewalt ist die Gewalt Einzelner, das „Staatswohl" ist das Wohl der Einzelnen oder auch wohl einiger Weniger. Oder man spricht „vom Rechte" schlechtweg, von der „Rechtsidee", und meint damit etwas den einzelnen, und von Einzelnen gegebenen Rechtsbestimmungen, und dem Rechtsbewußtsein der Einzelnen, Jenseitiges. Man denkt sich schließlich auch die Naturgesetze als in der Natur waltende Mächte, die dem einzelnen Dinge gebieten, und denen die einzelnen Dinge gehorchen.

Aber es liegt auch ebensowohl im Vermögen des Menschen, sich über das Wesen der „Universalien" zu besinnen. Dann zergehen sie. Sie lösen sich auf in Einzelnes. Die Kirche, der Staat, das Recht wird eine Vielheit Einzelner oder von Einzelnem. Auch die Naturgesetze erscheinen als die übereinstimmenden Weisen dieses und jenes Dinges sich zu verhalten.

Digitized by Google

Aber auch hierbei bleibt nun der „Individualismus", von dem ich hier rede, nicht stehen. Der „individualistische" Auflösungsprozeß geht weiter. Alles, was dem Einzelnen gegenübertritt mit einem Rechts- oder Geltungsanspruch, wird davon ergriffen. Alles „objektiv" Geltende wird aufgelöst in ein für den Einzelnen und durch denselben, durch seinen Anspruch oder seine Macht Geltendes. Auch die Kunst, außerhalb des einzelnen Künstlers und seines „individuellen" Künstlerbewußtseins und Künstleranspruches, die Wahrheit jenseits des Fürwahrhaltens der Einzelnen, die sittlichen Forderungen, die den Anspruch erheben, unabhängig von der Anerkennung des Einzelnen zu gelten, — sie alle zergehen.

Es lösen sich alle „objektiven" Werte, die ästhetischen, die Wahrheitswerte, die sittlichen Werte. Alle „objektiven Werte", d. h. alle der Wertschätzung des Einzelnen gegenübertretenden und von ihnen Anerkennung fordernden Werte. Es bleibt der Einzelne, der Werte schafft, und es bleiben die von dem Einzelnen geschaffenen Werte.

Ich sagte, der Prozeß einer solchen Auflösung habe sich in der Geschichte mehrfach vollzogen. Ich erinnere etwa an die griechische Sophistik.

Und aus allen diesen Prämissen zieht endlich der „Individualismus" die Conclusio, die nur selbstverständlich scheint:

Die „objektiven" Werte sind in Wahrheit die Wertungen Einzelner, das allgemein Giltige hat sich ausgewiesen als der Anspruch Einzelner, und die Macht der Einzelnen, ihrem Anspruch Geltung zu verschaffen. Was aber dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig. D. h. jeder Einzelne hat recht, in dem Maße, als er seinen Anspruch zur Geltung zu bringen die Macht hat.

Dies nannten wir bisher Individualismus. Jetzt nennen wir diesen Standpunkt mit dem Namen, der ihm in Wahrheit gebührt, nämlich „Subjektivismus". Die einzelne Subjektivität hat recht. Dieser Subjektivismus ist Anarchismus, sofern ein, dem individuellen oder subjektiven Fürwahrhalten, Werten, Wollen gegenüberstehendes, objektiv verpflichtendes Gesetz geleugnet wird. Wir können ihn aus gleichem Grunde auch Nihilismus nennen.

Was nun aber ist eigentlich dieser Subjektivismus, im Vergleich mit dem, was er zertrümmert hat?

Digitized by Google

Darauf geben wir erst die negative Antwort: Er ist nichts Neues. Das Recht des Allgemeinen war in Wahrheit das Recht, d. h. der übermächtige Rechtsanspruch Einzelner. An die Stelle wird jetzt gesetzt — das Recht, d. h. der übermächtige Rechtsanspruch Einzelner. Herrschaft des Einzelnen über Einzelne, gegründet auf Übermacht des Einzelnen, ohne für beide geltendes Gesetz, ist Despotismus. Solcher Despotismus war der Universalismus — nicht in seinen Augen, aber in Wahrheit. Und was jetzt an die Stelle tritt, ist — Despotismus.

Ich nannte den Standpunkt des Subjektivismus vorhin Anarchismus. Aber jeder Anarchismus ist Despotismus, wie umgekehrt.

Und bei diesem Sachverhalt bleibt es, welchen stolzen Namen man auch diesem Subjektivismus geben mag. Er erkennt gewisse objektive Werte, d. h. gewisse von einzelnen oder vielen vollzogene und anderen aufgenötigte Wertungen, nicht mehr an. Er „wertet", mit einer jetzt viel und allzuviel gehörten Wendung, die bisher geltenden Werte „um". Er erhebt schließlich den Anspruch „alle Werte umzuwerten" oder umgewertet zu haben. Und was tut er? Er ersetzt die alten Werte durch „neue", d. h. er ersetzt die Wertungen Einzelner durch die Wertungen Einzelner. Nur daß jetzt die Einzelnen andere sind.

Aber, so sagt man, eben in diesem Wechsel der Personen liegt der Unterschied. Die neuen Wertungen sind die Wertungen starker Individuen. Nicht beliebige Individuen, sondern die starken schaffen die neuen Werte. Aber waren nicht auch die vorher herrschenden Wertungen die Wertungen „starker" Individuen? Diese Individuen waren ja doch eben stark genug, ihre Wertungen zur Geltung zu bringen. Man nenne sie immerhin „Sklaven", und die Schaffer der neuen Werte „Herren". Aber waren nicht jene die „Herren", da sie doch ihre Wertungen zur „Herrschaft" brachten? Auch ihre Herrschaft war „Aristokratismus", solange Aristokratismus nichts ist als Herrschaft des Stärkeren. Sie hatten den „Willen zur Macht"; und mehr als dies, sie hatten die Macht, ihn zur Geltung zu bringen. Oder sind die neuen Herrscher die besseren Herrscher, sind ihre Wertungen sittlicher?

Dann lautet die Frage: Was heißt dies? In Wahrheit kann es gar nichts heißen, solange die Besseren nur eben die Stärkeren oder Mächtigeren sind. Wer siegt, ist immer der Mächtigere. Ist der Mächtigere zugleich der Bessere, dann ist

Digitized by Google

jedesmal das Wirkliche das Seinsollende, das in einer Zeit Geltende das Gute. Alle Anklage gegen das Geltende ist dann nichts als ein Bekenntnis der Schwäche, und damit des — Unrechts. Daß der Stärkere herrschen *solle*, dies ist vom Standpunkt des Subjektivismus ein Widerspruch in sich selbst.

Hieran wird auch nichts geändert dadurch, daß man den Gegensatz der „Sklaven" und „Herren" bezeichnet als den Gegensatz der „Vielen" und der „Wenigen". Immer hatten die Vielen Herren und herrschten durch die Herren. Immer war ihre Herrschaft die Herrschaft „Weniger". Mochten die Wenigen herrschen durch die Macht der niedrigsten „Instinkte", der Habsucht oder der gemeinen Ehrsucht, mochten die Mittel der Herrschaft sein, welche sie wollten, Lüge, Betrug, Verleumdung, Wegwerfung ihrer selbst in jeder Art, immer herrschten sie, weil sie die *Kraft* hatten zu herrschen. Und immer herrschten sie vermöge des „Willens zur Macht".

Mit einem Worte, die „Umwertung der Werte", die der Subjektivismus vollbringt, ist keine Umwertung. Die Sache bleibt dieselbe. Nur der Name ist ein anderer, und es sind andere Menschen mit dem Anspruch, geltende Werte zu prägen, auf den Plan getreten. Ich sage „andere". Ob sie die „Stärkeren" sind, oder einmal sein werden, dies muß die Zukunft lehren.

Und werden sie es sein, dann hat die Welt, was sie immer hatte: Herren und Sklaven. „Herren" und „Sklaven" sind nun einmal korrelate Begriffe; solange nämlich die „Herren" einfach die Stärkeren oder Übermächtigen sind, solange nur der „Wille zur Macht" das ist, was sie treibt. Ohne Sklaven ist ihr „Herrentum" ein leeres Wort. Jene „Herrenmoral" ist also in sich selbst Sklavenmoral. Sowie umgekehrt alle Sklavenmoral notwendig „Herrenmoral" ist und immer gewesen ist. Es gibt eben auch keine Sklaven ohne Herren.

Ist nun dies alles nicht eine Verkehrung des Sinnes der „Herrenmoral" und der „Umwertung der Werte", von der jetzt so viel geredet wird? — Sei es so. Aber eben, daß man den Sinn dieser „Herrenmoral" und dieser „Umwertung" so verkehren kann, das ist es, worum es sich hier handelt.

Man meint etwas anderes, als was man zu meinen scheint. Man *muß* etwas anderes meinen, falls man Sinnvolles meint.

Digitized by Google

Der „Wille zur Macht“ ist etwas völlig anderes als — Wille zur Macht. Denn diesen hatten, ich wiederhole, die „Sklaven“ auch, und sie hatten die Macht, ihn durchzusetzen. Dadurch eben kam es ja zur Herrschaft der „Sklavenmoral“. Die „Stärke des Individuums“, das „Herrentum“, ist nicht der Wille und die Macht, sich zur Geltung zu bringen und „Herr“ zu sein.

Sondern gemeint ist mit jener Stärke die innere, die sittliche Stärke und Größe, das ethische Herrentum. Aber worin nun besteht dies?

Dies heißt zugleich: Das Recht der Individualität ist ganz gewiß *nicht* das Recht des Einzelnen, sondern eben das Recht der Individualität. Damit aber ist die Frage dringlich geworden: Was ist die Individualität?

Wiederum erinnern wir uns, daß „Individualität“ von „Individuum“ kommt. Was ist ein „Individuum“? — Nicht das oder der Einzelne, sondern das unteilbare Eine. Und dies nicht in dem Sinne, in welchem der mathematische Punkt ein unteilbar Eines ist. Dieser ist ein Lebloses und ein bloßes Abstraktum. So ist alles absolut Einfache leblos und ein bloßes Abstraktum. Das Individuum aber ist ein Lebendiges. Und alles Lebendige schließt eine Vielheit in sich. Zum Individuum gehört Inhalt, Reichtum, Fülle.

Aber es gehört dazu ebensowohl, daß es ein unteilbar Eines sei, trotz alles Reichtums schlechthin eines und dasselbe, trotz aller Lebendigkeit, also alles Werdens oder aller Veränderung, sich selbst gleich, nur eben dies in sich beschlossene Eine. D. h. ein Individuum ist das Lebendige, das einen reichen Inhalt zusammenfaßt in einem Punkt, und ihn unterordnet einem Gesetz, nämlich dem Gesetz seines eigenen Wesens.

Dies ist, wie der Name sagt, — nicht ein Gesetz, das ihm von anderswoher gegeben ist, sondern das es gibt. Das Gesetz eines Wesens ist gar nicht etwas von diesem Wesen Verschiedenes, sondern es ist dies Wesen oder das Wesen dieses Wesens selbst. Die Betätigung des Gesetzes des eigenen Wesens ist Freiheit und ist Herrentum. Individualität also ist solche Freiheit oder solches Herrentum.

Und wann ist eine Individualität stark? Wenn sie in allem kraftvoll sich betätigt, und dabei *herrscht*, d. h. ein eigenes Gesetz zur Geltung bringt.

Diese Stärke ist zugleich Reichtum. Kein Herrscher ohne Herrschaftsgebiet, kein Freier ohne Sphäre der Freiheit. Und je

Digitized by Google

größer das Herrschaftsgebiet, desto größer der Herrscher, — falls er Herrscher ist. Der Herrscher ohne Reich ist nicht mehr Herrscher. So ist das Individuum ohne Gebiet seiner Betätigung nicht mehr Individuum. Es ist aber zusammengeschrumpft zum leeren Punkt.

Das volle Individuum macht sich alles zu eigen. Nichts Menschliches und nichts Sachliches ist ihm fremd. Alles eignet es sich an, um es zu beherrschen.

Dies leuchtet ohne weiteres ein für das erkennende Individuum. Es beherrscht die Wirklichkeit geistig. Um sie zu beherrschen, muß es sie in sich aufnehmen. Aber es nimmt nicht nur auf, sondern unterwirft das Aufgenommene dem einen Gesetz des denkenden Geistes. So gelangt das erkennende Individuum dazu, zu dem, was ist, zu sagen: es muß so sein.

Aber das erkennende Individuum ist nicht das Individuum. Umfassender als das Erkennen ist das Werten und das aus diesem fließende Wollen. Der wertende und wollende Mensch ist der ganze Mensch. Er umfaßt auch den erkennenden Menschen.

Im übrigen gilt vom wertenden und wollenden Menschen, was vom erkennenden soeben gesagt wurde. Das wertende und wollende Individuum das ist nicht jeder beliebige so oder so wertende und wollende Einzelne, sondern es ist derjenige, der wertet und will als Individuum, d. h. als dieser Eine und Selbe, nach einem eigenen Gesetz.

Die Herrschaft dieses Gesetzes ist die Freiheit des wertenden und wollenden Individuums. Die Kraft dieses Individuums ist die Kraft seines Wertens und Wollens und die Macht dieses Gesetzes. Und auch hier ist die Herrschaft nicht ohne Herrschaftsgebiet und der Herrscher um so größer, je reicher dieses Herrschaftsgebiet ist. Das Herrschaftsgebiet des wertenden und wollenden Individuums aber ist, wenn dies Individuum ein volles Individuum sein soll, alles, was irgend von Menschen gewertet und gewollt werden kann.

Damit ist der Sinn der starken Individualität ganz bezeichnet, der starken Individualität nicht auf einem Gebiet, sondern schlechtweg. Ihre Regel lautet: Werte und erstrebe alles, was irgend gewertet und erstrebt werden kann. Werte und wolle mit größter Kraft. Und werte und wolle mit voller Freiheit, d. h. so, daß du in all deinem Werten und Wollen deinem eigenen von dir selbst gegebenen Gesetz folgen kannst, demnach nie dich selbst zu

Digitized by Google

verleugnen brauchst, sondern immer dich selbst bejahen, dir selbst treu bleiben, immer nur du selbst sein kannst.*)

Eine Seite der Sache hebe ich noch besonders heraus. Das starke Individuum wertet und erstrebt, was es als menschliches Individuum irgend werten und erstreben kann; und es wertet stark. Gemeint sind hiermit die Wertungen, die in der menschlichen Natur liegen, oder alle natürlichen Wertungen. Kein Mensch kann Wertungen vollbringen, die nicht in seiner Natur liegen. Und keine in der Natur des Menschen liegende Wertung kann an sich schlecht sein. Alles positiv Menschliche ist an sich betrachtet gut.

Nichts hindert aber, daß wir hier vorübergehend an die Stelle des Wortes „natürliche Wertung" ein anderes Wort setzen, z. B. das Wort „Instinkt". Dasselbe hat freilich sonst einen spezielleren Sinn. Und derjenige, dem es mit der Wahrheit voller Ernst ist, pflegt darauf zu achten, daß er nicht durch ein Spiel mit Worten Verwirrung stiftet. Indessen lassen wir uns hier den Modeausdruck einen Augenblick gefallen.

Dann ist das starke Individuum zunächst nicht dasjenige, in welchem gewisse „Instinkte" Kraft haben, andere verkümmert sind. Dies hieße: das starke Individuum ist das verkümmerte, also das schwache. Sondern im starken Individuum haben alle „Instinkte" Kraft.

Zugleich aber haben in ihm nicht alle „Instinkte" gleiche Kraft. Dann würden sie ja sich wechselseitig zerstören. Und das Ergebnis wäre wiederum Kraftlosigkeit, Ohnmacht.

Sondern die höchste Kraft haben im starken Individuum diejenigen Instinkte, die am meisten „lebenbejahende" Instinkte sind, d. h. die am meisten für das kraftvolle Sichauswirken der Gesamtpersönlichkeit austragen, in deren Betätigung am meisten die Persönlichkeit als Ganzes sich groß und frei und „froh" fühlen kann.

Danach lautet die Regel des starken Individuums: Sieh zu, daß du absolut reich bist, d. h. unverkümmert in allen menschlichen „Instinkten". Aber trachte zugleich danach, daß die „Instinkte" in dir Kraft haben und kraftvoll sich auswirken, in dem Maße, als sie „lebenbejahende" Instinkte sind, d. h. die Lebensfähigkeit deiner Gesamtpersönlichkeit steigern.

Diese Gesamtpersönlichkeit, oder kurz, die Persönlichkeit, oder

*) S. „Die ethischen Grundfragen". Hamburg und Leipzig, 1899. Sechster Vortrag.

Digitized by Google

die Individualität, wird in mir aus den einzelnen Momentpersönlichkeiten, d. h. aus dem Erleben und Tun der einzelnen Momente meines Daseins. Sie wird daraus, so etwa, wie in mir oder für mich aus den einzelnen Naturtatsachen, die ich kenne, die eine, eine Fülle und schließlich eine unendliche Fülle von einzelnen Tatsachen in sich tragende allgemeine Naturtatsache wird. Diese allgemeine Naturtatsache ist das Naturgesetz.

Dies will sagen: Ich erlebe in jedem Momente, was irgend mir erlebbar ist, vor allem das mir Wichtigste, Lust und Leid und Streben in der Menschenwelt, und werte und will jedesmal stark. Aber ich vergesse nicht einen Moment meines Daseins über dem anderen oder vergesse nicht über mir mich selbst. Sondern ich halte Erlebnis zu Erlebnis, Wertung zu Wertung, Wollen zu Wollen; ich halte mich in mir selbst fest. Jetzt wird in sukzessivem Wachstum die Persönlichkeit, das Ich, der Wille, der im Wechsel der Wollungen bestehen bleibt, das Gesetz des Ich, oder das Gesetz des Wollens. Dies Ich wird sicherer und fester und freier. Ich schreite fort in der Selbst- und Lebensbejahung; ich bereichere das Gebiet meiner Herrschaft. So werde ich eine „starke Individualität."*)

Wie nun verhält sich dieser Individualismus zum „Universalismus"? Die Antwort ist die einfachste: der wahre Individualismus ist zugleich der einzig mögliche Universalismus.

Hier komme ich noch einmal auf die „objektiven Werte". Objektive Werte sind nicht, was sie dem Subjektivismus scheinen. Sie sind nicht das, was er unter dem Namen der „objektiven Werte" bekämpft. Sie sind nicht Werte, die dem Menschen von außen entgegengebracht werden. Diese Werte sind in Wahrheit subjektiv. Sie sind die subjektiven Wertungen derjenigen, die sie vollziehen, und sie mir aufnötigen. Diese subjektiven Wertungen bekämpft der Subjektivismus, indem er — subjektive Wertungen aufstellt. D. h. er anerkennt in Wahrheit, was er bekämpft.

Sonderen objektive Werte sind, wie der Name sagt, Werte der Objekte. Es sind die Werte, die in den gewerteten Gegenständen liegen, Wertungen, die von diesen Gegenständen gefordert sind. Die Forderung aber richtet sich an den frei d. h. gesetzmäßig wertenden Menschen. Objektive Werte sind also zugleich gesetz-

*) S. meine Schrift „Vom Fühlen, Wollen und Denken". Leipzig 1902. Schlußkapitel.

Digitized by Google

mäßige Wertungen. Sie sind solche Wertungen, in denen ich, wenn ich meine ganze Fähigkeit des Wertens übe, wenn ich allen Werten offen stehe und ihrer ganzen Wirkung hingegeben bin, mir selbst treu bleiben kann. Objektive Wertungen sind mit einem Worte Wertungen der Individualität.

Und diese Wertungen sind universal d. h. allgemein gültig. Die möglichen Gegenstände des Wertens sind ja für alle dieselben; und das Gesetz der Treue gegen mich selbst ist in allen dasselbe.

Zu den Werten rechnete ich oben auch die Wahrheitswerte oder die Wahrheiten. Jeder nun weiß, wie die objektiven Wahrheiten entstehen. Sie entspringen aus den Tatsachen, nicht diesen oder jenen, sondern der Fülle der Tatsachen, und ihrer Unterordnung unter das Gesetz des Geistes. Und eben diese Weise der Entstehung verbürgt ihre Universalität. Die Tatsachen sind eben für alle dieselben, und das Gesetz des denkenden Geistes ist für alle dasselbe Gesetz.

Gleichartiges aber gilt von allen objektiven Werten überhaupt.

Trotz dieses Universalismus ist doch der Individualismus zugleich unbedingter Aristokratismus, also das Gegenteil der Gleichmacherei. Die Individualität hat alles Recht. Das stärkste, reichste und freiste Individuum hat also das höchste Recht. Alles muß sich ihm opfern, d. h. alles muß dem Wachstum der Individualität, der Freiheit, der vollen Lebensbejahung dienen. Alles hat Wert, *soweit* es derselben dient.

Dieser Aristokratismus kennt keine Sklaven. Da es ihm ernst ist mit der absoluten Wertschätzung der Individualität, so schätzt er sie überall als das Höchste, und setzt sie überall als Zweck. Er vernichtet nicht, drückt nicht herab, sondern erhöht, zieht empor. Er ist *unbedingt* „lebenbejahend", nicht lebenbejahend und zugleich das Gegenteil. Wer Sklaven will, will Sklave sein, und ist es. Die Verneinung des Menschlichen und des Menschenwertes ist Selbstverneinung. Der despotische Aristokratismus ist immer und überall Sklavensinn, um so mehr, je herrischer er sich gebärdet.

Das volle Individuum ist ein Ideal. Seine Verwirklichung ist — nicht der „Übermensch", sondern, was sehr viel mehr ist — der Mensch. Alle tatsächlichen Individuen sind Annäherungen an den Menschen. Die Einsicht in diesen Sachverhalt gehört mit zur Individualität. Zugleich gehört dazu das Streben darüber hinaus „aufwärts zum Menschen" und „hinaus zum Menschen", d. h. zur volleren Verwirklichung des Menschen in der Mensch-

Digitized by Google

heit. Die Individualität hat den absoluten „Willen zur Macht", d. h. zum mächtigen und immer mächtigeren Dasein und Sichauswirken der Individualität. Sie betätigt ihn, indem sie lebenschaffend wirkt, jede an ihrer Stelle im Ganzen, jede gemäß ihrer besonderen Kraft. Immer um ihrer selbst, d. h. um des Menschen, der Individualität, der Lebensbejahung willen.

Jetzt ist der Gegensatz völlig deutlich zwischen dem Individualismus und dem Subjektivismus. Die Individualität, so sagte ich, ist immer sie selbst. Die Subjektivität ist bald dies, bald jenes, bald dieser, bald jener Fetzen eines Individuums. Die Individualität hat ihren Willen, und will was sie will. Die Subjektivität glaubt zu wollen und will, weil sie möchte, oder wozu eine Laune oder ein Affekt sie treibt. Sie verurteilt vielleicht heute, was sie gestern leidenschaftlich wollte. Sie hat besten Falles, statt des eigenen Willens, Eigensinn. Die Individualität handelt aus Freiheit, die Subjektivität aus Willkür. Jene geht ihren Weg, mögen andere ihn gehen oder nicht, diese geht ihn, weil andere ihn gehen, oder weil andere ihn — nicht gehen. Beides ist in gleicher Weise Abhängigkeit. Die Individualität sucht das Höhere, die Subjektivität das Neue; jene das Wertvolle, diese das Blendende. Jene denkt, diese hat Einfälle. Die Individualität ist stolz, die Subjektivität ist hochfahrend, maßlos in ihrem Anspruch; eitel.

Die Individualität kennt ihre Stärke, also ihre Schranke, oder ihre Schranke, also auch ihre Stärke. Die Subjektivität ist in Gefahr alles zu wissen, zu können, zu unternehmen. Jene sucht die Werte. Diese spiegelt und brüstet sich in vermeintlichen „Umwertungen".

Die Individualität ist die wahre Herrennatur, darum, wie schon gesagt, nie herrisch oder despotisch. Nur der Subjektivismus ist despotisch. Die Individualität ist, je größer sie ist und sich fühlt, desto mehr großmütig und erbarmend. Sie nennt hochfahrendes Wesen mit seinem wahren Namen: Beschränktheit, innere Armseligkeit; Grausamkeit mit ihrem wahren Namen: Feigheit, Selbstwegwerfung; und sieht in der Grausamkeitslüsternheit, die Verkümmerung alles Menschlichen.

Der Individualismus, oder die Lehre vom unbedingten Rechte der Individualität, ist keine neue, sondern eine uralte Weisheit.

Digitized by Google

Daß die Naturgesetze aus uns stammen, daß sie unsere Gesetzgebung sind, Unterordnung des Mannigfachen der Erfahrung unter das Gesetz des denkenden Geistes, und daß daraus ihre allgemeine und notwendige Geltung sich begreift, dies hat Kant aufs deutlichste gelehrt. Und derselbe Kant predigt mit besonderem Nachdruck die sittliche Autonomie, die im übrigen längst vorher der ethischen Selbstbesinnung feststand. Das Sittengesetz ist nach Kant unser Gesetz, das Gesetz unseres Wertens und Wollens. Es ist die in uns liegende Forderung der unbedingten Einstimmigkeit alles Wertens und Wollens in sich selbst. Und als höchster Wert und höchster Zweck erscheint ihm die Individualität, „der Wille", die „Menschheit in dir und in anderen". Kant betont nicht besonders die Kraft des Wollens, den Wert des starken Wollens. Dies Moment ist ihm selbstverständliche Voraussetzung. Und es ist vor Kant genug betont. Seelengröße, Charakterstärke, Geistesfreiheit, das sind die Grundbegriffe der Ethik der Stoa. Und für einen Spinoza fällt die Tugend mit der Kraft, der Macht, der Tüchtigkeit oder „Tapferkeit" in Eines zusammen.

Unsere Zeit ist nicht eine Zeit der Individualitäten, sondern der „Herden" und der Subjektivitäten. Sie ist nicht stark sondern schwach. Ein „Sklavenaufstand" vollzieht sich vor unseren Augen, eine Macht, feindlich allem dem, was groß ist und edel in der Menschheit, erhebt sich; ein furchtbarer „Wille zur Macht". Es regt sich der Machtinstinkt des Unedlen brutal, herrisch. Das Ziel dieser Macht ist die unbedingte „Herrenmoral". Sie kämpft mit Haß gegen die objektiven Werte für ihre subjektiven Wertungen und Herrschgelüste. Ihr Kampf geht gegen Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und wahre Religion. Sie führt den Kampf im Namen der — „Religion". Und die widerstehen sollten, beugen sich.

Da ist es kein Wunder, wenn die Sehnsucht erwacht nach sittlicher Kraft, wenn der Ruf ertönt nach Individualitäten. Und es ist kein Wunder, wenn manche meinen, in Nietzsche den Apostel der Kraft und der Individualität gefunden zu haben.

Aber Nietzsche ist nicht der Apostel der Kraft, der Selbst- und Lebensbejahung. Er ist nicht der Apostel der Individualität. Er ist nicht der Genius, der uns führen kann. Sondern er ist der Ausdruck der Krankheit und der Sehnsucht und des Wahnes der Zeit. Es gab in der Geschichte der Menschheit die Prediger der Individualität. Aber sie trugen andere Namen. Ich nannte

Digitized by Google

Kant. Andere heißen Sokrates, Christus, Luther, Giordano Bruno. Und neben Kant stelle ich mit Betonung Fichte.

Sollte einer Führer werden und Prophet in unseren Tagen, so müßte ihn der Enthusiasmus des sittlich starken und freien Wollens beseelen, der Fichte beseelte. Er müßte fähig sein, fortzuzwingen durch die Kraft der Wahrheit. Damit meine ich die Wahrheit, die durch sich selbst wirkt, die nicht ist wie berauschender Wein, sondern nüchtern, klar, scharf; die nicht blendet und schillert, sondern durchsichtig ist bis zum Grunde.

Nietzsche hat, so sagt er, zweimal sich überlebt. Und doch hat er sein Leben nicht zu Ende gelebt. Er gelangte bis an die Schwelle dessen, was er suchte. Aber es war ihm nicht vergönnt sie zu überschreiten. Immerhin ist deutlich, worauf seine Entwickelung hinzielte. Manche seiner Worte verraten es. Zum dritten Male mußte er zertrümmern, was er angebetet hatte. Dann fand er die wahre Lebensbejahung, den wahren Sinn des „Willens zur Macht", kurz die „Individualität". Daß dies nicht mehr geschehen konnte, das ist das eigentlich Tragische seines Geschicks.

Den anderen, der „Herde", den Nachschwatzenden fehlt diese Entschuldigung.

Hundert Jahre am Nil.

Von G. von Alten, Generalleutnant z. D.

Eine kurze Spanne Zeit nur bedeutet ein Jahrhundert für die lange Geschichte der Völker, die an den Ufern des großen afrikanischen Stromes gelebt haben. Eine Geschichte, die vor dem großen Alexander dreißig Herrschergeschlechter, nach ihm sechzehn Ptolemäer aufzählt, denen durch vier Jahrhunderte die römischen, durch zwei und einhalbes Jahrhundert die byzantinischen Kaiser und dann für mehr als ein Jahrtausend mohammedanische Dynastien folgen. Bis auf die Ptolemäerzeit und die Episode, in der das weltbeherrschende Rom seine gebietende Hand auf die Mittelmeerländer legte, hat das Abendland wenig Anteil an den Geschicken

Digitized by Google

Ägyptens genommen. Erst in der neuesten Zeit reckten die Völker Europas in erstarkendem Expansionsbedürfnis verlangende Arme nach dem alten Kulturland, das unter der Mißwirtschaft fast zur Wüste geworden war.

Hundert Jahre sind vergangen seit der Frieden von Amiens den ersten Einbruchsversuch abschloß, den der Westen auf den Nil unternahm, und der Wandlungen einleitete, die manches Jahrtausend seiner Vergangenheit an Bedeutung überragen.

Als der jugendliche Bonaparte, getragen von den Erfolgen seiner beiden ersten italienischen Feldzüge, den Plan einer Unternehmung nach Ägypten ins Auge faßte, bot dieses Land kein verlockendes Ziel für den Ehrgeiz des Mannes, der sich damals schon in phantastischem Kraftbewußtsein als Welteroberer fühlte. Die im Altertum auf 7 bis 8 Millionen geschätzte Bevölkerung des Nildeltas und des schmalen, fruchtbaren Landstriches aufwärts bis Assuan war am Ende des 18. Jahrhunderts auf höchstens 2 Millionen zusammengeschmolzen. Die glänzende alte Metropole Alexandria, die einst von 600 000 Menschen bewohnt wurde, zählte nur noch 6000. Das üppige Gebiet, einstmals die Kornkammer Roms, war versandet und verschlammt. Die zahlreichen, kunstvollen Bewässerungskanäle waren größtenteils zerstört. Der alte Mörissee, der für das fruchtbare Fayum den Wasserstand regelte, lag trocken, und große Flächen, die einst ergiebige Ernten getragen, waren von brackigem Meereswasser bedeckt, das die verfallenen Deiche nicht mehr zurückzuhalten vermochten. Die ausgedehnten Tempel, Paläste, Grabstätten und Monumente der ehemals volkreichen Städte, die scheinbar für die Ewigkeit gebauten Straßen, die sie verbanden, lagen in Trümmern und unter dem Wüstensand begraben. Ein armseliges Volk schleppte seit Jahrhunderten unter dem harten Joche fremder Bedrücker, der Mameluken, sein elendes Dasein dahin, ohne Betätigung nach außen, ohne Kraft und fast ohne Wunsch nach Besserung. Die osmanischen Sultane in Konstantinopel, dem Namen nach Herrscher des Landes, begnügten sich mit der Zahlung eines geringen Tributes und ließen die Mamelukenhäuptlinge das hilflose Volk der Fellachen nach Belieben aussaugen.

Für Bonaparte gab es nach dem Frieden von Campo Formio in Europa zunächst keine neuen Lorbeern. Die Tatenlosigkeit einiger Jahre aber hätte in jener erregten Zeit seine Siege in Italien leicht der Vergessenheit übergeben. Seiner glühenden Einbildungskraft schwebte Alexanders Beispiel vor. Die Eroberung

Digitized by Google

einer orientalischen Herrschaft schien ihm um so weniger ein Ding der Unmöglichkeit, als erst 27 Jahre zuvor ein ägyptischer Emporkömmling, Ali Bey, Syrien unterworfen hatte und nur durch Verrat gestürzt worden war. An der Spitze seiner sieggewohnten Truppen durfte Napoleon sich mehr zutrauen. Auf die Gründung einer Kolonie im modernen Sinne hatte er es nicht abgesehen. Solch langsam reifendes Werk mühevoller Arbeit entsprach dem Feuer nicht, das in ihm loderte. Daß sich der wagehalsige Eroberer mit einem großen Stabe von Gelehrten, Technikern und Künstlern umgab ist als ein geistiger Pomp anzusehen, der des Volkes Augen blendete und dem schimmernden Vorbild „Alexander" entlehnt war. Für die Zukunft der Nilländer gewann dies jedoch große Bedeutung. Die Arbeiten der hervorragenden Männer, die Bonaparte begleiteten, haben der Welt die Augen geöffnet über die Schätze, die das verkommene und halbvergessene Land barg, und haben zu deren Hebung mehr beigetragen als die geringen Erfolge der französischen Waffen auf dem heißen Wüstenboden des Orients.

Die Ankündigung, die Expedition sei gegen England gerichtet, war ein Deckmantel gegenüber der öffentlichen Meinung. Wie gering die Interessen Großbritanniens zu jener Zeit am Nil waren erhellt aus der Tatsache, daß das britische Mittelmeergeschwader unter Nelson die unbemerkt ausgelaufene französische Flotte, die Bonapartes Expedition trug, an der syrischen Küste suchte und ihr dadurch die Möglichkeit gewährte unbelästigt bei Alexandria zu landen.

Schwach nur war der Widerstand, den die Mamelukenfürsten dem französischen Feldherrn entgegensetzten. Unterägypten und das in Schmutz und Armut starrende Kairo wurden in wenigen Wochen unterworfen und trotz der Niederlage der französischen Flotte auf der Reede von Abukir, die jede Verbindung mit der Heimat abschnitt, ward es den Franzosen möglich sich im Lande zu behaupten. Ein blutig niedergeschlagener Aufstand in den Straßen Kairos bezeichnet den einzigen Versuch der Bevölkerung sich der Fremdherrschaft zu erwehren.

Der Hauptsache nach werden es militärische Rücksichten gewesen sein, die Bonaparte, der damals mit Tippo Sahib und dem Schah von Persien Verhandlungen gegen die englische Herrschaft in Indien anknüpfte, die Herstellung der alten Verbindung zwischen dem Roten und dem Mittelmeer erwägen ließen. Eine Wasserstraße durch die Landenge von Suez mußte in Frankreichs Hand

Digitized by Google

zu einer wirksamen Waffe gegen England werden. Napoleon erkundete selbst die versandeten Ruinen des alten Baues und beauftragte den Ingenieur Lepère mit der genauen Prüfung des Projektes, dessen mühsame Arbeit den weitverbreiteten Irrtum der folgenden Jahrzehnte verschuldete, daß der Wasserspiegel des Roten Meeres um fast 10 Meter höher liege als der des Mittelmeers und die Ausführung des Kanals deshalb unmöglich scheine. Immerhin wurde die Aufmerksamkeit auf den großartigen Plan gelenkt und gerade Lepères Bericht war es, der später das Genie und die Energie des jungen Lesseps zu seinem Unternehmen begeisterte.

Reicher war die Ausbeute der Gelehrten und Künstler, die an dem Kriegszuge teilnahmen. Ihre Forschungen begannen die wunderbare Pracht und Schönheit einer Kunst aufzudecken, die fast völlig in Vergessenheit geraten war, obgleich sie als die Grundlage der griechischen bezeichnet werden kann. In unmittelbarem Anschluß an die Expedition gelang die Entzifferung der altägyptischen Schriftzeichen, die der Wissenschaft ein ungeahntes Gebiet eröffnete und Aufklärung über die älteste Kultur und die Geschichte nicht nur der Ägypter sondern in mancher Hinsicht der ganzen Menschheit gewährt. Reichen doch die alten Aufzeichnungen, deren Zahl unerschöpflich scheint, in Zeiten zurück, die mehrere tausend Jahre vor Moses und den ältesten Urkunden der Bibel liegen. Bilden sie doch die Brücke zur Deutung der Schrifttafeln, die uns die alten Bewohner Syriens und Mesopotamiens hinterlassen haben. Auf Wissenschaft und Kunst hat Bonapartes Expedition befruchtend gewirkt wie die Wasser des Nils auf das Land, das sie bespülen, obschon dem französischen Heere nur kurzes Verweilen in dem leicht eroberten Gebiet beschieden war.

Unter schweren Mühsalen und Verlusten zog Bonaparte dem türkischen Heere nach Palästina entgegen, das der Sultan zur Vertreibung der Franzosen entsandt hatte. Dauernde Erfolge vermochte die Feldherrnkunst des großen Korsen hier nicht zu erringen. Krankheiten und Entbehrungen waren stärker als er. Er gab den Traum einer orientalischen Herrschaft auf und kehrte nach Frankreich zurück. Bis 1801 behaupteten sich die Reste seines kleinen Heeres noch in Ägypten, um dann auf englischen Schiffen in die Heimat zrrückzukehren.

Englische Truppen hatten, mit den türkischen vereint, am Nil gegen die Franzosen gefochten und nicht leicht läßt britische Zähigkeit eine Gelegenheit unbenutzt, um da zu bleiben, wo nur einmal

Digitized by Google

ein Fuß ans Land gesetzt ward. Trotz der im Frieden von Amiens zugestandenen Räumung Maltas und der Mittelmeerküsten gaben die Engländer weder Malta auf noch räumten sie die besetzten Küstenorte Alexandria und Rosette. Dem zur Selbstverteidigung unfähigen Volke Ägyptens erstand jedoch zu dieser Zeit ein neuer Pharao aus türkischem Stamm, der in seiner Person noch einmal die Kraft des alten Osmanentums verkörperte. In demselben Jahre wie Napoleon Bonaparte geboren und gleich ihm von geringer Herkunft ähnelte Mehemed Ali seinem großen Zeitgenossen in vieler Hinsicht. An der Spitze einer albanesischen Truppe zeichnete er sich in den Kämpfen mit den Franzosen aus und wußte sich dann in kühnem und geschicktem politischen Spiel zwischen Türken, Mameluken und Engländern eine maßgebende Stellung zu schaffen. Die Pforte, die mit seiner Hilfe die Mameluken zu überwältigen hoffte, ernannte ihn zum Statthalter und alsbald wandte er, das eigene Interesse voranstellend, mit den Mameluken paktierend sich gegen die Engländer, die er in erbitterten Kämpfen mehrfach besiegte und im Jahre 1807 auf ihre Schiffe drängte.

Die Schlacht bei Trafalgar am 21. Oktober 1805 hatte zwar Großbritanniens unumschränkte Herrschaft zur See besiegelt, die Fortschritte der napoleonischen Eroberungen auf dem Festlande lenkten jedoch die Blicke des englischen Ministeriums, dessen großer Führer Pitt 1806 starb, von der Schlappe im Nildelta ab und gaben Mehemed Ali Zeit seine Macht fest zu begründen. Nach vergeblichen Versuchen, der widerspenstigen Mameluken Herr zu werden, führte er mit rücksichtsloser Tatkraft und orientalischer Tücke den Vernichtungsstreich. Er lud 480 ihrer Beys am 11. März 1811 zu einem Feste auf die Zitadelle von Kairo und ließ die Schar aus den Schießscharten des schmalen Weges, der zur Höhe führt, von seinen albanesischen Söldnern niederschießen. Gleichzeitig wurden in den Provinzen alle Mameluken, deren man habhaft werden konnte, getötet und ihre Köpfe nach Kairo gebracht. Das grausame Mittel der entsetzlichen Bedrückung des Volkes ein Ende zu machen hatte Erfolg. Aus der blutigen Saat erwuchs segensreiche Ernte. Der weitsichtige, wenn auch nur halbgebildete Herrscher wendete die fast unumschränkte Gewalt, über die er nun gebot, zu großartigen Reformen an. Die Ruinen der alten Zeit wiesen ihm die Wege zur Hebung der Volkswohlfahrt, mit der sein persönliches Interesse und das seines Hauses Hand in Hand ging.

Digitized by Google

Bei einem Vergleich der Zustände zu Beginn und Ende seiner Wirksamkeit kann man ihm hohe Anerkennung und Bewunderung nicht versagen. Die Beseitigung der ungeregelten, sinn- und schamlosen Erpressungswirtschaft der Mameluken, die Einziehung ihrer Güter wie derjenigen der Geistlichkeit, die mit einer Staatsrente abgefunden ward, die Einführung einer zwar primitiven und mit Härten verbundenen aber doch erträglichen und klaren Agrarverfassung und regelrechter Steuern, die Begünstigung neuer Ansiedlungen, die große und erfolgreiche Sorgfalt, die Mehemed der Anpflanzung des Zuckerrohrs und der Baumwollstaude wie ihrer Verwertung zuwendete, die Herstellung der alten und der Bau neuer Bewässerungsanlagen, insbesondere des Mahmudieh-Kanals, der Alexandrien mit dem Nil verband, und des Seehafens dieser Stadt, die Schaffung einer leidlich geordneten Finanzkontrole, die Sicherung der Ordnung und des Verkehrs zeitigten bald große Fortschritte. Alexandria, dessen Einwohnerzahl bis 1820 auf 15 000, bis 1836 auf 60 000 und bis Mehemeds Tod auf 100 000 wuchs, wurde wieder eine lebhafte Handelsstadt. Der Nil und seine Kanäle belebten sich mit einer großen Flotte von Schiffen, zahlreiche Karawanen dienten dem Handel mit Arabien und Persien und vermittelten den Verkehr zwischen dem Nil und den Häfen des Roten Meeres, wo der Austausch mit indischen Waren stattfand, die Mehemeds eigene Schiffe heranführten, während seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Verkehr von Suez, Suakin und Massaua nach Indien fast völlig aufgehört hatte. Über die öffentliche Sicherheit belehrt uns die von einem deutschen Reisenden berichtete Anekdote, nach der eine arme Frau, der ein Soldat im Streite einen Sack fortnahm, ausrief: „Gibt es keine Gerechtigkeit mehr? Ist denn Mehemed Ali tot?“

Die Jahresproduktion an Baumwolle hob sich von 40—60 000 auf etwa 17 Millionen Kilogramm, die des Zuckerrohrs in ähnlichem Maße. Auch der Viehzucht wendete der Statthalter seine Aufmerksamkeit zu und gründete Gestüte, die der Veredelung von Pferden und Kamelen zu gute kamen. Die kaum mehr besuchten alten Messen im Delta, namentlich in Tanta, dem Vororte des Viehhandels, belebten sich wieder. Dem Aufschwunge des Landes entsprach die Ausfuhr seiner Erzeugnisse, die seit langer Zeit völlig darniedergelegen hatte, namentlich an Weizen, Reis, Bohnen, Datteln und Baumwolle. In steter Steigerung blieb die Ausfuhr von höherem Wert als die Einfuhr, die sich bei

Digitized by Google

Mehemeds Tod auf 40 Millionen Frs. belief. Hiervon entfielen beispielsweise schon im Jahre 1836 acht Millionen auf Bauholz, $1^1/_2$ Millionen auf Kohlen und $3^1/_2$ Millionen auf Eisen, was den Bedarf des Landes an Kulturelementen und seine erstarkende Kaufkraft kennzeichnet.

Auch in religiöser Hinsicht zeigte der Pascha ungewöhnliche und tatkräftige Aufklärung, wie seine Gewaltmaßregeln gegen die fanatischen Wahhabiten beweisen. Bezeichnend ist die glaubhaft berichtete Tatsache, daß er persönlich, da seine Untergebenen es nicht wagten, mitten in einer religiös erregten Menge eine betrügerische Wahrsagerin entlarvte und dem Aberglauben zum Trotz im Nil ertränken ließ.

Nicht alle seine Maßnahmen waren von Erfolg gekrönt, nicht alle seine Einrichtungen bewährten sich. Der mit einem Aufwande von 30 Millionen Frs. durchgeführte Bau der sogenannten „Barrage du Nil", etwa 25 Kilometer unterhalb Kairo, erfüllt seinen Hauptzweck, Stauung der Nilfluten zur Regulierung des Wasserstandes, nicht. Er hindert sogar die Schiffahrt. Die von Mehemed eingerichteten Schulen, die nicht so sehr auf Hebung der allgemeinen Volksbildung als auf Abrichtung von Fachleuten für die Einzelzweige des Gewerbes hinzielten, erwiesen sich als ungeeignet und gingen bald nach seinem Tode wieder ein.

Die Mehrzahl seiner Schöpfungen aber war von dauerndem Bestand und Nutzen und hat sich überraschend weiter entwickelt. Die mächtige Hand, der lebendige Geist und die erstaunliche, rücksichtslose Tatkraft dieses Mannes vermochten es unter unerhörten Schwierigkeiten, die derjenige richtig ermessen wird, der den Orient kennt, in wenigen Jahrzehnten sein armseliges, unterdrücktes, unwissendes Volk zu neuem, aussichtsvollem Dasein wachzurufen.

Etwa 600 000 Mk. betrug nach einer sachkundigen Berechnung der Reinertrag der Staatseinnahmen, von denen die eine Hälfte als Tribut nach Konstantinopel abgeführt, die andere für den jährlichen Pilgerzug nach Mekka verwendet werden mußte, zur Zeit als Mehemed Ali die Regierung übernahm. Für die wirklichen Bedürfnisse des Landes waren überhaupt keine Mittel vorhanden. Bei Mehemeds Tode belief sich der Überschuß der Einnahmen, nach Zahlung des fast um das Zehnfache erhöhten Tributes und der Kosten für die neugeschaffene Armee sowie für die Landesmeliorationen, auf etwa 3 Millionen Mark, die nutzbringend angelegt werden konnten. Die Einwohnerzahl Ägyptens

Digitized by Google

(Nubien und den Sudan nicht eingerechnet) vermehrte sich um das Doppelte und betrug bei Mehemeds Ende über 4 Millionen, während sie vorher stetig abgenommen hatte.

Die Schaffenskraft des seltenen Mannes erscheint in besonders glänzendem Lichte, wenn man erwägt, daß es ihm und seinem Volke nicht vergönnt war, sich in Ruhe und Frieden der Arbeit zu widmen. Dem klugen und gewalttätigen Sultan Mahmud, der 1808 den Thron der Kalifen in Stambul bestieg, blieb der aufstrebende Pascha am Nil, in dem er früh den Rivalen erkannte, ein Dorn im Auge. Trotz der durch die Umstände gebotenen äußerlichen Anerkennung seiner Stellung suchte er sie mit allen Mitteln orientalischer Staatskunst zu untergraben, einer Staatskunst, in der allerdings auch Mehemed Meister war.

Im Jahre 1811 forderte der Sultan von dem Statthalter in Ägypten die Niederwerfung der aufständischen Wahhabiten, einer religiösen Sekte in Arabien, die des Großherrn Gewalt in gefährlicher Weise bedrohte. Unsere Zeit hat uns im Aufstande der Sudanderwische die Macht derartiger Bewegungen unter den Völkern des Islams vor Augen geführt, und dem jungen Staatswesen am Nil wurde durch das Verlangen des Sultans eine um so schwerere Aufgabe gestellt, als der überaus schwierige Kriegszug in das öde Arabien zunächst fremdem Interesse galt. Sehr wahrscheinlich hegte Sultan Mahmud den geheimen Wunsch die Kräfte Mehemed Alis durch diesen Krieg aufzureiben und so zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Fünf Jahre führte Mehemeds Sohn Tusun den Krieg, dessen Kosten Ägypten trug, und nach seinem Tode mußte Ibrahim, des Paschas Adoptivsohn, ihn noch weitere drei Jahre fortsetzen, ehe er die Hauptstadt der Feinde einnehmen und ihren Führer Abdallah in Ketten schließen konnte.

Eine wunderbare Wahl hatte Ägyptens Herrscher mit der Adoption Ibrahims getroffen. Dem Vater an unermüdlicher Tatkraft und Zähigkeit, an Umsicht und Ungestüm gleich, war er auch ein Kriegsmann und Feldherr großen Stils, den eine seltsame Fügung demnächst tief in Kleinasien unserem Moltke gegenüberstellte. Er wußte nicht nur zu erobern sondern auch festzuhalten. Durch staatsmännische Weisheit und Milde gewann er das besiegte Arabervolk, deren zelotische Führer aber mußten die ganze Schwere seiner Faust fühlen. Nachdem er drei lange Tage versucht hatte sie in der Moschee durch seine Ulemas belehren zu lassen und dann ihren hartnäckigen Bescheid hörte, daß

Digitized by Google

nur Wahhabiten ins Paradies kommen könnten, rief er seinen Soldaten zu: „Haut sie zusammen, die Schweine!"

Diesem Manne hätte es wohl gelingen mögen Arabien dauernd für Ägypten zu gewinnen, aber andere Aufgaben riefen ihn ab und unfähige Nachfolger verdarben sein Werk. Nachdem Mehemed Ali 1840 die bis dahin festgehaltenen heiligen Städte Mekka und Medina, dem Druck der mit der Pforte verbündeten europäischen Mächte nachgebend, hatte ausliefern müssen, unterwarf er zwar gegen das Ende seines Lebens die Wahhabiten abermals, unter seinem Enkel und Erben Abbas I. indessen erreiche Ägyptens Herrschaft in Arabien ihr Ende.

Kaum daß im Jahre 1819 durch Ibrahim der Wahhabitenkrieg zu vorläufigem, glücklichem Abschluß gebracht war mußte Mehemed Ali sich zu einem Feldzug nach dem Sudan entschließen sowohl zur Sicherung und Ausdehnung der Grenzen gegen die Nubier als auch um die albanesischen Söldner zu beseitigen, die seiner Herrschaft gefährlich wurden. Die Abwesenheit dieser unbotmäßigen Truppen benutzend, an deren Spitze sein Sohn Ismail und nach dessen Tode sein Schwiegersohn Ahmed Bey, der Defterdar, Kordofan und Sennar unterwarfen und Chartum gründeten, schuf Mehemed eine neue brauchbare Armee und eine nicht unbedeutende Kriegsflotte, die alsbald unter Ibrahims Befehl in den Jahren 1824—1827 dem Sultan zur Unterdrückung des griechischen Aufstandes und dann im türkisch-russischen Kriege 1828—1829 Heeresfolge leisten mußten. Als durch letzteren Krieg die Macht des Großherrn genügend geschwächt schien führte der verwegene Pascha von Ägypten den lange geplanten entscheidenden Schlag. An der Spitze eines tüchtigen Heeres überschritt sein Adoptivsohn Ibrahim, den Pfaden Bonapartes folgend, Ende 1831 die Landenge von Suez und drang, mit überlegener Feldherrnkunst die türkischen Truppen überall schlagend, in Syrien ein, den Khalifenthron am goldenen Horn aufs schwerste bedrohend. Nur dem Eintreten Rußlands und Englands, die beide eine Ausdehnung der neuerstandenen Macht für unvorteilhaft hielten, gelang es das Schlimmste abzuwenden. Im Frieden von Konia mußte sich Mehemed Ali mit der Belehnung über Syrien zufrieden geben.

Als 1839 der Sultan den Versuch wagte den mächtigen Vasallen abzuschütteln und ihn in die Acht erklärte schlug Ibrahim den osmanischen Feldherrn, der Moltkes besonnenen Rat mißachtete, bei Nisib in die Flucht. Zum zweiten Male indes entriß

Digitized by Google

eine europäische Koalition ihm die Früchte des Sieges. Englisch-österreichische Schiffe und Truppen nötigten Ibrahim zum Rückzuge und eine vor Alexandrien erscheinende englische Flotte zwang Mehemed zur Unterwerfung, doch wurde ihm die Erblichkeit der Herrschaft über Ägypten (nach türkischem Thronfolgerecht) zugestanden.

Wir wissen bereits, daß der alternde Löwe noch einmal seine gewaltige Pranke über das Rote Meer nach Arabien ausstreckte, aber seine Lebenskraft war gebrochen. In seinen letzten Tagen umfing ihn geistiger Stumpfsinn, so daß noch vor seinem Tode sein Adoptivsohn Ibrahim an seine Stelle trat. Zum Schaden für Land und Volk starb dieser bedeutende Mann noch in demselben Jahre, 1848, und einige Monate später, im August 1849, trug man Mehemed Ali zum Grabe, das ihm in der prachtvollen Alabastermoschee zu Kairo bereitet ward, deren Bau er selbst begonnen hatte.

Daß diesem außerordentlichen Menschen, den Fürst Pückler als einen würdevollen Greis von kleiner Statur, wohlwollendem, leutseligem Wesen und funkelnden Adleraugen beschreibt, unter dauernden Kriegswirren die Gründung eines gut gegliederten, geordneten und entwickelungsfähigen Staates gelang gereicht ihm zum höchsten Ruhme. Auf Schritt und Tritt findet man im Lande noch heute die Spuren seines segensreichen Wirkens, wenn auch die Macht, die er seinen Nachkommen hinterließ, deren Hand entglitten ist. Auf dem von ihm gelegten Fundament baut die weltbeherrschende Nation weiter, die nun über die Geschicke des alten Pharaonenlandes bestimmt und seine Schätze hebt.

In großem Maßstabe hatte Mehemed Ali fremde Kräfte zur Hilfe herangezogen und zwar, infolge der während Bonapartes Expedition angeknüpften Beziehungen, zumeist aus Frankreich. Namentlich die zur Ausführung seiner Bauten berufenen französischen Techniker und Ingenieure bewährten sich in hohem Grade und Mehemeds berechtigte Hinneigung zu französischer Kultur bewirkte mit der Zeit deren Vorherrschaft und tiefgreifenden Einfluß. Gab er doch, die Notwendigkeit des Anschlusses an das Abendland klar erkennend, seinen Söhnen und Enkeln französische Lehrer und ließ sie, sowie eine große Anzahl anderer junger Ägypter teilweise in Frankreich erziehen. Einem aktionskräftigen Frankreich würde es nicht schwer geworden sein die geistige Bevormundung, die es errungen hatte und die trotz der englischen Okkupation noch heutigen Tages nicht verwischt ist, weiter aus-

Digitized by Google

zubauen und die Interessengemeinschaft beider Länder zu gegenseitigem politischen Vorteil zu verwerten. Frankreichs Macht aber war nach der napoleonischen Epoche für lange Jahre gelähmt und, als es wieder zu erstarken begann, von inneren Kämpfen und dem Algier-Unternehmen allzusehr in Anspruch genommen. Das Feld wurde anderen überlassen.

Der Bedarf Ägyptens an Erzeugnissen der Industrie und an Kohle war in Frankreich nicht zu decken und die Versorgung damit fiel bei der damaligen Lage des Weltmarktes naturgemäß England zu. Fast sämtliche Eisenwaren, insbesondere alle Maschinen wurden aus England, nur die Waffen überwiegend aus Frankreich bezogen. Aus England kamen auch Erze, Spirituosen, Öle und Fettwaren. Britische Kaufleute führten den immer reger werdenden Durchgangsverkehr von Indien, China, Japan und Australien, soweit er den fernen Weg um das Südkap Afrikas vermeiden mußte, auf dem Landwege von Suez durch das aufblühende Nildelta nach Alexandria. Kein Wunder, daß die Aufmerksamkeit des klugen Inselvolkes immer mehr auf den Gewinn gelenkt wurde, der in Ägypten einzuheimsen war. Wenn auch Mehemed Alis in den Jahren 1839 und 1840 nilaufwärts entsandte Entdeckungsexpeditionen die dort vermuteten Goldländer nicht aufgefunden hatten, so waren sie doch bis nach Gondokoro gelangt und hatten die Schiffbarkeit des Stromes oberhalb Chartum auf eine Strecke von wenigstens 1500 Kilometern sowie die Möglichkeit festgestellt die Mehrzahl der Katarakte unterhalb dieses Ortes bei Hochwasser zu passieren. Das eröffnete der eben beginnenden Dampfschiffahrt gute Aussichten für den Handel mit Innerafrika, dessen Erzeugnisse an Elfenbein, Gummi, Straußenfedern und Fellen reichen Ertrag versprachen. — Die Bewegung gegen die Sklaverei und den Sklavenhandel bewirkte 1833 die Befreiung aller Sklaven in den englischen Kolonien und zwang den britischen Staat um der Konkurrenz willen auch anderwärts seine Macht zur Unterdrückung des Sklavenhandels einzusetzen. Die Flagge der Humanität ermöglichte ihm in der Folge die Einmischung in die Politik aller Länder, die an dieser Frage beteiligt waren, und bot namentlich Ägypten gegenüber allezeit eine bequeme Handhabe.

Wenn trotzdem noch lange Zeit verging, ehe Großbritannien sich entschloß zuzugreifen, so lag dies nicht an dem Mangel guten Willens. Im griechischen Unabhängigkeitskampf sowohl wie in den Kriegen um Syrien und Arabien hatte Ägypten eine mili-

Digitized by Google

tärische Leistungsfähigkeit erwiesen, die den großen Bissen fürs erste unverdaulich machte. Man begnügte sich deshalb mit tunlichster Schwächung der ägyptischen Macht, und auch eigene Not drängte die Gedanken an den Nil in den Hintergrund. In die letzten Jahre Mehemed Alis fielen die heißen inneren Kämpfe Englands um die Peelschen Reformen, irische Aufstände und Kriege in Indien, in die fünfziger Jahre weitere Streitigkeiten um Korngesetze und Freihandel, der Krieg mit Birma, der Krimkrieg, Verwickelungen mit China und endlich der große indische Aufstand, dessen Unterdrückung alle Kraft in Anspruch nahm, während im folgenden Jahrzehnt Gladstones Wunderlichkeiten und die damals der Ausdehnungspolitik abgeneigte liberale Mehrheit des Parlaments den Lauf der Dinge hemmten. So kam es, daß die unter den nächsten Nachfolgern Mehemed Alis sich für Großbritannien bietenden Chancen unbenutzt blieben.

Unter der unrühmlichen Regierung Abbas I., Mehemeds Enkel, ging Arabien verloren und trotz der kurzen Zeit seiner Herrschaft gerieten die Finanzen des Landes bereits in Verwirrung, die Said Pascha, Mehemeds vierter Sohn, der ihm folgte, nicht zu heben vermochte. Das bedeutendste Ereignis in dessen ebenfalls nur kurzer Regierung ist der Beginn der Durchstechung des Isthmus von Suez.

Seit 1831 lebte in dem französischen Diplomaten Ferdinand v. Lesseps der Gedanke an dieses Unternehmen. Nachdem durch französische und englische Ingenieure in den Jahren 1841 und 1847 der Irrtum der Lepère'schen Vermessung erkannt und festgestellt worden, daß der Niveauunterschied zwischen den beiden Meeren belanglos sei, schied Lesseps aus dem Dienste, um seine hervorragende Kraft ganz dem großen Werke zu widmen. Im Jahre 1854 legte er dem Vizekönig Said den ersten Entwurf einer Konzessionsurkunde vor und fand dessen bereitwillige Unterstützung. Seiner diplomatischen Gewandtheit gelang es demnächst auch die Türkei und die Großmächte für den Plan zu gewinnen, mit einziger Ausnahme Englands. Lord Palmerston sah die Möglichkeit nicht die neue Wasserstraße in eigene Gewalt zu bringen und befürchtete deshalb schwere Benachteiligung des englischen Handels, sowohl um das Kap wie auf dem Landwege Suez-Alexandria, der durch die Eisenbahn verbessert und abgekürzt wurde. Den Bau des Kanals konnte er indessen nicht verhindern. Wohl aber vermehrte Englands Widerstand den Einfluß Frankreichs, das sich an der Beschaffung der Geldmittel enthusiastisch

Digitized by Google

beteiligte und das Leſſepsſche Werk als ein nationales betrachtete, das dem franzöſiſchen Volke erneute politiſche Anſprüche auf das Nilland gewähre. In der Tat durfte Frankreich mit Stolz auf Leſſeps und ſeine Mitarbeiter blicken, deren Intelligenz und Ausdauer die tauſendfachen Hinderniſſe zu überwinden wußten, die ſich ihnen entgegenſtellten.

Wenn dem Julikönigtum die Kraft gebrach ſich außer in Algerien auch in Ägypten zu betätigen und wenn nach der Revolution von 1848 Napoleon III. zunächſt um der Befeſtigung der eigenen Stellung willen gezwungen war an der Seite Englands auswärtige Erfolge zu ſuchen und jeden Konflikt mit dieſer Macht zu vermeiden, wenn daher der Krimkrieg, der italieniſche Feldzug und die chineſiſche Expedition das Verhalten Frankreichs in den ägyptiſchen Angelegenheiten bis 1860 erklären, ſo war doch nun der Augenblick gekommen der platoniſchen Liebe die Vermählung folgen zu laſſen. Die unglückſelige mexikaniſche Unternehmung und die verhängnisvolle Eiferſucht gegen Preußen und das deutſche Einigungswerk lenkten jedoch die Blicke der Franzoſen von dem Ziele ab, wo Großes und Dauerndes hätte geſchaffen werden können.

Tatkräftiger noch als Said ſtellte ſich Ismail Paſcha, der Sohn des Siegers von Niſib, der 1863 den vizeköniglichen Thron beſtieg, an Leſſeps Seite. Nachdem im April 1859 der erſte Spatenſtich bei Port Said getan und im November 1863 der Süßwaſſerkanal vom Nil nach Suez eröffnet worden, der die Weiterführung der Arbeiten weſentlich erleichterte, konnte am 16. November 1869 die Eröffnung des neuen Seeweges in Gegenwart hoher Vertreter aller Nationen erfolgen. Nur England, das vor kurzem den Negus von Abeſſinien ſeine Macht hatte fühlen laſſen, ſtand bei der Feier abſeits, ſeine Mißgunſt und ſeine Verlegenheit deutlich markierend. — Nur darüber ſchien Gladſtone ſich klar zu ſein, daß England einen ſelbſtändigen, kräftigen Staat im Beſitze des Suezkanals nicht dulden dürfe. Nach wie vor unterſtützte England daher die gegen den Vaſallen in Kairo gerichteten Umtriebe der Pforte. Durch große Geldopfer erlangte Ismail zwar den Titel Khedive (Fürſt oder Herrſcher) und die Thronfolgeordnung nach europäiſchem Erbrecht. Gleich nach der Eröffnung des Suezkanals aber mußte er ſich zur Verminderung ſeines Heeres, zur Auslieferung ſeiner Panzerſchiffe an den Sultan und zu einer Reihe anderer Beſchränkungen ſeiner Souveränität verſtehen.

Digitized by Google

Ismail hatte keine glückliche Hand. Er versagte sich keineswegs der Fortführung der Reformen, er baute Eisenbahnen, Kanäle, Fabriken, übernahm das Postwesen auf den Staat, verbesserte Schulen und Gerichte, vermochte aber den Staatshaushalt nicht zu regeln. Seine Privatausgaben wie die des Staates stiegen ins Ungemessene. Die Zinsen der riesigen, nur zu niedrigem Kurse unterzubringenden Anleihen betrugen bis zu 10 vom Hundert, der Rückkauf der verlorenen Rechte von der Pforte erhöhte 1873 den nach Stambul zu entrichtenden Tribut auf 14 Millionen Mark jährlich und kostete außerdem viele Millionen an Trinkgeldern. Weitere Geldopfer forderten die kriegerischen Unternehmungen im Süden des Reiches, wo bezeichnenderweise die Hauptrollen bereits vielfach in den Händen von Engländern lagen. Nachdem Speke in den Jahren 1860—1863 den Viktoriasee und damit die Nilquelle entdeckt hatte unternahm Baker 1869 bis 1873 die Unterwerfung der oberen Nilländer im vizeköniglichen Auftrage. Ihn löste Gordon ab, der 1876 nach England zurückkehrte, nachdem er nilaufwärts bis zum Albertsee Militärstationen angelegt hatte. Auch Darfur wurde unterworfen. Die neuen ausgedehnten Grenzen verwickelten Ägypten in kriegerische Händel mit Abessinien, zu deren Beilegung Gordon wiederum herbeigerufen ward, der nach zweijährigen, ziemlich erfolglosen Mühen 1879 sein Amt abermals niederlegte.

Inzwischen trat eine bedeutsame Wendung in den Geschicken des Staates ein. Die Finanznot, vermehrt durch die unzureichenden Einnahmen des Suezkanals in den ersten Verkehrsjahren, veranlaßte das Einschreiten der europäischen Großmächte zu Gunsten der Staatsgläubiger. Ein internationales Ministerium, in dem der Engländer Wilson das Ressort der Finanzen erhielt, übernahm die Regelung des Staatshaushalts und verdrängte den Khedive, der auch seinen und seiner Familie Grundbesitz, fast $^1/_5$ des gesamten Kulturbodens im Lande, an den Staat abtreten mußte, großenteils von der Ausübung der Staatsgewalt. England griff tief in seinen Beutel. Es kaufte 1875 den ganzen Besitz Ägyptens an Suezkanalaktien und sicherte sich so maßgebenden Einfluß auf dieses Unternehmen. Lange genug hatte es gezögert, — nun schritt es zu entscheidenden Taten. An Gladstones Platz war Disraeli, an die Stelle kleinlicher Mittel und vorsichtiger, mit gefühlvollen Phrasen verbrämter Zurückhaltung war der mächtige Zug der imperialistischen Politik getreten, der dem britischen Geiste unserer Tage den Stempel aufdrückt und 1876 in

Digitized by Google

der Erhebung Indiens zum Kaiserreich charakteristischen Ausdruck fand.

Nachdem durch den Berliner Kongreß der schwankende Thron von Stambul gestützt und für die nächste Zukunft gesichert war, nutzte England entschlossen die Auflehnung des Khediven aus, der 1879 das ihm aufgedrungene Ministerium aus eigener Macht entließ. Es setzte dessen Absetzung durch und übernahm, scheinbar als Beauftragter der Großmächte, die Verwaltung Ägyptens, ohne selbst bei der französischen Regierung Widerspruch zu finden. In weiser Beschränkung, indischer Erfahrungen eingedenk, gewährte es jedoch dem Sohne Ismails, dem jungen Tewfik, den Schein der Herrschaft und vermied dadurch alle die Schwierigkeiten, die eine christliche Regierung in dem mohammedanischen Lande hätte finden müssen, und alle Konflikte mit dem Sultan wie mit anderen Mächten.

Der Schatten Mehemed Alis und die Erinnerung an seine Taten waren immerhin mächtig genug, um die Ägypter den Zwang der Fremdherrschaft bitter empfinden zu lassen, um so mehr als die neue Verwaltung alsbald den Großen des Landes die Quellen ungerechter Bereicherung verstopfte und statt unfähiger Eingeborener tätige und unbestechliche Engländer in die Ämter berief.

Die Unzufriedenheit brach bereits im Jahre 1881 in einem Aufstande aus, an dessen Spitze der Oberst Arabi stand. Dem Vizekönige wurde ein neues Ministerium aufgezwungen, dessen Seele der nunmehrige Kriegsminister Arabi Pascha war und das sofort zur Beseitigung der Europäer schritt. Die britische Mittelmeerflotte legte sich (1882) vor Alexandria und beschoß die Stadt, in der Ausschreitungen stattgefunden hatten, in rücksichtsloser Anwendung des Rechts der Stärke, eines Rechtes, das hier, wo der Schwache sich kaum zu wehren imstande war, selbst dem wiederum ins Amt getretenen Kabinett Gladstone einleuchtete. Einem am Suezkanal ausgeschifften britischen Truppenkorps unter Lord Wolseley stellte sich Arabi bei Tell-el-Kebir, im alten biblischen Gosen, in verschanzter Stellung entgegen. Die Engländer gaben der militärischen Welt das lehrreiche Beispiel eines nächtlichen Angriffes gegen die feindliche Front, wobei sich die Truppen in verhängnisvoller Weise verwirrten. Zu ihrem Glücke stand auf den nahen Schanzen kein Mehemed Ali und kein Ibrahim. Als das Tageslicht die Herstellung der Ordnung ermöglichte fand man nur wenige Verteidiger vor, die leicht überwältigt wurden. Arabi

Digitized by Google

gab sich gefangen und wurde mit einer wohlverdienten Pension nach Ceylon ins Privatleben entlassen.

Energischer noch als zuvor faßte nun England die Zügel der Regierung und eine ständige britische Besatzung schützte fortan den Khedive vor den Versuchen seiner Untertanen, ihm die Stellung seiner Vorfahren zurückzugewinnen. Das ägyptische Heer wurde wie das indische unter britische Führer gestellt, was sich hier wie dort nach einiger Zeit vortrefflich bewährte. In der Aufbietung militärischer Streitmittel war auch Eile geboten, denn vom Sudan her drohte Gefahr.

Die religiöse Bewegung, an deren Spitze der „Mahdi" stand, nahm wie so häufig im Orient bald politischen Charakter an und wandte sich gegen die erst schwach begründete, vielfach von untüchtigen Beamten verwaltete ägyptische Oberherrschaft. Nachdem 1881 auf einer Nilinsel bei Berber das erste Blut geflossen, gewann der Aufstand bald größeren Umfang. Im Juni 1882 wurden die Truppen des Gouverneurs von Chartum geschlagen und nun rüstete man in Unterägypten eine Expedition aus, die zugleich Gelegenheit gab, die unzuverlässigen Soldaten Arabis los zu werden. — Wie oft wiederholt es sich im Staatsleben Englands, daß ein Unternehmen mit unzureichenden Mitteln begonnen wird! Wie oft freilich holte es nachher durch verdoppelte Energie und Zähigkeit das Versäumte nach! — Im September 1883 brach das 10 000 Mann starke Heer, dem der Feind vielleicht um das sechsfache überlegen war, unter Hicks Pascha von Chartum nach El Obeid in Kordofan auf, die gesicherte Etappenstraße des Nils verlassend, den Qualen des Durstes preisgegeben und dauernd gezwungen im geschlossenen großen Viereck zu marschieren, um die in die Mitte genommenen Lasttiere den Angriffen der feindlichen Reiterscharen zu entziehen. Jeder Tag brachte große Verluste an Menschen, Vieh und Lebensmitteln. Am 5. November, als man sich El Obeid näherte, erlag das geschwächte Heer dem Ansturm der fanatischen Derwische und wurde fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Kaum daß die Nachricht der furchtbaren Katastrophe durch wenige Flüchtlinge nach Chartum gebracht wurde.

Die militärischen Anstrengungen und Geldopfer, die zur Rückeroberung des Sudans nötig gewesen wären, wollte das Kabinett Gladstone sich nicht auferlegen. Es gab die südlichen Provinzen auf und hoffte deren Räumung leichten Kaufes durch die erneute Berufung des Mannes zu ermöglichen, der an dieser Stelle be-

Digitized by Google

reits so hervorragende Dienste geleistet hatte. Schweren Herzens übernahm Gordon sein Amt. Da jedem ägyptischen Beamten und Soldaten, den er im Stiche gelassen hätte, ein qualvoller Tod gewiß war, so beschloß er in ritterlichem Mannesmut auszuharren, bis alle in Sicherheit seien. Monatelang hielt er mit unerschütterlicher Tapferkeit in Chartum die Belagerung der Derwische aus, am 26. Januar 1885 aber wurde die Stadt erstürmt und er selbst ermordet, zwei Tage bevor der nach langem Zaudern in Bewegung gesetzte Entsatz unter Lord Wolseleys Kommando eintraf.

Die englische Regierung fand den Mut, trotz der erlittenen Unbill den ungesäumten Rückzug der Truppen anzuordnen. Kein Ägypter ward damit geopfert, denn alle hatten in Chartum den Tod gefunden.

Ein Jahrzehnt hindurch begnügte man sich, die Gegend von Wady Halfa, 800 Kilometer nördlich Chartum, als südlichen Grenzpunkt des ägyptischen Reiches, unter dauernden Kämpfen gegen den Nachfolger des 1885 gestorbenen Mahdi, den Kalifa Abdullahi, festzuhalten, und die Verwaltung des Landes weiter auszubauen und zu befestigen. In dieser Beziehung hatten die englischen Beamten vollen Erfolg, der durch die steigenden Einnahmen bezeichnet wird. Schon 1885 ergab sich ein Überschuß, der allerdings durch neue Rüstungen gegen die Derwische in Frage gestellt worden wäre. Mit der Zeit aber wurde der Druck, mit dem die Schreckensherrschaft im Sudan Ägypten belastete, unerträglich. Das Regiment des Kalifa störte nicht nur den Handel mit der Äquatorialgegend und die friedliche Entwickelung am unteren Lauf des Nils, es stand auch den von neuen Staatsmännern an der Themse gefaßten großartigen, ganz Afrika umfassenden Plänen im Wege und hätte einem europäischen Nebenbuhler das Festsetzen am oberen Lauf des weißen Nils ermöglichen können. Die erwachenden Bestrebungen anderer Völker nach Kolonialbesitz drängten zur Tat, die durch die Besitznahme des Witu- und Ugandagebietes bereits eingeleitet war.

In frischer Erinnerung der Mitwelt stehen die Ereignisse der Jahre 1896—98, in denen der glänzende, mit größter Sorgfalt und Umsicht vorbereitete, mit Tatkraft und Glück durchgeführte Feldzug Lord Kitcheners dem Reiche der Derwische trotz heldenhafter, todverachtender Gegenwehr ein Ende bereitete und den Sudan zurückgewann.

Von der Quelle bis zur Mündung steht der Nil nun unter

Digitized by Google

britischer Botmäßigkeit, wenn auch dem Namen nach nichts an den bisherigen staatlichen Verhältnissen geändert ist. Noch immer erscheint Ägypten in den englischen Aktenstücken als „fremdes Gebiet unter vorherrschend britischem Einfluß", noch immer herrscht der Khedive — seit 1892 Abbas II, der Sohn Tewfiks — unter der Oberhoheit des Sultans.

England kann mit Ruhe den Moment abwarten, wo es seiner tatsächlichen Macht förmlichen Ausdruck geben will. Nachdem im Jahre 1882 das französische Parlament die von Freycinet geforderten Kredite zur Beschützung des Suezkanals und zur Mitbesetzung Ägyptens abgelehnt, weist England mit Recht jede fremde Einmischung zurück und hat für die hier und da laut werdenden schüchternen Mahnungen zur Räumung Ägyptens nur offenen Spott. Herrisch wies es der kleinen Expedition des französischen Majors Marchand den Weg, die fast gleichzeitig mit Kitcheners Sieg bei Omdurman bei Faschoda am oberen Nil die Trikolore aufgepflanzt hatte, und sicherte sich in dem Vertrage vom 21. März 1899 die gesamten Nilländer, dem französischen Einflusse nur den westlichen Sudan und die öden Saharagebiete überlassend.

Genau ein Jahrhundert ist zwischen Abukir und Faschoda verflossen, und allem Anscheine nach darf England trotz der vielfachen Schwankungen in seiner ägyptischen Politik die Länder an dem mächtigen afrikanischen Strome jetzt als gesicherten Besitz betrachten. Nur mit Abessinien dürfte noch eine Auseinandersetzung bevorstehen. Der dem Weltverkehr neue Bahnen weisende Kanal vom Roten zum Mittelmeer wird von Großbritannien beherrscht und bildet ein weiteres Mittel zur Sicherung und Ausdehnung seiner Macht.

Unendlichen Segen hat die von Mehemed Ali begonnene, von England mit verdoppelter Kraft fortgeführte Neuordnung über das Land gebracht, das seit der erstickenden arabischen Überflutung in immer tieferes Elend versank. An die Stelle grausamer Willkür und Erpressung ist Recht und Gesetz getreten, der Sklavenhandel hat aufgehört, statt auf rettungslosen Verfall und hungernde Armut trifft der Besucher auf fruchtbringende Arbeit und wachsenden Wohlstand. Die Bevölkerung des eigentlichen Ägyptens hatte sich schon 1897 auf fast 10 Millionen Menschen vermehrt und weitere 10 Millionen am oberen Nil sind der steten Not und Sorge um Freiheit, Leben und Eigentum enthoben. Kairo zählt heute 570 000, Alexandria 320 000 Einwohner.

Digitized by Google

Trotz der großen Ausgaben, die für die Verbesserung der Einrichtungen und für die kriegerischen Unternehmungen geleistet werden mußten, warfen die Einnahmen im Jahre 1901 bereits einen Überschuß von $4^1/_2$ Millionen Mark ab, der durch Fortfall des Tributes an die Pforte um 14 Millionen gesteigert werden kann. Fast 5000 Kilometer Eisenbahnen, um das doppelte mehr als die Schienenstränge in der europäischen Türkei, vermitteln den Verkehr im Lande und haben die Hauptschwierigkeiten der Verbindung auf dem Nil durch Umgehung der Stromschnellen bereis überwunden.

Großartig ist neben dem politischen auch der materielle Gewinn, den England aus der Besitznahme Ägyptens bereits gezogen und noch zu erwarten hat. Es war ein sehr gutes Geschäft. Die Geldopfer sind längst eingebracht und die Eroberung des Sudans hat den britischen Staatssäckel keinen Penny gekostet. Die Unternehmung war ja Sache des „fremden" Staates Ägypten. Die Suezkanalaktien, für die man seiner Zeit schwerlich den vollen Nennwert von 500 Frs. zahlte, haben jetzt annähernd den achtfachen Wert und brachten im Jahre 1900 eine Dividende von fast 20 Prozent. Der hohe Kurs der Aktien erklärt sich wohl durch die nach Vornahme der geplanten Vertiefungs- und Erweiterungsarbeiten zu erwartende fernere Steigerung des Verkehrs, der sich in den Jahren 1897 bis 1899 von 2986 auf 3607 Schiffe hob. An die Stelle der früheren, nur zu niederem Kurs und hohen Zinsen unterzubringendeu Staatsanleihen sind 3, $3^1/_2$ und 4 prozentige Werte getreten, deren Kurs über dem der deutschen Staatsanleihen steht. Britischer Fleiß und Unternehmungsgeist finden in Ägypten reichen und verdienten Lohn. An erster Stelle unter den englischen Unternehmungen stehen die großartigen Bauten, die durch Stauung der Nilwasser und Regelung der Nilschwellungen die Landeskultur heben sollen. Unmittelbar nach der Niederwerfung des Kalifa begannen die Arbeiten, die mit rastlosem Eifer gefördert, noch in diesem Jahre beendet werden. Es handelt sich zunächst um zwei große Stau- und Schleusenwerke bei Assuan und Assiut, die, mit einem Kostenaufwande von mehr als 60 Millionen Mark aufgeführt, etwa 70—80 000 Hektaren neuen Ackerbodens gewinnen und etwa 300 000 Hektaren, die bisher kümmerlich durch Schöpfräder bewässert wurden, der regelmäßigen Befruchtung durch die Wasser des Nils zuführen sollen. Wenn die Berechnung stimmt wird der Gewinn in wenigen Jahren die Kosten der Anlage decken. Von weiteren Plänen am obersten Lauf sowohl des

Digitized by Google

weißen wie des blauen Nils erwartet man noch ausgiebigere Erträge. Würdig stellen sich diese Bauten sowohl wie der Suezkanal den Schöpfungen der alten Pharaonen an die Seite.

Für die Nilländer schließt das 19. Jahrhundert einen Kulturfortschritt ein, wie ihn die Geschichte kaum zum zweiten Male aufweist und der bei der heherrschenden Stellung Großbritanniens in Afrika eine fernere ungeahnte Entwickelung ankündigt.

Probleme des Verbrechens und der Strafe.

Von Ferdinand Tönnies.

Die Reform unseres Strafrechts ist beinahe plötzlich aus einem Gegenstande langer theoretischer Erörterungen eine Frage der praktischen Politik geworden. In der deutschen Gruppe der „Internationalen kriminalistischen Vereinigung", die im April d. Js. zu Bremen ihre Jahresversammlung hielt, erklärte ein Vertreter des Reichsjustizamtes, daß die Vorarbeiten zu einem neuen Strafgesetze in diesem Amte vorbereitet werden. Seine fast humoristische Ausdrucksweise wies auf die Länge und Schwierigkeit des betretenen Weges hin. Der deutsche Juristentag hat die „Revision des Strafgesetzbuchs" auf die diesjährige Tagesordnung seiner Versammlung gesetzt, die im September d. Js. zu Berlin stattfinden soll. In der Tat ist die Notwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung auch von solchen Kriminalisten längst anerkannt worden, die an den Grundsätzen des bestehenden Strafrechts strenge festhalten, die also tiefgehenden Neuerungen durchaus widerstreben. Man hat alle Ursache, zu erwarten, daß auch die verbündeten Regierungen nur in diesem konservativen Sinne der großen Aufgabe nähertreten wollen. In den Reichsämtern dürfte die Stimmung etwas lebhafter zu Gunsten der neuen Ansichten sich neigen. Außer dem Justizamt war auch das Reichsmarineamt in der Versammlung zu Bremen durch zwei Herren vertreten, die als Anhänger einer entschiedenen Reform bekannt sind. Anerkanntes Haupt der neuen Schule ist der vor einigen Jahren von Halle nach Berlin berufene

Digitized by Google

Professor Franz von Liszt, der mit K. von Lilienthal als Herausgeber der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" seit mehr als 20 Jahren eine lebhafte Tätigkeit in der Richtung auf Kritik und Umgestaltung des Strafrechts entwickelt hat. Ihm ist auch vor anderen die Begründung der I. K. V. (wie die oben genannte Vereinigung kurz bezeichnet wird) zu verdanken, eines Gelehrtenbundes, der, in fast allen zivilisierten Ländern vertreten, insgesamt etwa 800 Mitglieder zählt, darunter mehr als 300 im Deutschen Reich. Hier war es nun für die Einleitung der gesetzgeberischen Arbeit, die leicht ein Dezennium in Anspruch nehmen dürfte, von nicht geringer Bedeutung, daß vor etwa einem Jahre v. Liszt erklärte, ohne einen Kompromiß sei die Reform unseres Strafrechtes überhaupt unmöglich und daß er seinerseits unter strenger Wahrung seines wissenschaftlichen Standpunkts und seiner „Weltanschauung" sein Programm auf 2 Hauptforderungen reduzierte, an denen er und seine Freunde unbedingt festzuhalten entschlossen seien, in allen andern Stücken zum Entgegenkommen bereit.*) Dies war gesprochen in der Mundart eines Politikers. Und es hat schon den günstigen Erfolg gehabt, daß vor kurzem ein Hauptvertreter der konservativen Richtung gleichfalls sich bereit erklärt hat, den Schulenstreit für die praktischen Aufgaben der Gesetzgebung zurückzustellen (Prof. Kahl in der „Deutschen Juristenzeitung" 1902, Nr. 13). Dieser Schulenstreit bleibt gleichwohl von weitestreichender Bedeutung. Denn er berührt die letzten Gründe der Rechtsordnung und des menschlichen Zusammenlebens. Die Reform des Strafrechtes selber ist recht eigentlich eine Sache, deren Folgen die große, dunkle Masse angehen, während die Reformen des bürgerlichen Rechtes in ihren Wirkungen sich weit überwiegenderweise auf die oberen und besitzenden Schichten der Gesellschaft beziehen. Im Strafrecht setzt sich die Zwangsgewalt des Staates, um den bestehenden öffentlichen und privatrechtlichen Zustand aufrecht zu erhalten, am unmittelbarsten der Freiheit des Einzelnen entgegen. Wir werden uns ein Urteil bilden über die bevorstehende Reform, wenn wir die Prinzipien und Probleme der Strafgesetzgebung richtig verstehen.

1.

Der Schulenstreit, den wir hier ins Auge fassen, pflegt sich heute als Gegensatz des Vergeltungsprinzips und des Zweckprinzips vorzustellen. Ich bin der Meinung, daß der Gegensatz

*) Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft. XXI S. 122, 140.

Digitized by Google

in dieser Form nicht seinen völlig echten Ausdruck besitzt. Die Vergeltung böser Taten liegt den Aufgaben und dem Bereiche des Staates so sichtlich fern, daß einer gewissen Unklarheit zugeschrieben werden muß, wenn behauptet wird, daß das bestehende Strafrecht wesentlich auf diesem Grunde beruhe. Auch dürfte es als historische Tatsache feststehen, daß das Preußische Strafgesetzbuch von 1851, dem das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund und dann wiederum dasjenige für das Deutsche Reich nachgebildet sind, vielmehr auf einem eklektischen Prinzip — wenn man das ein Prinzip nennen will — aufgebaut worden ist. Für unser Gefühl freilich wird es immer, wenn Untaten, die es empört haben und empören, der öffentlichen Strafe unterliegen, einen Ausgleich, eine Beruhigung ergeben; wir werden immer Verlangen danach tragen, daß der offenbare Bösewicht seine verdiente Strafe finde. Aber wir tragen dies Verlangen auch, und zwar oft in viel höherem Grade, wenn wir wissen, daß kein Strafgesetz daran denken kann, den Bösewicht zur Verantwortung zu ziehen; wenn es z. B. bekannt wird, daß ein Ehemann seine gute Frau zu Tode gequält oder durch Liederlichkeit zur Verzweiflung gebracht hat, oder daß ein Schurke durch freche Verführung ein Familienglück zerstörte. Und unser Vergeltungsbedürfnis wird auch befriedigt, wenn ein solcher oder ein krimineller Bösewicht auf andere Weise als durch den „rächenden Arm der Justiz" ins Verderben gerät oder zur Vernunft gebracht wird. Andererseits besteht dies Verlangen nach vergeltender Justiz nur einem kleinen Teile der Verbrechen und Vergehen gegenüber. Die meisten „strafbaren Handlungen" empfinden wir keineswegs als Missetaten in diesem Sinne. Sinnige Denker und Weise haben überdies immer behauptet, daß die böse wie die gute Tat ihren Lohn in sich selber trage, und daß es ein trauriges, mitleidwürdiges Schicksal sei, als ein Böser ans Licht der Welt geboren zu sein oder durch die finsteren Mächte der eigenen und der umgebenden Natur zu bösen Taten fortgerissen zu werden. Das subjektive Recht der Staatsgewalt, Strafen anzudrohen und zu verhängen, kann aus dem öffentlichen Bedürfnis der Vergeltung nicht abgeleitet werden. Es würde die Ungerechtigkeit zum Prinzip erheben, trotz oder gerade wegen des Vorwandes der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit bleibt in ganz anderem Sinne der in sich selbst beruhende Grundsatz aller Justiz, insofern sie Rechtfindung und Rechtsprechung ist. Sie kann und muß auch in der Gesetzgebung auf bewußte Weise erstrebt werden. Der Staat darf nicht für seine Zwecke und um des gemeinen Wohles

Digitized by Google

willen über Leben und Güter der Individuen nach Belieben verfügen. Die angedrohten Strafübel müssen allerdings in einem angemessenen Verhältnisse zu der Beschaffenheit des gesetzwidrigen Wollens stehen. Auch unser Denken fordert, daß der gefährliche Missetäter bestraft werde. Aber ihm ist wenig oder gar nichts daran gelegen, daß er Schmerzen erleide, daß es ihm übel ergehe und er gedemütigt werde; alles ist ihm daran gelegen, daß er verhindert werde, seine Übeltat zu wiederholen, daß er „unschädlich gemacht" werde. Als einfachste und sicherste Methode der Bestrafung muß sich diesem Gedanken jene empfehlen, die das alte Recht in allen „hochnotpeinlichen" Sachen befolgte: den Verbrecher, vor dem man in Zukunft sich schützen wollte, vom Leben zum Tode zu bringen. Heute wenden wir diese Methode — abgesehen von politischen Verbrechern — nur noch gegen den Mörder, wenn er das Alter der vollen Strafmündigkeit besitzt, an. Indem wir sie anwenden haben wir zugleich das Gefühl, daß die einmal geschehene Untat ihre angemessene Sühne finde.

In ihrer Wirkung als radikale Unschädlichmachung kommt neben der Todesstrafe nur die lebenslängliche Einsperrung in Betracht. Wir lassen sie oft — und zwar wird es zumeist durch Gnade vermittelt — an die Stelle der Todesstrafe treten. Alle übrigen Strafmittel haben die erwünschte Wirkung, daß der Verbrecher in alle Zukunft unfähig sei, gleiche oder ähnliche Taten zu begehen, nicht. Sie haben entweder nur für eine Zeitlang diese direkte Wirkung: nämlich für die Zeitdauer der Unfreiheit; oder sie haben nur eine indirekte und erheblich schwächere Wirkung im gleichen Sinne: indem nämlich erwartet wird, daß die unangenehme Erfahrung der Strafe, möge diese nun in zeitweiliger Unfreiheit oder in einer erzwungenen Geldzahlung bestehen, den Schuldigen minder geneigt mache, etwas Ähnliches oder überhaupt etwas Strafwürdiges von neuem zu tun. Die Frage, warum wir nicht alle Verbrecher, die als solche erkannt sind, dauernd unschädlich machen, beantwortet sich von selbst. Viele Gründe machen es untunlich, ja unsinnig. Unser Interesse, daß es geschehe, ist von sehr verschiedener Stärke. Die Schwierigkeit des Tatbeweises bei mangelndem Geständnis ergibt die Gefahr des Justizirrtums, also unter Umständen des „Justizmordes", eine Gefahr, deren Verringerung im schärfsten allgemeinen Interesse ist. Vor allem kommt aber in Betracht, daß die Strafe, die wir verhängen, nach einer Regel verhängt werden muß, daß wir nicht dem Gutdünken eines Richters oder Richterkollegiums überlassen können, die Not-

Digitized by Google

wendigkeit dauernden Unschädlichmachens im gegebenen Falle auszusprechen, sondern die Voraussetzungen dafür im Gesetze vorschreiben müssen. Die Voraussetzungen können nur objektive sein. M. a. W. es muß Rechtens sein, daß dem Täter solcher Tat solche Behandlung zu teil werde. Im einzelnen Falle kann der Totschläger ein ziemlich harmloses Individuum sein, von dem ein neues Verbrechen überhaupt nicht zu erwarten steht. Anstatt ihn lebenslänglich oder doch 15 Jahre lang gefangen zu halten, wäre es vielleicht viel nützlicher, ihm Gelegenheit zu geben, an den Hinterbliebenen des Erschlagenen sein schweres Unrecht wieder gut zu machen. Im einzelnen Falle könnte es dagegen sehr weise sein, einen Menschen, der des ersten Diebstahls überführt wurde, lebenslänglich einzusperren, weil man deutlich erkennt, daß es ein Mensch ist, der sich zum Raubmörder oder wenigstens zum Erzgauner und zu einer Pest für seine Umgebung entwickeln wird. Aber für solche Fälle läßt sich keine Regel bilden. Der Regel nach erscheint der Totschläger als ein Mensch, der das Leben seiner Mitmenschen gefährdet, der Dieb als einer, der nur das Eigentum gefährdet. Der Schutz des Lebens ist viel wichtiger als der Schutz des Eigentums. Wenn es Rechtens wäre, daß jede Verletzung des Eigentums die gleiche Strafe nach sich zöge wie die Tötung, so würde das eine Ermutigung zur Tötung bedeuten, sofern diese etwa für die unmittelbare Absicht — auf Diebstahl — vorteilhaft wäre, oder die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung und Überführung zu vermindern schiene. Die allgemeine Wirkung — der Regel — ist viel wichtiger als die besondere Wirkung im einzelnen Falle. Darum die Wirkung der allgemeinen Drohung — des Gesetzes — viel wichtiger als die Wirkung der einzelnen Anwendung eines Strafmittels. Das Versagen der Drohung in vielen Fällen — daß also die mit Strafe bedrohten Taten doch geschehen — ist kein Beweis dafür, daß die Drohung überhaupt keine Wirkung, also keinen Wert habe. Es ist freilich leichter auszumachen, was sie nicht verhindert, als was sie verhindert hat. In einfachen Fällen von Übertretungen ist aber beides leicht zu unterscheiden. Setzen wir, in einem öffentlichen Park habe sich die Gewohnheit entwickelt, über den Rasenplatz zu gehen. Eine Tafel wird aufgerichtet, die es verbietet und mit 3 Mark Geldstrafe bedroht. Die große Mehrheit des Publikums will sich der Gefahr dieser Bestrafung nicht aussetzen. Man geht lieber den weiteren Weg um den Rasen herum. Manche junge Leute aber, und etliche ältere lassen es darauf ankommen. Der Parkwächter ist nicht

Digitized by Google

immer zur Stelle, sie hoffen, damit durchzukommen; einige reizt sogar die Gefahr. Ein Teil der Übertreter wird dann zur Strafe gezogen. Das vermehrt die Wirkung der Drohung. Die Gefahr ist größer, als man gedacht hatte. Aber die Versuchung bleibt; und diejenigen, für die die Gefahr den Reiz vermehrte, lassen sich auch ferner nicht abhalten. Unter diesen werden zumeist die schon Bestraften sein. Sie sind nach wie vor die frechsten Übertreter. Sie tun es nun dem Parkwächter zum Trotz und wissen seiner Verfolgung zu entrinnen. Auch wiederholte Bestrafung erweist sich unwirksam gegen diese einzelnen Buben. Darum ist aber die Strafdrohung überhaupt nicht unwirksam. Wenn man die Tafel nicht aufgerichtet hätte, so wäre es um den Rasen geschehen gewesen. Analog, wenn auch nicht genau ebenso, liegt das Verhältnis auch bei den kriminellen Strafdrohungen. Darum gibt auch deren Unfähigkeit, Verbrechen zu unterdrücken, für sich allein noch keinen genügenden Grund, die Drohungen zu verschärfen. Solche Verschärfung ist immer ein Experiment. Die Folgen lassen sich nicht vollständig voraussehen. Als Kampfmittel gedacht wird es vielleicht den Widerstand des Feindes brechen. Es kann aber auch dessen Scharfsinn auf erfolgreiche Gegenmittel lenken.

Wenn ausgesprochen wurde, daß der Gegensatz zwischen dem Vergeltungsprinzip und dem Zweckprinzip nicht völlig echt sei, so sollte das heißen: auch die entschiedensten Anhänger des Vergeltungsprinzips, wie sehr sie in jedem einzelnen Falle die Strafe als eine Vergeltung vorstellen mögen, werden nicht leugnen, daß die Vergeltungen *gefürchtet* werden sollen; daß darum das *Gesetz*, als Ankündigung der Absicht, Vergeltung zu üben, so sehr als möglich bekannt sein müsse (wenn auch seine Stelle, wie noch heute in England, durch die Gerichtspraxis vertreten werden kann); daß also das Strafgesetz in hohem Grade nützlich sei durch die Eindämmung, die es den kriminellen Begierden gegenüber bewirke; daß endlich auch die jedesmalige Vergeltungsstrafe wenigstens *nebenher* auch insofern einen erwünschten Effekt habe, als sie den Täter verhindere oder wenigstens entmutige, von neuem gesetzwidrig zu handeln, und als sie zugleich ein Exempel gebe, das die allgemeine Drohung wirksam erhalte und ihre Kraft erhöhe. Auf der anderen Seite werden diejenigen, denen diese Zwecke, oder allgemein ausgedrückt, der Zweck das Verbrechen zu bekämpfen und so sehr als möglich zu unterdrücken, zugleich den eigentlichen Sinn und das maßgebende Prinzip des Strafrechts bedeutet, schwerlich etwas dagegen einwenden, daß die jedesmalige Strafe von dem Bestraften und von

Digitized by Google

den Zuschauern auch als gerecht empfunden werde; ja sie werden zugeben müssen, daß das Gegenteil, die Empfindung und Meinung, daß eine Strafe, sei es ihrer Art nach, oder im einzelnen Falle, ungerecht sei, den Zweck des Strafrechts schwer beeinträchtigt; denn es wird Zorn und Haß gegen die Urheber der Bestrafung dadurch erregt, also ein innerer Widerstand gegen die Staatsgewalt begünstigt, der die Neigung zu gesetzwidrigen Unternehmungen vermehrt, anstatt sie zu vermindern. Sie werden also in dem Streben nach Gerechtigkeit nicht nur als Richter, sondern auch als Gesetzgeber mit ihren Gegnern übereinkommen. Diese — die Vergeltungstheoretiker — denken mehr an die jedesmalige einzelne Bestrafung: sie gehen von dieser aus und leiten aus ihr den Grundsatz der Strafe ab, wie er dem volkstümlichen Gefühl und Bewußtsein entspricht. Amt und Würde des Richters prägt sich in dieser Anschauung aus. Hingegen die Zwecktheoretiker nehmen von vornherein den Standpunkt des Gesetzgebers ein; ihnen liegt es daher viel näher nach dem Zweck des Strafrechts als nach dem Zweck der einzelnen Bestrafung zu fragen. Und das Strafrecht soll der Gesetzgeber selber machen, wobei er sich mehr oder weniger an die Überlieferung gebunden halten mag. Er kann sich nicht an der Frage genügen lassen: warum soll auf das Vergehen X die Strafe Y folgen? sondern er muß auch die Frage aufwerfen: welche Wirkung wird es haben, daß von Rechtswegen die Strafe Y auf das Vergehen X gesetzt ist? Die Wirkung der einzelnen Bestrafung tritt zurück gegen die Wirkung der Ankündigung der allgemeinen Regel, nach der die Bestrafungen geschehen sollen. Offenbar muß aber die Einheit dieser Ideen gesucht werden. — [Fortsetzung.]

Protestantische Kunst.

Von Cornelius Gurlitt.

Es sind jetzt etwa 15 Jahre her, als die Kunde in die Welt drang, es habe einen protestantischen Kirchenbau gegeben. Nur wenige trauten ihr. Sie vermuteten zumeist einen Angriff auf die Kirchlichkeit des kirchlichen Bauwesens. Andere einen solchen auf den Stil, den sie über alles schätzten, auf die Gotik. Denn

Digitized by Google

der protestantische Kirchenbau entwickelte sich naturgemäß erst nach der Reformation, also innerhalb einer Stilrichtung, die man sich gewöhnt hatte als Barock, als Rokoko, als Zopf mit tiefster Verachtung zu betrachten. Die Ältesten unter uns erinnern sich noch des Jubels, der erklang, als man endlich die christliche Tradition im Kirchenbauwesen wiedergefunden hatte, sei es in den Basiliken der Frühzeit, sei es in den Domen deutscher Größe, sei es in dem nun endlich zu vollendenden Riesen von Köln. Man war stolz auf die deutsche Art dieser Bauten, man empfand in den mittelalterlichen Bauten ein geheimnisvolles Wehen göttlicher Nähe, man fühlte sich durch die ragenden Türme zum Himmel gewiesen, man erwärmte sich an alter Symbolik und versuchte sie gläubig fortzudichten. Das was vorher gebaut wurde erschien dagegen nüchtern oder überladen, rationalistisch oder schwülstig, fremdartig und dem zu neuer Romantik erweckten Geiste widersprechend. Man wollte anknüpfen an Vergangenes und glaubte daher einige Jahrhunderte der Abhängigkeit vom Fremden abstreifen zu müssen: eine Tradition einhalten hieß eben damals nicht am unmittelbar Überlieferten anknüpfen, sondern irgendwo in ferner Vergangenheit einen Punkt zu suchen, an den die Gegenwart unter Verläugnung der Zwischenzeit sich anzureihen habe. Und dieser Punkt wurde im frommen Mittelalter gesucht: denn dies stand als ein einheitlich Ganzes vor den Augen der Geschichtsphilosophen, als die große Zeit ritterlicher Hingabe an den christlichen Gedanken, als die große Zeit der opferfreudigen Schaffenslust zu Ehren Gottes, Christi, der heiligen Jungfrau: die Kreuzzüge und ihr Gedankenhintergrund taten es der Welt an; die Kriege ohne sachlichen Zweck, die eine große Opfertat darzustellen schienen!

Der Protestantismus ist künstlerisch unproduktiv! Das stand in allen Kreisen fest, am stärksten in den protestantisch-theologischen. Er ist der Erbe aller vorhergehenden christlichen Entwicklung, er braucht sich daher nicht zu scheuen, mit dem Erbe zu seinen Gunsten zu wuchern. Die Kunst des Mittelalters muß auch ihm Lehrschule und Vorbild sein. Denn nicht die mittelalterliche Kirche, sondern die Gläubigkeit des christlichen Volkes spricht aus den Domen. Mit dem Auftreten Luthers kam der künstlerische Verfall, die weltliche Renaissance, der frivole Barock, leichtfertige Rokoko, der fade Zopf! Das ist nicht Geist vom Geist des Protestantismus, sondern gehört zum Rationalismus, zu dem Geist, der in die Revolution geführt hatte. Und um es den Gemeinden, die Gotteshäuser bauen wollten, leicht zu machen, taten

Digitized by Google

sich die Kirchenregierungen zusammen, um ein Regulativ zu beraten und herauszugeben, mittelst dessen ein höher im Werte stehender protestantischer Kirchenbau gefördert werden sollte auf der Grundlage mittelalterlicher Stilbildung.

Wer die Verhältnisse vorurteilsfrei übersieht, der erkennt wohl, daß das Regulativ einen großen Fortschritt darstellte.

Aber mit dem tieferen Eindringen in das Wesen der alten Stile und mit der wachsenden Entschiedenheit, mit der die Gemeinden die aus der Liturgie sich für den Bau ergebenden Forderungen aufstellten, mehrte sich der Zwiespalt zwischen dem schaffenden Baukünstler und der festen Regel. Das Regulativ, das befreien sollte, wurde schon nach einem Menschenalter ein Zwang. Und daher begrüßten es namentlich die Architekten als einen erneuten Fortschritt, daß man sie auf die Kirchen des 16.—18. Jahrhunderts hinwies, auf protestantische, aus protestantischer Liturgie hervorgegangenen Bauten.

Freilich entsprachen diese nicht dem Regulativ und es kostete den Kirchenverwaltungen nicht geringe Selbstüberwindung, das einmal mit gutem Recht freudig Begrüßte nun aufzugeben. Manche Gedanken schienen geradezu unkirchlich: so der, daß die Kanzel in die Achse der protestantischen Kirche gehöre, während die romantische Schule dem Altar diesen Platz nicht nehmen wollte. Es traten allerhand Reformpläne auf, die schließlich darauf ausgingen, ein neues Regulativ im umgekehrten Sinne zu schaffen, Gesetze aufzustellen, die den bestehenden widersprachen und die Umgestaltung der Kirchen den Gemeinden zur Pflicht machen wollten.

Mehr und mehr klären sich die Ansichten. Zunächst wird man sich wohl dazu verstehen müssen, diese Fragen nicht vom Standpunkt kirchlicher Lehre zu betrachten. Das Ziel des protestantischen Kirchenbaues ist, der Gemeinde ein Haus zu schaffen, in der sie auf ihre Weise Gott dienen kann. Wie sie dies am schicklichsten einrichten will, dazu kann ihr die Kirchenregierung wohl mit Rat helfen, aber sie sollte ihr nicht Gesetze vorschreiben. Die Stellung von Altar, Kanzel, Orgel und Chor zueinander ist eine Frage der künstlerischen Lösung: Finden die Künstler die rechte Form, so wird sie sich sehr bald dort einbürgern, wo die Liturgie, die Form des Gottesdienstes, die gleiche ist. Die Theologie hat mit diesen Fragen herzlich wenig zu tun.

Die Aufgabe einer sich regenden protestantischen Kunst ist die Überwindung der Überlieferung. Nicht daß wir nicht ängstlich und sorgfältig festhalten sollten an dem, was wir Überkommenes

Digitized by Google

besitzen. Die protestantischen Kirchen sind keine Altertumsmuseen, sie sollen sich hüten Orte zu werden, durch die ein geschäftiger Cicerone den Fremden führt. Das widerspricht dem Ernst protestantischen Gottesdienstes. Aber sie sollen festhalten, was die Liebe der Gemeinde zum Hause der Anbetung in den Jahrhunderten herbeitrug; sie sollen das Alte nicht vom Standpunkt der stets schwankenden Kunstkritik sondern von dem der liebevoll vertieften Ortsgeschichte betrachten; sie sollen das Gewordene als Denkmal seiner Zeit festhalten, also als ein Ding, das währt, das unsere und andere Zeiten zu überdauern hat. Ich glaube, daß wir hier noch viel zu wenig streng im Festhalten am Überlieferten sind.

Aber wir sollen Altertümer nicht neu herstellen. Wir sollen von den Alten lernen jederzeit selbständig aufzutreten, wie sie es taten. Was wir machen, muß als unserer Hände Werk erscheinen. Der ungeheure Irrtum der Romantik bestand darin, daß sie glaubte den Geist der Vergangenheit erfassen zu können, während sie tatsächlich nur ihre Formen erfassen konnte. Diese boten ein wertvolles Lehrmaterial. Aber sobald die Formenwelt erlernt war, schwand der anstrebende Zug der ganzen Kunstrichtung dahin: Wenn eine Zeit die Formen der anderen erfaßt, wird das Gelernte wertlos, wird fortgeworfen als eine überwundene Sache. Die erstaunliche Richtigkeit, mit der heute die Formen mittelalterlicher Kunst nachgeahmt werden, eine Richtigkeit, die schwerlich je von anderen Zeiten übertroffen worden ist, ist der sicherste Beweis dafür, daß die Romantik ihr Ende erreichte: denn Fälschung kann nie das Ziel einer gesunden Lebensäußerung sein. Und unsere Künstler schaffen jetzt Bauten, die tatsächlich nur die Kenner von alten Werken zu unterscheiden vermögen. Einst war das ein künstlerisches Ziel, jetzt ist es ein Hemmnis im Fortschreiten.

So ist denn keineswegs damit gedient, wenn moderne Architekten von der Gotik etwa zur Kunst des 18. Jahrhunderts übergehen und nun in dieser stilvoll bauen, wenn sie die dort niedergelegten Grundrißformen nachahmen wollen: das wäre nur eine Veränderung der Kulissen auf gleicher Bühne. Sie müssen hinaus in das moderne Leben! Die protestantische Kirche hat die Pflicht nicht nur ihrer Vergangenheit, sondern vor allem ihrer Zukunft zu leben. Verpaßt sie die Zeit, verpaßt sie den Strom, der jetzt die Welt durchzieht, jene Zeit der seelischen Vertiefung und des erneuten Suchens nach Glauben, weil die Suchenden nicht das Überlieferte finden, so wird sie es einst bitter zu bereuen haben. Denn hier handelt es sich nicht um Dogmen, hier handelt es sich

Digitized by Google

um den selbständigen Ausdruck dessen, was die ins Innere einkehrende Seele an Gottesgedanken in sich findet.

Mit Kopfschütteln gehen viele wackere Geistliche durch die Kunstausstellungen. Sie sehen da Bilder und Statuen, die auf sie geradezu abschreckend wirken. Es wird ihnen schwer, den Ekel zu überwinden, wenn sie Christus, die Apostel dargestellt sehen, denen nach ihrem Empfinden höhere Schönheit fehlt, der „Untergrund des Göttlichen", die ihnen rein menschlich zu sein scheinen. Sie weisen solche Kunst weit zurück von ihren Kirchen, von den Stellen der Gottesverehrung. Sie finden kein Wort ehrlicher Entrüstung stark genug, um ihre Ablehnung zu bekunden.

Aber haben sie sich denn geprüft, ob dieses Urteil ein solches sei, das aus ihrem Christentum, aus ihrem Glauben hervorgeht; oder ob es nicht ein ästhetisches sei; ob sie in ihrer starken Kirchlichkeit oder in ihrem wenig entwickelten Schönheitsempfinden beleidigt wurden; ob sie sich wirklich als protestantische Theologen oder nicht als klassicistische Kritiker gegen diese Kunst auflehnen. Wer die jüngste Literatur aufmerksam verfolgt, der wird den Spuren des Wandels bald begegnen. Nach und nach lernen auch streng kirchliche Männer mit Staunen sehen, welche Fülle von Ernst, von echter Vertiefung in das Wesen der heiligen Gestalten in den verachteten Bildern liegt. Denn diese Gestalten müssen aus seelischer Erfahrung geschaffen werden, nicht nach bewährtem Vorbild, sollen sie menschlich zum Menschen sprechen. Ihre Göttlichkeit darf nicht in typischen Formen, sondern im Widerspiegeln menschlicher Ergriffenheit sich äußern. Wie seicht, wie tänzerhaft, wie unwürdig erscheint neben solchen wenn auch harten und ungefügen Gestalten der ideale Christus mit viel zu langer Nase, viel zu eleganten Gliedmaßen, wie geht diese rein formale Idealisierung ganz Hand in Hand mit jener, die im Journal amusant und in den Modejournalen die Welt entzückt. Die Billigkeit dessen, was man für Zeugnis der Göttlichkeit in den „idealen" Gestalten hielt, die armselige Phrasenhaftigkeit jeder entlehnten Kunst werden dem, der hinter den Vorhang ernsten Schaffens sah, oft mit erstaunlicher Raschheit klar.

Die Zeichen mehren sich, daß wir zum Leben erwachen. Durch Jahrzehnte, ja durch anderthalb Jahrhunderte hat man den schaffenden Künstler bedeutet, er solle rückwärts schreiten, wenn er vorwärts wolle. Auch jetzt möchten wir von den großen Zeiten der Alten lernen: Das was ich aus ihnen lese, ist, daß sie allezeit vorwärts wollten, ohne rückwärts zu sehen! Nicht Formen soll uns die Kunstgeschichte lehren, sondern ernstes Selbstbesinnen?

Digitized by Google

Persönliches und Sachliches.

Von Eduard von Hartmann.

1. Die Schicksale meiner Philosophie.

Wer seit 34 Jahren als Schriftsteller in der Öffentlichkeit steht, dem mag es wohl gestattet sein, einen Rückblick auf diese Zeit zu werfen, insbesondere, wenn er zum erstenmal vor einen neuen Leserkreis tritt. Die unvermeidliche subjektive Färbung eines solchen Rückblicks mag dazu beitragen, die persönlichen Bedingungen meiner philosophischen Bestrebungen um so unverhüllter bloßzulegen.

Philosophische Abhandlungen hatte ich schon als Gymnasiast und Kanonier verfaßt, wie man sie von einem 16- und 17jährigen erwarten kann. Zwar las ich als 18jähriger Fähnrich Hegels Logik, Aristoteles, Büchner und Holbach, und als 20jähriger Leutnant Schellings Philosophie der Offenbarung, Platon, Schopenhauer und Kant, aber das waren doch zusammenhangslose Orientierungsversuche geblieben. Erst mit 21 und 22 Jahren begab ich mich an ein zusammenhängendes Studium der Geschichte der neueren und der griechischen Philosophie, insbesondere in dem letzten Jahre meiner Militärdienstzeit, als ich bereits krankheitshalber beurlaubt war. Von Leibniz hielt ich fest, daß jedes Ding das ist, was es vorstellt, und daß die Welt die beste von allen möglichen ist, von Schopenhauer, daß jedes Ding das ist, was es sein will, und daß die Welt schlechter als keine ist. Das waren die wichtigsten Keime, aus denen sich von meinem 23. bis zu meinem 25. Lebensjahre die „Philosophie des Unbewußten" entfaltete. Erwägt man, daß ich bis zu meinem 22. Lebensjahre meine Mußezeit vorzugsweise der Beschäftigung mit Musik, Malerei und schöner Literatur widmete, so wird man an dieses Jugendwerk, das zuerst zu Ende 1868 im Umfang von 42 Bogen erschien, keine allzuhohen Ansprüche in Bezug auf Ausgereiftheit seines Inhalts stellen dürfen. Ohne etwas zu streichen oder zu ändern, erweiterte ich den Text bis zur siebenten Auflage des Jahres 1875 auf 62 Bogen; aber diese kurze Zeit reichte nicht aus, um die Mängel des ersten kühnen Wurfs gründlich zu verbessern. Die achte und neunte Auflage waren nur unveränderte Abdrücke der siebenten, führten also nicht über das Jahr 1875

Digitized by Google

hinaus, und erst die zehnte Auflage v. J. 1890 in drei Bänden von 100 Bogen Umfang gab wenigstens für die Naturphilosophie des Organischen ein ziemlich vollständiges Bild meiner Ansichten und lieferte in ihren Nachträgen auch für Psychologie und Metaphysik einige schärfere Ausführungen.

Es war daher kein Wunder, daß zu Anfang meine eigentlichen Absichten in vieler Hinsicht gründlich mißverstanden wurden, wovon die Polemik der siebziger Jahre Zeugnis ablegt, und daß sie noch heute vielfach ebenso mißverstanden werden von denen, die ihr Urteil über mich lediglich auf die erste bis neunte Auflage der Phil. des Unb. stützen. Die Lektüre dieses Buches selbst in seiner letzten dreibändigen Auflage macht den Leser keineswegs mit meinem ganzen System, sondern nur mit einem kleinen Bruchteil desselben bekannt, und selbst mit diesem nur in einer allmählich entstandenen Gestalt, die als solche keine architektonische Einheit mehr bildet. Jedes meiner vier späteren Hauptwerke ist in systematischer Hinsicht der Phil. d. Unb. überlegen, sowohl der ursprünglichen mit ihren inhaltlichen, als auch der jetzigen mit ihren formellen Mängeln. Das ist nicht etwa bloß meine persönliche Ansicht, sondern sie ist auch von den kompetentesten Beurteilern oft genug öffentlich ausgesprochen worden, ohne daß das Publikum bis jetzt die praktischen Folgen daraus gezogen hätte.

Es ist immer ein Schicksal für einen Autor, wenn sein erfolgreichstes Werk nicht sein bestes ist, und doch die öffentliche Meinung, die nur nach dem Erfolge geht, gerade von diesem Werke und von der Beurteilung des ganzen Autors nach ihm nicht abzubringen ist, sondern fortfährt, sich vorzugsweise an die billigeren antiquarischen Exemplare der älteren Auflagen zu halten. Es dürfte kaum ein ungeschichtlicheres und unbilligeres Verfahren geben als das, alles zu ignorieren, was ein Denker im Laufe seines ganzen Lebens und in seinen reiferen Jahren geleistet hat, und seine Stellung und Bedeutung in der Geschichte der Philosophie ausschließlich nach seinem vor mehr als einem Menschenalter verfaßten Jugendwerk zu beurteilen. Es ist das genau so, wie wenn ein Literarhistoriker zu Anfang des 19. Jahrhunderts seine Würdigung der Dichter Goethe und Schiller ausschließlich auf den Werther und die Räuber hätte stützen und alle ihre späteren Dichtungen hätte ignorieren wollen. Aber selbst berühmte Philosophiehistoriker halten es noch jetzt für vereinbar mit ihrem Ruf, so mit mir zu verfahren, und immer wieder erscheinen neue Grundrisse der Geschichte der Philosophie und neue Auflagen älterer, die von

Digitized by Google

meinen sämtlichen späteren Büchern entweder gar nichts oder nur einige Titel kennen und anführen und ihr Urteil über meine gesamte Philosophie ausschließlich auf eine ältere Auflage der Phil. d. Unb. gründen. Das gesamte Ausland ist heute noch nicht über die Phil. d. Unb. hinausgekommen, da nur dieses erste meiner Hauptwerke in fremde Sprachen übersetzt worden ist.

Die literarische Kritik hieß an der Phil. d. Unb. bei ihrem ersten Erscheinen insbesondere die Verbindung von Naturwissenschaft und Philosophie und die Einführung des induktiven Verfahrens in die Philosophie willkommen, weil es dem Leser durch allmählichen Aufstieg von anschaulichen Erfahrungstatsachen zu abstrakten Prinzipien das Verständnis erleichtert. Die Schopenhauersche Philosophie war damals bei den Universitäten noch verpönt, hatte aber in literarisch gebildeten Kreisen schon eine gewisse Verbreitung erlangt. Die Kapitel über „Das Unbewußte in der geschlechtlichen Liebe“ und über „Das Elend des Daseins“, die leider nicht im Zusammenhang meines Systems aufgefaßt, sondern im Sinne des Schopenhauerschen Systems mißdeutet wurden, bewirkten allein schon, daß ich im allgemeinen als „Nachfolger Schopenhauers“ und als „pessimistischer Philosoph“ rubriziert und etikettiert wurde. Wenige Stimmen, die schon damals meine Verwandtschaft mit Hegel hervorhoben, verhallten vorläufig ungehört. Im allgemeinen fanden die radikalen Kreise sich von der Ph. d. Unb. ebenso wie von der „Selbstzersetzung des Christentums“ nur darum angezogen, weil sie vorzugsweise das Negative und Kritische von beiden Schriften begriffen und das Positive unbeachtet beiseite schoben.

Desto mehr mußten sich durch diese der Phil. d. Unb. gegebene Deutung die kirchlichen Kreise und die Fachphilosophen abgestoßen fühlen. Die ersteren hielten es oft genug für ausreichend, den Titel „Die Selbstzersetzung des Christentums“ zu kennen, um mich mit ihrer Antipathie zu beehren, obwohl beiläufig gesagt dieser Titel auf Wunsch des damaligen Verlegers erst in der Buchausgabe die Überschrift „Zur religiösen Frage“ ersetzte, die die journalistische Veröffentlichung der kleinen Schrift gehabt hatte. Die Fachphilosophen hielten es für das Vorrecht ihrer Sachkenntnis, einen philosophischen Ruf zu begründen, und nahmen es übel, daß die unzünftige literarische Kritik sich unterfing, einem philosophischen Werke über ihre Köpfe hinweg zu einem Erfolge zu verhelfen. Dieser Verdruß verband sich mit dem Mißtrauen gegen den draußenstehenden unzünftigen „Autodidakten und Di-

Digitized by Google

lettanten", mit der gefühlsmäßigen Abneigung gegen den „Schopenhauerianer und Pessimisten", und mit einer Reihe sachlicher Ablehnungsgründe. Die Herbartianer vermißten die gewohnte Rücksichtnahme auf ihren Meister; die Hegelianer waren durch meine schon im Mai 1868 vorangeschickte Schrift „Über die dialektische Methode" von einem ungünstigen Vorurteil gegen mich eingenommen, weil ich die Hegelsche Widerspruchsdialektik, welche die Form der Hegelschen Philosophie ausmacht, als eine Geistesverirrung bekämpfte; die Theisten sträubten sich gegen einen unpersönlichen Gott, die Individualisten gegen einen konkreten Monismus, der das Individuum aus einer Sondersubstanz zu einer objektiven Erscheinung herabsetzte, die Anhänger Kants und des erkenntnistheoretischen Idealismus gegen meinen transzendentalen Realismus, die materialistisch und mechanistisch gesinnten Philosophen und Naturforscher gegen meine Teleologie und ihre unbewußt psychischen Eingriffe in die materielle Mechanik.

Alle diese Gründe wirkten zusammen, um mir die Gegnerschaft der Universitätsphilosophie im großen und ganzen zuzuziehen. Vielleicht glaubten auch ihre Vertreter, daß der „Nachfolger Schopenhauers" notwendig auch sein Nachfolger in seiner gehässigen und verächtlichen Beurteilung der Universitätsphilosophen sein müsse, und daß sie sich deshalb meiner Feindseligkeit zu versehen hätten. Jedenfalls habe ich ihnen dazu keinen Anlaß gegeben. Denn in den ersten acht Jahren meines Auftretens habe ich überhaupt nicht über die Universitätsphilosophie geurteilt, und als ich es später tat, habe ich trotz der gemachten Erfahrungen niemals Personen angegriffen und noch weniger ihre Gesinnung verdächtigt, sondern nur ihre Leistungen sachlich und achtungsvoll kritisiert und die akademischen Zustände beleuchtet, die von den Akademikern selbst am wenigsten fiir vollkommen und keiner Verbesserung bedürftig gehalten werden. Die von akademischer Seite aufgestellte Behauptung, daß das Verhalten der Universitätsphilosophie gegen mich durch meine Angriffe provoziert worden sei, ist also weder chronologisch noch sachlich haltbar. Natürlich gilt das hier über die Universitätsphilosophie Gesagte nur im allgemeinen; zahlreiche erfreuliche Ausnahmen stachen desto mehr von dem durchschnittlichen Verhalten ab. Auch unter den verschiedensten theologischen Richtungen habe ich Freunde gefunden, soweit eine spekulative Ader das Verständnis für meine Bestrebungen begünstigte. Aber alle solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Digitized by Google

Die Vertreter des vulgären Materialismus und der seichten Aufklärung zeichneten sich in den siebziger Jahren durch besonders heftige Angriffe gegen die Phil. d. Unb. aus, die teilweise die Grenzen literarischen Anstandes überschritten. Die naturwissenschaftlichen Kreise sahen zwar die Verwertung der Naturwissenschaften für die Philosophie nicht ungern, tadelten aber die Auflösung der Materie in stofflose Kräfte, die Beseeltheit der ganzen Natur nicht nur bis zu den Pflanzen, sondern auch bis zu den Atomen hinab, und vor allem meinen Kampf gegen die Zulänglichkeit rein mechanischer Prinzipien als eine unwissenschaftliche Phantastik. Sie spielten von 1872 an meine anonyme Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Deszendenztheorie" als endgültige Widerlegung gegen die Phil. d. Unb. aus und ignorierten mich vom Jahre 1877 ab, als die zweite Auflage jener Schrift mit meinem Namen erschienen war, vollständig wie durch stillschweigende Verabredung.

Wenn in dem Jahrzehnt von 1870 bis 1879 die Phil. d. Unb. „Mode" war, so verdankt sie dies weder den Philosophen, noch den Theologen, noch den Naturforschern, sondern lediglich dem literarisch interessierten Publikum, das durch den Streit zwischen übertriebenem Lob und übertriebenem Tadel angeregt wurde, ein so umstrittenes Buch selber zur Hand zu nehmen. Wenn eine literarische Mode ein ganzes Jahrzehnt andauert, so ist das schon lange; denn es liegt in der Mode selbst, daß ihr Reiz sich schnell abstumpft, und man braucht kaum andere Gründe zu ihrem Wechsel heranzuziehen. Trotzdem waren solche vorhanden. Das Publikum kam nämlich dahinter, daß es die Tendenzen der Phil. d. Unb. in der Hauptsache *mißverstanden* hatte, und daß ich *viel positiver* war, als es geahnt hatte. Daß ich in der „Selbstzersetzung des Christentums" den kirchlichen Liberalismus bekämpft hatte, das hatte man als religiös destruktive Absicht mißdeutet und in diesem Sinne beifällig aufgenommen; als ich nun aber auch den politischen und wirtschaftlichen Liberalismus angriff, da wurde man schon stutzig. Die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" (Ende 1878) überzeugte das Publikum, daß ich kein Antimoralist sei, wie es gedacht hatte, daß die Hindeutungen der Phil. d. Unb. (Bd. II S. 402—404) auf eine künftige Ethik wirklich ernst gemeint gewesen waren, und daß nunmehr eine positive Ethik die Phil. d. Unb. ergänzte. Das Kapitel über Geschlechtsliebe in der Phil. d. Unb. rückte durch den Abschnitt über „das Moralprinzip der Liebe" in der „Phänomenologie

Digitized by Google

des sittlichen Bewußtseins" in eine ganz andere Beleuchtung, und die Kritik der Schopenhauerschen Moralprinzipien machte den großen Unterschied meines Standpunktes vom Schopenhauerschen auf dem Gebiete der Ethik ebenso augenfällig, wie er es auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie von Anfang an gewesen war.

Die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" ließ, namentlich in Verbindung mit der i. J. 1880 erschienenen ersten Auflage der Schrift „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus", erkennen, wie sehr man meinen Pessimismus bisher mißverstanden hatte, wie ferne mir aller sentimentale Weltschmerz und pathetische Entrüstungspessimismus lag, wie vollständig ich mit Hegel auf der Voraussetzung fußte, daß alles Geschehen vernünftig sei, daß die Vorsehung die Weltentwicklung aufs beste leite, und wie wenig meine Vereinigung des Entwicklungs-Optimismus mit dem Glückseligkeits-Pessimismus als nicht ernst zu nehmende Schrulle bei Seite geschoben werden konnte. Als dann gar noch die unbeachtet gebliebenen Andeutungen des letzten Kapitels der „Selbstzersetzung" über eine Religion der Zukunft in der „Religion des Geistes" i. J. 1882 feste Gestalt gewonnen, da wandten sich die radikalen Kreise enttäuscht und unwillig von mir ab.

Es kam dazu, daß der skeptische und agnostische Neukantianismus um diese Zeit auf den deutschen Universitäten zur Herrschaft gelangt war und dem Publikum seine Verachtung aller Spekulation und Metaphysik als eines völlig unwissenschaftlichen Gebarens eingeimpft hatte. Wer die Metaphysik gleich der Alchemie und Astrologie als eine antiquierte Geistesverirrung belächelte oder verspottete, hatte freilich nicht mehr nötig, sich mit meiner Metaphysik eingehend zu beschäftigen, um sie zu widerlegen. In der zweiten Hälfte der achziger Jahre tauchten dann die Bestrebungen der Jüngstdeutschen nach Überwindung des Idealismus in der Kunst durch den Realismus und Naturalismus auf. Gerade in dieses neue Evangelium, das damals die empfängliche Jugend berauschte, fiel i. J. 1887 meine „Philosophie des Schönen" hinein, die den ästhetischen Realismus ebenso wie den Formalismus und abstrakten Idealismus zu Gunsten eines konkreten Idealismus bekämpfte. Kein Wunder, daß diese Kreise sich beeilten, meine ihnen augenblicklich so wider den Strich gehende Philosophie in dem großen Erbbegräbnis des spekulativen Idealismus zu bestatten.

So hatte ich den Beifall des großen Publikums eingebüßt, ohne dafür denjenigen fachwissenschaftlicher Kreise zu gewinnen.

Digitized by Google

In diesen sorgte die Antipathie gegen die Phil. d. Unb. mit dem bekannten Beharrungsvermögen eingewurzelter Vorurteile dafür, daß man meine späteren Hauptwerke nicht so unbefangen aufnahm, wie man sie hätte aufnehmen können, wenn die Phil. d. Unb. nicht vorangegangen wäre. Die ältere, philosophisch besser vorgebildete Generation starb allmählich ab, und an ihre Stelle trat ein jüngeres Geschlecht, das den Traditionen der spekulativen deutschen Philosophie schon völlig entfremdet war und deshalb meinen Anknüpfungen an diese, außer denen an Schopenhauer, immer weniger Verständnis entgegenbrachte. Ein kleinerer Leserkreis und die Anerkennung der Kritik blieb freilich auch meinen späteren Werken treu; aber es zeigte sich hier recht deutlich, daß die günstigsten Kritiken nichts weiter vermögen, als das größere Publikum anzuregen, und ganz unfähig sind, es zum Lesen zu nötigen, wenn seine Stimmung abgeneigt ist. Für meine systematischen Werke ist es ja gleichgültig, ob sie früher oder später eingehendere Beachtung finden, aber meine sozialen und politischen Schriften können einer späteren Zeit nichts mehr nützen.

Neuerdings haben gerade diejenigen meiner Schriften, die für das große Publikum am wenigsten leicht zugänglich sind, „Das Grundproblem der Erkenntnistheorie", „Die Geschichte der Metaphysik", „Die moderne Psychologie" und ganz besonders die „Kategorienlehre" demjenigen Teil der philosophischen Fachkreise, der von ihm Kenntnis genommen hat, eine merklich andere Meinung über mich verursacht. Eine wesentlich veränderte Zeitstimmung hat überhaupt in den letzten Jahren andere Voraussetzungen für die Beurteilung meines Systems zu Tage gefördert. Alle Welt ist des unfruchtbaren Agnosticismus müde, und alle Einzeldisziplinen der Philosophie beginnen einzusehen, daß sie sich in Sackgassen verrannt haben, aus denen nur die Metaphysik ihnen den Ausweg zeigen kann. Schon sehnt man sich wieder nach Metaphysik, aber noch wagt man nicht, sie mit fester Hand zu ergreifen. Nur soviel leuchtet bereits ein, daß der Rückweg zur Metaphysik in erster Reihe von der Erkenntnißtheorie aus gesucht werden muß, und daß er von da durch die Kategorienlehre führt. Die Naturwissenschaften fühlen ein immer lebhafteres Bedürfnis danach, Naturphilosophie zu werden, die Energetik hat auch den Dynamismus wieder naturwissenschaftlich diskutabel gemacht; die Beseeltheit der Pflanzen gilt nicht mehr als absurd; die teleologische Betrachtungsweise der Naturerscheinungen wird wiederum als eine neben der kausalen ebenfalls berechtigte und nicht zu unterdrückende

Digitized by Google

anerkannt, und der Neovitalismus erobert mehr und mehr Boden im Kampfe mit der mechanistischen Weltanschauung. Die Mehrzahl der Naturforscher nimmt jetzt zur Abstammungslehre und zu den mechanischen Erklärungsprinzipien Darwins dieselbe Stellung ein, die ich bereits i. J. 1873 präzisiert und eingehend begründet hatte. Die Ethik hat mit der Heteronomie gebrochen und sucht autonom zu werden unter Vermeidung sowohl des Kantischen Formalismus als auch aller einseitigen inhaltlichen Bestimmungen; das kann sie aber nur, indem sie auf eine konkretmonistische und teleologische Metaphysik zurückgeht. Die Religionsphilosophie möchte autosoterisch werden, vermag aber die Selbsterlösung des Menschen als eines bloß natürlichen nicht durchzuführen und sieht sich deshalb auf die Wirksamkeit göttlicher Kräfte im Menschen angewiesen, die ohne übernatürliche Magie nur unter konkret monistischen Voraussetzungen möglich ist. Die Ästhetik ist nicht nur vom Realismus und Naturalismuns zurückgekommen sondern fängt auch schon an, die Leerheit und Willkür eines symbolistischen Subjektivismus satt zu bekommen und sehnt sich nach objektivem, idealem Gehalt von kronkreter Bestimmtheit, d. h. nach konkretem Idealismus.

So wären denn zwar die Aussichten für eine sympathische und verständnisvolle Aufnahme meiner Bestrebungen gegenwärtig entschieden günstiger als bisher, aber die jüngere Generation hat jetzt keinen Anlaß mehr, sich mit meinen Schriften zu befassen. Sie steht entweder noch unter dem Bann der Philosophiemißachtung und Metaphysikscheu, deren Herrschaft die Zeit meines Mannesalters ausfüllte, oder sie kennt meinen Namen nur als den längst durch andre Moden überholten Modephilosophen eines vergangenen Geschlechts und hält sich damit der eigenen Prüfung für überhoben. Erst seitdem ich die Schwelle des Greisenalters überschritten habe, regt sich hier und da das Bedürfnis, mich „auszugraben", — Beweis genug, daß man sich bereits gewöhnt hatte, mich als „fossil" zu betrachten. Ein ausgegrabenes Fossil darf man schon ausnahmsweise wie einen Verstorbenen behandeln, wenn auch noch etwas Leben in ihm sein sollte, und so ist es denn auch kein Wunder, daß einzelne Universitätsphilosophen mein System sogar im akademischen Unterricht zu berücksichtigen anfangen, was bei einem Lebenden sonst nicht üblich ist. Im großen und ganzen freilich kann die deutsche Universitätsphilosophie sich doch noch nicht zu einer Anerkennung meiner späteren Werke entschließen, weil sie es mir noch immer nicht verzeihen kann, daß ich vor mehr als einem Drittel Jahrhundert die Phil. d.

Digitized by Google

Unb. veröffentlicht habe, obwohl doch selbst ein Mord nach dreißig Jahren verjährt.

Mit alledem soll nun keineswegs gesagt sein, daß ich wesentliche Teile meiner früheren Ansichten geändert hätte und das früher Geschriebene desavouieren wolle. Der Punkte, in denen ich später Einschränkungen und Änderungen vorgenommen habe, sind vielmehr so wenige, und sie sind so nebensächlicher Art, daß sich bei vielen die Meinung festgesetzt hat, ich hätte niemals Wandelungen durchgemacht oder hielte eigensinnig an den einmal gemachten Aufstellungen fest. Nur wenn es mir einmal wieder gelingt, für den Leserkreis eines Buches oder einer Zeitschrift vorübergehend zu zeigen, daß meine Ansicht in wesentlichen Punkten eine andere ist, als das Vorurteil sie mir zuschreibt, nur dann stellt sich bei einem Teil dieser Leser immer wieder die Meinung ein, daß ich wohl meine frühere Ansicht in diesem Punkte geändert haben müsse. Man glaubt dann eher, daß ich mich irre, als daß das Vorurteil irrig war. Für das Publikum lag die Schwierigkeit, sich mit meinem System bekannt zu machen, bisher vor allem darin, daß dazu die Lektüre von einer kleineren erkenntnistheoretischen Schrift und mindestens vier größeren Werken erforderlich war, was für unsere ruhelose Zeit als eine viel zu starke Zumutung erscheinen mußte. Diese Schwierigkeit ist nun glücklicherweise durch die Drewssche Darstellung meines Systems*) gehoben; wer dieses Buch gelesen hat, wird einen vollständigeren und besseren Überblick über meine Philosophie als durch die Lektüre eines meiner Hauptwerke erhalten haben, und dann in der Lage sein, jedes Werk von mir über das Sondergebiet, auf das sein persönliches Interesse gerichtet ist, dem Zusammenhang meines Systems richtig einzugliedern.

2. Mein Verhältnis zum Christentum.**)

Für das größere Publikum pflegt noch immer die Stellung eines Philosophen zur Religion und zum Christentum der Maß-

*) E. v. Hartmanns philos. System im Grundriß von Dr. Arthur Drews, a. o. Professor der Philosophie an der technischen Hochschule in Karlsruhe. Mit einer biographischen Einleitung und dem Bilde E. v. Hs. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1902. XXII. u. 851 S.

**) Die folgenden Ausführungen sind durchaus nicht programmatisch für die Gesamthaltung unserer Zeitschrift; sie stellen lediglich die persönlichen Ansichten des Herrn Verfassers dar. D. H.

Digitized by Google

stab zu sein, an dem es ihn mißt, und gewiß nicht mit Unrecht; denn die Religion gibt dem Publikum zugleich seine Philosophie, und das Christentum gibt dieser religiösen Volksmetaphysik seine bis jetzt gültige Bestimmtheit.

Meine Stellung zur Religion ist dadurch gekennzeichnet, daß ich dieselbe für den höchsten Kulturfaktor der Menschheit, für den Mittelpunkt im Geistesleben des Einzelnen und für den unentbehrlichen Grund der sittlichen Gesinnung halte. Gerade weil ich der Religion eine so hohe Stellung im Grunde des Herzens anweise, fordere ich aber auch unbestechliche Wahrheit und Lauterkeit vom religiösen Leben. In allen praktischen Fragen des äußeren Lebens sind Zugeständnisse billig und Kompromisse nötig; im tiefsten Kern des inneren Geisteslebens erscheinen sie mir unzulässig, wenn der Grund, auf dem sich alles erbauen muß, lauter und seiner selbst gewiß bleiben soll. Eine sogenannte Vernunftreligion oder Naturreligion halte ich für eine ebensolche Fiktion wie ein Vernunftrecht oder Naturrecht. Ich lasse nur bestimmte geschichtliche Religionen gelten, halte aber den geschichtlichen Entwickelungsprozeß der Religion nicht für abgeschlossen, sondern glaube, daß wir mitten in dem Flusse seines Werdens stehen. Den Entwickelungsgang des religiösen Bewußtseins betrachte ich wie den Weltprozeß überhaupt als einen providentiell geleiteten; d. h. ich sehe in allen Fortschritten der Religion innere Offenbarung, nicht bloß in der jüdischen und christlichen. Religiöse Offenbarung ist Inspiration in der Seele des religiösen Genius, wie künstlerische oder theoretische Offenbarung Inspiration in der Seele des Künstlers oder Forschers, freilich eingehüllt in mehr oder minder entstellende Zutaten des irrenden menschlichen Bewußtseins.

Was Christentum sei, darüber besteht bekanntlich durchaus keine Einigkeit. Das Wort bezeichnet einen ganz verschiedenen Inhalt im Urchristentum des ersten Jahrhunderts, in der griechischen Kirche des sechsten, in der römischen des elften, in der evangelischen des sechzehnten Jahrhunderts, und im zwanzigsten Jahrhundert ist der Streit über das Wesen des Christentums von neuem entbrannt. Ich suche das entscheidende Merkmal der christlichen Religion im Unterschied von allen andern in demjenigen, was die vier angeführten halbtausendjährigen Entwickelungsstufen als Zentraldogma miteinander gemein haben, d. h. in der einzigartigen Gottmenschheit des Erlösers Jesus Christus. An diesem Merkmal bemessen fällt der Altrationalismus im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, der liberale und spekulative Protestantismus in seiner Mitte und

Digitized by Google

der Linksritschlianismus seines Ausganges nicht mehr unter den Begriff des Christentums, wenngleich sie alle, weil sie mit dem Worte einen anderen Begriff verbinden, gutgläubig behaupten, darunter zu fallen.

Ebenso sind für mich die meisten neueren Philosophen nicht mehr Vertreter der christlichen Religion, auch wenn sie selbst den Anspruch erheben, das wahre Christentum auf seinen reinsten Ausdruck gebracht zu haben. Die Abweichungen dieser Philosophen von der Lehre der christlichen Kirche sind zum Teil viel größer als die meinigen; aber die öffentliche Meinung verzeiht sie ihnen, weil sie am Namen des Christentums festhalten. Mir verzeiht sie meine vergleichsweise geringeren Abweichungen nicht, weil ich mir bewußt bin, meinen Standpunkt nicht mehr unter den geschichtlichen Begriff des Christentums befassen zu können, weil ich zu ehrlich bin, um den Begriffen Gewalt anzutun, und zu offen, um mein Schiff unter falscher Flagge segeln zu lassen.

Dabei gebe ich selbstverständlich zu, daß jede Namengebung Sache einer willkürlichen Übereinkunft ist, und daß die Menschheit sich in künftigen Jahrhunderten darüber verständigen kann, etwas christlich nennen zu wollen, was nach dem bisherigen Begriff der vier Hauptentwickelungsstufen nicht diesen Namen tragen sollte. Wir befinden uns offenbar in den Geburtswehen einer religiösen Krisis. Der Zeitgeist hat seit dem sechzehnten Jahrhundert so rasche und so große Wandelungen durchgemacht wie kaum in einem der drei vorhergehenden Halbjahrtausende, und es wäre deshalb kein Wunder, wenn das, was bei dieser religiösen Krisis schließlich herauskommen wird, sich weiter von der vorhergehenden Stufe des Christentums entfernen sollte als diese von ihrer Vorgängerin. Wenn dabei das den bisherigen vier Stufen gemeinsame Merkmal verlassen wird, so kann zwar die Stetigkeit der Entwickelung gewahrt werden, aber es wird ein kritischer Punkt überschritten, jenseits dessen die Umbildung als Neubildung erscheint (wie das Wasser bei der Verdampfung). Ich habe nichts getan, als versucht, der geschichtlichen Entwickelung den Puls zu fühlen und gedanklich vorwegzunehmen, was das Neue sein mag, das sich vorbereitet, und zwar habe ich aus der Richtung der bisherigen geschichtlichen Entwickelungslinien zu schließen versucht, wohin sie konvergieren. Die Rechnungsprobe liegt alsdann darin, daß dieselben Grundlinien einer künftigen Religion, die aus der geschichtlichen Betrachtung und der Kritik der bisherigen Stufen folgen, sich auch aus der geschichtlich voraussetzungslosen phänomenologischen

Digitized by Google

Analyse des religiösen Bewußtseins, d. h. des religiösen Verhältnisses zwischen Mensch und Gott, seiner unentbehrlichen vorstellungsmäßigen Voraussetzungen und seiner praktischen Konsequenzen ergeben.

Der Gottesbegriff entwickelt sich in der Geschichte von grob sinnlicher Gestalt zu immer höherer Vergeistigung, läutert sich immer mehr von beschränkten Bestimmungen, die der Natur oder dem Menschen entlehnt sind, und sucht dem Gedanken eines absoluten Geistes immer näher zu kommen. Dieser Prozeß hat nicht nur bei verschiedenen Philosophen sondern auch bei mehreren Theologen des vorigen Jahrhunderts (Schleiermacher, Vatke, Biedermann) dazu geführt, die Unvereinbarkeit der Persönlichkeit mit der Absolutheit anzuerkennen. Ich bin darin einen Schritt weiter gegangen und habe auch die Bewußtheit als beschränkten Anthropomorphismus ausgeschieden, und ich durfte dies ohne die Gefahr, Gott in eine untermenschliche Sphäre herabzuziehen, tun, weil ich den absolut unbewußten Geist als den tieferen Quell und die überlegene Macht und Weisheit hinter dem beschränkten bewußten, d. h. als einen wahrhaft überbewußten, nachgewiesen hatte.

Die Erlösung hatte ihren Schwerpunkt ursprünglich ganz auf seiten des objektiven geschichtlichen Erlösungsvorganges, wenn auch die Notwendigkeit seiner gläubigen Aneignung niemals außer acht gelassen wurde. Mit der Zeit ist ihr Schwerpunkt mehr und mehr auf die Seite der subjektiven Aneignung hinübergerückt, auf das eigne Sterben und Auferstehen in der Gesinnung, auf die Geburt des Gottmenschen in der Seele, und der objektive geschichtliche Erlösungsvorgang ist zu einem anregenden Moment für diesen subjektiven herabgesunken, wo nicht gar zu einer äußeren Projektion des innerlich Erlebten. Es kommt nur noch darauf an, sich der Immanenz, d. h. der lebendigen Gegenwart der Erlösungsgnade in der eigenen Seele bewußt zu werden, um den objektiven Erlösungsvorgang als ein propädeutisches Hilfsmittel der Geschichte zu durchschauen, durch das die Menschheit zur Vollziehung des rein innerlichen Erlösungsvorganges vorbereitet werden soll.

Die Verinnerlichung des religiösen Verhältnisses ist beständig gewachsen. Der Gott, der einst unnahbar über Wolken thronte, ist in die Brust des Frommen herabgestiegen und wohnt ihm als Offenbarungs-, Erlösungs- und Heiligungsgnade inne. Die göttlichen Kräfte werden in der Hingebung des Glaubens zu menschlichen; der Mensch hört auf, ein bloß natürlicher zu sein und wird in der Wiedergeburt zum geistlichen Menschen, d. h. er

Digitized by Google

wird durch die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur aus Gnaden zum „Gottmenschen". Die Christusidee wird zu einem Ideal, das in jedem Einzelnen und in der ganzen Menschheit annähernd immer mehr verwirklicht werden soll. Daß sie in einem bestimmten Menschen schon einmal vollkommen und absolut verwirklicht war, sinkt dabei zu einer bloßen Hilfsvorstellung hinab, zu einem Vorbilde, das keinem etwas helfen würde, wenn Gott ihm nicht gegenwärtig lebendig einwohnte. Das eigentliche Hindernis dieser lebendigen Einwohnung ist die Persönlichkeit Gottes, die selbst im heiligen Geist nicht aufgehoben, sondern nur ins Unbestimmte abgeschwächt ist. Sobald sie beseitigt ist, kann das religiöse Verhältnis zwischen Mensch und Gott einen vorher unerreichbaren Grad der Innigkeit gewinnen. Denn nur ein unpersönlicher Gottesgeist kann eine Person durchdringen und zum integrierenden Bestandteil derselben werden. Von einem persönlichen Gott läßt sich das nicht behaupten, weil die unbeschränkte Persönlichkeit unmöglich in eine beschränkte eintreten kann.

Dies führt zum Begriff der pantheistischen Immanenz. Wenn Gott das Absolute ist, das nichts außer sich, sondern alles in sich hat, und er sich auch nicht durch eine besondere Persönlichkeit von etwas anderem unterscheidet, so scheint entweder Gott in der Welt oder die Welt in Gott aufzugehen. Im ersteren Falle ist Gott die Summe der weltlichen Dinge, wenn nicht gar jedes Einzelding, jedes Raubtier und jeder Stein Gott ist; im letzteren Falle ist die Welt ein bloßer Schein und hat eigentlich keine Existenz. Im ersteren Falle geht dem religiösen Verhältnis das Objekt, der verehrungswürdige Gott, im letzteren Falle das Subjekt, der wirklich existierende Mensch verloren. Ersterer Standpunkt ist Naturalismus, wie ihn die heidnischen Naturreligionen und eine Anzahl moderner Materialisten und Naturforscher zeigen; letzterer ist abstrakter Monismus, wie wir ihn in den esoterischen Lehren der indischen Religionen sehen. Sowohl die naturalistische als auch die abstraktmonistische Gestalt des Pantheismus hebt durch ihre strengen Konsequenzen die Möglichkeit der Religion auf, kann sich nur inkonsequenterweise mit Religion verbinden und wird deshalb von den Vertretern der christlichen Religion mit Recht bekämpft.

Aber diese Bekämpfung des Pantheismus gilt nicht dem Pantheismus als solchem, sondern nur seiner Ausgestaltung zum Naturalismus und abstrakten Monismus, und nur weil bisher keine dritte Gestalt des Pantheismus bekannt war, konnte sie sich

Digitized by Google

irrtümlich gegen den Pantheismus in Bausch und Bogen richten. Ein Pantheismus, der weder das Wesen der Gottheit in die Erscheinungswelt herabzieht, noch auch die objektiv reale Erscheinungswelt zum bloßen Schein verflüchtigt, d. h. ein konkreter Monismus, wie ich ihn vertrete, ist allen bisherigen Vorwürfen gegen den Pantheismus entrückt, denn er läßt sowohl das Objekt wie das Subjekt des religiösen Verhältnisses bestehen und räumt nur das Hindernis hinweg, welches in der Persönlichkeit des ersteren bisher die Innigkeit des religiösen Verhältnisses störte.

Bisher war jede tiefere Ausgestaltung des religiösen Bewußtseins darauf angewiesen, sich auf den abstrakten Monismus oder auf den Theismus zu stützen. Die indischen Religionen lassen die Welt und den Menschen in nichtigen Schein zerfließen, um den letzteren der Gemeinschaft mit Gott teilhaftig zu machen; die theistischen Religionen lassen die Schranke der abgesonderten Persönlichkeit Gottes bestehen, die für den Menschen wie für Gott selbst gleich unüberschreitbar ist und deshalb zum Ersatz der unmittelbaren Gemeinschaft durch Bindeglieder und Mittler drängt. Nur die christliche Mystik sucht diese unzulänglichen Brücken auszuschalten und die unmittelbare Gemeinschaft mit Gott herzustellen; in dem Maße aber als ihr dies gelingt, fällt auch sie in abstrakten Monismus zurück. Die indische und die okzidentalische Religionsentwickelung streben von verschiedenen Seiten dem gleichen Ziele zu, werden aber jede durch einen Umstand gehindert, es zu erreichen, die erstere durch Verkennung der objektiven Realität der Erscheinungswelt, die andere durch Verkennung der Unpersönlichkeit Gottes. Die nächste Stufe der okzidentalischen Religionsentwickelung wird, wenn sie die Schranke der Persönlichkeit Gottes überwindet, notwendig auch der christlichen Mystik in noch höherem Maße gerecht werden als die Reformatoren es bereits getan haben in dem „Zeugnis des heiligen Geistes“ und in der „mystischen Vereinigung“ des Menschen mit Gott. Ja sogar sie wird sich unwillkürlich auch den indischen Religionen annähern und fähig werden, diese alte arische Geistesströmung mit in ihr Bett zu leiten, wozu die christliche Missionstätigkeit sich in hinreichend langer Probezeit als unfähig erwiesen hat.

Ich halte weder mit Schopenhauer und seinen Jüngern die indische Religion für die absolute Religion, noch mit Hegel und den christlichen Religionsphilosophen die christliche. Ich glaube, daß beide providentiell geleitete, nebeneinander herlaufende Ent-

Digitized by Google

wicklungsstufen des religiösen Bewußtseins der Menschheit sind, daß aber der christliche Zweig weiter gewachsen ist, während der indische auf einer früheren Stufe stehen geblieben und dann verkümmert und entartet ist. Deshalb erwarte ich auch die nächst höhere Stufe nur von der christlichen Welt, nicht von der indischen, und glaube, daß die wesentlichen Bestimmungen der künftigen Glaubenslehre der christlichen und nicht der indischen Dogmatik entlehnt sein werden, aber doch nicht, ohne überall eine höhere Syntheſe des christlichen Vorstellungskreises mit dem indischen zu zeigen.

Man hat es vermessen gefunden, daß ich in meiner Religionsphilosophie versucht habe, die Grundlinien der Dogmatik einer solchen Zukunftsreligion zu skizzieren, und hat mich als Religionsstifter verspottet. Aber ich habe stets betont, daß eine Dogmatik keine Religion macht, daß dazu ganz andere geschichtliche Faktoren erforderlich sind, und daß es trotzdem Pflicht der Philosophie ist, die für eine künftige Entwicklungsstufe der Religion brauchbaren Gedankenbausteine zusammenzutragen, für diesen Zweck weiter zu behauen und so den künftigen Reformatoren oder Religionsstiftern vorzuarbeiten, soweit die Wissenschaft dies vermag. Ein Wagnis ist dergleichen immer, aber es ist notwendig zu wagen, um etwas zu gewinnen, und zu tadeln ist nur der, welcher des Spruches uneingedenk handelt „erst wägen, dann wagen“. Wer sich in seinem Glauben befriedigt fühlt, der wird nicht nach meiner Religionsphilosophie greifen; wer bereits von der Krisis angesteckt ist, dem kann sie keinen Schaden tun, vielleicht aber etwas nützen, insofern sie ihm die Orientierung des Gedankens in der religiösen Krisis der Gegenwart erleichtert.

Die Geschichte lehrt uns, daß das Judentum durch die aus seinem Schoße entsprungene christliche Religion ebensowenig vernichtet worden ist wie der griechische Katholizismus durch den römischen oder dieser durch den Protestantismus. Die ideell überwundene Entwickelungsstufe besteht ruhig weiter, wenn auch in einem etwas beschränkteren Herrschaftsbereich; die höhere Stufe verdrängt sie nicht, sondern lagert sich neben sie. Daraus dürfen wir schließen, daß auch der Protestantismus ruhig weiter bestehen wird, falls sich eine neue, höhere Stufe des religiösen Bewußtseins demnächst aus ihm entwickeln sollte; die weiter rückständigen Stufen des Christentums würden von einem solchen Vorgang zunächst kaum berührt werden. Der Fortbestand des Christentums in der Gesamtheit seiner drei bisherigen Stufen würde also auch

Digitized by Google

dann nicht gefährdet sein, wenn die neue Stufe auf die Bezeichnung einer christlichen verzichten sollte.

Die Geschichte lehrt uns aber auch, daß die treibende Kraft der Geschichte sich immer am lebendigsten in denjenigen Staaten, Nationen und Stämmen offenbart, die sich der jüngsten und jeweilig höchsten Stufe des religiösen Bewußtseins zugewandt haben. Wir dürfen nach Analogie schließen, daß innerhalb des jetzt kulturell tonangebenden protestantischen Kulturkreises in Zukunft diejenigen Völkerteile die geistige und politische Führung übernehmen werden, die der zu erwartenden höheren Religionsstufe eine Stätte bereiten.

Das deutsche Volkstum in seiner Bedeutung für Deutschlands Wirtschaftsleben.

Von Werner Sombart.

I.

Wenn ich auf diesen Blättern versuche, die Beziehungen zwischen Deutschlands Wirtschaftsleben und seinem Volke wenigstens in ihren Grundlinien aufzudecken, so wird es doch nötig sein, einige orientirende Bemerkungen allgemeinen Inhalts vorauszuschicken.

Zunächst die Frage: was denn eigentlich aus bestimmten Eigenarten des Volkscharakters erklärt werden soll? Denn der Begriff „Wirtschaftsleben" ist doch allzu unbestimmt, um ihn zum Mittelpunkt dieser Betrachtungen zu wählen. Da möchte ich denn die Aufgabe genauer dahin umschreiben: daß wir prüfen, welchen Anteil die volkliche Beschaffenheit der Deutschen an dem raschen wirtschaftlichen Aufschwung, das heißt also an der bedeutenden Entfaltung produktiver Kräfte des Landes während des neunzehnten Jahrhunderts hat. Als welche Aufgabe sich aber alsobald in einer noch größeren Bestimmtheit darstellt, sobald wir in Rücksicht ziehen, daß diese Entfaltung der produktiven Kräfte doch im Rahmen eines ganz bestimmten Wirtschaftssystems, des kapita-

Digitized by Google

listischen, sich vollzogen hat. Alsdann nämlich löst sich unsere Frage in die andere auf: in welchem Umfang erfüllt das deutsche Volkstum die Bedingungen, die das kapitalistische Wirtschaftssystem stellt. Da dieses nun aber als eine hervorstechende Eigenart die scharfe Trennung in eine Klasse leitender Wirtschaftssubjekte, der Unternehmer, und eine Klasse abhängiger Personen, der Lohnarbeiter, aufweist, so wird sich unser Problem in die zwei Fragen auflösen: genügt das Volkstum — und wenn ja: in welchem Umfange und wodurch — den Anforderungen, die an ein kapitalistisches Unternehmertum, und denjenigen, die an eine in dessen Dienst tretende Lohnarbeiterschaft gestellt werden müssen.

Ein anderer Punkt, über den wir uns Klarheit verschaffen müssen, ist die Tatsache, daß die Bedingungen, die das deutsche Volk durch seine Eigenart erfüllt, damit sein Wirtschaftsleben einen bestimmten Verlauf nähme, dem deutschen Volke mehr oder weniger eigentümliche sind. Denn offenbar spielen sich die wirtschaftlichen Vorgänge in Deutschland in einer bestimmten Form ab (entwickelt sich zum Beispiel Kapitalismus), weil die Deutschen Europäer und keine Orientalen sind: hier sind also Eigenarten entscheidend, die allen europäischen Völkern gemeinsam sind. In andern Fällen teilt das deutsche Volk Züge, die von Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens sind, mit allen Nord- und Osteuropäern, Germanen, Kelten und Slaven; in noch andern Fällen erweist sich die spezifische Eigenart als ein gemeinsames Erbteil nur der germanischen Racen im engern Verstande; und endlich lassen sich charakteristische Eigenschaften feststellen, die auf das deutsche Volk beschränkt sind. Diese Erwägungen führen uns nun aber zu der Einsicht: daß die Gründe der volklichen Eigenarten außerordentlich mannigfaltige sein müssen, daß man sich vor allem hüten muß, allzu ausschließlich mit der Kategorie des Racenmerkmals zu operieren. Welchen Anteil an einem bestimmten Zuge des Volkscharakters die ursprünglich physiologische Racenveranlagung, welchen das Klima, welchen die gemeinsamen Schicksale in historischer Zeit haben, sind so unendlich komplizierte und bis heute noch so wenig geklärte Fragen, daß wir gut tun werden sie in diesem Zusammenhange nur ganz gelegentlich in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Es genügt ja auch für unsere Zwecke vollständig, wenn wir uns einen Überblick über diejenigen Eigenarten des deutschen Volkstums verschaffen, die wir als bestimmende für das Wirtschaftsleben in der letzten historischen Vergangenheit zu erkennen vermögen. Vielleicht daß diese Zu-

Digitized by Google

sammenstellung dann wiederum einige Anregung bietet für die Völkerpsychologen, auf den Bahnen weiter zu schreiten, die so geistvolle Männer, wie Taine, Brandes, Hehn, Gobineau, Ferrero, Blondel, Chamberlain und andere, gerade im letzten Menschenalter, mit schönem Erfolge betreten haben.

Gemeinsam mit allen Europäern haben die Deutschen jene Veranlagung, die man als Fähigkeit zum Kapitalismus bezeichnen könnte. Will sagen die Fähigkeit, die schrankenlose Bahn des Gelderwerbes zu betreten, die wirtschaftliche Tätigkeit ihrer Beschränktheit als einer bloßen Maßregel zur Fristung des Daseins zu entkleiden, den sicheren Frieden handwerkerhaften Wirtschaftens zu verlassen, um die aufreibende und prekäre Lage des spekulativen Unternehmers dafür einzutauschen, das Wirtschaftsleben selbst in einen rationell eingerichteten Geschäftsmechanismus umzuwandeln. Kurz, eben sich mit jenem Geiste zu erfüllen, den wir als den spezifisch kapitalistischen bezeichnen können und den wir vergebens in Kulturen wie der altindischen, der altamerikanischen, ja wohl auch der chinesischen, soweit wir sie kennen, suchen würden. Den Völkern jedoch, die seit einigen Jahrtausenden Europa bewohnen, eignet er durchgehends. Und es ist sicher falsch, was man wohl behauptet hat: der moderne Kapitalismus sei eine Schöpfung nur der germanischen Race und sei von den Romanen nur importiert. Eine solche Behauptung kann man nur aufstellen, wenn man den modernen Kapitalismus im achtzehnten Jahrhundert in England anfangen läßt, während er tatsächlich sechshundert Jahre früher in Italien zur Welt gekommen ist, wie ich an andrer Stelle unlängst ausführlich nachgewiesen habe. Will man schon in der Genesis des modernen Kapitalismus die Rollen zwischen Norden und Süden verteilen, so wird man sagen müssen: die Romanen haben ihn geschaffen, die Germanen haben ihn von diesen überkommen und zu höheren Formen weiter gebildet, haben dabei freilich ihre ehemaligen Lehrmeister um ein Beträchtliches überholt. Daß sie dieses konnten, dazu mußten sie allerdings wohl Eigenschaften entwickeln, die die Romanen nicht besaßen, oder doch nicht im gleichen Maße. Welche waren dies?

Alle nordischen Nationen, Germanen, wie Slaven, bei denen sich offenbar der Kapitalismus jetzt ebenfalls in einem raschen Tempo auszudehnen beginnt, sind nun den südländischen, also wesentlich romanischen Racen bedeutend überlegen an physiologischer Frische. Und auf diesen Umstand glaube ich müssen wir in der Tat ein gut Teil des wirtschaftlichen Aufschwunges zurückführen, dessen

Digitized by Google

ethnischen Ursachen in Deutschland wir nachspüren. Diese größere physiologische Frische bringt zunächst eine größere körperliche Leistungsfähigkeit mit sich. Der Deutsche wird hierin etwa die Mitte halten zwischen Anglo-Sachsen und Slaven, sicher aber die romanischen Racen namentlich an Ausdauer übertreffen. Und gerade Ausdauer ist für die erfolgreiche Tätigkeit, sofern sie die Kontinuität des Arbeitsprozesses verbürgt, von besonderer Wichtigkeit. Daß übrigens diese Vis durans, die schon Tacitus den Germanen seiner Zeit zuschreibt, auch mit der psychischen Veranlagung unserer Race im Zusammenhang steht, werden wir noch zu beobachten Gelegenheit haben. Ist nun aber ein Volk körperlich leistungsfähiger als ein anderes, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unter sonst gleichen Bedingungen es rascher zu Reichtum gelangen wird als jenes. Bedeutsamer, insonderheit für die kapitalistische Entwicklung, ist nun aber ein weiteres Moment, das aus der größeren physiologischen Frische einer Nation wie der deutschen folgt: der stärkere Fruchtbarkeitsgrad. Deutschland hat von jeher zu den kinderreichen Ländern gehört. Schon der alte Sebastian Frank machte im 16. Jahrhundert die Beobachtung: „Es ist nichts denn Kind über Kind in Deutschland, sonderlich in Schwaben; Schwäbinnen kommen zweimal im Jahr nieder." Und dabei ist es bis heute geblieben. Nächst Rußland ist in Deutschland der Kindersegen am größten. Auf 10 000 Bewohner entfallen bei uns jährlich 363 Lebendgeborne, dagegen in Frankreich beispielsweise nur 226. Daher denn auch die Bevölkerungszunahme in Deutschland eine entsprechend große ist. Während des 19. Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung auf dem heutigen Reichsgebiet weit mehr als verdoppelt, trotz der ganz erheblichen Mengen Deutscher, die während dieser Zeit ausgewandert sind. Im Jahre 1816 lebten im Gebiet des heutigen Deutschen Reiches 24,8 Millionen Menschen, heute (1900) 56,3 Millionen, was einem jährlichen Zuwachs von durchschnittlich 1% entspricht, während etwa 5 Millionen Deutsche während des 19. Jahrhunderts aus ihrer Heimat ausgewandert sind. Um recht eigentlich zu ermessen, was diese Ziffern besagen, müssen sie mit den entsprechenden eines Landes verglichen werden wie Frankreich, das jetzt in seiner Bevölkerung wesentlich stabil ist. Noch in der Mitte des Jahrhunderts lebten in Frankreich ebensoviel Menschen wie in Deutschland. 1845/46 in Deutschland 34,4, in Frankreich 34,5 Millionen (während 1820 in Frankreich noch beinahe 4 Millionen mehr als in Deutschland gelebt hatten). Heute dahingegen ist die fran-

Digitized by Google

zösische Bevölkerung auf nur 35,5 Millionen gestiegen, ist also hinter der deutschen um mehr als 20 Millionen zurückgeblieben.

Zweifellos besteht nun aber in unserer Zeit ein enger Zusammenhang zwischen intensiver Bevölkerungszunahme und intensiver Entfaltung kapitalistischen Wesens in einem Lande. Welcher?

Wenn man einen großen Teil des wirtschaftlichen Aufschwunges Deutschlands im letzten Menschenalter auf seine starke Auswanderung zurückgeführt hat (das ist zum Beispiel die Meinung eines so ausgezeichneten Kenners deutscher Wirtschaftsverhältnisse wie Georges Blondels), so liegt dem sicherlich ein richtiger Gedanke zu Grunde. Ganz gewiß bedeutet zunächst jeder Auswanderer einen Verlust für ein Land und insbesondere für den Kapitalismus; aber es ist gewiß richtig beobachtet, daß im Laufe der Zeiten aus den Auswanderern Kunden für die Exportwaren des Heimatlandes werden und daß dadurch sich unter Umständen rascher die Ausfuhr eines Landes entwickelt, als sie es ohne den Stützpunkt vermocht hätte, den ihr die über den Erdball verstreuten früheren Landeskinder gewähren. Und sofern jede Ausdehnung des Marktes — ob im Inlande oder im Auslande — stimulierend auf die kapitalistische Industrie einwirkt, kann man wohl sagen, daß die Auswanderung ein Beförderungsmittel kapitalistischer Entwicklung wird. Aber ich möchte doch diesem Momente keine übermäßig große Bedeutung beimessen. Erstens deshalb nicht, weil die ausgewanderten Söhne namentlich Deutschlands keineswegs immer sichere Abnehmer der Waren ihres Mutterlandes werden, häufig genug sich vielmehr in enragierte Konkurrenten der einheimischen Industrie oder Landwirtschaft verwandeln; zweitens darum nicht, weil wie mir scheint die stimulierende Wirkung der Bevölkerungsüberschüsse, die einem Lande durch Auswanderung verloren gehen, noch viel größer gewesen sein würde, wenn sie in der Heimat verblieben wären und hier ihren Erwerb gesucht hätten. Nein, was die rasche Bevölkerungszunahme zu einem so mächtigen Beförderungsmittel des Kapitalismus werden läßt, ist vielmehr folgendes.

Sie bewirkt zunächst, daß in den wohlhabenden Schichten der Bevölkerung die Neigung zum Erwerb und die wirtschaftliche Spannkraft rege erhalten werden und nicht ein sattes Rentnertum an die Stelle eines tatkräftigen Unternehmerstandes tritt. Sie liefert also einen unausgesetzten Nachwuchs an gewinnstrebenden, wagenden Persönlichkeiten, Schöpfern mit andern Worten, kapitalistischer Organisation. Denn es ist klar, daß die Söhne eines

Digitized by Google

reichen Mannes ganz anders dem Erwerbsleben gegenüberstehen, wenn sie viele, als wenn sie wenige sind. Bei gleichem Vermögen entfällt auf den einzelnen im ersteren Falle eine kleinere Portion, und die Nötigung für ihn selbst wieder durch wirtschaftliche Tätigkeit sich auf dem sozialen Niveau seiner Eltern zu erhalten, wird größer als wenn das Erbe nur auf einen oder zwei sich verteilt. Es wird durch den stärkeren Nachswuchs auch schon eine ganz andere Stimmung selbst bei wohlhabenden Eltern ihren Kindern gegenüber erzeugt. Sie werden es vielmehr darauf absehen, ihre Kinder „etwas Tüchtiges lernen zu lassen", als sie in den untätigen Besitz einer großen Rente zu setzen. Es scheint mir nicht unberechtigt, wenn man zwischen Frankreich und Deutschland diesen Unterschied gemacht hat: das höchste Streben der französischen Eltern sei: ihren Kindern eine sorgenfreie Existenz zu schaffen, der deutschen: sie für den Kampf ums Dasein möglichst gut auszurüsten. Daher jene für ihre Kinder soviel als möglich sparen, diese ihnen eine gute Ausbildung zu teil werden lassen. Das soziale Ideal aller südlichen Nationen — spielt hier der Klimaunterschied hinein? — ist ein behagliches Rentnertum, nötigenfalls auch in ganz bescheidenen Grenzen; das der Nordländer vielmehr, die eigene Position und die der Kinder durch rastlosen Erwerb zu verbessern. Der Südländer will etwas sein oder bleiben; der Nordländer etwas werden. Und daß dieser Unterschied zum großen Teil sich aus dem reicheren Kindersegen dieser Völker erklärt, dürfte nicht zweifelhaft sein.

Aber nicht nur die Subjekte kapitalistischer Unternehmungen schafft die raschere Bevölkerungszunahme: vor allem auch sorgt sie für das, was man die Objekte kapitalistischer Organisation nennen kann. Ich meine für das Vorhandensein solcher Personen, die von dem Unternehmer in seinen Dienst gewonnen werden können und an deren Existenz kapitalistische Wirtschaft nicht minder geknüpft ist als an das Vorhandensein einer geeigneten Unternehmerklasse. Denn man darf nie vergessen, daß es so lange keinen Kapitalismus geben kann, als jedermann im Lande Unterkunft findet in der Stellung eines selbständigen Produzenten (eines Bauern oder Handwerkers) oder eines Krämers oder eines Beamten oder eines Rentners oder was sonst noch den Mann zu nähren vermag. Erst muß es besitzlose Massen geben, die unter jeder Bedingung Unterhalt annehmen, wo sie ihn finden, also auch als unselbständige Lohnarbeiter, ehe Kapitalismus möglich ist. Nun werden aber solche Massen — ich nenne sie die Überschuß-

Digitized by Google

bevölkerung — um so eher entstehen, je rascher die Bevölkerung anwächst. Den nächstliegenden Fall bildet die bäuerliche Bevölkerung. Wenn diese in einem Tempo wie in Frankreich — Zweikindersystem! — sich vermehrt, so wird sie sich als solche Generationen hindurch erhalten können, ohne einen einzigen Kandidaten für den Kapitalismus zu liefern. Die vorhandenen bäuerlichen Nahrungen werden genügen, um den gesamten Nachwuchs aufzunehmen und wieder Bauern werden zu lassen. Hat aber eine Bauernfamilie statt zwei durchschnittlich vier oder fünf Kinder, so ist ersichtlich, daß mit der Zeit ein immer größerer Prozentsatz dieses Nachwuchses vor die Notwendigkeit gestellt wird, sich außerhalb des Rahmens bäuerlicher Wirtschaften sein Brot zu suchen. Findet er nun nicht in der Fremde eine neue Bauernstelle, kann er nicht Handwerker oder Beamter oder so etwas werden, so bleibt ihm schließlich nichts übrig, als einem kapitalistischen Unternehmer seine Dienste anzubieten: sei es als höherer Funktionär, Ingenieur oder Chemiker, als Komptoirist oder Werkmeister, wenn seine Eltern noch genug besaßen, ihn etwas lernen zu lassen; sei es als gewöhnlicher Lohnarbeiter, wenn er gar keine höhere Ausbildung erfahren hat. Es ist nun aber ferner auch klar, daß die hierdurch für die Unternehmer geschaffene günstige Konstellation für diesen sich um so besser gestaltet, je stärker der Nachwuchs ist. Denn um so größer ist die Konkurrenz der Stellensuchenden untereinander, um so mehr wird der Preis der Arbeitskraft gedrückt, um so größere Gewinnchancen erwachsen für den Unternehmer oder aber Möglichkeiten durch niedrige Preise seine Produkte einzuführen: beides wirkt natürlich gleichmäßig als Stimulus für die Ausdehnung des Kapitalismus, der somit gleichsam wie von selbst aus einem starken Bevölkerungsüberschuß herauswächst.

Soviel über die Bedeutung der Bevölkerungsquantitäten für die Entfaltung des Kapitalismus. Und nun noch ein Wort über die qualitative Seite des Bevölkerungsproblems. Ich wies schon darauf hin, daß offenbar alle Europäer im Gegensatz zu anderen Racen eine Generalqualifikation zum Kapitalismus besitzen. Unzweifelhaft aber haben einige der europäischen Nationen diese Qualifikation in höherem Maße als andere. Und unter diesen ragt wiederum das deutsche Volk hervor. Woher kommt das? müssen wir fragen. Was macht uns so ganz besonders geeignet, gerade während der Herrschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu Macht und Reichtum zu gelangen? Was begründet mit anderen Worten unser spezifisches Talent zum Kapitalismus?

Digitized by Google

Es ist, soviel ich sehe, vor allem ein Grundzug unseres Volkscharakters, von dem ich nicht entscheiden will, ob er allen Nordländern eigentümlich ist — sei es wiederum aus Gründen ihrer größeren Jugend, ihrer engeren Racenzusammengehörigkeit oder ihres unmöglichen Klimas —, der sich aber jedenfalls in besonderer Prägnanz bei den germanischen Racen findet, ein Zug, für den es schwer ist, den rechten Namen zu finden, den ich daher auch nur umschreiben kann. Was ich meine ist der ausgesprochene Mangel an sinnlich-künstlerischer Veranlagung, der das deutsche Volk so deutlich kennzeichnet und von allen romanischen Nationen so scharf unterscheidet.

Wie bedeutsam diese Charaktereigenschaft für den Gang der wirtschaftlichen Entwickelung ist, ist nicht schwer zu zeigen, wenn man die einzelnen Symptome untersucht, in denen jenes spezifisch unkünstlerische Wesen zu Tage tritt. Da ist zunächst die starke ethische Veranlagung, die gleichsam der ins Positive übersetzte Mangel an Ästhetismus ist. Der künstlerisch veranlagte Mensch sieht die Welt unter dem Gesichtspunkt des schönen Scheins, der harmonischen Gestaltung, des Insichselbstruhens aller Dinge; der unkünstlerische Mensch unter dem Gesichtspunkt der Zwecke. Für jenen ist jede Erscheinung der Außenwelt wie des Innenlebens Selbstzweck, für diesen Mittel zum Zweck. Jener kennt daher als höchstes Ziel nur ein Sichselbstgenügen, dieser ein Aufgehen in Strebungen, eine Hingabe an Aufgaben. Jener lebt der Person, dieser der Sache. Mittelpunkt aller Interessen ist für jenen das Piacere, ein Begriff, für den wir nicht einmal ein Wort haben, denn „Vergnügen" oder „Lust" (wie man den Titel des bekannten Romans D'Annunzios ganz verkehrt übersetzt hat) sagen keineswegs dasselbe; für diesen die Pflicht, ein Wort, das wiederum der Romane nicht übersetzen kann: devoir, dovere treffen nicht den Sinn dieses spitzen, eindringlichen Wortes „Pflicht" mit den sechs befehlenden Konsonanten, die das dünne „i" wie einen scharfen Pfeil in die Weite senden. Woher wir Germanen dieses starke Pflichtbewußtsein haben? Wer vermöchte es zu sagen. Vielleicht steckt in der Hypothese Ferreros ein richtiger Kern: weil wir keine Erotiker wie die Romanen und darum weniger sensitiv, weniger ablenkbar von äußeren Sinnenreizen sind. Vielleicht hat auch wieder das Klima seinen Anteil. Wenn Madame Girardin in bitterem Hohne von ihren Landsleuten gesagt hat: en France, on a toujours mieux à faire que son devoir, so muß man doch entschuldigend hinzufügen, das sei kein Wunder in einem so schönen

Digitized by Google

Land oder gar in Italien oder im Süden von Spanien. Bei uns Hyperboräern, wo den größten Teil des Jahres die Nebel brauen, wo es regnet, wenn es warm ist, und kalt ist, wenn es nicht regnet: in einem solchen Land hat man weiß Gott nichts Besseres zu tun als seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Aber wie gesagt: ich will dem Ursprung des kategorischen Imperativs, der bezeichnender Weise in Königsberg liegt, — man vergleiche die Persönlichkeit des Mannes, der dieses Schlagwort geprägt hat, etwa mit einem Leonardo da Vinci und man wird den Unterschied zwischen Norden und Süden zum Greifen deutlich vor sich sehen — nicht nachspüren. Genug: er ist da und er beherrscht unser Volkstum.

Und es ist auch klar, daß er auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens um so größeren Einfluß ausüben muß, je strengere Formen möchte ich sagen dieses annimmt. Jetzt geht es an ein Schädelspalten. Die Zeiten des behaglichen, gesicherten Handwerkertums, in denen sich gesättigte Existenzen unbehindert ausleben konnten, sind auf Nimmerwiedersehen vorüber. In dem harten Kampf ums Dasein, den unser heutiges Wirtschaftsleben darstellt, bedeutet es aber für ein Volk offenbar einen ungeheuren Vorzug, wenn seine Angehörigen in ihrer großen Mehrzahl gelernt haben, eine Sache ernst zu nehmen, sich einer Aufgabe, sie mag klein oder groß sein, ganz und gar hinzugeben. Dem Südländer, der die Gebiete nordischer und insonderheit deutscher Kultur bereist, fällt nichts so sehr auf, wie diese unverdrossene Pflichterfüllung in allen Schichten der Bevölkerung, dieses selbstverständliche Abarbeiten des vorgeschriebenen Pensum, diese Tüchtigkeit zu allen und in allen Dingen, diese durch nichts von ihrem Ziele abzubringende Gewissenhaftigkeit: die Coscienziosità, die den größten Unternehmer wie den letzten Taglöhner in gleichem Maße erfüllt und die vielleicht ihren prägnantesten Ausdruck gerade in Deutschland in dem Beamtentum findet. Wenn man darum vielleicht mit Recht sagen kann: wir sind geborene Beamte — die Menschen sind entweder Künstler oder Beamte — so gewinnt diese Bezeichnung noch einen tieferen Sinn, wenn wir ein anderes Merkmal unseres Volkscharakters, das ebenfalls unserm Mangel an künstlerischer Veranlagung entspringt, auch noch in Betracht ziehen. Das ist das, was ich das Talent zum Teilmenschen, zum Spezialistentum nennen will, ein Talent, das dem Südländer völlig abgeht. Dieser mit seiner sinnlich-künstlerisch-unethischen Natur hat die Tendenz, die Welt um sich, um seine Persönlich-

Digitized by Google

keit zu gruppieren und darum diese als Ganzheit sich zu erhalten. Wir dagegen lösen die Individualität auf in eine Anzahl Teile, die wir den objektiven Zwecken anpassen und unterordnen. Da wir keinen Sinn für die Form haben, so auch kein Empfinden für das Organische einer lebendigen, in sich ruhenden Persönlichkeit: äußerlich nicht, aber auch nicht innerlich. Und damit erlangen wir die wichtige Fähigkeit, uns beliebig in nur einer Richtung zu betätigen, Partikelchen unseres Wesens allein zur Entfaltung zu bringen und unterstützt von der schon erwähnten Perseveranza uns zu virtuosen Teilmenschen zu entwickeln. Das zeigt sich ganz besonders deutlich an unserer Stellung zur Wissenschaft. Solange es diese aus dem Nichts zu gestalten galt, mittelst schöpferischer Intuition, genialer Kombination: solange waren uns die romanischen Nationen auf allen Gebieten wenn nicht überlegen, so doch zum mindesten ebenbürtig. Unter den großen Begründern der Naturwissenschaften sind ebensoviel Romanen wie Germanen zu finden. Heute dagegen, wo es gilt auf der einmal gelegten Basis systematisch, „methodisch" weiterzubauen, wo den Sieg ein fleißiges und gewissenhaftes Spezialistentum, ein gelehrtes Forschertum davonträgt, heute ist die Zeit für deutsches oder überhaupt germanisches Wesen erfüllt und wir sind die „führende" Nation in vielen Wissenschaften geworden. Diese überragende Stellung, namentlich in den Naturwissenschaften und den damit verwandten technologischen Fächern, hat nun aber wiederum einen äußerst förderlamen Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ausgeübt. Wir haben heute die besten Chemiker, die besten Ingenieure, was begreiflicherweise einen ungeheuren Vorzug auf industriellem Gebiet in sich schließt. Wenn heute die glücklichste deutsche Industrie die chemische ist, mit der wir den Weltmarkt beherrschen wie mit keiner andern, so ist das sicherlich überwiegend der hohen Vollendung zu danken, die unsere wissenschaftliche Chemie und chemische Technologie sich errungen haben. Und wie uns auf wissenschaftlichem Gebiete unser geniales Teilmenschentum zum Siege verholfen hat, so bewährt es seine überwindende Kraft auch auf eigentlich sozialem Gebiete: dem wissenschaftlichen Teilmenschen steht ein sozialer Teilmensch als Typus deutschen Wesens zur Seite. Dabei denke ich an unsere Fähigkeit uns in ein großes Ganze, eine wichtige Organisation so einzuordnen, daß wir wie ein Rädchen in einem Mechanismus funktionieren und so aus dem Gesamtwirken vieler eine gewaltige Steigerung des Krafteffektes entspringt. Man könnte diese Fähigkeit auch als Talent

Digitized by Google

zur Kooperation (diese in einem weiteren Sinne gefaßt) bezeichnen. Zu ihr gehört, genauer zugesehen, vor allem wieder ein Verzicht auf Persönlichkeit, auf Ganzheit und Eigenartigkeit der Individualität, gehört wiederum die Hingabe an einen objektiven Zweck, die wir hier, ich möchte sagen von ihrer mehr äußerlichen, physiologischen Seite her kennen lernen. Das Pflichtgefühl erscheint hier als Disziplin. Zur Disziplin aber gehört nicht minder die Kunst zum Befehlen wie die Kunst zum Gehorchen. Die Kunst zum Ordnen nicht minder wie die Kunst des Sichunterordnens. Und beide Seiten enthält der deutsche Volkscharakter in sich. Darum sind wir die besten Schulmeister und die besten Heeresorganisatoren der Welt geworden, haben aber auch das geordnetste Staatswesen und die beste Armee der Welt.

Es ist nun aber wiederum mit Händen zu greifen, welche ungeheure Bedeutung eine solche Veranlagung heutzutage für die Entwicklung des Wirtschaftslebens haben muß, zu einer Zeit, da diese sich in immer komplizierteren Organisationsformen vollzieht. Jede größere kapitalistische Unternehmung ist ein wahres Wunderwerk von unter- und übergeordneten Beziehungen von Menschen untereinander, jedes Verkehrsunternehmen, jede Fabrik ein kunstvolles Gebilde aus Teilmenschen, die zu einem großen, einheitlichen Ganzen durch das Kommandowort eines Direktors zusammengeschlossen sind. Und wenn auch schließlich die Not den Arbeiter eines südlichen Volkes dazu zwingt, seine Persönlichkeit in einem solchen Mechanismus zu Grabe zu tragen: schwer wird's ihm und recht lernt er's nie, nie so recht von Grund auf wie der Nordländer, den die Natur schon zum Teilmenschen geschaffen hat. Liegt hier einer der Gründe, weshalb wir germanischen Nationen den Kapitalismus so viel rascher ausgebildet haben, in der Eigenart unseres Arbeitsmaterials, so kommt doch derselbe Zug uns auch zu gute, wo er sich in den Unternehmern äußert und zwar nicht nur soweit diese herrschen, sondern auch wo sie sich einmal unterordnen müssen. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die rasche Ausdehnung des Kartellwesens in den Ländern mit germanischer Kultur gewiß auch in der größeren Disziplin unseres Unternehmertums mitbegründet sei.

Wenn aber gerade wir Deutsche so Hervorragendes auf dem Gebiete der industriellen Disziplin leisten, so möchte ich schließlich auch noch daran erinnern, daß wir dazu in einem langen Werdegang künstlich erzogen sind durch die Eigenart unserer staatlichen Verhältnisse, die zumal in Preußen seit Jahrhunderten auf eine

Digitized by Google

strenge Zucht des Einzelnen hingewirkt haben. Insonderheit ist es der militärische Drill, der uns in Fleisch und Blut übergegangen ist und der sich nun — seltsame Ironie der Weltgeschichte — als Industrie fördernder Faktor erweist. Damit habe ich aber schon meine Ausführungen auf ein Feld hinübergespielt, wo uns neue Perspektiven eröffnet werden. Denn offenbar: mit dem letzten Gedanken habe ich schon des Einflusses gedacht, den die gemeinsame Geschichte eines Volkes auf dessen Charakter (und damit indirekt wieder auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens) ausübt. Damit aber ist das Gebiet der rein ethnischen Ursachen verlassen und ein neuer Komplex beeinflussender Faktoren berührt worden: derjenige, den man unter der Bezeichnung der staatlichen Organisation und ihres Einflusses auf das Wirtschaftsleben zusammenfassen kann. [Fortsetzung.]

Ultramontanismus und Sozialdemokratie.*

Von Graf von Hoensbroech.

Wenn die ziffernmäßige Stärke parlamentarischer Parteien einen richtigen Maßstab für die Beurteilung der Größe und Ausbreitung von Strömungen und Bewegungen innerhalb eines Volkes abgibt, dann sind in Deutschland Sozialdemokratie und Ultramontanismus sehr weit verbreitet. Die Richtigkeit dieses Maßstabes soll hier nicht untersucht werden. Immerhin zwingt aber die parlamentarische Macht der roten und schwarzen Internationale, Sein und Wesen beider zu studieren. Hier soll ein Vergleich zwischen Ultramontanismus und Sozialdemokratie dies Studium fördern.

Stehender Grundsatz aller berufenen und unberufenen Politiker, aller Staatsmänner und vieler „kommandierenden Generäle", d. h. Redakteure, ist: die Sozialdemokratie ist der Feind. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit wird „das rote Ge-

* Man vglch. mein Buch: Der Ultramontanismus sein Wesen und seine Bekämpfung, 2. Auflg., Berlin, H. Walther.

Digitized by Google

spenst" an die Wand gemalt; nicht müde werden die sich selbst aichenden „Hüter von Thron und Altar" ihre Gläubigen gruselig zu machen vor dem sozialdemokratischen Schrecken. Und doch ist dieser Grundsatz erzfalsch; diese Gespensterfurcht gegenstandslos. Der Feind ist nicht die Sozialdemokratie, sondern der Feind ist der Ultramontanismus.

Beide stelle ich nebeneinander. Selbstverständlich kann es sich hier nur um Hervorhebung der wichtigsten Punkte handeln; ein allseitiger, ins einzelne gehender Vergleich würde zum Buche anschwellen.

Wohl ist die Sozialdemokratie ein Feind der heutigen gesellschaftlichen Ordnung; aber der Ultramontanismus ist auch ein Feind der national-gesellschaftlichen Ordnung. Seine gesellschaftliche Ordnung würde eine viel gefährlichere und viel schwerer zu beseitigende Umänderung unserer gesellschaftlichen Ordnung sein als selbst der schlimmste, der allgemeinste sozialdemokratische Umsturz.

Die Sozialdemokratie, wie sie wenigstens von ihren theoretisierenden Wortführern gezeichnet wird, würde — sollte sie in dieser Form jemals zur Herrschaft gelangen — sich selbst zerstören; der Ultramontanismus, eben weil Versteinerung, trägt unbegrenzte „Lebens"dauer in sich, die Wunden, die er den Völkern schlägt, sind unvergänglich, viel tiefer und nachhaltiger, als die extremste sozialdemokratische Umwälzung sie zu schlagen vermöchte.

Weil die Sozialdemokratie sich vielfach wild gebärdet, weil ihre theoretischen Drohungen laut und ihre Wünsche oft zügellos ausgesprochen werden; weil sie ihren theoretisch-feindlichen Gegensatz zu vielen Einrichtungen, auf denen die heutige Gesellschaft beruht, offen verkündet, deshalb ist die Furcht vor ihr größer, deshalb gilt sie als der schlimmere Feind.

Darin offenbart sich aber eine oberflächliche Betrachtung der Dinge.

Weit gefährlicher als der junge, stürmische Gegner, der das Bestehende, gegebenen Falls, mit offener Hand anzutasten behauptet, der aber gerade wegen dieser Gewalttätigkeit, würde sie aus der Theorie in die Praxis übersetzt, Hunderttausende von Anhängern im entscheidenden Augenblick verlieren würde, die gegenwärtig nur deshalb seiner Fahne folgen, weil sie ihre Unzufriedenheit mit manchen wirklich schlechten Zuständen zum Ausdruck bringen wollen, weit schlimmer als dieser Draufgänger ist

Digitized by Google

jener Jahrhunderte alte Feind aller freiheitlichen Entwickelung, der in schlauer Berechnung die äußeren Formen des Bestehenden beläßt, aber sie seinen Zwecken dienstbar macht; der sich als geborener Schützer des Rechts und der Ordnung, als geborener Gegner jeder Revolution hinstellt, der aber in Wirklichkeit das schreiendste Unrecht — Vergewaltigung der Gewissen, Unduldsamkeit, Knebelung der freien Wissenschaft — als „Recht", und die schlimmste Unordnung — Preisgebung nationaler Interessen an fremdländische Weltpolitik, Verquickung von Religion und Politik, Oberherrlichkeit eines Religionsdieners, des Papstes, über Fürsten und Regierungen — als „Ordnung" hinstellt.

Die Hoffnung, daß die Sozialdemokratie inmitten unseres kräftigen nationalen und wirtschaftlichen Lebens immer mehr zur Wandelung, zur Umgestaltung kommt, daß sie eine schaffende, nützliche Partei wird, kann ich verstehen; die letzten zehn Jahre berechtigen zu dieser Hoffnung; in Bezug auf den Ultramontanismus ist solche Hoffnung törichter Wahn: est ut est aut non est!

Die soziale Frage und also auch die Sozialdemokratie ist — nennen wir sie einmal so — ein notwendiges Übel, das aber in seinem Schoße viel Gutes birgt, nach vieler Richtung hin segensreich wirkt; die ultramontane Frage ist ein Übel ohne jeden Segen. Die Sozialdemokratie wirkt günstig auf die volkswirtschaftliche Gesetzgebung, auf den erreichbaren Ausgleich zwischen arm und reich, auf Erziehung, Unterricht, Bildung; der Ultramontanismus hemmt eine ersprießliche Gesetzgebung, da er in jedem Volke als ein Fremder, als ein Feind erscheint; er hemmt den Wohlstand, schädigt Bildung, Unterricht, Erziehung. Die Sozialdemokratie ist ein Entwickelungsprozeß voll Kraft und Leben; ein Strom, der noch überflutet, überschäumt, der aber doch befruchtend wirkt, dessen lebendige Wasser sich mehr und mehr zu ruhigem Flusse in breitem Bette sammeln. Der Ultramontanismus ist ein starres, lebloses System; die Völker, die in ihm eingezwängt waren, sind ersterbende oder schon tote Äste am Kulturbaume der Menschheit geworden.

Unruhige Köpfe zum gewaltsamen, durch Verbrechen zu bewirkenden Umsturz hat es immer gegeben und wird es immer geben. Solche mache man unschädlich durch kräftige Maßregeln, und wenn sie ihre umstürzlerischen Ideen gewaltsam verwirklichen wollen, dann greife man ihnen gegenüber zu mit eiserner Faust. Aber diese Leute sind nicht die Sozialdemokratie; es sind vielleicht ihre Fanatiker, oder auch, wenn man will, ihre Theoretiker. Die

Digitized by Google

praktische Sozialdemokratie aber, wie sie tatsächlich große Massen unseres Volkes ergriffen hat, ist ganz etwas anderes und auf andere Art muß sie bekämpft oder besser geheilt werden.

Man betrete den Weg gesunder, weitsichtiger und weitherziger Sozialpolitik, man suche durch weise, umsichtige Gesetzgebung die vielen wirklich vorhandenen sozialen Schäden und Mißstände zu beseitigen, man erhöhe durch maßvolles, wohlwollendes, kluges Regieren das sinkende Ansehen der staatlichen Autorität und der Krone; man hebe durch verständnisvolles Eingehen auf berechtigte Wünsche der arbeitenden und minderbegünstigten Volksklassen die weitverbreitete Unzufriedenheit — den eigentlichen Nährboden der Sozialdemokratie —; man gewähre diesen Volksklassen den auch ihnen gebührenden Platz an der Sonne, den auch ihnen gebührenden Genuß an den irdischen Gütern; man gebe auf das pharisäische „Christentum" der schönen Worte und Redensarten, der starren Unduldsamkeit und gegenseitigen Verketzerung, des schlecht verhüllten Partei- und Standesegoismus und beginne Ernst zu machen mit dem wahren Christentum Christi, der werktätigen, helfenden, heilenden Liebe: und die Sozialdemokratie, soweit sie Klassenhaß und Klassenverhetzung in sich schließt, wird verschwinden, wie die wallenden Nebel vor der siegreichen Sonne.

Nicht so beim Ultramontanismus. Er ist nicht wie die Sozialdemokratie ein Zustand, der sich aus bestehenden Mißständen allmählich entwickelt hat, sondern er ist ein fertiges, feindseliges System; er kann also auch nicht geheilt, sondern muß wie ein eingedrungener Feind bekämpft werden.

Er ist nicht wie die Sozialdemokratie eine in den Sonderverhältnissen des einzelnen Volkes wurzelnde Erscheinung, die zwar international sein will und in der Theorie auch international ist, die aber praktisch und tatsächlich immer und immer wieder durch die unausrottbare nationale Verschiedenheit der einzelnen Völker, auf deren Sonderbedürfnisse und besondere soziale Zustände sie — wenn anders sie Fuß fassen und sich ausbreiten will — Rücksicht nehmen muß, auf nationale Beschränkung angewiesen ist; sondern der Ultramontanismus ist vom Kopf bis zur Zeh, begrifflich und wesentlich, theoretisch und praktisch international und antinational. Denn nicht aus tatsächlichen Bedürfnissen ist er entstanden, sondern durch den bewußten Willen einer jeder Nationalität baren, sich selbst als Selbstzweck betrachtenden Macht ist er in die Welt gesetzt, als ein für alle Zeiten und alle

Digitized by Google

Völker gültig sein sollendes Herrschaftssystem, das seinen absolut souverän, jeder staatlichen und sittlichen Autorität übergeordnet sein wollenden Mittelpunkt, den römischen Papst, im Auslande hat.

Er ist nicht wie die Sozialdemokratie ein offener Gegner, der, was er will, frei herausſagt und dadurch den Kampf gegen ihn erleichtert, sondern er ist voll Hinterlist, Lüge und Verstellung; „Vaterlandsliebe" und „Deutschtum" führt er im Munde, aber im Herzen verachtet und haßt er beides.

Er ist nicht, wie die Sozialdemokratie es sein will, eine helfende Macht für die Schwachen und Bedrückten, sondern er ist ein bewußt kaltes und herzloses System, dem am Wohle der Völker, die es zu umspannen trachtet, nichts liegt; das unbedenklich und kaltblütig Glück und Wohlstand der Staaten seiner maßlosen Herrschgier zum Opfer bringt.

Er ist nicht wie die Sozialdemokratie eine Bewegung, die in ihren Ausschreitungen sich an Grundlagen unserer heutigen Gesellschaftsordnung vergreifen will, sondern er tritt auf als die Verkörperung der Legitimität, als der Konservativste aller Konservativen, als die stärkste Schutzmauer für Thron und Altar — das ist sein beliebtestes Schlagwort —, und gerade deshalb wirkt er betörend auf weite Kreise, die von seinem eigentlichen Wesen keine Ahnung haben, sondern nur seine Maske sehen.

Er ist nicht wie die Sozialdemokratie ein Gegner, der den modernen Staat auf gleichem Boden und mit gleichen Waffen bekämpft, sondern er hat sich eingeschlichen in ein Heiligtum für Millionen von Menschen, in die katholische Religion, er hat sich dadurch festgesetzt in den Herzen der Menschen und kämpft von hier aus mit den Waffen religiösen Fanatismus', er zieht sich, wenn angegriffen, hierhin zurück und türmt die gewaltigsten Bollwerke um sich auf: Gewissens- und Religionsfreiheit. Bollwerke, gegen die weltliche Gewalt nicht nur machtlos ist, sondern von denen jeder Angriff als tyrannische Gewalttat, als frevelhafte Verfolgung auf den Angreifer zurückprallt.

Käme die Sozialdemokratie selbst in ihrer schlimmsten und fanatischsten Form zur Herrschaft, ginge es wirklich nach einzelnen sozialdemokratischen Theoretikern und Fanatikern, so daß Ehe, Familie, Privateigentum zertrümmert würden, und träte an ihre Stelle wirklich der vielgenannte „Zukunftsstaat": gar bald würde die Menschheit sich wieder auf sich selbst besinnen; sie würde durch die schwersten Leiden zur Erkenntnis gebracht werden, daß ohne

Digitized by Google

Ehe, ohne Familie, ohne Privateigentum ein geordnetes Leben doch nicht möglich ist, und aus den Ruinen, die der „Zukunftsstaat" verursacht hätte, würde bald das alte Leben neu erblühen. Wir wären durch eine Zeit voll Umsturz und Verwirrung, vielleicht voll Schrecken und Blut hindurchgegangen, aber es würde eben doch immer nur ein Übergang gewesen sein. Der Ultramontanimus dagegen schafft dauernde Zustände; sein System ist die Verkörperung bewundernswerter Ordnung, freilich ultramontaner Ordnung. Er stürzt nichts um; sorgfältig erhält er das Alte, nur seinen Geist gießt er in die bestehenden Formen, und gerade weil sie äußerlich bleiben, was sie waren, bieten sie um so kräftigere Handhaben zur unauffälligen Durchführung des ultramontanen Systems.

Eine wirtschaftliche Partei wie die Sozialdemokratie ist ihrer innersten Natur nach Leben, Bewegung; in ihrer Anpassung an die wechselnden Bedürfnisse und Verhältnisse, in ihrem Schritthalten mit der Zeit liegt ihre Hoffnung und Zukunft. Gerade das ist aber auch ihre Achillesverse in Bezug auf ihre Staats- und Gesellschaftsgefährlichkeit. Die Macht der Verhältnisse ist einer volkswirtschaftlichen Partei gegenüber stärker als Grundsatzreiterei, statt zu schieben wird sie, wollend oder nicht, stets die Geschobene sein.

Nichts von alledem beim Ultramontanismus. Er ist durch seine Verquickung mit den eisernen Dogmen einer unwandelbaren Religion selbst in die Sphäre der Unwandelbarkeit versetzt worden. Nicht den Menschen mit ihren veränderlichen Bedürfnissen will er dienen; nein, er ist sich selbst Zweck, er will herrschen, um zu herrschen. Das kann nie genug betont werden. Allem Fortschritt ist er Feind; Aufklärung und freie Wissenschaft sind ihm Greuel. Lapidar ist diese rückständige, jeder Fortentwickelung feindliche Gesinnung im Syllabus zum Ausdruck gekommen.

Nur ein Blinder kann behaupten, daß die Sozialdemokratie keine kulturellen Früchte gezeitigt, und nur ein Blinder kann behaupten, daß der Ultramontanismus jemals auch nur eine Kulturfrucht hervorgebracht hat. Seine „Früchte" sind Unfreiheit und geistige Erstarrung, das, was man heutzutage mit katholischer „Inferiorität" bezeichnet. Der Index ist der Inbegriff seiner „Kulturtaten"; die Verfolgung eines Giordano Bruno, eines Galilei; die Ächtung eines Kopernikus, eines Keppler, eines Descartes, eines Kant; die Doktorierung eines Liguori, die Gutheißung von Tausenden

Digitized by Google

der unsinnigsten Teufels- und Heiligengeschichten stellen seine „Kulturfortschritte" dar.

Alle Feindschaft gegen staatliche und gesellschaftliche Ordnung ist aber in Bezug auf ihre Gefährlichkeit zu messen an ihrer Stellung zur Kultur. Die Kultur, d. h. die harmonische, edele Ausgestaltung der geistigen und körperlichen Kräfte und Fähigkeiten des Einzelmenschen und der Völker, ist das große Gut der Menschheit — wahre Kultur schließt echte Religiosität ein —, also ist diejenige Macht, die der Kultur am feindlichsten gegenübersteht, auch der größte Feind des Einzelnen wie der Gesamtheit, der staatlichen, bürgerlichen und religiösen Ordnung. Fraglos aber ist nicht die Sozialdemokratie sondern der Ultramontanismus der große Kulturfeind. Von dieser Wahrheit aus stehe ich nicht an zu sagen: Gegenüber dem Ultramontanismus wiegt die von der Sozialdemokratie drohende Gefahr federleicht.

Oper und gesunder Menschenverstand.

Von Gustav Dippe.

Daß ich's nur von vorneherein ehrlich bekenne: ich liebe den geräuschvollen Gesellen nicht, der sich „gesunder Menschenverstand" nennt. Nach Dingen, die nur zum Anschauen bestimmt sind, greift er mit seinen schlechtgepflegten Händen; und wenn er dann den Schmetterlingsstaub auf seinen Fingern sieht, schilt er noch über unsolide Arbeit. Die Sicherheit seines Urteils hat etwas Aufregendes; Menschheitsprobleme, die der Ewigkeit angehören, löst er auf Wunsch zu jeder Tageszeit. Die Notwendigkeit von Fachkenntnissen erkennt er nur dort an, wo er sie besitzt; da freilich ist er um so unerbittlicher. Bei jeder Gelegenheit betont er seine innige Freundschaft mit der Logik; doch will es manchmal scheinen, als ob die zärtlichen Empfindungen recht einseitig sind. Sein bevorzugter Tummelplatz sind die Gebiete, wo die Transcendentalien und Imponderabilien zu finden sind; ein Spaziergang in diesen Gefilden kostet Tausenden von Blumen und Blümchen das zarte Dasein. Alle künstlerischen Fragen zerrinnen vor der Schärfe seiner Auffassung: was ihm gefällt, ist gut, was ihm

Digitized by Google

nicht gefällt, ist schlecht; das ist das einzige aber unwandelbare Gesetz.

Steht sein Geschmack allem künstlerischen reichlich kritisch gegenüber, so fühlt er sich hinsichtlich der Oper jeder eingehenden Prüfung überhoben. Die unbestreitbare Tatsache, daß der normale Mensch nicht singend durch das Leben wandelt, genügt ihm, diese Kunstgattung nicht recht ernst zu nehmen. Wie nun die dem gesunden Menschenverstande widersinnig erscheinende Verbindung der Musik mit den schlicht-natürlichen Äußerungen des gewöhnlichen Lebens in der Oper aussieht, mag folgende kleine Episode flüchtig beleuchten.

Als vor einigen Jahren „Bohème" von Puccini „bei Kroll" gegeben wurde, fand einer meiner Bekannten — ein leidenschaftlicher Verehrer des gesunden Menschenverstandes — das Textbuch der „Bohème" auf meinem Schreibtisch. Er blätterte darin und brach plötzlich in lautes Gelächter aus.

„Hast du die Oper schon gehört?" fragte er.

„Ja", antwortete ich.

„Dann erzähle mir doch, wie hier der Portier komponiert ist." Damit zeigte er mir die Textworte des dritten Aktes:

„Tu' alles wohlverpackt ganz still in mein Brusttuch.
Der Portier soll mir's holen . . ."

„Wird der Portier in dur oder in moll gesungen?" fuhr er vergnügt fort. Zweiteiliger oder dreiteiliger Rhythmus? Welche Tonart? Sobald ich nach Hause komme, erzähle ich unserem braven Portier und Schuhmacher Jeremias Knautschkel, daß er das musikdramatische Bürgerrecht erworben hat."

„Du sollst eine kleine Lektion empfangen," dachte ich und antwortete ganz ernsthaft: „Du hast recht, der Portier in musikalischem Gewande wirkt an dieser ernsten Stelle, wo Mimi und Rudolf sich für immer trennen, unsäglich komisch. Und wie geschmacklos realistisch er noch dazu vom Orchester illustriert wird: Ein paar leise klirrende Beckenschläge mit Triangel geben zu verstehen, daß er die Trinkgelder nicht verachtet; diese Andeutung wird sofort von einem Flötentriller in schlaffer Mittellage beantwortet, der den Hörer erkennen läßt, wie der Portier die Trinkgelder zu einem gesundheitsgefährdenden Genuß von „Nordhäuser mit Punsch" verwendet. Hat dann das Alkoholtremolo eine unheimliche Steigerung erfahren, so zeigen ein paar dumpfe Schläge auf der großen Trommel und einige ängstlich jammernde Oboentriolen ein düsteres Bild aus dem Eheleben der Kellerbewohner."

Digitized by Google

Mein Bekannter sah mich etwas mißtrauisch an; ich machte aber ein so unschuldiges Gesicht, daß er meiner Aufforderung, sich das einmal selbst anzuhören, bereitwillig zustimmte. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich erwartete ihn nach der Vorstellung am Ausgange.

„Nun, wie hat dir der musikalische Portier gefallen?"

„Denke nur," antwortete er etwas kleinlaut, „ich habe die Stelle ganz überhört. Ich begreife es nicht, ich habe noch während der Vorstellung wiederholt gedacht: passe auf den ‚Portier' auf."

„Nun", erwiderte ich, „die Stelle ist Dir eben nicht aufgefallen, weil nichts besonderes daran zu Bemerken war. Und jetzt, mein lieber Freund, wirst du bei unserem Wege durch die Siegesallee ein kurzes Kolleg über Wort und Musik in der Oper anhören müssen."

„Wenn ihr klugen Leute ein Textbuch in die Hände bekommt, so prüft ihr immer jeden Satz und jedes Sätzchen auf seine musikalische Tragfähigkeit. Heißt es da: „ich liebe dich" oder „hörst du die Klage meines Herzens?" so seid ihr in freundlichem Wohlwollen damit einverstanden, daß das gesungen wird. Handelt sich's aber um Worte aus den realen Vorgängen des Lebens, so schlagt ihr gleich die Hände über dem Kopf zusammen und denkt mit dem satten Gefühl überlegenen Geschmackes: wie kann man nur so etwas in Musik setzen!"

„Der grobe Irrtum, in dem ihr befangen seid, ist aber der, daß ihr euch alle Worte mit der gleichen dicken Schicht von Musik bestrichen denkt. — Wenn ihr ein Drama leset, so wißt ihr wohl, daß der Schauspieler die Worte: „ich werde noch ein Glas Bier trinken" nicht mit demselben Pathos sprechen wird, als wenn er zu sagen hat: „nur über meine Leiche" u. s. w. Leset Ihr aber einen Operntext, so schwebt euch der Sänger immer in den großmäulichsten Posen vor. Und doch steht der dramatischen Musik und dem Sänger die gleiche vollständige Skala vom höchsten Pathos bis zu vollkommener Gleichgültigkeit im Ausdruck zur Verfügung, wie der dramatischen Dichtung und dem Schauspieler. — Laß mich die Oper mit einem Gebirge und den gesunden Menschenverstand mit dem Meeresspiegel vergleichen. Im Gebirge liegt das Tal noch immer hoch über dem Meeresspiegel; befindest du dich aber in dem Tal, so spürst du seine absolute Höhe nicht, sondern es ist für dich die Tiefe, von der die Höhen aufsteigen. So sind in der Oper die Stellen, die der Komponist ohne Hebungen schlicht dahingleiten läßt, stilistisch noch immer so hoch gehoben,

Digitized by Google

wie es nun einmal die Verbindung von Wort und Musik im Drama ist, den gesteigerten Stellen gegenüber wirken sie aber wie glatte Ebene. — Hiermit stimmt auch meine Erfahrung überein, daß die Bedenken gegen die Oper immer nur außerhalb des Theaters laut werden. Wird die Oper vor dir Wirklichkeit, so gebrauchst du den Maßstab, der ihren stilistischen Eigentümlichkeiten entnommen ist, mit unbewußter Sicherheit. Darum bevorzugen auch die Opernkomponisten seit längerer Zeit die Opernform, in der alles gesungen und nichts gesprochen wird, damit dem Hörer nicht der einmal gewonnene Maßstab wieder entfalle und er nicht beständig gezwungen sei, die stilistische Eigentümlichkeit der Oper von neuem zu empfinden."

„Ich weiß wohl, welche Frage dir auf den Lippen schwebt. Du meinst: wozu dieses ganze hochgehobene Niveau, wenn ich es gar nicht als hoch empfinden soll? Wozu verbinde ich Musik und Drama, wenn das gesamte Kunstwerk günstigsten Falls so natürlich wirken kann wie das gesprochene Drama? — Diese Frage ist die Frage nach der Berechtigung der Oper, und diese brauche ich dir wohl nicht nachzuweisen. Du kennst sie ja die unvergleichlichen Wirkungen, wenn Drama und Musik auf Gebieten zusammentreffen, wo sich beide gegenseitig bereichern. Wie da die ganze Stimmung des Dramas in die Musik hineinströmt, jeden kleinsten Notenwert durchleuchtend, wie der ganze Charakter, den der Sänger darstellt, eine zwingende Notwendigkeit des musikalischen Verständnisses schafft; wie lyrische Partien sich in wundervoller Breite hinlagern, ohne daß die Vorgänge darum in undramatischer Weise unterbrochen erscheinen."

„Laß mich ein Beispiel aus Tausenden, die in gleichem Maße geeignet wären, herausgreifen: die Habanera aus dem ersten Akt „Carmen" wäre als bloßes Lied ebenso unbekannt, als sie jetzt bekannt ist. Die verblüffende Verbindung von Sinnlichkeit und Banalität würde man gar nicht verstehen, wenn sie nicht von dieser unternehmungslustigen Jungfrau vor einem Kreise verliebter Jünglinge gesungen würde. Dieses Stückchen Musik ist nur in der Oper und nur an dieser Stelle denkbar; hätte Bizet die Worte der Habanera als bloßes Lied komponiert, es wäre sicherlich anders ausgefallen. Vielleicht wäre die Musik, was man so nennt, hübscher und feiner geworden, so überraschend und zugleich überzeugend hätte sie nie wirken können. Und wie groß ist der Gewinn, den auch das Drama aus dieser musikalischen Szene empfängt! Der ganze Charakter der Carmen wird, sofern die Sängerin auch nur

Digitized by Google

leidlich spielt, bei diesem Gesange deutlich, während das leichte Hinüber zu dem einstweilen noch kühl-ruhigen Don José als Auftakt zu der ernsten Entwickelung der Dinge empfunden wird. — Diese Eindrücke waren nur mit den Mitteln, wie sie die Oper bietet, zu erreichen, und jede künstlerische Ausdrucksweise ist gerechtfertigt, mit der sich Wirkungen hervorbringen lassen, die auf andere Art nicht zu erreichen sind."

„So, und nun trennen sich unsere Wege! Belohne mich für meine Bemühungen dadurch, daß du dich nicht mehr erregst, wenn du in einem Operntext einem Portier oder anderen ehrbaren Leuten begegnest; der Komponist tut ihnen nichts, er ist froh, wenn er ungefährdet an ihnen vorbeikommt. — Die Zeiten der Gesangszünftigkeit sind vorüber. Man kann alles komponieren, wenn man es nur anzufassen versteht."

Aus dem Kirchenbuch von Spiekeroog.

Im Kirchenbuch der kleinen Nordseeinsel Spiekeroog fand ich diesen Sommer folgenden Bericht. Das in ihm geschilderte Ereignis wirkt in der schlichten Darstellung des Berichterstatters — des damaligen Pastors von Spiekeroog, F. Doden — ergreifend. So viel von Menschenschicksal, von Hoffnungen und Enttäuschungen, von Ringen und Streben, von Tod und Leben, liegt in der Darstellung, daß sie passend die Reihe unserer Erzählungen (Novellen, Romane) eröffnet. Romane haben ja auch des Menschen Leben, Streben und Sterben zum Gegenstand. D. H.

Insel und Inselleben haben manches Eigentümliche. Besondere Ereignisse für die Insulaner sind Strandungen. Mitmenschen in Not sehen; sich wagen müssen, um das Leben der mit dem Tode Ringenden zu retten; oft keine Hilfe leisten können und den herzzerreißenden Anblick haben, daß um Rettung Flehende Spiel und Beute des Meeres werden; sehen, daß ein Schiff umhergeschleudert auf dem brandenden Meere zertrümmert werde; sich der so schwierigen Bergung der Schiffsladung unterziehen müssen, oft mit Aussicht auf geringen Verdienst oder auch auf reichlichen Lohn; — das eine wie das andere macht eine Strandung für den Insulaner zu einem Ereignis, das ihn aufregt, und die erste Kunde: ein Schiff auf dem Strande, geht bald von

Digitized by Google

Mund zu Mund; alle Gemüter sind voll spannender Erwartung wegen des, was da kommen soll. — Unter allen Strandungen, die hier vorgekommen, war die ergreifendste und bedeutendste die, welche sich am Montage, den 6. November 1854, ereignete. Die Monate Oktober und November brachten stürmische Tage; fast immer tobte heftiger Sturm und das Meer erhob sich stets mit gleichem Ungestüm. Schauerlich war's bei solchen Stürmen des Abends und Nachts; besonders an dem Sonntagabend vor dem 6. November, als der Sturm wie mit neuer Gewalt begann, konnte man sich trüber und unruhiger Gedanken nicht erwehren.

Am Morgen war das Wetter nur wenig gelinder. Etwa gegen 10 Uhr brachte einer der hiesigen Grenzaufseher die Nachricht, daß ein Schiff auf der Insel gestrandet und in Gefahr sei. Er hatte gesehen, wie das Schiff, das er in der Nähe von Langeoog zuerst bemerkt, von dem Sturme gleichsam hierher gepeitscht sei und mit gewaltiger Schnelligkeit hierher getrieben, um dann ganz nahe an der Insel zu stranden, so nahe, wie selten ein Schiff hier strandet. Auf der nächsthöchsten Düne, wo der sogenannte Utkick (errichtet während der Zeit des Krieges zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark) steht, hatte man einen überraschenden Anblick. Nordwestwärts stehend (zwischen den beiden weißen Dünen) erblickte man ein großes Schiff; weit auf dem Strande festsitzend ragte das Schiff mit seinen 3 hohen Mastbäumen hoch empor, und man hätte sich des majestätischen Anblicks gefreut, wenn man nicht auch zugleich hätte befürchten müssen, daß dieser stolze Bau, von Menschenhänden gemacht, ein Zeichen und Zeugnis werden sollte aufs neue, wie die tobenden, entfesselten Elemente verachten und gleichsam höhnend wie in neckendem Spiel des Menschen Werk, wenn auch noch so groß und fest, verderben, als wäre es nur gemacht, um bald als Trümmer, Splitter, Fetzen und Schutt zu vergehen und zu zerstieben. Dieses Schiff — es hieß „Johanna" — war, wie man später erfuhr, ein ganz neues und am Mittwoch vorher von Bremerhafen aus zum ersten Male in See gegangen.

Kaum hatte man sich dem Eindrucke, den der Anblick des gestrandeten Schiffes von den Dünen aus machte, hingegeben, als man sich schon gedrungen fühlte, zum Strande zu eilen und dem Schiffe näher zu kommen. Fast war es nicht möglich, gegen den stürmenden Nordwest einherzuschreiten und von der Stelle zu kommen; dazu trieb der Wind den Sand vor sich her und wurde

Digitized by Google

man dadurch am Sehen verhindert. Nahe dem Strande gewahrte man mehr von dem Schiffe und von dem, was auf demselben. Das Verdeck des Schiffes war überfüllt von Menschen; man sah Kopf an Kopf und die Befürchtung, daß es ein Auswandererschiff sei, wurde nur zu bald traurige Gewißheit, Das Schiff wurde hin- und hergestoßen; die brausenden Wogen schäumten wild und sprühten gespenstischen Schaum aus; die fortwährenden Brandungen ließen die Gefahr immer drohender werden. Das Wasser schwoll schnell an und es war noch nicht Flut; es überströmte den ganzen Strand bis an die Dünen. Fast alle Insulaner waren versammelt am Strande. Man schaute, staunte, starrte! Was tun für die Vielen auf dem Schiff, deren Jammergeschrei trotz des heulenden Sturmes, trotz des donnernden Getöses der gepeitschten Wogen doch uns ins Ohr und Herz drang; ja beim Dorfe hat man den Notschrei vernommen. Wir konnten diesen Schrei nur achselzuckend und stumm erwidern; nur durch Hüteschwenken ein Zeichen geben, daß wir ihre Not erkannten und fühlten. Was tun für die Unglücklichen? Das war die Frage, auf die keiner eine Antwort wußte. „Mit eurer Macht ist nichts getan"! — rief Gott mit des Meeres donnernder Stimme.

Leider sind wir hier von Rettungsanstalten noch ganz entblößt; nicht einmal ein Rettungsboot*) ist da. Auf dem Schiffe befand sich ein Rettungsboot, konnte aber auch nicht benutzt werden, wie der Kapitän später geäußert hat.

Man schaute, starrte mit der bangen Frage im Herzen: was will's werden? Die steigende Flut kam noch immer nicht aufs höchste und Ebbe, auf die man hoffte wie auf einen rettenden Engel, trat auch nicht ein zur gewöhnlichen Zeit. Das Schiff bewegt sich hin und her, gleich als wenn es rang mit gewaltigem Schmerz, und jede gewaltsame Bewegung und Erschütterung desselben erschütterte auch aufs neue die erschrockenen Herzen der Schiffbrüchigen, immer mehr erzitternd vor dem brüllenden Meerungeheuer, das da suchte, sie zu verschlingen. Wir waren so nahe den in Not Schwebenden und blieben ihnen doch so fern und taten nichts für sie, konnten nichts tun. Das Schiff neigte sich in seiner ganzen Schwere wie ohnmächtig auf die eine Seite dem Meere zu, besonders da die gekappten Masten niederstürzten,

*) Jetzt ist eine gut eingerichtete Rettungsstation auf Spiekeroog.

Digitized by Google

Segel und Tauwerk und ach! auch Menschen mit sich fortreißend, die verwundet und zerdrückt ins Meer gerissen wurden.

Retten können aus Todesgefahr ist ein süßes Gefühl; ach! wir machten in diesem Augenblick die so bittere Erfahrung des Gegenteils; wir konnten nicht retten; das Rauschen der Wellen war ein Todesrauschen und erfüllte mit Todesgrauen, und der Tod forderte jetzt seine Opfer, gleichsam spottend aller, aller Angst der Unglücklichen und unserer Ratlosigkeit. Ein Kindlein trieb an! — — — und was die offenen Arme der Insulaner aufnahmen, war eine Leiche! — So knüpfte der Tod, möcht' ich sagen, zuerst das Band zwischen den Schiffbrüchigen und uns durch das tote Kind. Wer ward wohl nicht tief erschüttert bei dem Anblick dieser ersten Leiche, der bald mehrere folgten. Ob wir am Strande alle seiner gedacht, des Wort allein Wind und Meer gehorsam sind? Ob wir ein Herz hatten, zu beten für die Unglücklichen? Ob das Herz jetzt nicht zu sehr bestürmt wurde durch die Frage: Warum solch ein Unglück? Ist es der Herr, der es tut? Warum? — Ach! das kleingläubige Herz zitterte und das laute Warum des schwachen Herzens wurde nur lauter mit dem immer lauteren Tosen des Meeres, dessen Heulen wohl klang wie ein schauerliches Echo des Warum? im Herzen. Das kleingläubige, zitternde Herz wagte nur zu seufzen und gejagt von ungestümen Gedanken kam es nicht zum stillen, ernstlichen Beten. Ach! wie schwach, wie arm fühlte ich mich als Mensch in jenem Augenblicke. — — — — O! hätte nicht gerade jetzt der Strand eine Gebetsstätte sein sollen und die christliche Gemeinde Fürbitte getan haben einmütig und wie ein Herz und eine Seele gebetet haben? Wahrlich dem tiefer und ernster Denkenden und Flehenden mußte schon der Anblick dieses Unglücks eine Glaubensprobe werden; man mußte sich fragen: wo ist nun dein Gott, dem du diese Unglücklichen befehlen kannst unter Gebet und Flehen? — Was in dem Herzen der Schiffbrüchigen vorgegangen, — es ist geschrieben in Gottes Buch, das dereinst wird aufgeschlagen vor aller Augen an dem großen, letzten Tage, da alle Menschenkinder stehen werden vor dem Herrn, dem Herzenskündiger. — Wir hatten jeden Augenblick den traurigen Anblick einer neuen Leiche und um uns Lebende lag bald eine ganze Reihe von Toten. Das Schiff immer weiter sich dem Meere wie einem offenen Todesrachen zuneigend war anzusehen wie ein stolzer Riese, der dahinstürzend sich nicht halten kann und sich scheut vor einem erbärmlichen Untergange. Großes Angstgeschrei ertönte vom Schiff,

Digitized by Google

wenn die Notleidenden zu bemerken glaubten, daß wir uns vom Strande entfernen wollten.

Daß einzelne sich auf den Tod ernstlich vorbereitet, wie es sich Christen ziemt, weiß man durch spätere Mitteilungen der Geretteten. Eine Familie befand sich auf dem Schiffe, zu welcher betagte Eltern, erwachsene Kinder und sonstige Anverwandte gehörten. Der Kinder wegen hatten sich die Eltern, wenn auch schweren Herzens, zu der Reise nach Amerika entschlossen, um dort eine neue Heimat zu suchen. Diese haben sich sämtlich in Gemeinschaft auf den Tod vorbereitet, haben Abschied voneinander genommen mit Bitte um Vergebung wegen alles, womit sie einander etwa wehe getan und beleidigt, und mit Hoffnung, sich bald vor Gottes Thron wiederzufinden. Von dieser Familie wurden nur die betagten Eltern gerettet. Wie traurig und zerschlagen gingen diese einher, als sie auf der Insel waren, und ihr Herz wurde bestürmt von religiösen Fragen und Bedenken wegen ihres Unternehmens, und versuchten sie durch einzelne Aussprüche der Heiligen Schrift darüber ins klare zu kommen, ob ihre Abreise Gott wohl- oder mißfällig gewesen. — Nicht alle auf dem Schiffe scheinen sich in der Not so würdig wie diese benommen zu haben; wie erzählt worden, haben einzelne auch gemurrt und getrotzt wider Gott mit Fluchen. —

Auf den Strand trieben allerlei Trümmer, Stücke, die vom Schiffe sich losgerissen, auch Proviant, tote Hühner fand man; ein Schwein kam angeschwommen und blieb am Leben. Sobald es bei eintretender Ebbe möglich war, versuchten die Insulaner ans Schiff zu kommen und wagten sich tief hinein ins Wasser; doch mußten sie mehrere Male zurück, da die Wellen noch zu hoch gingen. Gegen 2 Uhr nachmittags etwa verlief sich das Wasser so weit, daß an Rettung gedacht werden konnte und alsbald wurden auch die Schiffbrüchigen herabgeholt vom Schiff, auf welchem sie in so kurzer Zeit so Schweres erlitten hatten, wie vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nicht. Das Schiff bot einen ergreifenden Anblick dar: nichts als Spuren der Verwüstung, auch Blutspuren, da etliche verwundet, zerschlagen oder zerdrückt waren, und wie ließe sich beschreiben, was sich aussprach in dem Blick der noch Lebenden, die voll Angst und Verzweiflung so lange nun der frohen Hoffnung auf Rettung vom Tode sich hingeben durften. Lebende und Tote wurden jetzt heimgebracht, hingebracht ins Dorf, wo die Unglücklichen Zuflucht und Herberge finden sollten, und so viele Unglückliche hatte die Insel noch

Digitized by Google

wohl nicht beherbergt. Laut klagend und weinend oder auch stumm kamen die Schiffbrüchigen im Dorfe an; teils kamen sie zu Fuß, teils wurden sie auf den „Wüppen" hergeführt, insbesondere die Kinder und sonstige Schwache. Erstarrt vor Angst und Kälte waren fast alle. Nun war es Zeit für die Insulaner, Samariterdienste zu tun; nun galt es, Unglückliche aufzunehmen in die Häuser, sie zu trösten, sie zu kleiden, zu speisen und zu tränken. Das Dorf wurde überfüllt. Über 200 Personen haben sich auf dem Schiffe befunden; wie es sich nachher herausstellte, sind 80 umgekommen und von diesen sind 40 angetrieben, wenngleich nicht alle in den ersten Tagen. Die Insulaner hatten vollauf zu tun mit den Schiffbrüchigen, wie auch wegen der Sachen, die aus dem Schiffe herausgeschafft werden mußten.

Es war ein eigentümliches Gefühl, die Zitternden und Gebeugten zu sehen, wie sie kaum ihre Hände ausstrecken konnten nach Speise und Trank, deren sie so sehr bedürftig waren; zitternd vor Kälte suchten sie das Feuer und begehrten trockene Kleider. Des Klagens, Bittens, Fragens war kein Ende. Fast jeder hatte den Verlust eines oder mehrerer seiner Angehörigen zu beklagen. Manche waren bei ihrer Ankunft auf der Insel ungewiß über das Schicksal der Ihrigen. Sobald nach erster Erquickung und Erholung es ihnen möglich war, kamen die Geretteten aus den Häusern heraus, um Nachfrage zu tun nach den Vermißten und sie aufzusuchen entweder unter den Lebenden oder unter den Toten. Da gab es erschütternde Auftritte des Wiedersehens oder auch getäuschter Hoffnung, wenn es hieß: Der, Die ist tot! Da war dann neue Trauer, neuer Schmerz. Besonders muß noch Erwähnung getan werden 13 der Unglücklichen, die sich während des Sturmes in eine der Kajüten gedrängt hatten und die Tür derselben gleichsam instinktmäßig verschlossen gehalten, als könnten sie den Tod, den sie jeden Augenblick durch Zerschellen an einem Felsen befürchteten, noch zurückhalten. Von der Strandung auf der Insel waren sie nichts gewahr geworden. Als das Schiff schon verlassen gewesen von den Auswanderern, gehen noch einige Insulaner umher auf dem Schiffe, um nachzusehen, was noch etwa zu tun sei auf dem Schiffe. Da öffnet sich die Kajüte und eine Stimme fragt: Wer seid ihr? Was wollt ihr? — Wir sind Insulaner, die euch retten wollen — war die Antwort. Da stürzten die schwer Geängsteten heraus, sie sehen voll Verwunderung das Schiff auf trockenem Strande und nicht, wie sie gemeint hatten, auf einer Klippe mitten im Meere; haben auf

Digitized by Google

einmal die Gewißheit der Rettung — dieser plötzliche Wechsel vom Tode zum Leben macht einen so gewaltigen Eindruck auf sie, daß sie sich fast nicht fassen können und vor Freuden den Insulanern als ihren rettenden Engeln um den Hals fallen und ihnen danken einmal über das andere; auch später, wenn diese zuletzt Geretteten diese Insulaner wiedergetroffen, während ihres Aufenthalts auf der Insel, ist die Freude immer wieder ausgebrochen und der Dank wieder laut geworden. Sehr traurig war es, daß auch Kinder ihre Eltern verloren hatten, ja selbst ein Säugling war da, dem die Mutter nicht mehr die Brust reichen konnte, da sie nicht mehr unter den Lebendigen. Einer anderen Mutter wurde ein Kind gebracht mit der Frage, ob es das ihrige sei; das Kind erblickend in fremdem Kleide und vielleicht durch Kälte u. s. w. verändert findend, erklärte sie, es sei nicht ihr Kind; indes, als das Kind wieder weggetragen wird, fängt es an zu schreien und an dem Schrei des Kindes erkennt die Mutter dasselbe und ruft: es ist mein Kind! und drückt es an ihr Mutterherz. —

Gegen Abend des verhängnisvollen Tages ließ der Sturm nach, und diese Stille draußen tat innerlich im Herzen wohl; jeder verlangte bei so großer Anstrengung an diesem Tage nach Stille, wenn auch zur rechten Sammlung noch keine Zeit war. Auch war es gut, daß bei eingetretener besserer Witterung das Fährschiff nach Harlingersiel abfahren konnte, um Brot zu holen, weil der Vorrat auf der Insel für so viele nicht hinreichte. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade kürzlich die Insulaner viele Schafe geschlachtet hatten und den aufgenommenen Fremden Fleisch bieten konnten; diese bedurften auch nach den Tagen der Angst und der Seekrankheit besonderer Stärkung und der Appetit bewies, daß die Natur ihr Recht verlangt. Später wurde auch Fleisch vom Schiffe geholt und verabreicht. Im Wirtshause wurden 23 Personen untergebracht, in der Pastorei wurden die erste Nacht 13 der Unglücklichen beherbergt, obwohl in dem kleinen Hause dazu fast kein Raum war. Unter den letzteren befand sich eine Witwe (Frau Kull aus Stuttgart), die in die Pastorei gebracht, niedersank; sie war mit 6 Kindern auf dem Schiffe gewesen und wußte nicht ob sie alle gerettet seien oder nicht. Nach einer Weile wurde auch ein dreijähriges Kind gebracht in die Pastorei und die Frau erklärte, es sei ihr Kind. Dasselbe war ganz erstarrt und fast leblos. Die Mutter war zu schwach, um es pflegen zu können; andere nahmen es in die

Digitized by Google

Hände und wir hatten den ganzen Abend zu tun, um das Kind zu erwärmen und zu beleben; doch endlich gab es Lebenszeichen. Die Mutter legte sich dann zu Bette mit dem Kinde. Den übrigen im Hause wurde eine Streu bereitet und wurden Betten, so viel als vorrätig, daraufgelegt. Sie fühlten sich, wie sie äußerten, sanft gebettet in Erinnerung an die jämmerliche Lage und große Angst auf dem Schiffe. In der Nacht kam unser Fährschiff vom Siel zurück mit Proviant und am Morgen konnte den Schiffbrüchigen das tägliche Brot gereicht werden. Das kranke Kind hatte nachts mit der Mutter gesprochen; ich hörte es und freute mich, daraus auf Besserung schließend; doch als ich ans Bett trat des Morgens und die Mutter fragte, gab diese keine tröstliche Antwort; das Kind war sehr schwach und diese Schwäche nahm zusehends zu; die übrigen Kinder, die sämtlich gerettet in einem anderen Hause sich aufhielten, wurden geholt und wir standen um ein Sterbebett; — um 8 Uhr starb das Kind in der Mutter Armen. Sie sprach mit christlicher Ergebung von dem Verlust des Kindes, obwohl sie es erst nicht aus den Armen lassen wollte.

Auf der Insel war in jenen Tagen außergewöhnliches Leben und Treiben; die Anwesenheit so vieler Fremden machte die Insel lebhaft und wenn man die Fremdlinge umhergehen sah, so mußte man fast lächeln über die wunderlichen Anzüge, da sie halb ausstaffiert waren mit der Garderobe der Insulaner. So viel wie möglich wurde aus dem Schiffe geborgen; aber was sich noch vorfand, war durchnäßt, und als die Sachen zum Trocknen ausgehängt waren, sah es auf dem Eilande aus wie auf einem Trödlermarkte. Viele fanden von ihren Habseligkeiten nichts wieder. Das war den Unglücklichen ein neuer Schmerz, und traurig war es auch, wenn einzelne mit einem Stück ihrer Kiste u. dgl. heimkehrten vom Strande, das sie wiedergefunden. Die Auswanderer waren meist aus Süddeutschland, Leute mittleren und niederen Standes, die nicht viel bares Geld bei sich führen. Einige, die ihr Geld gleichfalls verloren, hatten auch nicht einen Heller mehr im Besitz; versichert hatten sie ihre Sachen auch nicht, mit einzelnen Ausnahmen. Bei einer Leiche fand man mehrere Goldstücke; einer beklagte den Verlust von 100 Thalern baren Geldes, ein anderer behauptete, 2000 Thaler verloren zu haben. Die Leute waren meist Protestanten, einzelne Katholiken wie auch Juden befanden sich darunter. Ein Katholik sprach seine Verwunderung darüber aus, daß die Protestanten doch so

Digitized by Google

ganz anders seien, als er gewußt und sich vorgestellt; daß sie bessere Menschen zu sein schienen, als seine Glaubensgenossen. — Manche unter den Auswanderern waren den Insulanern fast unverständlich wegen ihres süddeutschen Dialekts. Sämtliche Auswanderer hatten nach ihrer Schilderung in der Heimat kein beneidenswertes Los gehabt und erklärten, dadurch zum Auswandern gedrungen zu sein. Nach ihren Schilderungen scheinen hier in Norddeutschland die Verhältnisse zum äußeren Fortkommen für jedermann besser zu sein als in Süddeutschland.

Die Leichen wurden in die Kirche gebracht, aber ihrer waren zu viele und mußten deshalb etliche draußen auf dem Kirchhof liegen bleiben. Auffallend war es und traurig anzusehen, daß fast alle Leichen völlig nackt angetrieben wurden. Das natürliche Gefühl sträubte sich fast, sich mit so vielen nackten Leichen zu befassen und wie schwer und angreifend dies war, weiß ich durch Mitteilungen des Strandvogts Mingers von Neuharlingersiel, der es sich besonders angelegen sein ließ, daß für die Leichen das Nötige getan wurde. Derselbe erzählte auch, daß ihm am ersten Morgen nach seiner Ankunft am Strande etliche Kinder begegnet seien und ihn angerufen mit der Frage, ob er es sei, der, wie sie gehört, nun weiter für sie sorgen werde, da sie ihre Eltern verloren. Mit Tränen in den Augen, aber vertrauensvoll und hoffend hätten sie ihn angesehen. Nicht weit davon, wo sie standen, war die Stätte des Unglücks und des Jammers; das darniedergeworfene, im Sande festsitzende Schiff war das traurige Denkmal, das die Waisen an ihren Verlust erinnerte. Das königliche Amt Esens, das sich hierher verfügt hatte, ließ eine Leichenschau anstellen, damit beglaubigte Totenscheine ausgestellt werden konnten. Manchem mochte es schwer werden, über den Toten, unter welchen auch seine nächsten Angehörigen waren, seinen Eid abzulegen, und der Eid mochte zugleich als Klage des trauernden Herzens vor Gott laut werden. Auch wurde der Land-Physikus aus Esens hierhergesandt wegen etwaiger Kranken unter den Schiffbrüchigen. Einer der Landgensdarme wurde auch hierher beordert. Die Expedienten des Auswandererschiffes trafen sehr bad hier aus Bremen ein.

Man verlebte hier damals schwere, unruhige Tage und bei vieler Arbeit und Mühe verdrängte ein Eindruck den anderen, und so kam es, daß oft gewaltige Eindrücke sich augenblicklich bald verwischten, die aber später doch wieder hervortraten, und man wunderte sich später, wie man so viele und starke Eindrücke

Digitized by Google

hatte ertragen können, ohne mehr davon angegriffen zu sein, ohne untauglich zu werden für so vieles, was getan werden mußte. Mancher hatte in diesen Tagen viele Arbeiten zu verrichten, an welche er gar nicht gewöhnt war; so lernte man in diesen Tagen sich in manches zu schicken, sich zu behelfen, zuzugreifen bei allerlei, was gerade vorkam. Beachtenswert und oft ergreifend waren die Äußerungen und Bekenntnisse einzelner Auswanderer, wenn man mit ihnen in nähere Berührung kam; einzelne waren auch, die durch ihre Äußerungen und ihr Betragen Anstoß gaben.

Wegen der Bergung machten die Insulaner keine großen Ansprüche und verlangten nicht das gesetzmäßige Drittel, ja gar nichts, wenn dadurch die Schiffbrüchigen noch neuen Verlust erleiden sollten. Es wurde in dieser Hinsicht ein Akkord getroffen mit den Bremer Expedienten, die eigentlich den erlittenen Verlust tragen mußten, und darum war es auch nicht unbillig, daß eine Kostvergütung bezahlt wurde, auf welche die Insulaner anfangs nicht gerechnet hatten. Es wurde für die Person per Tag 14 Gr. ausbezahlt.

Bei den meisten der Auswanderer, die sonst nie zur See gewesen und nach ihrer Schilderung sich ganz wunderliche, komische Vorstellungen von einer Seereise gemacht hatten, war nach der Strandung große Furcht vor dem Meere und der weiteren Seereise und die Sehnsucht nach der verlassenen Heimat wurde bei einigen stark. Etliche mochten nach diesem Unglücksfall erst recht zur Besinnung kommen über den gefaßten Entschluß, ihr Vaterland zu verlassen; und wenn keine edlen Beweggründe sie getrieben hatten, so mochte Reue nach solchem Unglück sie auch niederdrücken. In die Heimat zurückzukehren war für die meisten nicht leicht und der größte Teil ist später auch nach Amerika abgegangen.

Am Donnerstage fand das Begräbnis der Verunglückten statt. Da die vielen Leichen nicht auf hiesigem Kirchhofe begraben werden konnten, so wurde beschlossen, eine Grabstätte für Strandleichen besonders anzulegen, was man schon länger vorgehabt hatte. Östlich vom Dorfe wurde eine Stelle dazu ausersehen und hier den Verunglückten die letzte Ruhestätte bereitet. Um das große offene Grab waren die Auswanderer versammelt als die Leidtragenden, und mit ihnen hatten sich die meisten Insulaner eingefunden. Das Begräbnis fand im Zwiedunkel statt. Zunächst ward die Stätte zu einem christlichen Gottesacker von dem Pastor eingeweiht; unter lautem Weinen wurden die vielen

Digitized by Google

Toten bestattet; und als der Pastor die Trauerhandlung mit einem Gebet beschloß, sprachen die Umstehenden laut zweimal Amen, was einen tiefen Eindruck machte. Bald nach diesem Amen ertönte der Glocke Schall, welche uns ins Gotteshaus rief. Unsere kleine Kirche füllte sich, wie noch wohl nie; ach! wie viele Trauernde, Weinende waren versammelt an heiliger Stätte. Leise nur und zitternd trotz der Menge der Versammelten ertönte der Gesang: „Jesus meine Zuversicht — —." Die Trauerrede des Pastors sprach den gewaltigen Schmerz der Unglücklichen aus und verkündete dann das noch gewaltigere Wort Gottes, um die Tiefgebeugten zu heben und emporzurichten.

Der Gedankengang der Trauerrede war folgender:

Wie stehen wir heute im Gotteshause, nachdem Gott zu uns so laut und ernst gesprochen durch Sturm und Unwetter?

1. Mit demütigem Bekenntnis unserer Ohnmacht und Nichtigkeit (Psalm 43, 3; 5. Mose 32, 39; Psalm 77, 17; Jerem. 9, 23. 24; 1. Petri 5, 6a u. s. w.).
2. Mit wehmütiger Klage um das Verlorene (Jerem. 9, 1; Joh. 11, 33—36 u. s. w.).
3. Mit lautem Dank für das Gerettete (Psalm 107, 23—32 u. s. w.)
4. Mit vertrauensvoller Bitte um Zuflucht (Psalm 90, 2—3, 11—17).

Die folgenden Tage gab es noch fortwährend viel zu tun mit der Bergung; auch am Sonntage ruhte die Arbeit nicht, um das noch einigermaßen günstige Wetter zu benutzen. Der Gottesdienst am Vormittage fiel deshalb aus und wurde des Abends bei Licht wieder gehalten. Es waren wiederum die Auswanderer fast alle versammelt, fühlend wohl mehr denn je, daß sie einer höheren Stärkung, der Stärkung aus Gottes Wort bedurften. Es wurde gepredigt über die Sonntagsepistel: 22 p. Trin. Philipp. 1, 3—11.

Wie sich der Apostel bewährt als Christ in zeitlicher Trübsal?

1. Mit freudiger Erhebung gedenkt er der Gemeinschaft, die er mit den andern hat am Evangelio.
2. Er ist gewiß, was das gute Werk sei, das Gott anfange und vollführe.
3. Er ist stark und kräftig, das Evangelium zu verantworten und zu bekräftigen.

Digitized by Google

4. Er wird nicht müde im Gebet und Fürbitte.

Gesang Nr. 420. Ich bemerkte, wie einem alten Manne, als wir V. 5 sangen, wo es heißt:

„Empörte Wellen, schlagt herein!
Gott soll mein bester Anker sein!"

die Tränen aus den Augen stürzten; er war gerührt und tief erschüttert.

In der Nähe und Ferne nahm man an dem Unglücke der Auswanderer Anteil. Insbesondere bewies die Stadt Oldenburg ihre Teilnahme durch die Tat, indem von dort durch den Ober-Gerichts-Anwalt Groskopf daselbst sehr bald 100 Rthlr. und mehrere Pakete mit Kleidungsstücken gesandt wurden. Die in Esens veranstaltete Sammlung kam nicht früh genug zu Ende. Die Oldenburger und Bremer haben später noch 1000 Rthlr. gesammelt, um damit die Auswanderer auf ihrer weiteren Reise zu unterstützen. Eins von den verwaisten Kindern — dieses Kind war gerettet, Vater und Mutter, Tante und 3 Geschwister umgekommen —, ein jüdisches, $^3/_4$ Jahre alt, wurde aufgenommen von dem christlichen Verein zu Bremerlehe „Freund Israels." Ein anderer verwaister Knabe wurde von einer achtbaren Familie in Oldenburg an Kindesstatt angenommen.

Wegen der Abreise der Schiffbrüchigen war am Anfange der anderen Woche noch nichts festgesetzt; eine baldige Abreise war in mehr denn einer Hinsicht wünschenswert, insbesondere auch, weil unter den Fremden Masernkranke waren. Eins aber trat ein, was die plötzliche Abreise schon am Dienstag veranlaßte. Es trat starker Frost ein und damit die drohende Aussicht, daß die Fremden auf längere Zeit hier möchten festgehalten werden, wenn nicht den ganzen Winter. Deshalb ließen die Bremer Expedienten die Auswanderer sobald wie möglich nach dem Siel übersetzen, um sie über Land nach Bremerhaven zu befördern. Die Abreise ging überaus eilig vor sich und konnte ein Gottesdienst beim Abschiede, wie es die Bremer wünschten, nicht gehalten werden.

Welch eine Stille, Leere auf der Insel, als die Vielen auf einmal uns verlassen hatten, und auch das machte wieder einen eigentümlichen Eindruck. Und doch mußte man froh sein, daß die Mühseligkeiten so weit überstanden waren. Mit frommen Wünschen ließen wir die Schiffbrüchigen ziehen, die zum Teil mit Rührung eines dankbaren Herzens schieden. Einige sprachen

Digitized by Google

später den Insulanern ihren Dank aus in öffentlichen Blättern. Das Schiff, auf welchem sie so große Not ausgestanden, ließen sie als Wrack zurück und es wurde bald völlig zertrümmert und zerschlagen. Wer weiß, ob sie ihr Glück gefunden in der neuen Heimat; vielleicht sitzen dort manche von ihnen auf den Trümmern ihres Glückes und trauern noch. Mögen sie am Ende nicht Schiffbruch leiden an ihrem Glauben, sondern Rettung und Erlösung von allem Übel erfahren. Wir werden sie in diesem Leben wohl nicht wiedersehen. Möchten wir einst droben uns alle wiederfinden in den ewigen Hütten der himmlischen Heimat, wo kein Leid, kein Geschrei, keine Träne mehr sein wird, und wir alle Gott danken können für alles, was er an uns, für uns und mit uns getan hienieden, möge dort nach aller Trübsal der laute Lobgesang ertönen:

„Der Herr hat alles wohlgemacht
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Kunstberichte.

Von Hans Rosenhagen.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Den aufmerksamen Beobachtern des deutschen Kunstlebens kann es nicht entgehen, daß Berlin für dieses seit ein paar Jahren erheblich an Bedeutung gewonnen hat. Schien diese Erscheinung zunächst mit dem Aufschwung der Reichshauptstadt als Kunstmarkt zusammenzuhängen, so kann man sich in der letzten Zeit der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß die Berliner Sezession einen hervorragenden Anteil an der Verbesserung der Berliner Kunstzustände hat. Niemals ist eine zur Hebung des Kunstgeschmacks und des Kunstverständnisses ins Leben gerufene Künstlervereinigung von ihren Gegnern kräftiger unterstützt worden als sie. Der Monarch in Person, die ängstlich ausweichende Landeskunstkommission und nicht zuletzt die ihre unmöglich gewordenen Bestimmungen unentwegt hochhaltende Große Berliner Kunst-Ausstellung haben dazu beigetragen, der Sezession und ihren Bestrebungen die volle Teilnahme aller ernsthaften Kunstfreunde zu verschaffen, und diese Teilnahme spornte die Sezession wieder an, immer Besseres zu leisten, nicht nur die Große Berliner Kunst-Ausstellung, sondern sich selbst zu übertreffen. Auf diese Weise hat Berlin als Kunst-Ausstellungsstadt eine Bedeutung erlangt, die es trotz aller Anstrengungen der staatlichen Faktoren bisher nicht erreichen konnte und die am besten bezeugt wird durch den fortdauernden Zuzug junger künstlerischer Kräfte aus anderen wichtigen Kunststädten.

Digitized by Google

Wenn ein Vergleich zwischen den beiden sommerlichen Berliner Ausstellungen bei den Urteilsfähigen, bei jenen, die in der Massenvorführung von Kunsterzeugnissen eine nicht scharf genug zu tadelnde Barbarei erblicken, naturgemäß zu Gunsten der Berliner Sezession ausfallen muß, so läßt sich doch nicht übersehen, daß in diesem Jahre auch seitens der Großen Berliner Kunst-Ausstellung Anstrengungen gemacht worden sind, in dem gegebenen Rahmen Besseres zu leisten als sonst. Daß die Wirkung diesen Bemühungen nicht entspricht, liegt daran, daß man nicht soviel hervorragende Kunstwerke herbeischaffen konnte, als nötig sind, den Eindruck von zweitausend gleichgültigen, minderwertigen oder gar wertlosen Arbeiten aufzuheben. Diesen Mangel an fesselnden Schöpfungen vermag selbst die geschickteste Organisation nicht zu verdecken. Immerhin ist es gelungen, ein im allgemeinen wohltuendes Bild zu geben, dessen Glanzpunkt dieses Mal im letzten der großen Mittelsäle liegt, wo eine für Berliner Verhältnisse fast glänzend zu nennende Plastikausstellung zu finden ist. Das Beste darin rührt freilich von ausländischen Künstlern her, von dem Belgier Lagae, dessen Portraitbüsten als Auffassung ebensowenig zu wünschen übrig lassen wie an organischem Realismus, und von dem Italiener Canonica, dessen Arbeiten ihre Stärke allerdings mehr im Technischen haben, jedoch, soweit sie Bildnisse sind, das Wesen der Gegenwart charaktervoll spiegeln. Indessen sind auch einige gute Arbeiten von deutschen Künstlern vorhanden, von denen Rümann, Metzner, Felderhoff und Paul Schulz genannt zu werden verdienen. Die Denkmals-Plastik, deren Dutzend-Machwerke die letzten Ausstellungen so stark verunzierten, ist zum Glück ganz fortgeblieben.

In den Bildersälen findet sich wenig Bemerkenswertes, jedenfalls kein Kunstwerk, das durch seine Originalität und Stärke einen überragenden Eindruck machte. Die Monumentalmalerei, wie sie Arthur Kampf in dem großen Bilde „Deutsche Mönche verbreiten das Christentum in Polen“, Klein-Chevalier in dem Wandgemälde für das Stolper Rathaus oder Fritz Wichgraf in dem Repräsentationsbilde „Präsident Krüger empfängt eine Burendeputation“ betreiben, ist trostlos öde und langweilig, und die riesige Leinwand des Spaniers Benlliure y Gil, „Das Tal Josaphat am Tage des Gerichts“, bleibt, trotz mancher künstlerischen Vorzüge, ein leeres Spektakelstück. Der Beschauer behält von den einzelnen Erscheinungen innerhalb der Ausstellung nur ganz wenige in der Erinnerung. Am ersten vielleicht noch Dettmanns „Friesisches Lied“ wegen der grotesken Silhouette, welche die Gestalten der beiden Bäuerinnen in ihrem steifen Sonntagsschmuck vor dem rotdurchflammten Abendhimmel hergeben, und weil man sich freut, daß der Künstler, indem er sich den Spanier Zuloaga zum Vorbild nahm, eine sinnliche Schönheit der Farbe erreicht hat wie noch nie zuvor. Den Gegenstand selbst hat sachlich erfreulicher ohne Zweifel Otto H. Engel behandelt. Er und der Bildnismaler Karl Ziegler sind neben Dettmann die eindrucksvollsten Vertreter der Berliner Kunst in dieser Ausstellung. Die übrigen geben das Gewohnte. Man sieht viel Fleiß aber keine Anstrengungen, brave Arbeit aber kein Höherstreben. Ist es wirklich eine Aufgabe der Kritik festzustellen, ob dieser und jener Künstler gegenwärtig ein wenig sicherer oder ein wenig unsicherer als das letzte Mal in dem von ihm selbst gewählten Geleise daherschreitet? Angenehm ist die Abwesenheit der zuletzt wegen Außerachtlassen ihres eigentlichen Zweckes ganz unerträglich ge-

Digitized by Google

wordenen Sonder-Ausstellungen. Die einzige vorhandene von Louis Kolitz bietet, außer ein paar guten Bildnissen, wenigstens historisches Interesse. Kolitz galt einst für einen Koloristen. Wie hat sich der Begriff des Kolorismus seitdem verändert! Von den Darbietungen anderer deutscher Kunststädte ist die Münchens in den Sälen der „Luitpold-Gruppe“ und der „Scholle“ die beachtungswürdigste. Besonders verrät die Vorführung der „Scholle“, ohne gerade überwältigende Kunstwerke zu bringen, ein kräftiges und gesundes Wollen.

Wirken in der Moabiter Ausstellung die Leistungen der Massen, so beruht die Wirkung der Berliner Sezessions-Ausstellung in der Hauptsache auf der Beteiligung starker Künstler-Persönlichkeiten. Mißgünstige Gegner suchen den guten Eindruck, den sie hervorruft, dadurch abzuschwächen, daß sie behaupten, die Berliner Sezessions-Ausstellung böte das Bild eines besseren internationalen Kunsthändler-Salons. Dem widerspricht für jeden Kenner die Tatsache, daß die Ausstellung gar keine Marktware oder Werke im Publikumsgeschmack enthält, wie sie in Moabit zu Tausenden zu finden sind, und daß die wenigen ausländischen Bilder und Skulpturen zumeist aus Privatsammlungen entliehen, also unverkäuflich sind. Daß die Ausstellung gegenüber der Moabiter gewählt und dadurch im gewissen Sinne einseitig erscheint — wo werden gegenwärtig künstlerisch gute idealistische Bilder gemalt? — gereicht ihr in den Augen des ernsthaften Kunstfreundes nur zum Vorteil. Denn es handelt sich doch nicht darum, dem Publikum gleichgültige Kunst zu zeigen, sondern darum, es durch Darbietung anregender Schöpfungen für gute Kunst zu interessieren. Mag sein, daß Künstler wie Liebermann, Trübner, Slevogt, Corinth, Leibl, Tuaillon, Hildebrandt, Gaul, Manet, Renoir, Monet, Rodin u. v. nicht zu jenen gehören, nach denen die Menge verlangt; aber sie gelten den besten Kunstkennern als die besten Künstler der Gegenwart, und darum hat jede Ausstellung, an der sie beteiligt sind, von vornherein Anspruch auf Bedeutung. Und weil diese Künstler, soweit sie noch leben, nicht auf den einmal errungenen Lorbeern ausruhen, sondern sich weiter „strebend bemühen“, darf man immer gespannt darauf sein, was sie bringen. In diesem Sinn hat die Sezessionsausstellung vor der Moabiter den Reiz der Aktualität voraus, der dadurch erhöht wird, daß um die bewunderten Meister jüngere Talente sich schaaren, begierig mit ihnen in Wettbewerb zu treten. Die natürliche Folge davon ist, daß die Sezessionsausstellung zu erkennen gestattet, welche neuen Gedanken die Kunst bewegen.

Als charakteristischer Zug der diesjährigen Ausstellung tritt das Bestreben zu Tage, die Errungenschaften des Impressionismus, als der letzten und wichtigsten Kunsterneuerung, festzuhalten und auf ihnen weiterzubauen. Man ist dabei auf den Begründer der ganzen Bewegung, auf Edouard Manet zurückgegangen und zwar auf die Periode seines Schaffens, in der er durch unmittelbare Befragung der Natur zu jener luftigen, hellen, farbigen Malerei gelangt war, durch die ganz neue Möglichkeiten für die Wiedergabe der Wirklichkeit geschaffen sind. Und indem man sich in der Weise Manets bemüht hat, ist man genötigt worden, sich die Natur wieder ganz genau anzusehen, woraus sich stets eine Neubelebung der Kunst ergibt. Dieses Neubelebterscheinen gibt der Berliner Sezessions-Ausstellung das bestimmende Gepräge. Die starken Künstler, wie Trübner und Slevogt, sind zu Ergebnissen

Digitized by Google

gelangt, die an Eigenart nichts zu wünschen übrig lassen, während bei den jüngeren Talenten das französische Vorbild nicht immer ganz überwunden erscheint. Die glänzendste Leistung auf dem neuen Wege ist Slevogts „Champagnerlied", das den Sänger d'Andrade in der Rolle des Don Juan im weißen, goldgestickten Wams auf der erleuchteten Bühne darstellt. Kaum weniger gelungen ist dem Künstler die Lösung eines Freilichtproblems in dem Bilde „Sommermorgen". Trübner zeigt die elementare Kraft seines Pinsels am sinnfälligsten in einigen Reiterbildnissen, die ebenfalls im Freien gemalt sind, und als Gegensatz dazu ein Meisterwerk seiner Jugendjahre, das dunkle Bildnis des Malers Schuch. Ein besonders starkes Interesse erregt Liebermann, der sich in einem großen Werke „Simson und Delila" auf ein für ihn neues Gebiet begeben hat. Nach diesen Meistern beanspruchen starke Teilnahme Corinth, Block, Franck, Breyer, Heinrich und Ulrich Hübner, Schlittgen, Curt Herrmann, v. Hofmann, Linde-Walther, Leistikow u. a. Die Malerei des Auslands ist durch einige starke Individualitäten wie Somoff, Manet, Monet, Breitner vertreten. Wie hoch das Niveau im allgemeinen ist, geht daraus hervor, daß ein in London s. Z. sehr bemerktes Herrenbildnis von dem berühmten Amerikaner Sargent hier durchaus nicht als besonders gut auffällt. Die Ausstellung des Originalmodells von Klingers „Beethoven" trägt nicht zum Ruhme des Künstlers bei, wogegen Rodin mit einer „Versuchung des heiligen Antonius" die größte Bewunderung erregt. Im übrigen legen die Werke von Tuaillon, Klimt, Gaul, Streicher u. a. Zeugnis dafür ab, daß auch durch die deutsche Plastik ein frischer Zug geht. Die Ausstellung bietet allerdings keinen Überblick über alles, was in der deutschen Kunst vorgeht, aber sie zeigt, was die Erneuerer des künstlerischen Geistes, was die selbständigen Künstler in Deutschland leisten. Und das ist schließlich die Hauptsache; denn auch in der Kunst interessiert nur das, was die interessanten Leute zu sagen haben.

Theater.

Vorschau.

Es ist bezeichnend für den Gesundheitszustand der Dame Thalia in Berlin, daß sie neuerdings an beängstigender Schlaflosigkeit leidet. Kaum $^1/_{12}$ des Jahres kommt sie zur Ruhe und auch da wälzt sie sich in quälendem Halbschlummer, der durch Herrn Dörmanns Träume von „Ledigen Leuten" gestört wird. Zur Zeit gar ist sie schon längst wieder munter und auf dem Plan, da wird auf großen und kleinen Bühnen lustig wieder drauflosgewurstelt und hie und da gloribuscht noch ein Überblechl im Verborgenen dazwischen. In der Tat: ihr ist nicht wohl, der guten Dame, und gar mannigfach erscheinen dem Diagnostiker ihre Leiden: neben Schlaflosigkeit und ungesunden Säften im allgemeinen läßt sich verschiedentlich Nervosität, Blutarmut, Lungenschwäche, Magenerweiterung feststellen, — es ist zu fürchten, daß keine Rezepte, keine Arzneien mehr gegen diese Leiden helfen, sondern lediglich Blutauffrischung, bessere Luft, mehr Bewegung, gesundere, kräftigere Nahrung —

Man sollte meinen, an diesen guten Dingen könne es nicht fehlen,

Digitized by Google

wenn man — die Ankündigungen der verschiedentlichen Bühnen für den nächsten Winter liest. Danach erwarten Neuheiten und Kraftproben ungewöhnlicher Art uns Beglückte. Die meisten unserer Theaterdichter — heißt es — sind gottlob gerade dabei „die letzte Hand" an irgend ein Meisterwerk zu legen, daneben haben unsere Herren Direktoren — heißt es — noch eine Musterkarte an Neueinstudierungen, interessanten literarischen Versuchen, Gastspielen ... kurzum der Reichtum des Programms steht nicht hinter der Geduld des Papiers zurück. Was steckt in Wahrheit dahinter? Von den Dutzend Nullen, die als ständige Lieferanten für rechtzeitige Anfuhr des nötigen Wintervorrats an dramatischem Abendfüllsel sorgen, darf man nichts Besseres erwarten, als der vergangene Winter brachte. Und das war schlimm genug. Konnte doch an der Königlichen Schaubühne ein Geist wie Felix Philippi den ganzen Winter hindurch seine große Pauke schlagen, die in den Schwingungen unserer Zeit aller feineren Töne Feind und Mörder ist. Siebt man dieses Dutzend dramatischer Lieferanten in einer Anwandlung von Ordnungsliebe nur ganz leise, so bleiben kaum zwei oder drei übrig, die anderen fallen durch. Wer bleibt übrig? Zunächst Hauptmann. Dieser sympathische Poet scheint in letzter Zeit dem Neuschaffen ganz zu entsagen und sich dem Aufwärmen hinzugeben. Zuletzt setzte er uns im „Roten Hahn" einen wässerigen Aufguß seines „Biberpelz" vor, und für die nächste Spielzeit soll er „Florian Geyer" und „Michael Kramer" umgearbeitet haben. Man weiß, was es mit solchen „Umarbeitungen" auf sich hat; der Landwirt nennt es „umpflügen", es ist ihm das letzte Mittel bei mißratener Ernte. Das erlösende Drama darf man von Hauptmann nicht mehr erwarten. Ihm fehlt die Centripetalkraft, die große plastische Gestaltungsmacht, wohl auch die einheitliche Weltanschauung. Aber noch immer ist er unser Bester und Erster. — Sudermann liefert natürlich wieder prompt zum Termin sein Drama. Es schreibe der Schreiber! Aber was hätte uns Sudermann im Ernst noch zu sagen? Er bringt ein Stück, das heißt „Sturmgeselle Sokrates", er, der weder je ein Sturmgeselle noch ein Sokrates war. Man soll nicht neugierig sein. Schnitzler? Ein Stück feinsinniger Atelierkunst, geschliffener Anmut, geistreicher Satire dürfen wir von ihm hoffen. Zu Schnitzlers Neuheiten geht man immer mit einer kleinen heimlichen Freude. Weshalb keiner unserer Berliner Bühnendirektoren es mit dem „Schleier der Beatrice", seinem bedeutendsten Drama, versucht hat, verstehe ich nicht. Aber man versteht bei diesen Herren vieles nicht. — Von den übrigen Autoren ist wenig zu sagen. Ein Häuflein neuer Namen, die unter dem Zeichen des Cabaretfiebers auftauchten, werden mit ihm schnell und spurlos wieder verschwunden sein. Das ist vielleicht noch das Erfreulichste an dem letzten Theaterjahr, daß die Überbrettlwirtschaft gründlich abgewirtschaftet hat, dank dem Spekulations-Kapitalismus, der sich wie ein Heuschreckenheer über die junge Saat warf. Daß sich forcierte Reize schnell verbrauchen, mußten auch die Gastspielwüteriche der letzten Saison zu ihrem Schaden erfahren. Sie machten schlechte Geschäfte und diese Erkenntnis wirkt immer überraschend abkühlend auf den Kunstenthusiasmus unserer Theater-Unternehmer, bei denen offenbar das Wort Schopenhauers noch Geltung hat: „Erkenntnis der Idee ist Zweck aller Kunst." ...

Von merklichem Einfluß auf das Spieljahr 1902/03 wird der bevorstehende Direktionswechsel am Deutschen und Berliner Theater sein. Paul

Digitized by Google

Lindau gibt schon 1903 das Berliner Theater auf, um sich ein Jahr in Muße auf seine neue Wirksamkeit vorzubereiten. Da darf man auf übergroßen Eifer in der Leitung des alten Instituts kaum rechnen, mit anderen Worten: vom „Berliner Theater" ist im kommenden Spieljahr wenig zu erwarten. Und Brahm? Er leitet das Deutsche Theater noch zwei Jahre. Will er nach Ablauf dieser Frist ein anderes Theater übernehmen, so wird er gut tun, diese zwei Jahre fleißig zu seiner Rehabilitierung zu benutzen. Denn in letzter Zeit hat man sich daran gewöhnt, ihn als einen müden Mann anzusehen, der seinen Thespiskarren auf ein totes Geleise gefahren hat. Nun hört man freilich schon, der kluge und geschickte Mann beabsichtigt im nächsten Winter mit der Einseitigkeit seines naturalistischen Programms zu brechen. Schön. Aber seine Spielerschar? Wird sie, die auf den extremsten Naturalismus eingeschulte, sich jemals ändern können? Schwer wird es halten, aber unmöglich ist es schon darum nicht, weil gerade das stärkste Talent des Deutschen Theaters, weil Bassermann hier zum Angelpunkt einer neuen Stilwendung werden kann. Ohne viel Arbeit und anfänglich ohne einige Enttäuschung wird es nicht abgehen, aber man darf doch mit Interesse diesem Schauspiel im Schauspiel entgegensehen. Schon Macterlincks erste Inszenierung wird zeigen, was man kann und was man will. — Doch ich vergesse das Königliche Schauspielhaus. Es bedarf keiner Prophetengabe, um vorauszusagen, daß diese zu Großem berufene, aber offenbar nicht auserwählte Bühne, so wie die Dinge liegen, immer tiefer sinken muß. Unsere klassischen Schätze weiß man dort nicht zu heben; der Leitung des Schauspiels ist die Szenerie Ziel statt Zweck, die psychologische Gestaltung Nebensache und auf die Absichten eines Dichters vermag sie nicht einzugehen. Den Schauspielern gegenüber fehlt die notwendige Autorität und dem mächtigsten Künstler der Hofbühne: Matkowsky gegenüber die Unbefangenheit, ja vielleicht auch die Erkenntnis. Ein Winter reinsten Mißvergnügens steht uns da bevor! Nicht besser ist es mit dem Lessingtheater, dessen gegenwärtige Leitung an Unsicherheit, Indolenz und Ratlosigkeit so ziemlich alles in Berlin bisher Dagewesene übertrifft. Da die Hauptsaison unweigerlich den Dioskuren Blumenthal-Kadelburg gebührt, beschloß die feinsinnige Direktion, ihre klassische Spielperiode in die Hundstage zu verlegen. Man denke: am 9. August brachte man am Friedrich-Carl-Ufer Calderons graziöse Komödie „Madame Kobold" heraus und entwickelte dabei soviel künstlerische Verständnislosigkeit, Plumpheit und Stillosigkeit, wie im Rahmen eines einzigen Abends nur möglich ist. So das Theater, das den Namen Lessing mißbraucht... Vom Rest der Berliner Bühnen ist hier wenig anzumerken, weil Neues nicht zu erwarten. Sie bewegen sich in ihrer gewohnten Spezialität wie das Eichhorn im Rade. Mit Ausnahme des Schillertheaters, dessen erfreuliches Wirken als Volkstheater und dessen bevorstehende Erweiterung (Friedrich-Wilhelmst. Theater) eine besondere Beachtung verdienen, heißt es bei allen Direktoren: Nichts für die Kunst wagen, aber alles von ihr gewinnen! . . . Es ist das alte Lied. Wir werden es nicht ändern, und ohne sonderliche Aufregung sehen wir dem neuen Theaterjahr entgegen.

Aber eines müssen wir mit Fug von unseren größeren Bühnen verlangen. Daß sie hinfort, nun der bestimmende Einfluß der naturalistischen Schule vorübergerauscht ist, den ungeheuren Schatz unserer klassischen Bühnenliteratur nicht mehr so unerhört vernachlässigen, wie es bisher geschehen

Digitized by Google

ist! Ich meine klassisch im allerweitesten Sinne des Wortes: — die Griechen, die, wie erfreuliche Versuche letzthin gezeigt haben, für unsere Bühnen noch lange nicht tot sind — zu ihnen hat die kernige Übersetzung des Herrn von Wilamowitz-Moellendorff die Wege wahrlich bequem genug gemacht —, die Griechen, Shakespeare, Calderon, Molière, Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, Grillparzer, Otto Ludwig, Hebbel, Anzengruber, Ibsen. Das ist ein unerschöpflicher Born, an dem die blutarme Thalia sich gesund und stark trinken kann. Aber freilich gehören Regisseure dazu, nicht Arrangeure —: Nachdichter, die des Dramas geistigen Gehalt zu erfassen, den heimlichen Sinn und Kern der Dichtung herauszuschälen und blank ins rechte Licht zu stellen wissen. Ich kenne einen, der das kann, leider nicht in Berlin, er heißt Alfred von Berger.

Diese Gesundung an der klassischen Dichtung, diese Wiedererweckung eines großen Geistesfrühlings, diese Erquickung und Erstarkung unserer Bühnenwelt an ewig sprudelndem Jungbrunnen tut uns um so dringlicher not, als auch unsere dramatische Literatur zunächst nur durch Erfüllung mit dem Geist unserer Klassiker einmal wieder Halt und festen Boden gewinnen kann. Dank dem vorübergegangenen Naturalismus (dessen Verdienste davon unberührt bleiben) haben wir die Verbindung mit der Tradition verloren! Nun schwankt und tastet alles durcheinander. Sie wollten den Turm von Babel bauen, aber siehe: ihre Zungen wurden verwirrt. Wir sehen eine Menge Eklektiker durcheinanderrennen wie bei einer Feuersbrunst: transzendentale Mystik neben skeptischer Häckelei, sozialistische Kampftendenz neben Stirnerscher Herrenmoral, Symbolismus und Naturalismus bunt durcheinander, Märchen und Kriminalstudien, ein wahrer Hexensabbat! Und alles drängt auf die Äußerlichkeit, nach dem Plakat, dem Bilderbuch. Wahrlich die „Woche" ist die beste — Illustration unserer Zeit. Von dieser Unsicherheit, Verflachung, Stillosigkeit uns zu erlösen wird Ziel und Arbeit unserer Besten sein. Hier mitzuarbeiten ist kein Kulturfaktor zu gering, auch das Theater nicht. Gott ist Geist. Suchen wir unsere Zeit wieder an dem lebendigen Geist der wahrhaft Großen in aller Kultur der Menschheit zu erziehen — nicht als Nachahmer, sondern als Neubelebte und Neubelebende, als Fortentwickler und Schöpfer. Ist der Boden gut bereitet, wird es auch an neuem Samen nicht fehlen. Vorerst aber tut uns ein frischbrausender Märzwind not, der die Eisschollen von den Quellen bricht und die Lüfte reinigt. Und von diesem Märzwind soll, so hoffen wir, auch in den Kunstbetrachtungen an dieser Stelle ein kleiner Hauch zu spüren sein.

Berlin. Karl Strecker.

Streiflichter.*)

Nicht zu den „stillen" hat der diesjährige Sommer gehört. Ereignisse aller Art drängten einander.

*) Unter dieser Aufschrift werden regelmäßig vom Herausgeber oder von Anderen die wichtigeren Geschehnisse des öffentlichen Lebens besprochen werden.

Digitized by Google

Die verschiedenartigsten „Zeichen und Dinge" bietet zunächst unser Heimatland. Ob Winter oder Sommer, ob Frühling oder Herbst: immer steht in erster Linie die Polenfrage. Sie ist mit zur wichtigsten Frage unserer innern Politik geworden. Von ihrer Lösung — sie wird lange Zeiträume erfordern — hängt der gesunde Bestand Preußens ab. Daß Polen jedes Recht auf Selbständigkeit verloren hat; daß Posen nichts, aber auch gar nichts anderes ist als eine preußische Provinz, geradeso wie Brandenburg, Pommern, Hannover oder Westfalen; daß die Polen Bewohner eines Teiles der Vormacht des deutschen Reiches sind, daß sie deutsch zu lernen, deutsch zu sprechen haben — überall dann und dort, wo sie in ihrer Eigenschaft als Preußen auftreten oder erscheinen, also vor Gericht, bei Wahlen u. s. w. — und daß mit ihnen in jeder Beziehung deutsch gesprochen werden muß, das sind und bleiben Dinge, die den unverrückbaren Untergrund für unsere Polenpolitik bilden müssen. Nur von diesem Standpunkte, von diesem rocher de bronze aus kann und darf eine Lösung der Polenfrage angestrebt werden. Aber — und hier beginnt die Schwierigkeit — von diesem festen Punkte aus gibt es der Wege gar viele; mancher ist schon beschritten worden; bisher nicht nur ohne nennenswerten Erfolg, sondern mit entschiedenem Mißerfolg. Denn wenn wir ehrlich sein und die Dinge sehen wollen, wie sie sind, so müssen wir gestehen: das Polentum wächst, und zwar nicht nur nach Kaninchenart, wie Graf Bülow sich wenig geschmackvoll ausgedrückt hat, und das Deutschtum in der Ostmark verliert. Gegenwärtig lautet die Regierungslosung: wirtschaftliche Stärkung des Deutschtums, Kolonisation; ungeheuere Geldmittel werden dafür ausgeworfen. Ich glaube nicht, daß damit der eigentliche archimedische Punkt gefunden ist. Die Polenfrage ist in ihrem Kern und Wesen eine Kulturfrage, und so unentbehrlich zur Lösung von Kulturfragen Mammon und wirtschaftliche Unterlagen auch sind, nie sind sie dabei Hauptsache, nie geistige Lebensspender. Im Jahre 1866, als Preußen unter unseres Bismarcks Führung den ersten gewaltigen Schritt auf dem Wege zur Einigung Deutschlands gemacht hatte, hieß es: der preußische Schulmeister hat bei Königgrätz gesiegt. Viel Wahres liegt in dem Worte. Hat aber der Schulmeister selbst in blutiger Schlacht gesiegt, um wie viel mehr wird er siegen in einer Kulturschlacht. Und wir haben ihn noch diesen siegreichen preußischen Schulmeister, und auch in Polen muß er die Schlacht gewinnen. Nur er, d. h. nur die deutsche Bildung in all ihren Stufen, von der Volksschule bis zur Hochschule, kann die Polenfrage endgültig und für Preußen-Deutschland glücklich lösen. Schicke man nach Polen die besten deutschen Lehrkräfte, besolde man sie doppelt und dreifach, denn sie tun Kriegsdienst, gebe man ihnen gesellschaftlich und wirtschaftlich eine angesehene Stellung, gründe man wahre Musterschulen aller Art, achte man besonders auf den Unterricht und auf die Erziehung der weiblichen polnischen Jugend: das ist die richtige, die nachhaltige, die endlich siegreiche Polenpolitik. Der Ruf muß ertönen: Der Schulmeister vor! Freilich, damit muß Hand in Hand gehen eiserne Festigkeit. Alle nationalpolnischen Velleitäten, die hauptsächlich Adel und Geistlichkeit, vielfach hochverräterisch, nähren, müssen rücksichtslos unterdrückt werden. Aus gut katholischem Mund — mein Bruder Graf Wilhelm von Hoensbroech im Herrenhaus — haben wir gehört, daß die polnisch-katholische Geistlichkeit widerdeutsche Politik treibt; daß der gegenwärtige Erzbischof sich in der Stellung eines Stell-

Digitized by Google

vertreters des Königs von Polen gefällt und sich als solcher gerne feiern läßt und daß polnische Adelige, vom Schlage des Herrn von Koszielski, großpolnischen Bestrebungen nachgehen, ist offenkundig. Hier gilt es, Rücksichtslosigkeit zeigen. Der polnisch-ultramontane Singsang über „Vergewaltigung der heiligsten Rechte des Menschen" muß unbeachtet bleiben. Polnische Kinder haben deutsch zu lernen, auch im Religionsunterricht. Polnisch beten, wenn sie glauben, Gott verstehe das besser, können sie zu Hause und in der Kirche, aber nicht in der deutsch-preußischen Staatsschule. Viele Fehler haben wir gemacht dort draußen in der Ostmark; bis zur Lächerlichkeit und Verächtlichkeit haben wir Polenpolitik getrieben — ich erinnere an die Podbielskischen Übersetzer polnischer Briefaufschriften —; Zeit ist es, deutsche Politik zu treiben. Ihre Grundlagen sind: deutsche Bildung, deutscher Geist. Noch einmal: der deutsch-preußische Schulmeister vor! Ein Millionenfonds für ihn und seine Kulturarbeit in der deutsch-preußischen Provinz Posen!

Mit der Polenfrage verquickt ist — so scheint es wenigstens — der „Fall Löhning". Eine allseitige Klarlegung der Angelegenheit durch die Regierung liegt unbegreiflicherweise noch nicht vor: die Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 17. August kann nicht als solche gelten. Trifft die Löhningsche Darstellung zu, d. h. ist der Geheime Ober-Finanzrat und Provinzialsteuerdirektor Löhning entlassen worden, weil er die Tochter — wohlgemerkt eine achtbare und gebildete Dame — eines Regierungssekretärs und frühern Feldwebels geehelicht hat, oder hat man dies „Familienereignis" auch nur als Vorwand für die Entlassung genommen, so liegt eine Dummheit allererster Güte vor. Haben wir vielleicht von unserer Chinaexpedition noch neue Zöpfe zu den alten importiert? Es wird ja wohl so sein, daß, wie die „Norddeutsche" sagt, Herr Löhning für die Polenpolitik der Regierung ein Hemmnis war; gewiß Grund genug, ihn zu versetzen. Ist aber wirklich von Minister und Oberpräsident, statt diesen durchschlagenden Grund offen anzugeben, die Heirat des Herrn Löhning als Entlassungsgrund vorgeschützt worden, so ist das eine Ungeschicklichkeit, die geradezu ans Unglaubliche grenzt. Ebenbürtigkeit beruht auf moralischer Achtbarkeit und Bildung, nicht auf Vorurteilen indischen Kastengeistes und chinesischer Zopferei. Kann die Regierung sich wirklich den Luxus gestatten, in unserer Zeit ganze Klassen der Beamtenschaft rücksichtslos vor den Kopf zu stoßen? Ich fürchte, es wird ihr gehen wie allen, die über ihre Verhältnisse wirtschaften: das Kapital, von dem die Regierung leben muß, Treue und Hingebung der Beamten, wird rasch aufgezehrt sein. Und was dann?

Eigentümlich gestalten sich in manchen „politischen" Köpfen wichtige vaterländische Angelegenheiten. Ein „Führer" der Freikonservativen schreibt lange Artikel, um den Verkauf der besten deutschen Kolonien an England und die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu befürworten! Und dieser Herr, Freiherr von Zedlitz, spielt seit Jahren eine Rolle im preußischen Abgeordnetenhaus, und dieser Herr will in den deutschen Reichstag gewählt werden! Sonderbarer „deutscher" Politiker, aber noch sonderbarere deutsche Wähler, falls sie ihm den Willen tun.

In Bayern zeigt sich das Zentrum in seiner wahren kulturfeindlichen Gestalt. Weil die Krone nicht nach seiner Pfeife tanzen will, macht es Abstriche am Kultusbudget! Kunst und Kultur sind ihm Hekuba; Macht, Herrschaft ist ihm alles. Übrigens, was hier das ultramontane Zentrum

Digitized by Google

tut, geschieht leider auch sonst in unseren Parlamenten: wichtige Fragen werden häufig nicht nach sachlichen, sondern nach parteitaktischen Gesichtspunkten beurteilt und entschieden. Es ist, als ob die Parteien vergessen, daß sie das Volk und seine Interessen zu vertreten haben, nicht aber parteitaktische und parteipolitische Macht- und Streitfragen. Der Parteimann überwuchert den Volksvertreter.

Unendliche Aufregung hat das Kaisertelegramm an den Prinzregenten hervorgerufen. Daß die ultramontane Presse hüben und drüben des Mains es für ihre hetzerischen Zwecke weidlich mißbrauchen würde, war selbstverständlich. Sonst aber scheinen mir alle die langatmigen staats- und bundesrechtlichen Ausführungen, die man an diese Depesche geknüpft hat, gegenstandslos. Nicht der Kaiser hat dem Bundesfürsten in die Landesangelegenheiten hineingeredet, sondern der kunstbegeisterte Hohenzoller hat dem kunstliebenden Wittelsbacher seine Gefühle über eine kulturfeindliche Handlung ausgesprochen. Haben denn Fürsten nicht auch das Recht, Menschen zu sein? Ob es gut war, das Telegramm zu veröffentlichen, ist eine ganz andere Frage, die zu verneinen ist, da der hetzerische Mißbrauch, den die ultramontane Presse mit ihm treiben werde, vorauszusehen war. Leider scheint in der Umgebung unseres Kaisers niemand zu sein, der Seine Majestät offen und ungescheut über Dinge und Verhältnisse aufklärt. Ein Königreich für einen Mann!

Und Zolltarif und Zolltarifkommission?? Einstweilen ist in Bezug auf sie und auf all die hochwichtigen Fragen, die mit ihnen zusammenhängen, das Beste: Schweigen. Warten wir ab, ob beides mehr als eine Seeschlange war. Eines aber steht jetzt schon fest: Stehen die nächsten Reichstagswahlen unter der Losung „Zolltarif", so werden wir eine Entfesselung der wirtschaftlichen Leidenschaften erleben, wie sie schlimmer, verhängnisvoller das deutsche Reich bis jetzt in seinem Innern noch nicht gesehen hat. Ein Krieg aller gegen alle! Das Fleisch — die rein materiellen Interessen — wird den Geist — den Idealismus unseres Volkes — ersticken; die idealen Güter, auf denen schließlich und endlich auch der materielle Wohlstand eines Volkes beruht, werden den realen schnöde hintangesetzt werden. Zum unendlichen Schaden unserer innern und äußern Entwicklung. Denn auch für ein Volk gilt das Wort: der Mensch lebt nicht allein vom Brote. Möchten alle vaterländisch gesinnten, weitdenkenden Männer schon jetzt in ihren Kreisen die ganze Kraft einsetzen, das hohe Gut des Idealismus gegen den dann entfesselten brutalen Egoismus und Materialismus zu schützen! Deutschlands Größe hängt nicht ab von den paar Mark mehr oder weniger, die auf diese oder jene Ware als Zoll gesetzt werden, sondern sie hängt ab von seiner geistigen Gesundheit, von seiner geistigen Kraft. Ob es Kulturmacht, Kulturträger sei und bleibe, das ist ausschlaggebend für seine Weltstellung. Damit will ich die materiellen Dinge und die wirtschaftlichen Fragen gewiß nicht geringschätzig behandeln. Aber sie allein, sie ausschließlich in den Vordergrund geschoben, entscheiden nicht über Größe, Bestand und Einfluß eines Volkes. Ich meine, die Geschichte der großen Weltreiche, vom uralten assyrischen angefangen bis zum neuen englischen, redet darüber nur eine Sprache.

Eduard VII. hat endlich die Krone aufs Haupt gesetzt erhalten. Das Mitgefühl bei dem schweren Leiden, das den Sechszigjährigen am Vorabend der Krönung befiel und das ihm statt des Krönungsmantels fast das

Digitized by Google

Totenkleid umlegte, versagen wir ihm nicht. Schwere, ernste Aufgaben warten seiner; allen voran die Neuordnung der Verhältnisse in Südafrika. Was da unten geschehen, gehört zu jenen Dingen, an denen Sittlichkeit und Recht wenig Anteil haben. Der eiserne Gang der Weltgeschichte hat dort blutige Spuren hinterlassen. Für den Frieden der Welt ist zu hoffen, daß sich an England das Wort nicht bewahrheitet: Wer Wind säet, wird Sturm ernten. England und sein Verhältnis zu uns zu besprechen, ist hier nicht der Ort; Gelegenheit dazu wird sich reichlich später bieten. Wie wir den Frieden mit allen Völkern und ihr einträchtiges Zusammenarbeiten am Kulturfortschritt der Menschheit wünschen, so wünschen wir beides selbstverständlich auch in Bezug auf England. Gerade England gegenüber ist es aber am Platz scharf zu betonen, daß Deutschland seine Interessen mit Würde, Selbstbewußtsein und Nachdruck zu wahren gewillt ist. Die „Vettern" jenseits des Ärmelkanals sind als Einzelne und als Volk betrachtet etwas dickfellig, und am besten fährt man mit ihnen nach der alten Regel: auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Dann lebt's sich mit ihnen ganz gut.

Der Präsident der französischen Republik war in Petersburg, unser Kaiser in Reval, der König von Italien in Berlin. Reisen der Staatsoberhäupter gehören im allgemeinen mehr in das Gebiet der Hofberichte als in das der Politik. Die fürstlichen Reisen dieses Sommers sind aber doch wohl als politische zu werten. Die Häupter des Zwei- und Dreibundes mit ihren verantwortlichen Ministern haben Rats gepflogen. Nach den Worten des Kaisers zu Düsseldorf am 15. August ist es sicher, daß es Ratschläge des Friedens waren, die gehört und gegeben wurden. Herzlich soll der Verkehr zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II. gewesen sein. Gute Kunde, denn ein gutes Verhältnis zu Rußland, das Erbstück Bismarckischer Staatskunst, ist eine politische Notwendigkeit. Reibung aus Interessenzusammenstoß ist zwischen Deutschland und Rußland auf lange hinaus nicht zu befürchten; beide Reiche können ihren kolonisatorischen und kulturellen Aufgaben ohne Furcht gegenseitiger Störung nachgehen. Einstweilen geht für uns der freundschaftliche Weg nach Paris noch über Petersburg; auch deshalb sind unsere guten Beziehungen mit Rußland zu festigen. Ein Triumph für die Kultur wäre der Austausch von Besuchen zwischen Paris und Berlin. Wir vertrauen, daß es der echten Friedensliebe und der bestrickenden Liebenswürdigkeit unseres Kaisers gelingen wird, diesen Lorbeer zu pflücken; in gewisser Weise ein schönerer noch als der 1870 und 1871 auf den Schlachtfeldern erbeutete.

Unsere besten Wünsche grüßen den jugendlichen König von Italien; sein Erscheinen bei uns berührt besonders sympathisch. Nicht so sehr die Machtstellung Italiens macht uns seine Freundschaft begehrenswert, es ist ein gewisses Etwas, es sind unsichtbare aber reale, tiefgreifende geschichtliche und künstlerische Beziehungen, die das Band zwischen beiden Ländern fest knüpfen. Viktor Emanuel II. trägt eine schwere Krone; sein schönes, gesegnetes Land leidet an vielen Übeln; das schwerste und die Quelle sehr vieler anderer ist das souverän seinwollende Papstum! Ehe der Papst-König nicht endgültig aus Rom verschwunden ist — der Papst als Seelenhirte, als oberster katholischer Religionsdiener würde dadurch nicht berührt — wird Italien nicht zur Ruhe und zu innerer Festigkeit kommen. Selbst in das Gefüge des Dreibundes bohrt sich dieser päpstliche Keil: Österreichs Kaiser glaubt den Besuch seines italienischen Verbündeten des

Digitized by Google

Papstes wegen nicht in Rom erwidern zu können, was in Italien natürlich sehr verstimmend wirkt. Was ist doch das päpstliche Christentum für ein krauses Ding geworden! Der „Statthalter Christi" wirft höfische Etikettenfragen als Steine auf den Weg der Weltpolitik! Töricht genug, daß man solche Steine nicht mit dem Fuße zur Seite stößt; es sind wirklich keine Felsblöcke. Was würde man getan haben, wenn etwa die früheren Souveräne von Hannover, von Hessen-Kassel, von Nassau in Hannover, in Kassel, in Wiesbaden wohnen geblieben wären und erklärt hätten, niemand, der den König von Preußen besucht, dürfe sie besuchen? Man würde sie eben nicht besucht haben, und die Welt wäre ihren Gang weitergegangen wie zuvor. Fiat applicatio!

Einen sehr lehrreichen Brief fand ich im Pariser „Matin" vom 4. Juli. Ein französischer Geistlicher, Russacq, Pfarrer von Bou, zeigt seinem Bischof den Austritt aus der katholischen Kirche an; er tut es mit Worten, die treffend das Unchristliche des Ultramontanismus, das Weltlich-Politische des ultramontanen Katholizismus kennzeichnen; zugleich ist der Brief ein bemerkenswerter Beitrag zur Los-von-Rom-Bewegung in Frankreich: „Herr Bischof! Als ich Priester wurde, hat mir niemand gesagt, daß die katholische Religion neben der Dogmatik auch eine konfessionelle Politik besäße. Ich vermag es nicht zu fassen, daß der Pfarrer ein Agent politischer Parteien sein soll. Schon beim Dreyfus-Handel wollte ich mich nicht in die Reihen des Nationalismus eingliedern lassen und ich weigerte mich, dem übrigen Klerus zu folgen, der die Rechte eines Unschuldigen vergaß und dessen Eigenschaft als Jude zu einer klerikalen Hetze benutzte. Bei den letzten Wahlen weigerte ich mich, das Priestertum durch die Politik zu bemakeln. Es scheint, daß dies ein Fehler war, den meine Mitpriester nicht verzeihen wollen; sie umgeben mich deshalb mit soviel Feindseligkeit, daß ich nicht mehr unter ihnen leben kann. Somit habe ich die Ehre, meinen Rücktritt als Pfarrer anzuzeigen. Anstatt sich auf das geistlich-religiöse Gebiet zu beschränken, verwendet die Geistlichkeit ihre Kraft, um Wahlschlachten zu gewinnen." Das ist die richtige Art von „Reformkatholizismus": der Austritt, das Zerschneiden des Tischtuchs. Die Schell, Spahn und Erhard sind teils unklare Köpfe, teils Schwächlinge. Die „Reform" des Ultramontanismus beginnt mit seiner Vernichtung.

Tagelang ertönte im Monat Juli von der Dachgalerie des Aachener Münsters aus Priestermund in singendem Tone der Ruf: „Man wird euch zeigen das heilige Kleid, das die allerseligste Jungfrau trug, als sie den Weltheiland gebar. Man wird euch zeigen die Windeln, worin Jesus Christus nach der Geburt von seiner Mutter eingewickelt ward. Man wird euch zeigen das Tuch, das heilige Kleid, worauf der Leib des hl. Johannes nach der Enthauptung gelegt ward. Man wird euch zeigen das Tuch, das heilige Kleid, das der Herr Jesus Christus getragen hat, da er am Kreuze den bittern, unschuldigen Tod für uns gelitten hat." Und neben diesen „großen Heiligtümern" zeigte man die „kleinen Heiligtümer": den ledernen Leibgürtel Christi, den linnenen Leibgürtel Mariens, den Strick, mit dem Christus bei der Geißelung gebunden war, den Schwamm, mit dem Christus am Kreuze getränkt wurde, die Haare des Apostels Bartholomäus, die Gebeine des Zacharias, des Vaters des Johannes des Täufers, zwei Zähne des Apostels Thomas, den Vorderarm des Greises Simeon, der Christus im Tempel in die Arme nahm, Erde, auf der Petrus seine Sünde beweinte,

Digitized by Google

einen Zahn der Märtyrin Katharina u. s. w. u. s. w. Das ist die Aachener Heiligtumsfahrt. Gut, daß wir schreiben 1902 nach Christus. Denn von Christus und seinem Christentum liegt die Aachener Reliquienschau weit, sehr weit entfernt.

26. VIII. 1902. Graf von Hoensbroech.

Bücherbesprechungen.

August Trümpelmann, Superintendent, Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntnis. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin 1901.

Das Buch versucht die moderne Weltanschauung mit dem Christentum zu versöhnen. Verf. hat den Mut gefunden, mit größtem Freimute und mit heroischer Wahrheitsliebe alles das, was an unserm Glaubensbekenntnis antik und mittelalterlich mystisch ist, und was nach dem Stande der modernen wissenschaftlichen Forschung mit der Anschauung des modernen Menschen kollidiert, zu beseitigen. Indem er auf die älteste Taufpredigt des Petrus (Apostelgesch. 10) zurückgeht, sucht er ein scheinbar neues aber von aller späteren Zutat oder Mißverständnis geläutertes Bekenntnis zu schaffen, das wohl geeignet sein dürfte, die der Kirche entfremdeten modernen Menschen ihr wieder zuzuführen. Lesenswert besonders sind die Abschnitte über die Bibel, über das Sakrament des Altars und die Definition der Sünde. Hauptzweck des Buches ist: Es ist eine religiös-sittliche Notwendigkeit, daß eine Einheit zwischen der modernen Weltanschauung und der christlichen Heilswahrheit hergestellt werde. Welterkenntnis und Glauben müssen zusammenwachsen. Jeder Gebildete, der es mit seinem Christentume ernst nimmt, wird das Buch mit großem, von Seite zu Seite wachsendem Interesse lesen und viel für seinen Glauben daraus lernen.

Dresden. Dr. Heinemann.

Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

„Wir wollen in diesem Buche von Mühe und Arbeit reden." Mit solchen Worten beginnt ein Roman, der vor drei Vierteljahren erschien und heute zum eisernen Bestand der deutschen erzählenden Dichtung gehört. Sämtliche deutschen Blätter haben in diesem Zeitraum den ersten, begeisterten Berichten willig zugestimmt. Im Anfang des Augusts ist das dreiunddreißigste Tausend in die Welt gegangen; man darf also rechnen, daß mindestens hunderttausend Deutsche dieses Werk kennen, das mit so verwegen unpraktischem Versprechen an das Publikum herantritt. Ist es demnach nicht mehr möglich, „Jörn Uhl" hier als Neuheit anzuzeigen, ist es gar dem selbständig Urteilenden ein wenig wider den Strich, dem allgemeinen Gutachten nachreden zu müssen, so kann doch die Pflicht nicht verkannt werden, die höchst merkwürdige und höchst erfreuliche Erscheinung — eines durch und durch-schlagenden Dichter- und Buchhändlererfolges — auch an dieser Stelle zu betrachten.

Jörn Uhl ist der jüngste Sohn eines Großbauern in Dithmarschen, dem alten Land der Bauernselbstherrlichkeit. Aber seine Natur ist der voll-

Digitized by Google

kommene Gegensatz zur genußgierigen, besitzstolzen Art des Vaters und der Brüder. Von der früh gestorbenen Mutter erbte er Innerlichkeit, tiefgründig stilles Wesen, das dann in der Einsamkeit und in der harten, sorgenbelasteten Arbeit vieler Jahre zur Verschlossenheit des Gemüts und zu schwerfälligem Gehaben führt, bis an der endgültigen Wende ein linderer Geist über sein herbes Leben kommt. Sein Jugendwunsch, zu studieren, scheiterte am ewig lachenden Unverstand des selbstsüchtig-kurzsichtigen Vaters. Da ward er ein unbeirrbar treuer Knecht auf der Uhl, bemüht, den Niedergang des stolzen Hofes aufzuhalten. Nur der Krieg mit Frankreich reißt ihn aus dem heimatlichen Winkel und aus der trübsäligen Pflichterfüllung heraus. Nach der Rückkehr aus der männermordenden Schlacht und den Schrecken des Feldlazaretts erfährt er, daß Hab und Gut völlig verwirtschaftet, die Brüder verkommen und die junge, liebebetörte Schwester verschollen ist. Der Vater verunglückt und vegetiert verwirrten Geistes noch Jahre lang auf dem überschuldeten Hof, den die Gläubiger dem ernsten Jörn überlassen, damit ihnen und ihm soviel wie möglich herausgewirtschaftet werde. Er setzt alle Kraft daran, sich allmählich frei zu arbeiten. Er findet eine heitere, rüstige Gefährtin. Aber nach einer Spanne zuversichtlicheren Weiterkämpfens bricht das Unglück um so schwerer über ihn herein. Sein junges Weib stirbt im Wochenbett, Mißgeschick und Mißernte vereiteln seine Hoffnung auf Schuldenabtragung und schließlich äschert der Blitz den Stammhof der Uhle ein. Da muß er das Ringen aufgeben. Er überläßt die Uhl den Gläubigern. Auch der Vater verscheidet in der Brandnacht. So steht Jörn Uhl mit seinem Jungen allein in der Welt. Aber nun zeigt sich, daß das Schicksal ihm nur eine erdrückende Last von den Schultern genommen hat. Er erkennt, daß er lange, lange Jugendjahre pflichtverbissen für eine unhaltbare Sache, für einen Begriff geopfert hat. Und er beginnt, im Anfang der Dreißiger, von vorne. In der seelenverwandten Jugendfreundin findet er aufrichtende Liebe, in der Beschäftigung mit den technischen Wissenschaften, zu denen es ihn immer hingezogen hatte, eine neue Aufgabe. Mit seinem zähen Bauernfleiß bezwingt er das noch erforderliche Studium, führt die Geliebte heim und wirkt fortan als Ingenieur in der Heimatgegend. — Dieser ganz und gar nicht romanhafte Entwicklungsgang bildet den Inhalt von Gustav Frenssens Buch. Und das bücherlesende Deutschland hat dem bücherschreibenden Freunde Jörns recht gegeben, dem der Dichter die Worte in den Mund legte: „Was soll man denn in Deutschland erzählen, Jörn, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?“

Dennoch, es kommt wohl recht viel auch auf die Art an, wie eine Geschichte erzählt wird; und namentlich bei „solch schlichtem Leben“, dem aller Oberflächenglanz mangelt, ist der Erfolg aus dem Rohstoff gewiß nicht zu erklären. Frenssen ist ohne Zweifel der geborene Erzähler. Auch wenn man seine beiden ersten Romane noch nicht kennt (die übrigens keineswegs unbeachtet geblieben waren und bei späterer Gelegenheit hier noch zu berücksichtigen sein werden), ja, wenn man von seinem jüngsten nur ein paar Seiten gelesen hat, kann man darüber nicht mehr im Zweifel sein. Neben, unter der Fähigkeit des Fabulierens gehört dazu die Gabe der Ruhe, des Gefestetseins, sozusagen ein Phlegma, das aber nichts mit angeboren passiver Gemütsart zu tun hat, sondern die Frucht einer in ehrlichem Kampf erworbenen Weltanschauung bedeutet. Diese epische Ruhe spürt man bei

Digitized by Google

Frenssen überall durch, auch wenn man und gerade wenn man auf die behaglich subjektiven Einflechtungen und Vorwegnahmen keinen Wert legt, sondern in ihnen eher ein bewußt altmodisches, daher störendes Element sieht. Das Beste liegt tiefer. Wie im Bergsteigerschritt, langsam, ganz ohne Zierlichkeit, aber sicher und kraftbewußt nimmt die Erzählung ihren Weg. Auf Verwicklungen wird verzichtet. Dafür wird gern einmal ein Geschichtchen eingesponnen, das den Gang der Handlung angenehm, aber kunstgesetzwidrig unterbricht, oder ein Sprung von Fels zu Fels getan, bis der Führer wieder auf einem Weg ist, der ihm behagt. Frenssens Stärke ist nicht die Komposition des Kunstwerks. Wie den meisten guten Deutschen in den Künsten ist es ihm mehr um Vertiefung als um Gleichmaß der Form zu tun, — wiewohl wir keine schlechteren Deutschen zu werden brauchten, um unsere Tiefe in strengerer Form zu offenbaren. Beim Dichter des „Jörn Uhl" freilich scheint die Neigung zu asymmetrischer Zwanglosigkeit einen integrierenden Teil der menschlich-künstlerischen Eigenart zu bilden. Er geht der Intrigue, mitunter selbst dem notwendigen Mindestmaß davon so weit wie möglich aus dem Wege, um die Stimmung der Vorgänge aus dem Vollen zu geben. Immerhin wären einzelne Zufallsführungen zu vermeiden oder zu motiviren gewesen. Und seiner Heimatschilderung, die im ganzen zu viel als bekannt voraussetzt, bleibt mehr Schärfe der Unterscheidung, mehr Plastik zu wünschen.

Gustav Frenssen ist Pastor zu Hemme in Holstein. Im Herbst wird er sein geistliches Amt niederlegen und als Schriftsteller nach Husum ziehen, wahrscheinlich nicht nur, weil ihm seine Mittel das jetzt erlauben, und vielleicht nicht, ohne daß ein mehr oder minder leiser Druck der geistlichen Oberen vorangegangen wäre. Dichter und Pastor sind in ihm untrennbar verbunden; war aber dieser von Anfang der Stärkere, so hat allmählich jener die Oberhand gewonnen. Nicht nur alles Pfäffische, auch das „Pastorale", mit dem man den Begriff des lebensfremd Salbungsvollen verbindet, fehlt dem Verfasser des „Jörn Uhl" völlig; dagegen kommt ein freier gefaßtes Seelenhirtentum der Dichtung zu gute, sowie andererseits in seinen „Dorfpredigten"*) mehr der Mensch und der seelenkundige Stimmungspoet in den Vordergrund tritt, als der Sittenprediger oder der Dogmengelehrte. Frenssen ist Genosse und zugleich Antipode Tolstojs: Jünger des Christentums wie dieser, aber Vermenschlicher, verständnistiefer Wegebauer, nicht fanatischer Rückwärtsentwickler wie der große einseitige Slave. Wie, gegen den Schluß der Erzählung, ein unbekannter Mann am Weihnachtabend der verlorenen Schwester den Heimweg weist, das mag man einen geschriebenen Uhde nennen; nur daß der Dichter, diskreter als der Maler, keinen Namen nennt und kein Kennzeichen gibt, sondern, mehr in dichterischem als in priesterlichem Wunderglauben, zwischen den Zeilen dem, der da glauben will, die Möglichkeit offen läßt, daß der Christ selber hilfreich erschienen sei. Eine der Stellen, in denen Frenssen unter leichter Verkleidung Persönlichstes zu erkennen gibt, darf als authentischer Beitrag in seiner Charakteristik nicht fehlen: „Dieser . . . war ein Student der Theologie aus der nahen Marsch, eines Handwerkers Sohn, der als ein lebensfrisches Gemüt und ein Kind aus dem Volke und bestimmt, mitten im Volke zu stehen, mit seinen Kame-

*) Bisher erschienen davon zwei Bände im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.

Digitized by Google

raden aus der Volksschule Umgang und Freundschaft fortsetzte und mit ihnen die allbekannten Wege ging, wie junge Leute sie lieben. Obwohl er in dieser Gesellschaft manche fröhliche Nacht erlebt hat und manchen Ritt in der Nacht auf geliehenem Bauerngaul zu Tanze gemacht hat und manchem Mädchen in die lustigen Augen gesehen, ist er doch — Gottes Wunder — keine Schande seines Standes geworden."

Daß dieser Theologe nie in Konvikten und Seminarien abgesperrt war, sondern von Kindheit auf das heimatliche Volksleben mitlebte, ist — kein Wunder — seiner Dichtkunst nur förderlich, ja, seiner Sonderart die Voraussetzung gewesen. Nur so konnte er den hohen Vorzug seiner Berufsstellung, die so unmittelbaren, tausendfältigen Einblick ins Menschentreiben gewährt, recht ausnützen und eine eigene, geläuterte Weltanschauung verhältnismäßig früh gewinnen. Die landläufigen Romane sind so „dünn gemalt", die Verfasser oder Verfasserinnen haben gewöhnlich alle Mühe, ihr Päckchen Handlung ans Ziel zu schleppen. Frenssen dagegen kann aus dem Vollen des Erlebten, des Geschauten und Durchgedachten, schöpfen und das Hauptgewicht auf den inneren Reichtum, auf die Fülle und Lebenswärme legen. Ein Einschlag nordischer Nüchternheit bewahrt ihn dabei vor Empfindelei. Dem geistig-religiösen Grundzug hält wiederum ein prachtvoll irdischer Zug aufs glücklichste die Wage, eine keusche Sinnlichkeit, die im Bewußtsein ihrer Reinheit weit mehr wagen darf als lüsterne Verderbtheit, und die sich im weiteren Sinn als helle Freude an Kraft und Mannesmut äußert. So ist „Jörn Uhl" trotz dem einfachen Vorwurf nicht mit einem Schlagwort festzunageln. Es ist weder ein Buch vom Niedergang des alten Bauernstandes, noch ein Beitrag für die Heimatkunst, noch eine Erörterung der Aufgaben des heutigen Christentums, noch eine Ehegeschichte oder ein Loblied der Arbeit — vielmehr: es ist dies alles zusammen, weil ein ehrliches Abbild von Volks- und Einzelleben aus der Höhenschau eines einheitlichen dichterischen Welterfassens. Noch mancherlei wäre zu sagen, was aber im Rahmen einer Besprechung keinen Platz finden kann. Daß hier nicht auf die Suche nach Frenssens und seines Romans Vorbildern gegangen wurde, bedarf wohl keiner Verteidigung. Ohne alle Vorbilder können wir höchstens Kuriosa erzeugen, aber kein großes, reifes Kunstwerk. Wie wir selbst ein Produkt der Geschichte, der übereinander geschichteten Leben sind, so muß auch die Kunst, die uns ganz als die unsere anwehen soll, über all die andern geschichtet sein, — von einem Starken, Selbsteigenen freilich! Daß aber diese Bedingung bei Gustav Frenssen erfüllt ist, wird niemand bezweifeln. Die originellen Charaktere, die vielen „schönen Stellen" seines Buches, die Modemitmacherei in der Leserwelt vermöchten den schier beispiellosen Erfolg nicht hinreichend zu erklären. Das vermag nur die geschlossene Eigenart der Verfasserpersönlichkeit, und — das Suggestive bei jedem echten Erfolg — ihr starker, ungemischter Wille zu ehrlicher Hingabe an das Seelische der Aufgabe. „Das ist mit allem so", heißt es in der Erzählung, „die Gleichgültigkeit macht alles tot; die Liebe macht alles lebendig." Ob es uns auch seltsam, unglaublich dünken mag, wir müssen es doch zu fassen suchen und dürfen uns freuen: ein deutscher Dichter hat aus Gründen der Dichtung Kritik und Kaufende zugleich bezwungen.

Berlin. Willy Rath.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W., Schöneberger-Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Der Volksschullehrer auf der Universität.

Von Joh. Rehmke.

Von den Schulfragen sind es gemeiniglich nur die der sogenannten höheren Schule, die das Interesse der breiten Masse unserer heutigen gebildeten Gesellschaft in Anspruch zu nehmen pflegen, während das, was die Volksschule angeht, kaum noch hie und da die Neugier in etwas erregt. Und doch, wenn wir höhere Schule und Volksschule in ihrer Bedeutung für Staat und Gesellschaft gegeneinander halten, so kann der höheren Schule nach unbefangener Prüfung zum wenigsten kein höherer Platz angewiesen und der Volksschule kein geringerer staatlicher und gesellschaftlicher Wert zuerkannt werden. Also auch die Volksschulfragen sollten bei den Gebildeten unserer Zeit ein ebenso williges Gehör und eine ebenso rege Beachtung finden. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, die Volksschule eine notwendige Einrichtung und nutzbringende Veranstaltung des Staates und der Gemeinde zu nennen und den Satz von dem Schulmeister von Sadowa zu wiederholen, um im übrigen doch der Volksschule kühlen Herzens gegenüber zu stehen ohne eine innere Beteiligung an ihren Angelegenheiten, die ihr billigerweise doch zukommen müßte und zugleich ein nicht zu unterschätzendes Förderungsmittel ihrer erwünschten Entwicklung sein würde. Die Bedürfnisse und Wünsche eines öffentlichen Wesens, wie die Volksschule eines ist, finden ja um so eher ihre Erfüllung, je bestimmter und einmütiger sie von der ganzen gebildeten Gesellschaft getragen werden.

Darum sei es mir auch vergönnt ,an dieser Stelle eine Frage zu erörtern, die seit einigen Jahren besonders lebhaft die Kreise der Volksschullehrerschaft in Anspruch nimmt, die Frage, ob es für unser Volksschulwesen wünschenswert oder sogar notwendig sei, daß der Volksschullehrer mit der Universität in unmittelbare Beziehung gebracht werde.

Digitized by Google

Da die deutsche Universität zweifelsohne, was immer als ihre besondere Aufgabe angesehen werden mag, nach der Ansicht aller eine Bildungsanstalt ist, so kann auch jene Frage nur eine Bildungsfrage des Volksschullehrers sein, die durch die Universität gelöst werden soll. In den Volksschullehrerkreisen selbst begegnet man nun zwei verschiedenen Auffassungen der beregten Frage: nach den einen handelt es sich um die Vorbildung, nach den anderen um die Fortbildung des Volksschullehrers durch die Universität. In beiden Fällen besteht man aber auf der Forderung, daß die Universität dem Volksschullehrer erschlossen werde, dort dem angehenden, und hier dem schon im Amte stehenden Volksschullehrer.

Im ersten Fall fordert der Plan einer Universitätsvorbildung des Volksschullehrers in erster Linie eine gründliche Umgestaltung derjenigen Schulung, die seinem Universitätsbesuch vorausgehen muß, und demgemäß verlangt man denn auch, daß die jetzigen Präparandenschulen und Lehrerseminare in Wegfall kommen und der spätere Volksschullehrer zunächst auf einer der bestehenden höheren Schulen — Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule — gebildet werde, um dann auf der Universität den Abschluß seiner theoretischen Vorbildung für das Volksschulamt zu erhalten. Man denkt sich dabei den Schulgang des angehenden Volksschullehrers etwa so, wie den des Lehrers der höheren Schule oder wie den des Geistlichen, und sucht mit nicht geringem Geschick die entgegengehaltenen grundsätzlichen Bedenken und Vorhalte zu entkräften. Freilich werden auch die Meisten dieser kleinen, aber sehr gewichtigen Schar von Volksschullehrern völlig klar darüber sein, daß ihr Plan zunächst nur in die Wolken geschrieben sei und auf Verwirklichung in absehbarer Zeit keine Aussicht gewähre.

Anders steht es mit dem zweiten Fall: er läßt den bisherigen Rahmen der Vorbildung für den Volksschullehrer unangetastet, Präparandenschule und das ihr folgende Lehrerseminar gelten weiterhin für die Bildungsanstalten, in denen der Volksschullehrer seine Berufsbildung, also die Reife zum Antritt seines Amtes erhält. Aber auch von denen, die auf diesem Boden stehen, wird dennoch nicht weniger kräftig für den Volksschullehrer das Recht, die Universität zu beziehen, gefordert.

Im ersten Falle heißt es demnach: „Von der Universität zum Schulamt," im zweiten Falle dagegen: „Vom Schulamt zur Universität."

Unser Leitwort „Der Volksschullehrer auf der Universität" kann auf den einen und auf den anderen Fall ausgelegt werden,

Digitized by Google

ich will es aber hier nur im Sinne des zweiten erörtern und daher die Frage stellen: Kann, und was kann die deutsche Universität in dem Volksschullehrer selber der Volksschule nützen, in dem Manne also, der seine Berufsbildung schon auf dem Lehrerseminar erhalten hat?

Diese Frage selbst mag vielen verwunderlich erscheinen, weil sie sich sagen, daß der Volksschullehrer, wenn er doch schon seine Berufsbildung auf dem Lehrerseminar vollendet haben, also schon durch sie für das Volksschulamt befähigt sein soll, damit eben in dem Lehrerseminar seine ausreichende Berufsschule habe und daher mit der Universität seinerseits nichts mehr zu tun haben könne. Sie gehen augenscheinlich von der Meinung aus, daß unsere deutsche Universität eine besondere Berufsschule, wie eben auch das Lehrerseminar eine ist, bedeute. Wäre dies der Fall, so müßten wir denen beistimmen, die es nicht verstehen können, daß der Volksschullehrer ein Recht auf das Universitätsstudium haben solle; denn jegliches Recht muß als eine Forderung in der Sache, die es angeht, begründet sein, es ist aber nicht möglich, aus der Tatsache, daß jemand eine besondere Berufsschule durchgemacht und damit für einen besonderen Beruf vorgebildet ist, das Recht auf den Besuch einer anderen Berufsschule für diesen Berufsmann herzuleiten.

Wäre also die deutsche Universität eine Berufsschule oder eine Summe von bestimmten Berufsschulen, so würde sich zu der gestellten Frage in der Tat keine andere Antwort als das runde Nein finden lassen und die Sache stände dann tatsächlich folgendermaßen: „Für den Volksschullehrerberuf das Lehrerseminar, für bestimmte andere Berufe aber die Universität.“ Die Volksschule wäre danach mit ihrem ganzen Interesse allein bei dem Lehrerseminar verankert, indem sie in dieser Bildungsanstalt die Bedürfnisse und Wünsche, die sie in ihren Lehrern erfüllt wünschen kann, befriedigt wissen müßte.

Freilich möchte, wenn die deutsche Universität ein Bündel von Berufsschulen darstellte, wiederum dem Wunsche derjenigen, welche schon den angehenden Volksschullehrer auf der Universität wissen, also auf der Universität die Berufsbildung zum Volksschullehrer gegeben sehen will, eine aussichtsvollere Zukunft eröffnet sein. Denn die Schwierigkeiten, einer schon bestehenden Anzahl von Berufsschulen, wie sie die Universität angeblich bieten soll, noch eine Berufsschule anzugliedern, also das Lehrerseminar in solche „Universität“ mitaufzunehmen, könnten nur äußerliche

Digitized by Google

und daher leicht überwindlich sein. Wären es also nur derartige Schwierigkeiten, so ließe sich in der Tat nicht absehen, warum die Angliederung des Lehrerseminars an ein Bündel Berufsschulen hintangehalten, aber ebenso ließe sich auch nicht absehen, warum das Lehrerseminar mit anderen Berufsschulen grade in Einem Hause zusammengepfercht werden sollte. Mit anderen Worten, dies Zusammenfassen von Berufsschulen in der „Universität" erschiene doch nur als ein rein zufälliges, von außen her veranlaßtes, ohne inneren Grund und Notwendigkeit, denn jede Berufsschule hat ihre besondere Arbeit und ihr besonderes Ziel, eine jegliche zieht also mit ihren Schülern eine eigene, besondere Straße.

Nun steht es aber gar nicht so um die deutsche Universität als Bildungsanstalt, daß sie eine Summe von Berufsschulen darstellt; denn mögen auch angehende Richter und Verwaltungsbeamte, Geistliche, Ärzte und „höhere" Lehrer auf der Universität studieren und auf der Universität somit für ihren besonderen Beruf die bestimmte Vorbildung erhalten, so ist es doch *nicht* eine *berufliche Schulung*, die sie hier erfahren, sondern nur die *wissenschaftliche Vorbildung* für ihren bestimmten Beruf. Diese Tatsache selber freilich kann und soll nicht bestritten werden; trotzdem aber müssen wir betonen, daß das Wesen der deutschen Universität als Bildungsanstalt in seinem Kerne damit keineswegs dargelegt ist, insofern man darauf hinweist, daß unsere Universität die Vorbildung zu den angeführten Berufen betreibe. Wenn die deutsche Universität tatsächlich für diese Berufe die wissenschaftliche Vorbildungsanstalt ist und bedeutet, so haben wir dies doch nur als die praktische d. i. auf die menschliche Gesellschaft und ihr Leben gerichtete Folge aus dem kernhaften Wesen der Universität als besonderer Bildungsanstalt, nicht aber als ihr Wesen selbst zu begreifen, denn die eigentliche Sache der Universität ist Pflege und Lehre der Wissenschaft als solcher und damit unterscheidet sie sich klar und bestimmt von allen übrigen niederen, höheren und hohen Bildungsanstalten. Wir könnten eben die Universität, um sie in ihrer Eigenart kurz zu kennzeichnen, die *wissenschaftliche* Bildungsanstalt nennen und würden darin auch den überlieferten Sprachgebrauch treffen, der diejenigen Berufe, welche auf der Universität ihre Vorbildung finden, die wissenschaftlichen Berufe nennt.

Ich meine in der Tat, daß die Bezeichnung der Universität als der wissenschaftlichen Bildungsanstalt eine durchaus zutreffende und den Kern der Sache klar heraushebende sei. Besteht doch der

Digitized by Google

Zweck und die Absicht dieser Bildungsanstalt grade darin, daß derjenige, welcher die Universität bezieht, mit was für einer besonderen beruflichen Aussicht dies auch geschehen möge, in die wissenschaftliche Arbeit, in den wissenschaftlichen Betrieb der Fragen, die sein besonderes Interesse betreffen, eingeführt werde, damit er auch seinerseits durch die Universität tüchtig werde, die Aufgaben seines Faches, soweit sie wissenschaftlicher Bearbeitung zugänglich sind, fernerhin selbständig bei seiner Berufsarbeit in die Hand zu nehmen.

Dieser Sinn der Universität als wissenschaftlicher Bildungsanstalt löst sie von selbst aus dem Rahmen der gesamten deutschen Bildungsanstalten heraus und gibt ihr als Bildungsanstalt eine Sonderstellung gegenüber allen anderen. Der eigentlich wissenschaftliche Betrieb kennzeichnet die deutsche Universität in ihrer Einzigartigkeit als Bildungsanstalt, und wir erkennen diese ihre Besonderheit ganz deutlich, wenn wir einmal Lehrer und Lernende dieser Bildungsanstalt ins Auge fassen. Der Universitätslehrer ist kein Schullehrer, der die schon festliegende und ihm zum Vertrieb gleichsam anvertraute Summe von Wissen und Erkenntnis blos wieder ausgibt und Anderen überliefert, sondern er ist einerseits Pfleger und Mehrer seiner Wissenschaft, andererseits zugleich Lehrer im wissenschaftlichen Betriebe seines Faches: dieses beides mag das Wort „Professor" zum Ausdruck bringen. Der „Student" andrerseits ist nicht Schüler, der schlechtweg hinnimmt und sich zu eigen macht, was der Lehrer darbietet, sondern er ist vielmehr der selbständige, freie Hörer dessen, was vor ihm der Professor entwickelt und anbietet.

Der Professor und der Student der deutschen Universität belehren uns also in der Tat mit wünschenswertester Klarheit, daß die Universität eine besondere Stellung gegenüber allen anderen deutschen Bildungsanstalten einnehme, sie lehren uns im besonsonderen, daß die Universität keine Schule sei. Alle übrigen Bildungsanstalten kennzeichnen sich der in wissenschaftlichem Betriebe sich auslebenden Universität gegenüber gemeinsam durch den schulmäßigen Betrieb, und dieser Unterschied kann und darf nicht verwischt werden, denn es liegt durchaus in beiderseitigem Interesse, sowohl in dem der Universität als auch nicht minder in dem jener übrigen Bildungsanstalten, die schlechtweg allesamt unter den Titel „Schule" fallen. Um dieses Tatbestandes willen halte ich es daher für billig und richtig, daß der Universität auch der Titel einer „Hochschule" erspart bleibe, denn das

Digitized by Google

„hoch" läßt die „Schule" doch nicht verschwinden und eine Schule ist nun einmal die deutsche Universität nicht.

Allerdings läuft im wissenschaftlichen Lehrbetriebe der Universität immer auch die Darbietung von Wissen seitens des Lehrers und die Aneignung von Wissen seitens des Lernenden mit, aber darum ist doch die Universität nicht Schule, ist ihr Lehrer nicht Schullehrer und ihr Lernender nicht Schüler. Wäre dieses der Fall, wie wahnwitzig würde doch der Gedanke und wie widerspruchsvoll die Tatsache sein, daß auf der deutschen Universität die akademische Freiheit sowohl für die Lehrer und als auch für die Lernenden besteht. Denn auf einer Schule findet sich nichts und darf sich sich nichts finden von dem, was man unter der akademischen Freiheit begreift; Schullehrer und Schüler jeglicher Art, sie sind beide in bestimmtester Weise gebunden an Vorschrift und Regel im Geben und Nehmen; somit ist die akademische Freiheit ein Kleinod, daß nur unsere Universität ziert und das sie in ihrer Eigenart noch ganz besonders kennzeichnet. Wer es daher gut meint mit der deutschen Universität und davon überzeugt ist, daß sie ein Segen für das deutsche Volkswesen sei, der muß mit ganzer Überzeugung und voller Kraft dafür einstehen, daß die akademische Freiheit ungeschmälert erhalten bleibe und weder für den Universitätslehrer noch für den Studenten auch nur irgendwie verkümmert werde. Das Bestehen dieser Freiheit und das Blühen unserer Universitäten — eines hängt mit dem anderen innig zusammen und fördert sich gegenseitig. Im besonderen sei an dieser Stelle noch die akademische Freiheit des Studenten hervorgehoben. Wird ihrer Erwähnung getan, so pflegen sich unsere Gedanken wohl zunächst darauf zu richten, daß der Student in seinem äußeren Leben völlig eigener Herr sei, daß er kommen und gehen könne, wann er will, Vorlesungen besuchen und nicht besuchen, arbeiten und bummeln könne, wie es ihm beliebt. Indessen darin haben wir doch nur die Außenseite dieser Freiheit, nur ihren äußeren Flitter vor uns, ohne den freilich sie zu denken wir schon aus alter Gewohnheit nicht gut imstande sind; jedoch der Kern oder das innere Wesen der studentischen Freiheit weist etwas anderes her. Ihr Kern bedeutet, daß der Student auf der deutschen Universität ein selbständiger Angehöriger dieser Bildungsanstalt sei, daß er frei dem Universitätslehrer gegenüberstehe und daher gegen das, was der Universitätslehrer ihm vorträgt und anbietet, selbständig prüfend sich verhalte und annehme oder verwerfe, was ihm gelehrt wird, nach selbsteigener Entscheidung.

Digitized by Google

Auf die Worte des Meisters schwören und sie hersagen ist die Sache des Schülers, die Worte des Meisters hören und in selbsteigener Erwägung zu ihnen Stellung nehmen aber ist die Sache des Studenten kraft seiner akademischen Freiheit: darum nennt ihn auch der Universitätslehrer seinen Kommilitonen, seinen Mitarbeiter im wissenschaftlichen Betriebe.

Die Bedingungen aber für die akademische, studentische Freiheit müssen von dem, der die Universität beziehen will, vorher erworben, zu solcher Selbständigkeit des Geistes muß er vorher erzogen werden, und diese Erziehung leisten die sogenannten „höheren Schulen", so daß deren Abgangszeugnis den Freibrief zum Beziehen unserer deutschen Universitäten abgibt. Ohne diese Bedingungen zur akademischen Freiheit erfüllt zu haben, findet niemand von uns Deutschen rechtmäßige Aufnahme als Student an einer deutschen Universität.

Es ist hieraus ersichtlich, daß die Frage, was die Universität dem Volksschullehrer als Studenten sein könne, gar nicht in Angriff genommen werden darf, bevor nicht festgestellt ist, daß der Volksschullehrer in seiner Berufsschule, dem Lehrerseminar, zugleich eine derartige Vorbildung genieße, die alle Bedingungen zur akademischen Freiheit erfüllt, also die Entwicklung zu jener Selbständigkeit des Geistes gewährleistet, ohne welche der Freibrief zur Universität nicht ausgestellt werden kann.

Wie steht es also, fragen wir zunächst, mit demjenigen, der auf dem Lehrerseminar seine Schulbildung erhalten hat, wird auch er in seinem Seminarabgangszeugnis den Schlüssel zur Universität in der Tasche tragen? Diese Frage mag von vielen wohl unbesehens verneint werden; gar mancher wundert sich wohl überdies noch, daß eine derartige Frage überhaupt erhoben werde, und er schüttelt sicherlich den Kopf, wenn er gar hören muß, daß auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Breslau im Jahre 1898 der Beschluß gefaßt ist: „Jeder Lehrer hat auf Grund seines Abgangszeugnisses vom Seminar das Recht, die Universität zu besuchen."

Zwar wissen wir, daß das Königreich Sachsen seine Universität Leipzig seit 1865 den mit einem vorzüglichem Zeugnis vom Lehrerseminar Entlassenen als dem Studenten der Pädagogik geöffnet hat und in ähnlicher Weise ist ebenfalls auch schon die Universität Jena dem Volksschullehrer freigestellt. Indessen das übrige Deutschland hat sich in seinen maßgebenden und leitenden Kreisen noch nicht mit solchen Zuständen befreunden können. Der

Digitized by Google

Wunsch der Breslauer Versammlung schien somit von vornherein für die Folgezeit das Schicksal früherer Bemühungen, die auf dasselbe hinauszielten, teilen zu sollen und in die stille Ecke gestellt zu werden. Da aber trat kurz vor dem Ablaufe des neunzehnten Jahrhunderts ein Ereignis ein, das zunächst zwar nur für andere Bildungsanstalten und ihre abgehenden Schüler in der Zulassungsfrage zur Universität eine befreiende Tat war, jedoch auch von bestimmender Bedeutung für das von der Volksschullehrerschaft Gewünschte sich erweisen möchte.

Dieses Ereignis ist der Kieler Erlaß vom 20. November 1900, der für das Königreich Preußen das Monopol beseitigte, welches im ganzen und großen das Gymnasium als Vorbereitungsanstalt für die Universität bisher besessen hatte. Zwar ist schon seit dem Jahre 1873 dem Realgymnasium ein bestimmter Anteil an dem Recht, für die Universität vorzubilden, zugestanden, aber erst der Kieler Erlaß hat voll durchgegriffen und bestimmt, daß als Vorbildungsanstalt für die Universität nicht nur das Gymnasium, sondern auch das Realgymnasium und die Oberrealschule gelten sollen, so daß die drei Anstalten in dieser Hinsicht, wenn auch nicht gleichberechtigt, so doch gleichwertig seit dem Beginne des neuen Jahrhunderts dastehen. Es ist wohl zu erwarten, daß dem Beispiele Preußens die übrigen deutschen Staaten bald folgen werden, so daß unser deutsches Vaterland sich dann in dieser Universitätsfrage gleichmäßig entwickelt zeigen wird. Das Bedeutsame in jenem Kieler Erlasse ist, was den Wunsch der Volksschullehrerschaft betrifft, vor allem darin zu suchen, daß die Möglichkeit eines rechtmäßigen Universitätsbesuches von jetzt an wenigstens für Preußen nicht mehr unabwendlich an die Kenntnis der beiden alten klassischen Sprachen oder aber wenigstens noch an die Kenntnis des Latein — denn die Oberrealschule lehrt auch das Latein nicht — gebunden ist.

Um dieses Umstandes willen wird die Volksschullehrerschaft Deutschlands mit allem Grund den Kieler Erlaß unseres Kaisers mit hoffnungsreicher Freude begrüßen können, da er augenscheinlich der Erfüllung des Wunsches, dem Volksschullehrer das Recht auf Universitätsbesuch zu verleihen, in die Hand arbeitet. Denn, nachdem einmal das Gymnasialmonopol aufgehoben ist, nachdem nicht mehr der lateinische Riegel dem Deutschen das Tor seiner Universitäten sperrt, kann es auch allgemein nicht mehr so abwegig erscheinen, das Abgangszeugnis vom Lehrerseminar ebenfalls als einen Freibrief zur Universität anerkannt zu wünschen. Wenn

Digitized by Google

der lateinische Riegel vom Universitätstor abgeschraubt werden konnte, so liegt auch kein triftiger Grund vor, an seine Stelle irgend einen fremdsprachlichen Riegel überhaupt an jenem Tor etwa anzubringen, so daß man wenigstens irgend welcher fremden Sprache Kenntnis als die notwendige Voraussetzung zum Recht auf Universitätsbesuch festlegte. Überdies aber zeigen auch die Lehrpläne der Lehrerseminare fremdsprachlichen Unterricht, entweder das Französisch oder Englisch, die sächsischen sogar das Latein auf.

Und sehen wir einmal von den fremden Sprachen ab, so fällt ein Vergleich der Lehrpläne jener drei höheren Schulen des Kieler Erlasses mit dem Lehrplan des Volksschullehrerseminars in Deutschland — man sehe nur auf die neuen preußischen „Bestimmungen für Präparandenanstalt und Lehrerseminar" vom 1. Juli 1901 — durchaus nicht derartig aus, daß die vorgesteckten Ziele in den einzelnen Unterrichtsfächern sich irgendwie so erheblich unterschieden, um hieraus etwa für die eine oder andere der vier Bildungsanstalten den Grund herzunehmen, sie nicht in eine Linie mit den übrigen als Berechtigungsanstalt für den Universitätsbesuch zu stellen. Es ist vielmehr in der Tat angesichts der Lehrpläne selber zu sagen, daß dem Volksschullehrerseminar ebenfalls der Titel einer höheren Schule zuerkannt werden dürfe, dies will sagen, daß auch diese Schule die Bedingungen für die Entwicklung des Schülers zu derjenigen Verstandeshöhe und Denkselbständigkeit biete, in der wir die Grundlage für die akademische Freiheit, also für das Recht, die Universität zu beziehen, gefunden haben. Und wer immer noch nicht den geringeren fremdsprachlichen Unterricht auf dem Lehrerseminar als bedenkenerregenden Umstand sich aus dem Wege räumen könnte, der möge, um ganz freie Bahn zu bekommen, erwägen, daß der in jenem Umstand etwa liegende Mangel für den Seminaristen doch durch dessen höheres Lebensalter gegenüber den Schülern der anderen drei höheren Schulen zur Genüge aufgehoben werden mag.

Wenn aber heute noch gar viele und überzeugte Gegner des so dringend von der Volksschullehrerschaft Deutschlands ausgesprochenen Wunsches, daß das Abgangszeugnis vom Volksschullehrerseminar ebenfalls ein Universitätsbrief sei, vorhanden sind, Gegner, die ihre Bedenken trotz alledem nicht beseitigt sehen und in jenem Wunsche nicht nur ein gutes Stück Unklarheit, sondern auch etwas von Überhebung zu entdecken meinen, — so gründet sich ihre Gegnerschaft auf der Annahme, daß das jetzige Lehrerseminar eben jene Erziehung zur akademischen Freiheit nicht schaffe

Digitized by Google

und an die Leistungen der genannten drei höheren Schulen in dieser Beziehung keineswegs heranreiche. Es sind zum Teil Personen mit großer Erfahrung und eigener Beobachtung des Betriebes auf dem Lehrerseminar, die so urteilen, und es mag ja sein, daß die Tatsachen vielfach für ihre Auffassung zeugen. Aber wenn es so wäre, so muß es doch nicht so sein, denn weder im Wesen des Seminars als bestimmter Bildungsanstalt und demgemäß auch nicht im Wesen des Seminaristen noch auch in dem aufgestellten und bestehenden Lehrplane dieser Bildungsanstalt steht geschrieben und liegt begründet, daß der Seminarist nicht zu jener Höhe, wo die akademische Freiheit blüht, mit den Mitteln des Volksschullehrerseminars hinauf gebracht werden könne, vielmehr notwendig weit hinter dem Gymnasiasten, Realgymnasiasten und Oberrealschüler in der Entwicklung seines Denkens und seiner Urteilsfähigkeit zurückstehe. Wenn mithin tatsächlich etwa die jetzige Seminarbildung nicht das leistet, was sie doch leisten kann und soll, so muß eben mit allem Nachdruck — und nicht etwa bloß um jenes Universitätswunsches willen — darauf gedrungen werden, daß unsere Volksschullehrerseminare das in der Tat ausgeben, was sie auszugeben imstande sind, nämlich universitätsreife Klarheit und Selbständigkeit im Denken.

Ist aber auch dies eine Bedenken beseitigt, so wird doch, und zwar besonders von ferner Stehenden der Wunsch des Volksschullehrerstandes nichtsdestoweniger als unerfüllbar und anmaßend verworfen, weil sie in leicht sich einschleichendem Mißverständnisse aus jenem Wunsche heraushören, daß das Seminarabgangszeugnis das Recht zu jedem besonderen Studium, was für eines immer die Universität bietet, verleihen solle. Dieses Mißverständnis gilt es daher ganz besonders zu bekämpfen und zu beseitigen.

Wir haben sehr wohl zu unterscheiden zwischen Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der vier verschiedenen Schulen, die hier in Betracht kommen. Alle vier sind gleichwertig als Vorbildungsanstalten für die Universität, denn alle vier geben ihren abgehenden Schülern jene ausreichende Bedingung mit, um die Universität zu beziehen. Aber keineswegs sind nun auch alle vier höheren Schulen gleichberechtigt, als ob eine jede ihrem abgehenden Schüler die mannigfaltigen Universitätsstudien insgesamt eröffnete. Um im Bilde zu reden, den Haustürschlüssel zur Universität übergibt freilich jede der vier höheren Schulen ihrem abgehenden Schüler, nicht aber auch zugleich einen Schlüssel, der für jede besondere Halle in der Universität paßt. Einzig das Gymnasium liefert

Digitized by Google

dem abgehenden Schüler in seinem Abgangszeugnis einen Hauptschlüssel, der auch die Türen zu allen einzelnen besonderen Hallen der Universität öffnet; der abgehende Gymnasiast ist zu jedem Studium, das die deutsche Universität aufzuweisen hat, als solcher berechtigt. Eine schon beschränktere Berechtigung hat der abgehende Realgymnasiast, und dem Seminaristen, der mit seinem Abgangszeugnis in der Hand ungehinderten Eintritt in das Haustor der Universität erhielte, könnten sich selbstverständlich, wie ja auch dem Oberrealschüler, nur eine noch beschränktere Anzahl von Universitätsstudien eröffnen. Das Seminarabgangszeugnis wird als Schlüssel vor all den Türen versagen, die zu Studien führen, welche auf Kenntnis der alten klassischen Sprachen bestehen müssen, und deren gibt es immerhin noch eine ganze Anzahl. Dagegen muß dem abgehenden Seminaristen, gleich dem Oberrealschüler, die Tür zu den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern sich öffnen und nicht minder die Tür zum eigentlichen philosophischen Studium. Ich meine, die Fähigkeit, diesen Studien gerecht zu werden, kann dem vom Lehrerseminar mit dem Abgangszeugnis Entlassenen nicht bestritten werden.

Sehen wir aber, nachdem sich die Möglichkeit, mit Fug und Recht zu ganz bestimmten Studien die Universiiät zu beziehen, tatsächlich als in dem Lehrplan des Volksschullehrerseminars begründet erwiesen hat, zu, ob denn der Volksschullehrer, der das Lehrerseminar als seine Berufsschule durchgemacht und dann auch schon in seinem Berufe sich selber betätigt hat, noch ein Bedürfnis zum Berufsstudium auf der Universität in sich erwachen finden wird und welchen Inhalt dieses sein Berufsstudium auf alle Fälle haben müßte. Ich bemerke hierbei zur Vermeidung eines Mißverständnisses, daß ich hinter den Volksschullehrer, der seinen Beruf ergriffen hat und ihm für sein Leben auch treu bleiben will, nicht aber den, der den Volksschullehrerrock, wenn er sich anschickt auf die Universität zu gehen, für immer auszieht, im Auge habe. Darum auch konnte ich ohne weiteres davon ausgehen, daß der Volksschullehrer auf der Universität sein Berufsstudium suche, mit anderen Worten, daß er einzig und allein um seines Berufes willen, also als wirklicher Volksschullehrer die Universität beziehe und ihren wissenschaftlichen Betrieb aufsuche.

Was die erste Frage, ob dem Volksschullehrer in seinem Berufe ein Bedürfnis zu dem Berufsstudium auf der Universität erwachen werde, anlangt, so wird die Tatsache, daß der Volksschullehrerstand für seine Mitglieder das Recht auf Universitätsbesuch

Digitized by Google

von sich aus selber wünscht, schon Antwort genug sein, denn sie zeigt klar und deutlich, daß dies Bedürfnis ein weit verbreitetes und brennendes sei. Freilich mag auch diese Tatsache die Außenstehenden vielfach gar wunderlich anmuten. Sie werden verwundert sagen, wie denn der Volksschullehrer in Ausübung seines Berufes, zu dem er doch auf der Berufsschule, dem Volksschullehrerseminar, schon die volle Ausbildung erhalten habe, noch zu dem Gedanken eines Berufsstudiums auf der Universität komme?! — entweder gebe das Lehrerseminar in der Tat die volle Berufsausbildung, dann sei dem Volksschullehrer für seinen Beruf nicht noch ein weiteres nötig, es sei das Studium auf der Universität mithin etwas ganz Unterflüssiges, oder die jetzige Berufsschule des Volksschullehrers erfülle den Zweck der Berufsbildung tatsächlich nicht ganz, so daß ohne ein Studium auf der Universität die volle Berufsbildung unmöglich sei, dann müsse mit der halben Maßregel des Lehrerseminars gebrochen werden und der Lehrerberuf, indem man auch diesen als einen „wissenschaftlichen" Beruf anerkenne, in die Zahl derer aufgenommen werden, für welche die Universität die eigentliche abschließende Vorbildungsanstalt abgibt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das zweite Stück dieses Entweder — Oder angesichts der Tatsache, die so manchen heutigen Volksschullehrer in Wahrheit von Berufswegen mit dem Bedürfnis nach Universitätsstudium erfüllt zeigt, einen aus der Sache sich ergebenden folgerichtigen Weg andeutet, wenn wir das Ideal eines Volksschullehrers in Ansehung seiner Berufsbildung uns ausmalen. Aber dies bleibt doch für unabsehbare Zeiten ein „Ideal" und zwar erscheint es als eines, dem wir uns nicht etwa allmählich mehr und mehr nähern, sondern das nur durch einmaligen Sprung erreicht werden könnte; hier gälte es: „Von der Berufsschule, dem ‚Lehrerseminar', unmittelbar ganz ablassen und hinüber zu der Universität als eigentlicher Vorbildungsanstalt zum Volksschullehrerberuf!" Zu diesem Sprunge werden uns vielleicht für immer, wenigstens aber noch auf lange hin, die nötigen Beine fehlen.

Ein Blick auf unsere heutigen Verhältnisse zeigt, daß es auch keineswegs so bestellt sei, wie wohl die in jenem Ideal Befangenen meinen, daß nämlich der auf dem Seminar für seinen Beruf ausgebildete Volksschullehrer doch nur halber Lehrer sei, der seinem Berufe daher keineswegs ganz gerecht werden könne. Ich denke, daß ein Volksschullehrer, wenn er auch in seiner Berufsbildung bei weitem nicht dem Ideal des Volksschullehrers gleichkommt, deshalb

Digitized by Google

doch ein ganzer Volksschullehrer sein kann, wie ja auch ein Mensch, der in seiner Gestalt bei weitem nicht den Idealmenschen erreicht, dennoch ein ganzer Mensch ist.

Halten wir uns an die heute bestehenden Verhältnisse, in denen der Volksschullehrer zum berufstüchtigen Manne auf dem Lehrerseminar ausgebildet, also seine Berufsbildung in dieser Bildungsanstalt schulmäßig „voll und ganz" zu Ende führt, so können wir doch auch dem ersten Stück jenes Entweder — Oder unsere Zustimmung nicht geben, welches meint, wenn das Volksschullehrerseminar schon die volle Berufsbildung für das Volksschulamt möglich mache, dann habe der Volksschullehrer selber auch überhaupt nichts mehr auf der Universität zu suchen, also von einem Berufsstudium um seines Berufes willen sei schlechtweg abzusehen und der Wunsch des Volksschullehrerstandes, das Recht zum Universitätsbesuch zu besitzen, sei demnach ein durchaus müßiger.

Dieser Meinung stellt sich schon allein die Tatsache siegreich entgegen, daß bei gar manchem Volksschullehrer das lebendige Bedürfnis und das heiße Begehren nach Universitätsstudium sich einstellt, und zwar rein aus seinem Berufsleben heraus. Wer wollte hier wehren und sich dagegen stemmen, daß auch dieser Volksschullehrer sein lebhaftes Bedürfnis in geregeltem, wissenschaftlichem Studium auf der Universität stille? Ich gebe bereitwillig zu, daß der verzehrende Eifer zum Berufsstudium nur einen Bruchteil der Volksschullehrer in ihrem Berufe packt, denn auch hier gilt das Wort, „viele sind berufen und wenige sind auserwählt", aber selbst um dieses Bruchteils willen erscheint es völlig gerechtfertigt, den Wunsch des Volksschullehrerstandes zu erfüllen und dem Volksschullehrerseminar das Recht zu verleihen, auch in seinem Abgangszeugnis den Universitätsbrief dem abgehenden Schüler mitzugeben. Wenn auch diesen Freibrief immer nur ein Bruchteil tatsächlich benutzen wird, so ist er doch zunächst allen Volksschullehrern auszuhändigen, weil kein Seminardirektor schon im voraus mit Sicherheit diejenigen herausfinden kann, in denen das heiße Begehren nach dem Berufsstudium erwachen wird; denn der im Amt sich einstellende wissenschaftliche Berufsdurst knüpft sich keineswegs immer an die erste Note im Seminarabgangszeugnis.

Daß aber der aus dem Berufsstudium ins Volksschulamt wieder eintretende Volksschullehrer in der Tat neuen Segen für die Volksschule mitbringen werde, kann niemand in Abrede stellen. Wer es daher gut meint mit der Volksschule überhaupt und

Digitized by Google

ihrer stetigen Entwicklung, der wird gewiß in den Wunsch der deutschen Volksschullehrerschaft mit einstimmen, daß dem Volksschullehrer die Möglichkeit gegeben werde, kraft seines Seminarabgangszeugnisses die Universität rechtmäßig als Student zu beziehen.

Und wenn er sie dann bezieht, was wird der Volksschullehrer auf der Universität suchen? Was wird sein Berufsstudium zum Inhalt haben? Diese Frage muß und kann der Beruf des Volksschullehrers aus sich allein in sicherer Weise uns beantworten.

Betrachten wir unser deutsches Schulwesen im Lichte der Geschichte, so treten zwei Grundformen von Schulen hervor, die Gelehrtenschule und die Volksschule; wird die erste unter dem geschichtlichen Zwange die Lateinschule genannt, so läßt sich die andere die Deutschschule heißen. Auf diese beiden Grundformen läßt sich die Mannigfaltigkeit unseres Schulwesens zurückführen; was wir nämlich außer der Volksschule heute an verschiedenen Spielarten von Schulen in der Gegenwart bei uns antreffen, das erweist sich eine jegliche als ein besonderes Gemisch jener zwei Grundformen von Schulen. Die Grundformen kennzeichnen sich deutlich durch ihren Zweck; die Gelehrtenschule — ihr Name weist darauf hin — bezweckt allein Wissen und Erkenntnis, sie will Wissens- oder Erkenntnisschule sein, die Volksschule ihrerseits bezweckt Bildung oder Erziehung überhaupt, sie will mit anderen Worten Erziehungsschule sein. Die Gelehrtenschule zielt auf die Wissens- und Verstandesbildung, die Volksschule hat die Bewußtseinsbildung überhaupt zum Ziel, jene will Wissende, diese aber Menschen erziehen. Verstandesbildung und Bewußtseinsbildung fallen nicht zusammen, jedoch, wie offensichtlich ist, auch nicht auseinander, jene ist vielmehr, da der Verstand ein Stück des Bewußtseins ist, selbstverständlich nur ein besonderes Stück von dieser.

Erkenntnisschule und Erziehungsschule stehen also nicht etwa in einem inneren Gegensatze zueinander, denn Bewußtseinsbildung ohne Verstandesbildung oder, was ja hier dasselbe sagen soll, Erziehung ohne Verstandesbildung, und mit noch anderen Worten, Menschenbildung ohne Wissensbildung, ist ja gar nicht denkbar. Indes auch den Unterschied zwischen Erkenntnisschule und Erziehungsschule wollen wir doch nicht verwischen lassen: die Erkenntnisschule ist nur mit einem Stück der Erziehung bedacht, die Erziehungsschule aber mit dem Ganzen der Erziehung, jene erzieht im Besonderen zu wissenden Menschen, diese zu Menschen schlechtweg.

Digitized by Google

Mit diesem inneren Unterschiede der beiden Grundformen von Schulen hängt innig zusammen ein äußerlicher Unterschied: die Erkenntnisschule wendet sich immer nur an einen Bruchteil derer, die überhaupt geschult werden können, die Erziehungsschule und dies ist eben die Volksschule, wendet sich dagegen an alle; mit anderen Worten, die Erkenntnisschule hat ein beschränktes Werbungsgebiet, die Volksschule dagegen ein uneingeschränktes. Wenn man dieses bedenkt und den vorher entwickelten Unterschied der zwei Grundformen zur Erwägung mit heranzieht, so wird der Ruf nach der Volksschule als der allgemeinen Grund-Schule, die zunächst alle Schulkinder als ihre Schüler habe, nicht mehr als ein in der Sache ungegründeter erachtet werden können. Die allgemeine Volksschule, die alle Schulkinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahr in ihrer Erziehungsschule hätte, ist zweifelsohne ein Gedanke, der ein durchaus folgerichtiger genannt zu werden verdient. Ob aber überhaupt und wie bald dieser Gedanke in die Wirklichkeit übersetzt werde, ist eine Frage, die Andere beschäftigen mag, aber jedenfalls erst in der Zukunft liegt ihre Entscheidung. Indes wie immer die Antwort in Zukunft fallen mag, so viel ist doch sicher, daß die Volksschule als Erziehungsschule, in welcher Breite sie auch bestehe, als solche eine Notwendigkeit ist und nicht aufhören darf, als solche zu bestehen. Diese Notwendigkeit hat auch seit langem der Staat bei uns erkannt und daher die Volksschule als Staatseinrichtung aufgenommen und den Volksschullehrer im Staatsauftrage in sein Amt eingestellt. So steht nun die Volksschule neben der Familie, dieser ersten natürlichen Erziehungseinrichtung da, und der Volksschullehrer neben den Eltern, diesen ersten und ursprünglichen Verwaltern des Erziehungsgeschäftes. Volksschule und Volksschullehrer sind, ebenso wie Familie und Eltern, auf das Ganze der Erziehung eingeschworen.

Daß die Volksschule ihrem Wesen nach diese Stellung einnehmen müßte, daß sie also die Erziehungsschule und der Beruf des Volksschullehrers der Erzieherberuf in jenem vollen Sinne sei, wie er den Eltern aufliegt und Menschenbildung zu seiner Aufgabe hat, dafür ist mir ein beredtes Zeugnis, daß der in seinem Berufe mit ganzer Seele lebende Volksschullehrer immer so mächtig und dauernd hingezogen wird zu jenem großen Schweizer, der in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts für die Erziehungsschule des Volkes mit allem, was er war und hatte, inbrünstig strebte und webte, zu Johann Heinrich Pestalozzi.

Digitized by Google

An ihm und seiner Arbeit hat sich unser deutsche Volksschule als Erziehungsschule erst eigentlich gefunden. Erkennen wir in unserem Staate den Schulherrn unserer deutschen Volksschule, so werden wir anderseits in Pestalozzi den Paten dieser Erziehungsschule begrüßen, der sie uns aus der Taufe gehoben hat.

Dieses Tauffest unserer deutschen Staatsvolksschule liegt zeitlich ja noch gar nicht so weit hinter uns, sie selber steht noch in erster Jugend und erst in den Anfängen einer weit aussehenden Entwicklung. Wer aber in der deutschen Volsschule eine dem Vaterlande zum höchsten Segen gereichende Einrichtung sieht und ihre Entwicklung mit seinen besten Wünschen begleitet, der muß vor allem dessen eingedenk sein, daß der Volksschule eine fruchtbare Entwicklung nur dann zu teil werde, wenn sie in unverschränkter Weise Erziehungsschule bleibt.

Für die Zukunft unserer deutschen Staatsvolksschule erachte ich es von der höchsten Bedeutung, daß dieser Bildungsanstalt ihre Aufgabe, das Ganze der Erziehung, die allseitige und einheitliche Bewußtseinsbildung zu betreiben, unverkümmert und unzerstückelt verbleibe und im besonderen auch nicht etwa ein verhängnisvoller Schritt nach der bloßen Erkenntnisschule hin gemacht werde; jegliche Beschneidung dieser ihrer Erziehungsaufgabe hieße den großen Heilsgedanken Pestalozzis für die Volksschule knicken. Gewiß soll die Volksschule die Wissens- und Verstandesbildung, also die Erkenntnis, als ein Hauptstück ihres ganzen Erziehungsgeschäftes treiben; nur dem trete ich mit allem Nachdruck entgegen, daß die Volksschule über diesem Hauptstücke ihre Aufgabe, die Erziehung als das Ganze, vergesse oder sich verkümmern lasse.

Unsere Volksschule zu einer Erkenntnisschule zusammenschrumpfen lassen, hieße ihre Eigenart aufgeben und gerade das an ihr ausmerzen, was ihr das hohe Ansehen und eine stetig steigende Bedeutung für unser deutsches Vaterland schafft, da es ihr den Platz neben der Familie und als deren Genossin anweist, mit der sie zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes im gleichen Dienste des deutschen Vaterlandes dasteht.

Wenn man die Volksschule dieser ihrer Sonderstellung gegenüber den anderen Schulen, die allesamt doch mehr oder weniger die Erkenntnisschule in sich besonders betonen und sich dieser insonderheit verschrieben haben, beraubte, so daß sie als Bildungsanstalt in Reihe und Glied mit den übrigen Schulen treten würde, dann könnte es gar nicht anders geschehen, als daß ihr nun unter den

Digitized by Google

Schulen überhaupt und daß dem Volksschullehrer unter den Schullehrern überhaupt der unterste Platz angewiesen würde, weil die Volksschule als Erkenntnis- oder Wissensschule, worauf es dann ja besonders ankäme, sowohl in ihren Anforderungen an den Lehrer als auch in den Leistungen ihrer Schüler ohne Frage hinter den anderen Schulen zurücksteht.

Wäre aber so die Sonderstellung der Volksschule als der alleinigen Erziehungsschule im vollen Sinne jemals von uns aufgegeben ,so würde auch kein Grund mehr zu finden sein, für den Volksschullehrer von Berufswegen das Recht auf Universitätsbesuch zu wünschen, denn das Volksschullehrerseminar müßte dann in alle Wege ihm Berufsbildungsanstalt zur Genüge sein. Ich bin auch davon überzeugt, daß die Kreise, welche in unserem Vaterlande dem Volksschullehrer den rechtmäßigen Zugang zur Universität behufs seines Berufsstudiums nicht geschaffen wissen wollen, sich deshalb so sicher in ihrer Auffassung fühlen und von deren Richtigkeit überzeugt sind, weil sie auf der Meinung fußen, die Volksschule sei eben eine Schule wie die anderen auch und, ohne eine Sonderstellung einzunehmen, stehe sie mit den anderen in Reihe und Glied und zwar am untersten Platze. Auf Grund dieser Meinung halten sie sich, wie begreiflich ist, völlig im Recht, den Volksschullehrer schlechtweg auf das Volksschullehrerseminar zu beschränken: erst wenn diese Meinung von ihnen als irrig erkannt ist, erst wenn sie einsehen, daß die Volksschule Erziehungsschule in der vollen Bedeutung dieses Wortes sei und darum als solche eine Sonderstellung gegenüber all den anderen Schulen zusammen einnehme, läßt sich hoffen, daß dann auch diese Leute jener Wunsch des Volksschullehrerstandes nicht mehr fremd anmute.

Zur Bekräftigung dessen, daß die Volksschule eine ganz besondere Bildungsschule für sich sei, kann schon die einfache Tatsache des Volksschullehrerstandes füglich dienen; es würde niemals zu einem besonderen Volksschullehrerberuf und demzufolge zu einem besonderen Volksschullehrerstande gekommen sein, wenn die Aufgabe der Volksschule nicht eine ganz eigenartige wäre. Das neunzehnte Jahrhundert erst hat diesen besonderen Stand sich entwickeln sehen, aber es sind nicht etwa zufällige äußere Umstände, die ihn haben werden lassen, sondern er hat sich mit Notwendigkeit eben aus der Volksschule als einer eigenartigen Schule geboren. Mit dem Volksschullehrerstande aber tritt nun auch ein neuer werbender Umstand für das Berufsstudium des Volksschullehrers auf. Doch bevor ich hierauf eingehe, sei zunächst noch die Frage nach

Digitized by Google

dem Inhalt des Berufsstudiums für den Volksschullehrer erledigt.

Die Volksschule ist Erziehungsschule, die Erziehung d. i. die Bewußtseins- oder Menschenbildung ist der Beruf des Volksschullehrers, sein Berufsstudium kann daher kurz bezeichnet werden als das Studium der Erziehung. Aus dem Berufsleben heraus stellt sich, wie ich darlegte, für den Volksschullehrer das Bedürfnis nach dem Berufsstudium ein und, eben weil dieses die Erziehung zu seinem besonderen Gegenstande hat, wird uns auch die eigentümliche Erscheinung verständlich, daß gerade in der Volksschullehrerschaft der starke Zug zur Pädagogik sich geltend macht und unvergleichlich viel breiter und tiefer hier auftritt als in den übrigen Schullehrerkreisen. Wir können daher auch behaupten, daß unsere eigentlichen Erziehungstheoretiker, wie ein Pestalozzi, Herbart und Beneke, ihre wissenschaftliche Gemeinde heute vor allem in der deutschen Volksschullehrerschaft finden.

Ist die Erziehung der Gegenstand des Berufsstudiums für den Volksschullehrer, so kann es aber auch nicht schwerfallen, den besonderen wissenschaftlichen Betrieb aufzuweisen, in den der Volksschullehrer, der von Berufswegen die Universität bezieht, eintreten wird. Sein Berufsstudium muß in erster Linie das Studium der Philosophie sein, denn die Erziehungsfrage steht mit allen ihren Wurzeln in dem Mutterboden der Philosophie. Ich wüßte nicht ein einziges von den Hauptstücken der Philosophie, das nicht der wissenschaftlichen Berufsbildung eines Erziehers seinen pflichtigen Beitrag zu liefern hätte: die Seinslehre und die Seelenlehre, die Logik, die Ethik und die Ästhetik, sie alle steuern bei zu dem Berufsstudium des Volksschullehrers. Dieser kann demgemäß sehr wohl als „Student der Philosophie" ins Album der Universität sich einschreiben lassen. Aber warum, höre ich fragen, nicht besser noch als „Student der Pädagogik", denn die „Pädagogik" bedeutet doch „Wissenschaft von der Erziehung"?

Gewiß wird der Volksschullehrer, der die Universität bezieht, in sein Berufsstudium auch die Pädagogik hineinnehmen müssen, gewiß wird er also pädagogische Vorlesungen auf der Universität hören, aber wenn auf die Pädagogik als solche das Schwergewicht seines Studiums fiele, so würde dadurch notwendigerweise das, was doch zweifellos den Grund und Kern seines Berufsstudiums ausmacht, nämlich die philosophische Bildung, vernachlässigt und zu wenig zur Geltung kommen. Überdies hat, was die Pädagogik für sich angeht, der Volksschullehrer schon auf dem

Digitized by Google

Seminar Gelegenheit gehabt, mit ihr wenigstens schulmäßig bekannt zu werden; die Einführung in ein pädagogisches System und in die Geschichte der Pädagogik beschafft ja für den angehenden Volksschullehrer schon seine Berufsschule, das Lehrerseminar. Besonders gilt es aber dann auch für ihn, auf der Universität dem vorzubeugen, daß seine Beschäftigung mit der Pädagogik, die, wie gesagt, keineswegs fehlen soll, nicht einen schülerhaften Anstrich bekomme und sich dadurch in Widerspruch mit der Universität selbst, die ja nicht Schule ist, setze. Der Volksschullehrerstudent darf nicht wiederum auf der Universität ein Lehrerseminar vorfinden, wäre es auch eines in verbesserter und vertiefter Auflage, sowohl um der Universität als auch um des besonderen Zweckes willen, den der Volksschullehrer auf der Universität verfolgen soll und will, ist dies zu vermeiden. Der Volksschullehrerstudent darf also auf der Universität nicht verschulmeistert werden, es darf ihm hier nicht wiederum das Gängelband einer Seminarschule angelegt werden, denn sonst wäre er wohl auf der Universität und wäre doch im eigentlichen Sinne nicht auf der Universität. Die Seminarzeit muß für den Volksschullehrer mit dem Volksschullehrerseminar endgültig vorbei sein, und sein Berufsstudium auf der Universität ist und bleibt in erster Linie immer das Studium der Philosophie.

Die Möglichkeit eines Berufsstudiums für den Volksschullehrer ergibt sich, wie wir gesehen haben, aus der Bildung, die das Volksschullehrerseminar seinem Schüler bietet, und wir hörten schon, daß das Studium der Philosophie die Kenntnis fremder Sprachen nicht als unabweisliche Voraussetzung fordere. Das Bedürfnis eines Berufsstudiums entspringt, wie wir ferner sahen, dem „auserwählten" Volksschullehrer selber aus dem eigenen Berufsleben und dessen besonderen Fragen, die ihre besondere Antwort heischen. Aber über die bloße Möglichkeit und das bloße Bedürfnis hinaus führt zu der Notwendigkeit eines Berufsstudiums für Volksschullehrer der aus der Eigenart der Volksschule geborene besondere Volksschullehrerstand.

Dieser Stand ist, wie die Staatsvolksschule, noch ein junger und noch in der ersten Entwicklung begriffen; er hat sich keineswegs schon ausgewachsen und muß sich daher auch seine besondere Stellung und Gerechtsame vielfach erst erkämpfen gegen geschichtliche Überlieferungen und vererbte Bestände, in die unser Volksschulwesen noch verwickelt ist. Wie jeder Stand in seinen Entwicklungsjahren, so muß auch der Volksschullehrerstand sich

Digitized by Google

seinen Boden Schritt für Schritt erobern, bis auch er auf seinem Gebiete die völlige Selbständigkeit endlich gewinnen wird.

Ist das Volksschulamt ein besonderer Beruf, so wird seine Verwaltung dem Volksschullehrerstande zukommen müssen; der Volksschullehrerstand ist somit erst dann zur vollen Entwicklung und Selbständigkeit gelangt, wenn die Volksschule gänzlich in seinen Händen sich findet.

Wie der Wahrspruch des geistlichen Standes mit Recht lautet: „Die Kirche dem Geistlichen", so lautet der Wahrspruch des Volksschullehrerstandes ebenso einfach und bestimmt: „Die Volksschule dem Volksschullehrer."

Dieser Wahrspruch birgt zweierlei in sich, das der Volksschullehrerstand als seine Gerechtsame beansprucht und aus reinem Selbsterhaltungstriebe sich erkämpfen muß: das Schulhalten und das Schulleiten auf dem Gebiete des Volksschulwesens.

Das Schulhalten ist dem Volksschullehrerstand für die deutsche Volksschule heute schon völlig gesichert, es ist verhältnismäßig leicht errungen, und im Deutschen Reiche findet sich heute keine einzige Volksschule mehr, deren Lehrer nicht dem Volksschullehrerstande angehörte, das will sagen, deren Lehrer nicht die Berufsbildung des Volksschullehrers durchgemacht und nachgewiesen hätte.

Um das Schulleiten auf dem Gebiete des Volksschulwesens aber hat der Volksschullehrerstand noch harte Kämpfe zu bestehen und gegen Geschichts-Ansprüche seine Vernunft-Ansprüche ins Feld zu führen. Auch hier ist es nicht zweifelhaft, daß ihm schließlich der Sieg zufallen muß, aber dieser wird nicht eintreten können, wenn nicht im Volksschullehrerstande selber die Bedingung geschaffen ist, die zum Schulleiten unbedingt erforderlich erscheint, und das ist die wissenschaftliche Bildung derjenigen Standesgenossen, die zum Schulleiten berufen sein wollen. Die Gegner, und zu ihnen gehören vor allem, wie bekannt ist, Geistliche, die von Standes wegen Geschichtsansprüche an das Volksschulleiten erheben — diese Gegner haben nicht ohne Grund und mit bestimmtem Erfolg bisher geltend gemacht, daß dem Volksschullehrer eben die wissenschaftliche Bildung, welche zum Schulleiten durchaus nötig ist, fehle, denn der Volksschullehrerberuf sei kein wissenschaftlicher Beruf. Der Volksschullehrerstand nun, der die bisherige Berechtigung dieses Einwandes gegen seine Forderung, von sich aus die Volksschule nicht nur zu halten, sondern auch zu leiten, im großen und ganzen nicht bestreiten kann, sieht sich daher,

Digitized by Google

will er anders das, was sein eigenes Wesen fordert, verwirklichen, also Schulhalten und Schulleiten auf dem Volksschulgebiete zu seinen Zukommissen gemacht sehen, um seiner selbst willen geradezu genötigt, die Forderung zu stellen, daß dem Volksschullehrer zum Berufsstudium die Universität offen stehe. Der Volksschullehrerstand also ist es, der aus sich selber heraus die Notwendigkeit, daß Volksschullehrer die Universität beziehen, begründet. Das Volksschulleiten ist vernünftigerweise die Sache des Volksschullehrerstandes, und dieser steht selber erst ganz erwachsen da, wenn das Volksschulleiten ihm zugestanden sein wird, folglich muß er für seine Standesgenossen das Recht des Universitätsbesuches fordern, da eben das Schulleiten wissenschaftliche Bildung voraussetzt. Es genügt in der Tat nicht schon zum Volksschulleiten, daß der Leitende schulberufsmäßig gebildet sei und selbsttätig im Volksschullehrerberufe gestanden habe, wenngleich daran festgehalten werden muß, daß auch nur, wer das Schulhalten kennt, also selber geübt hat, die Schule leiten sollte. Aber zum Schulleiten gehört mehr als dieses; der Volksschulleiter soll den Aufgaben und Fragen der Erziehungsschule gegenüber in voller Selbständigkeit und innerer Freiheit dastehen, diese innere Freiheit aber gibt ihm einzig die wissenschaftliche Bildung und daher muß er also außer seiner schulmäßigen Berufsbildung auch die wissenschaftliche Berufsbildung aufzuweisen haben. Ohne Berufsstudium kein Schulleiter.

Der Volksschullehrerstand wird mithin um der Volksschulsache willen, die er vertritt und zu vertreten hat, und um damit zugleich sich selber voll auszuwachsen, das Recht zur wissenschaftlichen Berufsbildung auf der Universität für den Volksschullehrer fordern. Er wird sich von dieser Forderung auch gewiß nicht durch den Hinweis abbringen lassen, daß an manchen Orten Volksschullehrer als Volksschulleiter walten, ohne das Berufsstudium auf der Universität hinter sich gebracht zu haben. Mancher Schulinspektor eines Volksschulwesens ist in der Tat heute zu finden, der eine Universität nicht besucht hat; indes ohne Berufsstudium d. i. ohne wissenschaftliche Berufsbildung stände er doch nicht an dem Platze, den er einnimmt, und wenn wir näher hinsehen, so ergibt sich auch, daß diese Männer ihre wissenschaftliche Bildung, die sie tatsächlich besitzen, auf anderem Wege, nämlich durch sogenanntes Selbststudium rühmenswerterweise sich erworben haben.

Da aber ohne Frage das Universitätsstudium solchem Selbst-

Digitized by Google

ſtudium gegenüber das bei weitem geregeltere ſowie feſter geleitete iſt und demnach auch dem Volksſchullehrer reichere Erfolge verſpricht, ſo wird der Volksſchullehrerſtand ſicherlich auf dieſes Beſſere für ſeine Standesgenoſſen nicht verzichten wollen und dürfen; er muß daher unentwegt an der Forderung feſthalten, daß der Volksſchullehrer die Univerſität zum Behufe ſeines Berufsſtudiums von Rechts wegen beziehen könne.

Europäiſche Kunſtausſtellungen 1902.

Von Franz Servaes (Wien).

Man verlangt heute von einer Kunſtausſtellung, und zwar mit Recht, daß ſie ſelber ein Kunſtwerk ſei, das heißt, daß ſie geſchloſſene Wirkung habe. Jene Ramſchbazare, die ehedem unter dem Namen von Kunſtausſtellungen figurierten, ſind nachgerade für gebildete Augen unausſtehlich geworden. Man will nicht durch Hunderterlei verwirrt und betäubt, nicht durch einen unorganiſchen Anblick empört und beleidigt werden. Man will es nicht — aber leider, man muß es oft genug ertragen. Denn immer noch gleichen manche unſerer Kunſtausſtellungen großen Markthallen, in denen das Gemüſe, gleichviel woher, bunt zuſammengefahren und feilſchend zum Verkauf ausgeboten wird. Von dieſen Kunſtausſtellungen kann hier nicht geſprochen werden; denn es iſt von ihnen nichts zu lernen. Lernen kann man einzig dort, wo Ordnung herrſcht. Ordnung iſt aber eine Äußerung des wägenden Kunſtſinnes, und darum muß ſie das Fundament einer jeden nach Geſchloſſenheit hinzielenden Kunſtveranſtaltung ſein. Sie iſt ſelbſtverſtändlich nur durch Beſchränkung zu erreichen. Da man nicht alles zeigen kann, muß man ſich ein Progamm machen, was man eigentlich zeigen will. Dieſes Programm kann ſehr verſchieden ſein. Es kann z. B. darauf ausgehen, die hundert oder dreihundert beſten Bilder und Plaſtiken der letzten Jahre, ſoweit ſie zu beſchaffen ſind, aus allen Ländern konkurrierend zueinander zu bringen. Oder: das Beſte der

Digitized by Google

schaffenden einheimischen Kunst zusammenzustellen und etwa als Gradmesser ein paar Proben vom Allerbesten der auswärtigen Kunst miteinzustreuen. Oder: eine besondere Gruppe, sei es durch Gleichheit der künstlerischen Überzeugungen oder durch engere Landsmannschaft verbundener Künstler geschlossen vorzuführen. Oder auch: die Einheitlichkeit im Arrangement zu zeigen, indem einige wenige Stichproben guter Kunst mit Werken dekorativen Charakters so zueinander geordnet werden, daß eine behagliche Interieurwirkung entsteht. Es sind natürlicherweise noch mehr Methoden denkbar; dieses aber mögen heute die geläufigsten sein. Ausstellungen dieser Art können mit Vorteil genossen werden. Man kann auf ihnen erfahren, was unsere Zeit will, und was sie allenfalls vermag; man kann auf ihnen dasjenige empfangen, was man künstlerische Stimmung nennt.

Wir wollen hier die hauptsächlichsten Ausstellungen, auf denen etwas zu lernen war, betrachten. Und zwar wollen wir nach dem Prinzip eben dieser Ausstellungen verfahren: eine scharfe Auslese zu halten. Nicht auf viele Namen soll es uns ankommen, sondern auf Hervorhebung des Vorzüglichsten, auf Kennzeichnung des Charakteristischen. Wir wollen versuchen, unserem Kunstzeitalter ein wenig auf den Puls zu fühlen.

Die Pariser Salons.

. . . Hier stock' ich schon . . . Denn fast alles, was wir von einer künstlerischen Ausstellung soeben verlangten, scheint in Paris nicht gekannt oder geflissentlich umgangen zu werden. Die beiden Salons bieten das größte Kunstgewimmel, das überhaupt denkbar ist; zusammen etwa sieben- bis achttausend Nummern! Und doch — ist es möglich Paris zu umgehen?

Freilich bedeutet diese Stadt für unsere Kunstentwicklung nicht mehr das, was etwa noch vor zehn, fünfzehn Jahren. Damals repräsentierte sie schlechtweg die europäische Kunst (die amerikanische miteinbegriffen), weil es in ganz Europa kaum eine künstlerische Erscheinung von Bedeutung gab, die nicht zu Paris in Beziehung stand, dort sich zum erstenmal zur Schau stellte, ihre Wertprägung empfing ꝛc. Das ist mittlerweile anders geworden. Die modernen Völker, namentlich aber die germanischen, sind, nach dem sie in Paris gelernt haben, zu künstlerischer Selbständigkeit gelangt. Sie haben ihre eigenen nationalen Entwickelungen neu begonnen und wirtschaften nun am eigenen Herd.

Digitized by Google

Das gilt von Deutschland, Skandinavien, Schottland, Österreich, Holland; England stand von jeher für sich abseits. Aus allen diesen Ländern, die in sich von hoher energischer Kunsttätigkeit sind, sieht man nur ausnahmsweise Werke in den Pariser Salons. Bloß einige bereits bejahrtere Herren, Mitstreiter aus den siebziger und achtziger Jahren, senden aus alter Pietät noch gern ihre neuesten Werke nach Paris, aber durchaus nicht etwa regelmäßig. Eher hat Deutschland es verstanden, sich durch die Vielheit seiner Ausstellungen zu einer Art von regelmäßigem Ringplatz für internationale Kunst zu entwickeln. In Paris aber sieht man fast ausschließlich französische und etwa amerikanische Kunst; ja man tut am besten und sagt: Pariser Kunst. Das heißt, die künstlerischen Arbeiten derjenigen Leute, die, gleichviel ob Franzosen oder Ausländer, jahraus jahrein in Paris leben und von diesem ungeheuren Stapelplatz moderner Werterzeugung die Signatur ihres Auftretens empfangen.

Aber trotz dieser reduzierten Bedeutung steht Paris in gewissem Sinne immer noch an der Spitze. Es ist nicht bloß die bei weitem größte Kunstproduzentin der Welt, es hat auch nach wie vor die gesicherteste, vielseitigste und rassigste künstlerische Tradition. Wenn auch der „cri de Paris“ nicht mehr das „mot d'ordre“ für ganz Europa bildet, so kann man doch noch unendlich viel dort lernen. Denn die Fülle der Begabung scheint unerschöpflich, die künstlerische Kultur nahezu unbegrenzt. Freilich muß man seine Auslese zu treffen wissen. Denn an Mittelmäßigem und Nichtsnutzigem wird in Paris genau so viel geleistet wie anderswo.

Hier kann man nun den Salons den prinzipiellen Vorwurf nicht ersparen, daß sie die künstlerische Scheidegrenze nicht zu ziehen wissen, weder die mehr konservative Gruppe der „artistes français“ noch die fortschrittlich sich gebärdende „Société nationale des beaux-arts“. Das Gute und das Schlechte hängt wild durcheinander; des Wanderers Fuß droht sich, wenn nicht helle innere Leitsterne ihm leuchten, wie in einem Urwald zu verirren. Die einzige Einheit bietet jene lokale Abgrenzung, daß man im wesentlichen nur Pariser Kunst zu sehen bekommt. Jedenfalls ist hier eine Gelegenheit geschaffen, sich über das, was künstlerisch in Paris vorgeht, in breitester Breite zu unterrichten. Versuchen wir es, uns in engster Enge hierüber zu orientieren.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden großen Heerlagern, die vor zwölf Jahren so zornvoll auseinandergingen, be-

Digitized by Google

steht heute nicht mehr. Bei den „artistes français" findet man höchst moderne Künstler, wie den großen Tierplastiker Gardet oder den Pointilleur und Symboliker Henri Martin, von Jüngeren etwa Caro-Delvaille, J. Grün und Debat-Ponsan u. a. Bei der „société nationale", den ehemaligen „Champs de Mars"-Leuten, aber führt der flaue Kompromiß, in Gestalt ihres Präsidenten Carolus-Duran, das Zepter. Wie man drüben die offiziellen „großen Schinken" von Detaille u. a. sieht, so hier die von Rixens und Gervex: trostlose Leinwandflächen, auf denen die geübte Routine die schöpferische Kraft ersetzt. Auch der Tapezierer-Idealismus eines Dubufe darf sich hier anstandslos breitmachen. Kurz, wo da jener Unterschied sein soll, der sich in Deutschland und Österreich meist so markant äußert und zumal das Wesen der künstlerischen Gesinnung umfaßt, ist hier nicht zu erkennen. Mag die „société nationale" immerhin die kleinere Auswahl, nämlich nur (!) etwa 2500 Nummern, und aus diesem Grunde eine größere Anzahl wirklich belangvoller Werke darbieten, die Differenz der beiden Gruppen ist nicht viel größer als die ihrer Namen — die beide mit etwas anderen Worten dasselbe bedeuten. Man hat ganz wohl daran getan, im gleichen Gebäude friedlich nebeneinander zu hausen, in dem 1900 eröffneten „Grand Palais" in den Champs-Élisées, allwo nur eine schmale Abgrenzung im Innern, mit eigenen Billetschaltern natürlich, die Machtbereiche scheidet.

Was man zunächst von Paris immer wissen will, ist: Wie geht dort der Kurs? Rasch und heftig oder in bedächtigem Tempo? Und wohin steuert er? Ins Mystische, Stilistische, Symbolistische, oder in die Realität des Lebens, ins Rohe und Rauhe, ins Nackte und Gewagte, ins Soziale und Sittenrichterliche? Gemach, gemach! Man findet naturgemäß von allem etwas und gelegentlich sehr Extremes. Aber als Grundwahrnehmung kann man doch hinstellen: Man arbeitet auf einen Ausgleich los, und zwar auf der Grundlage des kultivierten Geschmackes und eines erneuerten Naturstudiums. Man liebt das Brutale heute ebensowenig wie das Verstiegene, das Proletarische ebensowenig wie das Lilienhafte. Man will nicht mehr die nackte Wirklichkeit in ihrer erschreckenden endlichen Form, aber man scheut sich auch vor dem vagen Mysterium mit seiner unendlichen Zerflossenheit. Wenn ich versuchen darf zu sagen, was man will, so scheint es mir dieses zu sein: die Natur möglichst als ein Ganzes zu fassen und dadurch dem einzelnen Ausschnitt mehr Würde und Weihe, gleichzeitig aber auch mehr Besonderheit zu

Digitized by Google

geben; sodann in aller Wahrheit, so unerbittlich sie (geistig betrachtet) auch scheinen möge, doch stets emsig nach der malerischen und plastischen Schönheit zu trachten. Mit einem Wort: das Ausschlaggebende ist heute überall der Geschmack. Und das ist unleugbar ein sehr gesunder Standpunkt. Durch geschmackvolle Behandlung läßt sich selbst das Häßliche in einen ästhetischen Wert umwandeln. Das wußten schon die alten Holländer mit ihren Dorfschenkenprügeleien, das wissen auch die modernen Pariser mit ihrem Kultus des Chic. Dieser setzt oft geradezu eine gewisse Häßlichkeit voraus, die alsdann durch die Kultur der Eleganz spielend überwunden und fast in ihr Gegenteil umgekehrt wird (typisches Beispiel: Toulouse-Lautrec). So ist Geschmack gewissermaßen nichts anderes als der besondere künstlerische Tic, der jedem Ding, ohne von der Wahrheit abzuweichen, eine eigene künstlerische Beleuchtung gibt. Darin sind die Pariser Künstler oft wahre Meister. Es ist z. B. erstaunlich, wie sie kleine Ausschnitte aus dem Leben malen, etwa einen Arbeiterball in irgend einer Pariser Vorstadt, oder ein Volksfest mit Ballonbeleuchtung, oder junge Damen, die Billard spielen, und ähnliche alltägliche Gegenstände. In früheren Jahren hätte man hier das Gegenständliche scharf hervorgekehrt und in genau beobachteten Typen geschwelgt. Derlei deutet man heute mit den spärlichsten Mitteln bloß an, aber mit geradezu intuitiver Sicherheit: es ist das einfach Selbstverständliche, die notwendige Voraussetzung, hinter der das Kunstwerk erst beginnt. Den Nachdruck aber legt man auf die Komposition, auf die Zusammenstimmung der Farbentöne, auf das interessante Spiel der Linien, auf den atmosphärischen Zauber, in dem das Ganze gebadet liegt. So wird alle Härte vermieden und dennoch eine erstaunliche Lebensechtheit erzielt: zweifellos das Zeichen einer sehr hohen Kultur.

Will man zwei Meister der volkstümlichen Darstellung besonders herausheben, so seien Charles Cottet und Lucien Simon genannt. Beide kommen direkt von Manet her, haben sich aber gleichzeitig durch Whistler befruchten lassen. Von dem einen haben sie die derbe, aufrichtige Wahrheitsliebe, den breiten, kräftigen Strich, die Unerschrockenheit und die Größe; vom andern die vornehme, harmonievolle Haltung, die Disziplinierung der Massen, das subtil entwickelte Tongefühl. Beide sind Maler durch und durch. Cottet ist der delikatere, Simon der kräftigere von den beiden. Cottet, der Maler des bretonischen und normannischen Fischerlebens, ist wohl der erste Maler, der mit der herrschenden

Digitized by Google

Hellmalerei gebrochen und die Vornehmheit der dunklen Tonskalen aufs neue kultiviert hat — natürlich auf Grundlage der Natur und nicht etwa des Galerietons. Seine Fischerbilder sind nicht Sittenschilderungen sondern Schicksalslegenden. Sie haben etwas Balladenhaftes. In schwermütig gehobenem Ton, in dunkel fallenden Rhythmen umschreiben sie das Leben jener Armen, die auf öden Dünen am unwirtlichen Meere hausen, dem sie ihr kärgliches Dasein verdanken und ihr bißchen Nahrung unter stets erneuten Todesgefahren abringen. Die Erinnerung an den Tod und seine immerwährende Nähe liegt über fast allen Cottetschen Bildern. Davon haben sie ihre Trauer und große Stille. Im diesjährigen Salon hat er eine „Seelenmesse im Winter". Bei Morgengrauen schleichen schwarz vermummte Gestalten, den bleichen Seepfad entlang, zum fernen Kirchlein. Frauen sind's, in tiefhinabgehenden Kapuzenmänteln, einzeln und paarweise und zudritt. Alle sind vom Rücken gesehen und deshalb gesichtslos, so daß sie wie ein Spuk dahin zu huschen scheinen — fast wie die Schatten jener abgeschiedenen Seelen, die sie betrauern gehen ... Simon, wie gesagt, wirkt robuster. Auch er malt die Bauern der Bretagne und Normandie, doch ohne fatalistische Anklänge. Er zeigt sie im Zirkus zusammengedrängt, wie sie die ärmlichen Künste einer Seiltänzerin glotzend bewundern; er zeigt sie bei der Prozession, wie sie mit finster-gläubigen, derbknochigen Gesichtern hinter ihren Bauernpriestern einherschreiten; er zeigt sie im ausgeräumten niedrigen Gastzimmer, wie sie plump und mit einer Art von feierlichem Ernst im Tanze sich drehen. Dies alles malt Simon ohne jede Spur von Tendenz, mit großartiger Überzeugungskraft, und durchsättigt von malerischer Anschauung. In diesem Jahr hat er u. a. auch ein Gesellschaftsbild ausgestellt: zwei Herren und zwei Damen, die abends bei Tisch auf einer Terrasse sitzen, mit wundervoll gemaltem Eßgerät und einem stimmungsvollen Ausblick in die dunkle Sommerlandschaft des Hintergrundes. Je weniger das als Sujet ist, desto mehr ist es als Kunst. Simon gehört zu den Malern, deren Wie? so mächtig fesselt, das einen das Was? nicht mehr kümmert.

Ein besonderer Ruhmestitel der französischen Malerei war von jeher das elegante Frauenporträt. Wenn irgendwo, so mußte sich hier die Geschmackskunst der modernen Pariser bewähren. In der Tat sieht man kaum irgendwo in der Welt soviel fesselnde und manchmal schier berückende Frauenbildnisse als auf Pariser Ausstellungen. Neben den gebürtigen Franzosen zeichnen sich

Digitized by Google

hier die in Paris herangebildeten Amerikaner besonders aus; doch auch andere Ausländer, wie etwa der französierte Italiener Boldini (der leider heuer fehlt). Viel „Seelentiefe" freilich darf man in diesen Bildnissen nicht suchen. Alles ist auf den prickelnden, bestrickenden Sinneseindruck gestellt. Aber dessen sind diese Maler im höchsten Grade mächtig und, was die Hauptsache ist, sie bedienen sich durchaus nicht etwa unlauterer Mittel sondern bleiben vom ersten bis zum letzten Pinselzuge künstlerisch. Was sie einzusetzen haben, ist ihr köstliches Temperament und ihre oft ganz unvergleichliche Verve. Man würde glauben, daß sie selber wie im holden Rausch gemalt hätten, wäre nicht diese erlesene und souveräne Beherrschung der künstlerischen Mittel, die uns verrät, wie sorglich die Maler wählen, wie raffiniert sie berechnen. Auf „Schönheit" im landläufigen Begriff gehen sie durchaus nicht aus; aber auf höchste Kultur des Ausdrucks. Von den sechs Pariser Modedamen, die etwa Aman-Jean in seinem „Park" vereinigt, ist vielleicht nicht eine einzige schön, kaum hübsch oder anmutig. Ja sie sind sogar affektiert und geziert, wie sie sich in gesuchten Stellungen zwischen geschnittenen Taxushecken einherbewegen und vor einem kreisrunden Bassin mit einem stolz dastehenden Pfau schäkern, selber so gespreizt und prächtig-kühl wie dieser stutzerhafte Vogel. Und doch kann man kaum die Augen losreißen von diesem Bilde. Als dekorativ-geschmackvolle Komposition sucht es einfach seines Gleichen. Selbst was von Affektation darin steckt, stört hier nicht. Die gehört einfach mit dazu; sie ist hier wahr, ist stilvoll. Natürlich könnte kein anderer als ein Franzose es wagen, derlei zu malen, ohne direkt abgeschmackt zu werden; aber selbst unter Franzosen war (außer Besnard) wohl nur Aman-Jean imstande, über diese Darstellung, durch den zart-diskreten Zauber der Farbe, gleichsam den Schleier von etwas Geheimnisvollem zu werfen und uns so Poetisches ahnen zu lassen. Seltsam, wie Affektiertheit, innerhalb einer späten, vielleicht überreifen Kultur, zu einem feinen und berechtigten Kunstmittel werden kann! Auch Gandara (trotz seines spanischen Namens ein geborener Pariser) kennt das und wendet es geistreich an. Er zeigt uns z. B. eine schlanke, blasse Blondine, die, träumerisch an ein hohes Sofa gelehnt, die Empfindsamkeit ihrer weltschmerzlich angehauchten Seele zugleich mit der fabelhaften Eleganz ihrer Toilette vor uns in Positur setzt. Diesmal ist die junge Dame hübsch genug, um auch ohne Affektation auskommen zu können. Aber was will man? Sie ist Pariserin und

Digitized by Google

macht die Mode mit, spleenig wie eine junge Engländerin zu sein: und das hat der Maler festgehalten, treulich, wiewohl nicht ohne geheime Spöttlichkeit. Aber schließlich, es geht auch ohne diesen Paprika. Das zeigt uns der Amerikaner Sargent auf dem wundervollen Bilde der „Zwei Schwestern", herrlicher Geschöpfe, die in prangender Schönheit und Gesundheit, wie zwei junge Königinnen dastehen; und erst recht Raffaëlli, der beim Porträt einer weißgekleideten jungen Dame sogar einen kleinen Anhauch von Spießbürgerlichkeit nicht scheut und trotzdem etwas ganz Exquisites bietet.

Der Seelenvollste aller französischen Maler ist Carrière. Manche schelten ihn einen Manieristen, weil er die menschlichen Gestalten, wie durch Rauch und Dämpfe gesehen, vor uns erscheinen läßt, mit zerflossenen Konturen, die Farben alle aufgelöst in ein schleierhaft umhüllendes Grau. Aber mit welch ungewöhnlicher Sicherheit und Richtigkeit steht, trotz dieser zerflossenen Konturen, die Zeichnung da, so daß, aus angemessener Entfernung gesehen, die Gestalten sich uns suggestiv offenbaren! Und welch ein Reichtum an distinguiertem Farbengefühl schlummert in diesem scheinbar so eintönigen Grau, welch ein zartes Hinab- und Hinübergleiten der verschwiegensten, erlesensten Nüancen! Carrières künstlerisches Ziel aber ist: losgelöst von aller brutalen Bestimmtheit und pedantischen Kleinigkeitsjägerei, einzig die intimste Wesenheit eines Menschen, durch Betonung des charakteristischen Seelenzuges, vor uns aufleben zu lassen. Er berührt sich hier mit Whistler und Rodin, seinen beiden Geistesverwandten. Um ihr Ziel zu erreichen, muß diese Kunst bis zu einem gewissen Grade dem naiv-sinnlichen Eindruck Gewalt antun. Alltagsaugen erschauen nicht die Seele sondern bleiben an den Zufälligkeiten des Körperlichen haften. Um diese Zufälligkeiten womöglich ganz zu tilgen, wählte Carrière seine „Manier". Da sie seine individuelle Sonderart ist, so scheint sie uns entschuldbar, und zu tadeln höchstens bei seinen Nachäffern, die natürlich nicht ausgeblieben sind. Jedenfalls aber ist es Carrière gelungen, das, was ihm vorgeschwebt hat, uns künstlerisch nahezubringen. Er hat im heurigen Salon nur sechs Studienköpfe. Aber, indem er auf alles, was Komposition heißt, verzichtete, hat er gleichsam das Wesen seiner Kunst in höchster Reinheit offenbart. In diesen sechs aus Nebelschleiern uns anblickenden Köpfen erscheint uns das Innerste wie bloßgelegt. Es ist, als spürten wir den Atem der Seele. Ein leises, tiefes Trauern weht uns an, ein wehvoll

Digitized by Google

zuckendes Entsagen, ein Sichhinausſehnen in Lichtheit und Schönheit, ein ins Jenſeits ausgeſpanntes ſtilles Hoffen. So etwa deuten wir uns das Leben dieſer Köpfe. Andere werden vielleicht anderes ſagen. Für das, was die Seele denkt und fühlt, ſind alle menſchlichen Worte unzureichend.

Wie Carrière den Menſchen anſchaut, ſo betrachtet Le Sidaner die Landſchaft. Auch bei ihm verbirgt ſich die Aufdringlichkeit der ſinnlichen Erſcheinung hinter wehenden Dunſtſchleiern. Auch er läßt hinter dieſen Schleiern ein Tieferes fühlen. Le Sidaner iſt unendlich delikat. Er hat etwas mehr Farbe als Carrière, aber aufs ſtrengſte abgetönt zu ruhevoll-zitternder Harmonie. Er malt nur Bilder des tiefſten Schweigens, wann alles menſchliche Leben gewichen iſt: eine Dachterraſſe, über die es flockig ſchneit; einen verlaſſenen Hof, mit einer einſam brennenden Tiſchlampe; eine verloren in dunkelndem Park vor ſich hinträumende Frauenbüſte. Neben ihm iſt Ménard gegenwärtig der geſchmackvollſte franzöſiſche Landſchafter. Er iſt im eigentlichen Sinne des Wortes Koloriſt. Doch ruht auch bei ihm die Farbe, tief-gebändigt. Alles orgiaſtiſche Schwelgen iſt ihr verſagt. Zu ſchöngegliederten ſtillen Maſſen verſammelt, liegt ſie ſchweigend da, von Gold- und Silbernebeln geheimnisvoll überrieſelt. Ménard liebt die langen austönenden Linien, in denen gleichſam ein ſehnendes Schwellen unſerer Seele ſich gelaſſen wieder dämpft. In ſeinen Bildern iſt Muſik. Man muß ſich ihnen hingeben: dann beginnen ſie leiſe und ergreifend zu tönen.

Ich ſchließe meine Überſicht über die Pariſer Salons. Es wäre natürlich noch „unendlich viel" zu ſagen. Aber die Spitzen der gegenwärtigen Bewegung glaube ich berührt zu haben. Es erhellt, daß in Paris der Tumult weſentlich nachgelaſſen hat, und daß das Sehnen nach innerem Frieden und ſchönheitsvoller Ruhe gegenwärtig deutlich zu ſpüren iſt.

Berlin und München.

In Deutſchland aber herrſcht Bewegung!

Der neuerdings ausgebrochene Kunſtkrieg zwiſchen Berlin und München hat vielerlei Staub aufgewirbelt. Vielleicht mehr, als die Sache wert iſt! Denn um große Prinzipien ſcheint es ſich nicht dabei zu handeln, noch weniger um die endgültige Zuſprechung einer Vorherrſchaft — die ja ein Unſinn wäre! Aber mit einem wohlfeilen Achſelzucken ſoll man doch nicht darüber

Digitized by Google

hinweggehen. Das Schauspiel an sich hat historisches Gepräge. Es zeigt, welch ein Kraftgefühl in den künstlerischen Kreisen Norddeutschlands erwacht ist, daß man so ohne weiteres München zum Wettkampf herausfordert. Man denke: das alte, mit Traditionen und Talenten gespickte München, das sehnsüchtige Ziel vieler Hunderte von kunstbeflissenen Jünglingen sowie Zehntausender von eifrigen Sommerreisenden, die erfüllt sind von edlem Durst nach Bier, Kunst und Gebirgsluft! Was war demgegenüber bisheran Berlin? Man kann es getrost aussprechen: ein Schrecken aller Kunstfreunde! Wer ein Dutzend Jahre lang (wie der Schreiber dieser Zeilen) als Einwohner von Deutschlands Reichshauptstadt die allsommerlichen Kunstveranstaltungen im — sagen wir: Liebesgarten am Lehrter Bahnhof hat über sich ergehen lassen, der kann selbst ein paar Jahre später das Gefühl von Trostlosigkeit und Öde noch nicht in sich verwinden, das sich in jenem Zeitraum beim Anblick berlinischer Kunstbestrebungen in ihm angesammelt hat. Und nun hat sich in wenigen Jahren das Blättlein so gründlich gewendet! Zwar der Kunstpalast am Lehrter Bahnhof bleibt, was er war: im großen und ganzen eine quantité negligeable! — aber in der „Sezession" hat all die verborgene Kraft, die schon seit manchen Jahren in Berlin sich regte, sich nunmehr gesammelt und durch Zuzug tüchtiger junger Kräfte — bezeichnenderweise meist aus München! — entsprechend verstärkt. Längst war ferner in Berlin, wenn auch im kleineren Kreise, eine ganz ungewöhnlich hochentwickelte Kunstintelligenz tätig, und mit dem immensen Wachstum der Stadt hatte sich notgedrungen auch der moderne Kunsthandel immer mehr dort festgesetzt. Diese drei Elemente — schaffende Kunst, kritisches Kennertum und gewiegter Geschäftsgeist wirken jetzt in Berlin zusammen, mit jener kühnen und zähen Energie, die der norddeutschen Metropole eignet, und von der zu hoffen steht, daß sie die schlimme Ungunst äußerer Verhältnisse nach und nach werde überwinden oder doch mindern können.

Dies ist das Neue und Wertvolle in der gegenwärtigen Lage deutscher Kunst: Berlin beginnt sein eigenes Kunstleben zu bekommen. Und selbstbewußt, entschlossen und wagemutig, wie man dort ist, dokumentiert man das durch die Lossagung von München. Man will seinen eigenen Weg gehen: anderes scheint mir hinter der Sache nicht zu stecken, und die in München vielfach rege gewordene Sorge vor preußischem Übermut und preußischen Übergriffen entbehrt nicht des komischen Beigeschmacks.

Digitized by Google

Münchens Kunstgröße zu bestreiten oder gar umstürzen zu wollen, kann doch im Ernst niemandem beifallen. Wenn ein einzelner bramarbasierender Herr so tut, so macht's ihm wahrscheinlich einen besonderen Spaß, die biederen Münchener zu erschrecken. Kaltblütig sein und die Kräfte sammeln und anspannen, ist das einzige, was die Münchener jetzt zu tun haben. Und da man in Berlin (und auch anderswo in deutschen Landen) das gleiche tut, so darf man hoffen, daß aus der Rivalität der beiden Kunststädte nichts anderes herausspringt als — eine Erhöhung der künstlerischen Energie und Schaffenskraft in Deutschland.

Einstweilen hat Berlin in diesem Sommer gezeigt, daß es sich wirklich in fröhlichem Aufstieg befindet. Die Ausstellung der Sezession war nicht bloß die beste und interessanteste, die Berlin je gesehen hat, sondern überhaupt eine der markantesten Kunstveranstaltungen, von denen man seit manchen Jahren reden konnte. Nur etwa dreihundert Werke der Malerei und Plastik waren beieinander — aber man fühlte sich unter echter und ehrlicher Kunst. Das Wesentliche aber war, daß die Berliner Arbeiten (etwa zwei Drittel des Ganzen) sich in der sehr erlesenen Gesellschaft bester deutscher und ausländischer Kunstwerke mit Anstand zu behaupten vermochten. Das Niveau hat sich also beträchtlich gehoben. Trotzdem hatte die Ausstellung weniger darin ihre Bedeutung, daß sie zeigte, was man schon erreicht habe, als, was man noch erreichen wolle, auf welches Ziel man losarbeite. Das ließ sich aus dieser Ausstellung, obgleich sie ohne Engherzigkeit und parteiliche Beschränktheit arrangiert war, deutlich erkennen. Man will in Berlin weiterfortschreiten auf der in Frankreich durch Manet, in Deutschland durch Wilhelm Leibl eröffneten Bahn strengsten und redlichsten Naturstudiums und solider aber keineswegs philiströser technischer Durchführung. Dieses Progamm (so muß man ja wohl sagen) läßt erkennen, daß man sich in Berlin klar bewußt ist, noch in einem Anfangsstadium der Entwickelung zu stehen. Es handelt sich zunächst um systematische Erziehung der jungen Künstler zum freien und gewissenhaften Naturdienst, zur Ablehnung alles Phrasenhaften und Leichtfertigen, zur sinnlich-unmittelbaren, empfindungsvollen Erfassung der Dinge. Lieber verstößt man einstweilen gegen den guten Geschmack als gegen die Aufrichtigkeit und Naturwahrheit. Man rechnet dabei scharf und klug mit den lokalen Bedingungen und Eigentümlichkeiten. Man will auf der einen Seite den lang erhaltenen Erbfehler der Berliner Malerei, die Welt mit dem

Digitized by Google

Verstand statt mit den Augen anzusehen, bewußt und energisch bekämpfen, andererseits die starke Tugend der Norddeutschen, den Dingen kühl und furchtlos ins Gesicht zu sehen und seine Meinung ehrlich herauszusagen, für die Kunst fruktifizieren. Der Impuls ist somit vorhanden; hoffentlich werden die Kräfte auf dem langen und beschwerlichen Wege nicht erlahmen.

Einstweilen ist es eine Freude, sich so mitten unter Werdendem zu fühlen. Mag auch die Sprache der jungen Maler mitunter noch hart und ohne Liebreiz sein, so hat sie dafür um so echteren Ton. Nehme man z. B. Hans Baluschek, diesen unverfälschten Urtypus des malenden Berliners: im Sehen noch nicht frei von der Direktion des etwas vorlauten Verstandes, aber dafür in der Empfindung von wahrhaft verblüffender, selbst grausamer Ehrlichkeit. Er hat als Erster mit Bewußtsein das Berliner Volk — den vierten Stand und was noch darunter steht, das Lumpenproletariat — zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung gemacht, und er geht dabei von rücksichtsloser Lebensbeobachtung aus. Damit hat er, in Ergänzung des mehr aristokratischen Menzel, der Berliner Kunst ein Gebiet erschlossen, das sie aufs engste mit dem lokalen Boden verknüpft. Hier fühlt man mit besonderer Kraft das Anheben einer neuen Entwickelung. Freilich hat sie, wenn man etwa an Paris zurückdenkt, vorerst noch viel Unwirrsches und Herbes, dazu einen gewissen literarischen oder besser noch: journalistischen Zug, der sich aber gewiß verwischen und in reine künstlerische Anschauung wird umsetzen lassen. Baluschek ist einstweilen vom Stofflichen seiner Darstellung noch so mitgenommen, daß er auf die formale Durchbildung im Sinne der Tonschönheit und malerischen Harmonie kaum Rücksicht nimmt. Es kann ihm passieren, daß er eine Bahnwärterlaterne lediglich als quadratischen gelben Fleck, ohne einen davon ausgehenden Lichtschein malt — weil er sich für diesen Lichtschein einfach nicht interessiert, also gerade für dasjenige nicht, was sonst für moderne Maler oft allzusehr die Hauptsache ist.

Neben Baluschek, der ganz wie Neuland wirkt, zeigen sich die übrigen Berliner Maler meist als ziemlich wohlerzogene junge Leute, die in Paris und München tüchtig gelernt haben und nun, in der oben angegebenen Richtung, unter Liebermanns Vorantritt, rüstig weiter marschieren. Einzelne tun noch sehr jung und ungestüm und scheinen durch die Ungeniertheit ihrer Pinselführung dem braven Spießbürger einen Graus einjagen zu wollen. Als Vertreter dieser Gruppe gilt namentlich Slevogt, der erst

Digitized by Google

kürzlich von München nach Berlin übergesiedelt ist, ein starkes, etwas rauhes Talent voll erfreulicher Frische der malerischen Anschauung. Sein „D'Andrade" hält nicht ganz, was der Künstler bisher versprach. Die Ungezwungenheit wirkt hier schon ein wenig als Pose, und die „Genialität" der Mache ist stärker als ihre Solidität. Voll impressionistischer Urkraft zeigt sich Corinth, sowohl in seinem „Selbstporträt mit Modell" wie auch ganz besonders in seinem Bildnis des Dichters Peter Hille, einer tiefen und ergreifenden Personifizierung der literarischen Bohème. Mag man hier immer noch etwas Sturm und Drang spüren, so ist Liebermanns großes Gemälde „Simson und Delila" eine völlig abgeklärte und ausgereifte Leistung modernster Malkunst. Man möchte sagen, daß hier der Impressionismus geradezu das Gepräge des Klassischen bekommen habe. Das Momentane, Flüchtige, Aktuelle ist in voller Unmittelbarkeit just in dem Moment erhascht, wo sich die ganze Fülle der Situation und des Geschehens darin ausdrückt. Delila hat dem Simson die erste Locke abgeschnitten und reicht sie triumphierend den (unsichtbaren) Philistern hinüber. Das ist in der Frechheit der Bewegung von eben solch überzeugender Wahrheit, wie im Umriß der hellen Silhouette von höchster künstlerischer Geschlossenheit. Darum steht das Bild auch als Geschmacksleistung sehr hoch, mag auch der etwas schmutziggraue Grundton, der Prägnanz des Ausdruckes zuliebe, auf alle sinnliche Wohlgefälligkeit stolz verzichten.

Damit ist die Hauptlinie, in der sich die Berliner Sezession bewegt, bis zu ihrem Höhepunkte verfolgt. Es ist aber nicht die einzige Linie. Schon Leistikow weicht etwas ab, obgleich er sich gerade neuerdings wieder einer mehr naturalistischen Auffassung geneigt zeigt. Martin Brandenburg verbindet mit einem sensitiven landschaftlichen Naturstudium einen hellen, schalkhaften Märchensinn. Ganz abseits aber steht Ludwig von Hofmann, der zarte bunte Träumer und Poet, der die Innigkeit und Paradiesesfreude eines Schwind mit dem lichten Farbenjubel eines Besnard vereinigt. Und so zeigt sich auch in der Wahl auswäriger Künstler, daß die Berliner Sezession keineswegs auf ein Dogma eingeschworen sein will. Neben Manet, Monet, Leibl, Graf Kalckreuth ist auch Klinger angemessen vertreten, als Maler mit seinem „Homer" (einer farbigen Variante zu einer Radierung aus der „Brahms-Phantasie"), als Plastiker mit seiner „Asenijeff" und seiner Liszt-Büste, sowie mit dem bemalten Gipsentwurf zum „Bethoven" (der indes besser weggeblieben wäre). Und weder der

Digitized by Google

radikale Stilisierer Ferdinand Hodler (mit seinem „Wilhelm Tell") noch der ganz in psychische Mysterien verstrickte Edvard Munch (mit seinem Zyklus „Die Liebe") blieben vom künstlerischen Wettkampf ausgeschlossen. Es handelt sich hier um unzweifelhafte Künstlerpersönlichkeiten, und mag ihre Art heftig umstritten sein, es gehörte sich, daß man einem urteilsreifen Publikum sie vorführte.

Und nun nach München! Aus der Rauheit der Berliner Luft kommen wir hier in eine viel gesättigtere Atmosphäre. Darin spürt man sowohl das südlichere Klima wie auch die ältere, reifere Kunsttradition. In München stellen „Sezession" und Künstlergenossenschaft getrennt aus, in verschiedenen Gebäuden. Trotzdem ist der Unterschied nicht so groß als etwa in Berlin, wenn auch bedeutend größer als in Paris. Die „Sezession" hat schon das eine für sich, daß sie kleine Ausstellungen veranstaltet, gleichwie in Berlin im Umfange von etwa dreihundert Werken, mit dem markanten Unterschied jedoch, daß sie diese auf doppelt soviel Säle verteilt, mithin eine bei weitem ruhigere, schönere Gesamtwirkung erzielt. Die „Genossenschaft" haust im Glaspalast fast so unwirtlich wie die analoge Berliner Gesellschaft am Lehrter Bahnhof. Doch hat man es immerhin verstanden, teils durch Verkleinerung der Säle, teils durch Unterspannnug der Dachkonstruktionen, erträgliche Wirkungen zu erzielen. Wenn nur die erschreckende Massenanhäufung nicht wäre! Es ist unmöglich, daß unter 2755 Werken sich lauter „Kunst" befinden solle. Im Gegenteil, die Kunst muß unter solchen Umständen von der Ware an die Wand gedrückt werden. Es wirkte auch betrüblich, daß die Genossenschaft selber so wenig zu bieten hatte, und daß die Gäste das Beste beisteuern mußten. Zwar waren Schotten, Belgier und Italiener wenig belangvoll vertreten, sogar (mit Ausnahme der letzteren) überraschend armselig; aber ein paar deutsche Kunstgegenden zeichneten sich angenehm aus: Stuttgart mit Reiniger, Schleswig-Holstein mit Olde, Dettmann und Mohrbutter, Frankfurt mit dem freilich nicht mehr manierlosen Trübner. Auch ein paar Verstorbene, wie Wilhelm Zimmermann, namentlich aber der farbenkräftige, offenbar von Delacroix inspirierte Faber du Faur, wußten durch große Kollektionen Pietät und Interesse zu wecken. Aber von den alten berühmten Größen versagten manche geradezu schmerzvoll, namentlich Lenbach der noch nie so roh und oberflächlich wirkte wie in diesem Jahr. Im Vergleich zu ihm zeichnete sich Fritz August Kaulbach, in all seiner Geziertheit und koketten Dämonie, durch Geschmack und Sorgfalt vorteilhaft aus.

Digitized by Google

Auch die Luitpoldgruppe wußte nicht sonderlich zu interessieren. Da sind gewiß (von ein paar Manieristen abgesehen) manche recht tüchtige, ernstarbeitende Künstler beisammen; aber es fehlt an Individualitäten. Was ist das für eine Kunst, vor der man zwar Respekt fühlt, die aber nicht die Kraft hat, einen in der Tiefe zu bewegen? Dies vermochte im Glaspalast einzig die „Jugend"-Gruppe der unter dem Sammelnamen „Die Scholle" vereinigten Künstler, Leute wie Georgi, Eichler, Münzer, die beiden Erler und verschiedene andere. Sie hatten zusammen drei Säle, darunter Georgi ganz allein einen für seine farbigen Zeichnungen: die gehören allerdings zum Scharmantesten, das man in diesem ganzen Kunstsommer zu sehen bekam: reizvolle, großgesehene Naturausschnitte mit entzückender Lebensstaffage, was diesen Blättern einen novellistisch-bekannten Beiton verleiht. Den Gemälden der „Schollen"-Leute macht man des öfteren den Vorwurf, daß sie eine gewisse Illustrationstechnik verrieten. Zugegeben, daß es hier noch etwas zu beseitigen gilt, so ist doch auch die großzügigere, das Dekorative berücksichtigende Haltung dieser Bilder auf die Lehre der Illustrationstätigkeit zurückzuführen. Aber ganz eine Sache für sich ist die prachtvolle Frische, Beherztheit und Frohlaunigkeit dieser Bilder. Man fühlt wirklich ein Stück Jugend und Natur, atmet würzigen Schollenduft, wenn man durch diese Säle schreitet.

Ich glaube, die Sezession würde viel darum geben, wenn man diese Empfindung in ihren Räumen auch hätte. Aber die Münchener Sezession hat den Schmetterlingsstaub der Jugend gar zu rasch von sich abgestreift! Und ob die Vorzüge des reiferen Alters dafür immer ein genügender Ersatz sind, steht doch wohl dahin. Die Münchener Sezessionisten streben, auf etwas veränderter Grundlage, der Geschmackskultur der Franzosen und Engländer nach, doch ohne sich allenthalben jene Frische bewahrt zu haben, die uns in Paris vielfach so wohltat. Will man denn schon alt werden in jenen Kreisen? Alles aufs Raffinement stellen? Auf eine kränklich-verzärtelte Farbenwahl, und auf bizarre, herausfordernde Linienspiele? Und warum tut man vielfach so feierlich, so unnahbar? Stuck beispielsweise malt seine eigene werte Persönlichkeit, wie sie, vornehm in einen Gehrock gehüllt, vor der Staffelei steht und die hochverehrte Frau Gemahlin abkonterfeit. Wäre das nicht mit soviel malerischer Verve hingesetzt, es wäre einfach unausstehlich. Mir scheint, daß man das hohe und vielseitige Können, das man sich in München erworben hat, sozusagen

Digitized by Google

etwas gemütlicher verwenden könnte. Gemütlichkeit ist ja die Münchener Nationaltugend. Warum kehrt man sie in der Kunst jetzt so wenig hervor? Oder besteht sie vielleicht darin, daß man so vielfach hinter den Schotten herläuft und sich von diesen imponieren läßt? Das hat man doch wirklich nicht nötig!

Ich würde über die Münchener Sezessionisten gerne sanfter reden, wenn ich nicht fände, daß sie so sehr viel können und geschmacklich so weit vorgeschritten sind. Darum sollten sie trachten, sich mehr innere Geschmeidigkeit und Jugendlichkeit zu bewahren. An sich war ihre Ausstellung vortrefflich, ein bischen arm in der Plastik, aber malerisch von solcher Erlesenheit, daß man spürte, wie diese Leute „mit allen Hunden gehetzt" sind. Berlin reicht an dieses Niveau noch lange nicht heran; aber es zeigt mehr Persönlichkeitsprägung und Zukunftsmut. Und daher kommt dann auch die „freche Schnauze", die ihm scheinbar jene Überlegenheit gibt, die es in Wirklichkeit gar nicht besitzt oder verdient. Es ist beispielsweise schwer, in München ein paar ganz besondere Leistungen herauszugreifen. Man sieht zuviel Niveaukunst; die Arbeiten, so verschieden sie untereinander sind, stehen fast gleichwertig nebeneinander. Habermann, Keller, Herterich, Hengeler, Angelo Jank, Samberger — welche Namen! Voll und echt und rein von Klang! Aber wer steht den anderen voran? Doch, vielleicht einer: Uhde! Von dem indes ist leider nicht viel mehr zu erwarten. Oder Stuck? Der ist bei all seinem stupenden Können jetzt immer äußerlicher und fabriksmäßiger geworden. Dann sind ja freilich auch noch köstliche Jungens da, wie Diez und Zumbusch, die humorvollen Phantasten, oder Kaiser, Buttersack, Piepho, Crodel, die vorzüglichen Landschafter, und zuletzt auch noch die gesamte Zügelschule mit ihrer breiten, wuchtigen Naturderbheit! Vielleicht ist es eben dieser Reichtum, der uns verwirrt und gar zu anspruchsvoll macht. Von München glaubt man stets das Höchste verlangen zu müssen. Es ist auch da — im Niveau! Und darum eben ist es doch nicht das Höchste — denn das ist die herausstechende Persönlichkeit!

Karlsruhe und Düsseldorf.

Eine sehr schöne Kunstveranstaltung war die Jubiläumsausstellung in Karlsruhe. Das Verdienst daran gebührt vornehmlich dem Professor Ludwig Dill, ehemaligem Präsidenten der Münchener Sezession. Nach Münchener Muster war denn auch diese Kunst-

Digitized by Google

schau veranstaltet: nicht allzu umfangreich, aber höchst gewählt in der Qualität. Das Ziel war: nach Möglichkeit eine Vorstellung von der internationalen Beschaffenheit der heutigen Kunst zu geben. Und dies ist, wenn auch des engen Rahmens wegen einige Länder und Persönlichkeiten etwas zu kurz kamen, doch annähernd erreicht worden. Man machte einen Spaziergang durch die Kunst der ganzen Welt, wenn man durch diese dreißig angenehmen Säle schritt und sich die dort untergebrachten sechs- oder achthundert Werke ansah.

Um der Ausstellung einen Schwerpunkt zu geben, erfuhr die badische Kunst, wie sich das gebührte, eine besondere Berücksichtigung. Einem großen Toten, Anselm Feuerbach, huldigte man mit besonderer Andacht. Drei Frauenbildnisse aus Privatbesitz, Werke von jener stillen und abgeklärten Majestät, die diesen Künstler auszeichnete, sah man da hängen. Es war ein Hochgenuß. Sanft-trauervoll und schwärmerisch-schwermütig sind diese Feuerbachschen Frauen, dabei von der goldenen Glut des Südens verklärt. Und das gibt ihnen wiederum etwas Erhaben-Gleichmütiges, Sinnlich-Selbstgenügsames, wodurch die Schwermut gedämpft wird und jedenfalls völlig freibleibt von Sentimentalität. Ein Zweiter, der's verdiente, mit Herzlichkeit geehrt zu werden, ist unser lieber deutscher Hans Thoma. Der ist jetzt seit ein paar Jahren Direktor der Karlsruher Gemäldesammlung, und nebenbei ein wenig Malprofessor — doch immerhin mehr als ihm gefällt und den jungen Leuten gut sein mag. Denn Thomas Kunst ist doch nicht zum Lernen oder Nachahmen da. Die ist etwas Still-Besonderes für sich, kindlich und verträumt, naiv und weltfroh, phantasievoll und andächtig, einfach und treuherzig. Dürer und Holbein, Ludwig Richter, Schwind und Böcklin reichen sich auf seinen Auen gar friedlich die Hände. Und darüber tönen liebe Weisen, wie aus des Knaben Wunderhorn, bald heiter, bald traurig, aber immer gefaßt. Diese Welt wurde nun in einem ganzen Saal voller Bilder vor uns ausgebreitet. Man sah ins grüne Land, über Teiche und Flüsse, auf sanfte Hügel und zwischen mageren Baumstämmen und versteckten Häuserchen hindurch. Und da waren denn entweder Menschen vergnügt, oder Engelchen tummelten sich schalkhaft umher, oder es ritt ein junger Knappe keck ins Land, oder es geigte Einer fromm in der Nacht, vor Wonne still-entrückt. Und auch alte Menschen sah man mit schweren, herben Gesichtern, in die das Leben viel hineingeschrieben hatte. Aber unfroh waren die auch nicht; meist spielten Kinder unweit von ihren Knieen.

Digitized by Google

Einen besonderen Ehrenplatz aber erhielt das jüngste Werk des Meisters Hans, das Porträt des regierenden Großherzogs. So menschlich-traulich ist wohl noch nie ein Fürst abkonterfeit worden. Das ist fast mit der gleichen Innigkeit gemalt, mit der die alten deutschen Meister den lieben Gott darstellten, so recht als fürsorglichen Vater und treuen Menschenfreund. Nie sah ich ein Denkmal, das mich so ergriffen hätte wie dieses schlichte Bild.

Soll ich nun neben Thoma auch Ferdinand Keller nennen? Lieber nicht — obschon er sein eigenes Gemach erhielt wie jener. Das geschah aber wohl nur aus lokaler Connivenz. Die Welt hat ein Recht, darüber hinwegzugehen. Aber bei Schönleber darf man ein Stückchen verweilen, weil er so redlich und rüstig schafft und immerzu an sich arbeitet. Er ist ein Landschafter von großer Zuverlässigkeit, derb und stark in der Farbe, klar in der Zeichnung, seiner ganzen Art nach, ich möchte sagen: gut bürgerlich. Er arbeitet jetzt daran, die ihm anhaftende Schwere ein wenig zu überwinden und leichter, durchsichtiger, graziöser zu werden. Glück auf den Weg!

Manch Gutes ist den Karlsruhern aus München gekommen. So haben sie Weishaupt für sich gewonnen, den vortrefflichen Tiermaler, der heuer ein ungemein ehrlich gesehenes Bild vorführt: Kühe, die ins Wasser gewatet sind und den Beschauer anglotzen. Ferner ist Fehr übergesiedelt, ein hervorragendes Lehrtalent und ein in allen Künsten und Kniffen der modernen Technik geschmackvoll bewanderter Maler. Und nun endlich auch Ludwig Dill, diese alte Säule der Münchener Kunst, das Haupt der vielbesprochenen Landschafterschule von Dachau, der er auch jetzt noch allsommerlich ein paar Monate widmet. Es war berechtigt, daß Dill in Karlsruhe die Dachauer Künstlergruppe ihrer Bedeutung nach vorführte, darunter auch den sehr hoffnungsvollen, leider viel zu früh verstorbenen Arthur Langhammer. Die Dachauer sind von Whistler und den Schotten inspiriert, aber in unablässigem emsigem Studium vor der Natur haben sie mit unzweifelhaftem Erfolg um die eigene Kraft des künstlerischen Ausdrucks gerungen. Sie gehen nicht ohne einige Willkür und Gewaltsamkeit vor, da sie kein Bedenken tragen, gelegentlich die Landschaft durch — ich rede im Ernst: durch schwarze Brillen zu betrachten. Das tun sie nicht etwa aus Freude am Trübsinn, sondern im Streben nach höherer und milderer Harmonie der Farben und Töne: und die Resultate geben ihnen bis zu einem gewissen Grade Recht. Wenigstens ist nicht einzusehen, warum

Digitized by Google

nicht auch dieser Weg einmal versucht werden soll; der allein seligmachende braucht es ja darum gewiß nicht zu sein. Vielleicht gehen die Dachauer in der Ausmerzung der Naturdetails schon zu weit, indem sie ihre Landschaften in ein Konglomerat schöner, blaßfarbiger Schatten verwandeln und ihnen dadurch den Charakter von etwas Unsinnlich-Übersinnlichem verleihen. Jedenfalls wollen wir uns die Gefahr, die hier liegt, ehrlich eingestehen. Um so rückhaltloser können wir dann anerkennen, was diese Maler, vornehmlich aber Dill, an Geschmack der Komposition und Anmut der Flächenverteilung gewonnen haben. Ästhetisch betrachtet sind diese Bilder etwas Exquisites. Sie umschmeicheln unser Auge, umkosen unsere Nerven. Gewiß, das ist nicht mehr naiv angeschaute Natur. Aber es ist eine sublime, entzückensvolle Umdichtung.

Ich will mich nicht in Details verlieren und nenne deshalb von den Deutschen, die in Karlsruhe zu finden waren, bloß noch einen einzigen, einen fast völlig Unbekannten, den in Frankfurt hausenden Fritz Boehle. Das ist wirklich einmal wieder eine ganze und echte Persönlichkeit, vielleicht etwas schrullenhaft und sonderbar, aber in all ihrer Stachligkeit und Eingezogenheit doch für ein deutsches Gemüt nichts weniger als unsympathisch, weil echt germanisch-trotzig und stark. Dabei offenbar ein heimlicher Gemütsmensch, so ein verschämter Schlimmtuer. Bildet sich da ab, grimmig dreinschauend und mit einem ruppigen Köter, doch zugleich mit einem Weinglas in der Hand und vor einem gemütlichen, im Schattengrün verdeckten Häuschen, das ganz wie die Wohnstätte dieses Malers ausschaut. Auch die große Liebe zu Tieren, Schweinen und Pfluggäulen, die aus Boehles Radierungen spricht, zeigt uns, daß dieser Mann ein Herz hat. Vor allem aber hat er eine ganz prachtvolle starke Anschauung; und das ist für ihn als Maler die Hauptsache.

Unter den Ausländern ragte vor allem Segantini hervor, dessen großem Triptychon der Alpenwelt die Eingangshalle eingeräumt wurde. Neben Böcklin und Leibl (und selbstverständlich Feuerbach) war er der größte Tote, der in der Karlsruher Ausstellung seinen Tribut empfing. Es gab außer dem Triptychon noch vier oder fünf andere Bilder von Segantini, die leider etwas verzettelt aufgehängt waren, so daß die Gesamterscheinung des Künstlers nicht zu derjenigen Geltung kam, wie sie es sollte. Immerhin, Segantini schlägt auch heute noch alles, was zufällig in seine Nähe kommt: vor dieser leuchtenden Kraft und Frische

Digitized by Google

der Natur, vor dieser helltönenden Fanfare aus der Alpenwelt verblaßt und verstummt alles, was sonst in unserer Zeit sich um die Darstellung von Luft und Sonne ringend bemüht hat.

Und nun müßte ich also das übrige Ausland noch rasch durcheilen: Frankreich und Belgien, die sehr gewählt vertreten waren, Rußland, Österreich, Skandinavien und Spanien, die wenigstens nicht fehlten. Doch will ich bloß noch ein paar Worte über die englischen und amerikanischen Maler sagen, weil diese, die auf allen Ausstellungen verführerisch herausstechen (sofern sie eine Minderheit bilden), in Karlsruhe ganz besonders vorzüglich vertreten waren. Die Delikatesse, der Schmelz, die weiche Pikanterie des modernen Malstrichs findet man nirgends so juwelenhaft-zart und bezaubernd wie bei gewissen Malern der angelsächsischen Rasse. Im Frauenporträt stehen sie ohne weiteres neben den besten Franzosen, denen sie an Temperament und Verve nachstehen mögen, an seelischem Timbre aber weit überlegen sind. So war Lavery mit einigen Bildnissen vertreten, für die jedes Wort der Bewunderung gerade gut genug ist. Und das gleiche gilt vom Kinderporträt, in dem der Amerikaner Chase das Duftigste, Poesievollste, kurz: Empfundenste leistet. Über die Landschafter verliere ich gar nicht erst viele Worte. Die bahnbrechende Bedeutung dieser Maler ist längst weltbekannt.

Das Gegenstück zu Karlsruhe bildete Düsseldorf. Hier hatte man innerhalb der rheinisch-westfälischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in einem eigens neu erbauten Palast eine deutschnationale Kunstausstellung veranstaltet, zu der auch die Wiener Künstler zugezogen wurden. War es die Rivalität der großartigen Vorführungen westdeutscher Industrie und namentlich der ganz eminenten Maschinenbaukunst, daß Malerei und Plastik hier so minderwertig wirkten? Oder war es bloß die unglückliche Veranstaltung dieser Kunstschau, die daran die Schuld trug? Beides hat offenbar zusammengewirkt. Wohl auf keinem Gebiet hat sich unsere Zeit so schöpferisch erwiesen als in der Konstruktion von Maschinen, und wohl noch niemals hat man Maschinen in solcher Fülle und Vollkommenheit und in so blendender Vorführung gesehen wie diesen Sommer in Düsseldorf. Gegenüber der brutalen Übermacht des hierdurch erzeugten imponierenden Eindrucks mußte von vornherein die Kunst mit ihren soviel milderen Wirkungsmitteln im Nachteil sich befinden. Wollte sie sich zur Geltung bringen, so bedurfte sie der stärksten Konzentration, der größten Innigkeit, um durch die höchste Fülle der ihr ein-

Digitized by Google

geborenen Macht zu siegen. Statt dessen lief in Düsseldorf alles auf Zersplitterung hinaus. Die Ausstellung war viel zu umschichtig angelegt. Ein Riesenbau war gewissenhaft bis aufs letzte Plätzchen vollgestopft worden. Und was das Schlimmste war, Düsseldorf hatte für sich selbst die Hälfte des Raumes beansprucht. Es wollte einmal zeigen, was es kann, und was es wert ist; statt dessen hat es gezeigt, wie geradezu fürchterlich es allenthalben noch zurücksteht. Kurz heraus: die Düsseldorfer Kunst hat den Anschluß an die moderne Zeitentwickelung verpaßt, und allem Anscheine nach ist es jetzt bereits zu spät, das Versäumte wieder einzuholen. Wo so unendlich viel schon verwaschen ist, da können keine neuen üppigen Farben mehr hervorsprießen — es müßte denn ein Wunder geschehen! Wo Peter Janssen der König und Eduard von Gebhardt der Papst ist, da ist das Wachstum der modernen Kunst unterbunden. Beide Herren sind gewiß persönlich recht tüchtige Künstler, und Gebhardt hat sogar einmal einen Moment gehabt, wo es schien, als könne er dereinst neben Uhde und Thoma stehen — doch das ist vorüber, und heute ist der Einfluß dieser Leute direkt niederhaltend. Was sich verhältnismäßig am selbständigsten in Düsseldorf regt, sind Landschaft und Genre, auf die die Nähe Hollands und seiner Malerei belebend und klärend einwirkt. Das Porträt aber ist größtenteils grenzenlos fade, das Phantasiebild unselbständig, und die monumentale Historie — siehe Peter Janssen, den monumentalen Epigonen! Es hat demnach keinen Zweck, auf die Einzelheiten einzugehen. Auch auf die z. T. gelungenen Sonderausstellungen der übrigen deutschen Städte nicht. Ich könnte in der Hauptsache nur dasjenige wiederholen, was ich anderswo zu sagen hatte. Durch den besonderen Geschmack des Arrangements stach in hohem Grade Wien hervor. Auch davon wird an anderer Stelle die Rede sein. Desgleichen vom Kunstgewerbe, in dem Van de Velde die geschlossenste und machtvollste Erscheinung bot. Über Japan aber und altrheinische Kirchenkunst hier zu reden, würde den Rahmen dieser Darstellung ungebührlich anschwellen. So nehmen wir denn von der Düsseldorfer Ausstellung einen lauen, kurzen Abschied. [Fortsetzung.]

Digitized by Google

Probleme des Verbrechens und der Strafe.

Von Ferdinand Tönnies.

2.

Das Wegekreuz, das den Zugang zu einer objektiven und also wissenschaftlich gültigen Ansicht des Problems versperrt, ist die Frage des freien Willens. Die Meinung, daß jemand Strafe verdient hat, daher mit Recht gestraft werden könne und — vielleicht auch um anderer Zwecke willen — bestraft werden müsse, scheint untrennbar mit der Vorstellung verbunden und dadurch bedingt zu sein, daß er seinen Willen frei bestimmt habe zu der Tat, daß er die Freiheit hatte zu tun oder zu unterlassen, daß er die Strafbarkeit seiner Handlung kannte und sie dennoch bewußt wollte, also sich aus eigener Entschließung dem Gesetze widersetzt habe; eben dadurch hat er sich schuldig gemacht. Weil der normale, erwachsene Mensch, als ein vernünftiger, diese Fähigkeit, seinen Willen frei zu bestimmen, besitze, weil alle einander in dieser einen Hinsicht gleich seien, darum — so sagt oder denkt man — könne das Gesetz sich an alle wenden, zu allen sprechen: „Wer" solches und solches tut, wird auf solche und solche Weise bestraft. Die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze wird als ein wesentliches Prinzip der Gerechtigkeit aufgestellt und behauptet. — Seit lange nun aber hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß das Wollen des Menschen bedingt ist wie ein anderes natürliches Ereignis; daß es verursacht wird durch Faktoren innerer und äußerer Art, die zum größten und schwersten Teile nicht seinem Wollen ihr Dasein verdanken; und soweit dies der Fall ist, so war auch jenes Wollen bedingt und unausweichlich. Daß dieser Mensch diese Tat begeht oder sich dieser Unterlassung schuldig macht, ist ebenso notwendig, wie es notwendig ist, daß dieser Stein, den ich in die Luft werfe, zur Erde fällt. Wenn aber dem so ist, wie kann man den Menschen verantwortlich machen? Muß man nicht ausschließlich Mitleid haben mit dem Armen, der von liederlichen Eltern erzeugt, in Schmutz und Entbehrungen aufgewachsen, durch schlechte Beispiele verlockt, vielleicht hinlänglich mit Verstand begabt war, um das Gesetz zu erkennen und zu verstehen, unmöglich aber die Maxime des gesetzlichen Handelns so in sein Gemüt aufnehmen konnte, wie es uns, den Begünstigten, zu teil geworden

Digitized by Google

ist, denen es unnatürlich und widrig erscheinen würde, unsern Lebensunterhalt durch Diebstahl zu suchen? die wir uns die erbärmliche Lage dessen kaum vorzustellen vermögen, der dazu die Versuchung in sich empfunden hat, dem eine solche Lebensweise gar zur Gewohnheit geworden ist? Muß man nicht auch Mitleid haben mit jenem anderen Manne, der von Jugend auf an ein üppiges und reichliches Leben gewöhnt wurde, der an die Spitze eines großen Geschäftes gestellt, entweder die Aufgabe zu groß für seine Fähigkeiten fand, oder von Mißgeschick heimgesucht, in das Mißgeschick anderer hineingerissen wurde und in dem Wahne, daß es verborgen bleiben werde, daß er alles wieder gut machen könne, in der Angst vor dem Zusammenbruch, hoffend, dem gräßlichen Schicksale der Armut und Verachtung zu entgehen, zur Fälschung, zur Untreue, zum Betruge seine Zuflucht nahm? Wie sehr es ihn gereuen mochte nachher, wie sehr ihm ekeln mochte vor seinem eigenen Tun — sicherlich, im Augenblick, da er tat, konnte er nicht anders; er, so wie er einmal war und geworden war — wäre er ein anderer gewesen, stark, mutig, fest, von angeborenem oder erworbenem Widerwillen gegen niedriges und unehrliches Handeln erfüllt, dann freilich — aber ist es seine „Schuld", daß er diese edlen Eigenschaften nicht besaß? Edles kommt von Edlem und Gemeines von Gemeinem. In nicht wenigen Fällen wird man sogar sagen dürfen: er handelte so, wie die Mehrzahl seiner Richter an seiner Stelle, in genau derselben Lage, auch gehandelt hätte. Und doch verurteilen, doch strafen wir? — Die radikale Zwecktheorie, wie sie zumeist von Philosophen, Psychologen, Soziologen vertreten wird, aber gerade in neuerer Zeit auch unter Juristen und eigentlichen Kriminalisten ihre Anhänger gefunden hat, antwortet darauf: Allerdings. Wir strafen, weil die Strafdrohung ihre Kraft behalten soll. Das allgemeine Interesse, also auch das Interesse dieser Unglücklichen, die den Schutz der Gesetze so wenig entbehren können und wollen wie alle anderen, gebietet, daß gegen das Unrecht Schranken aufgerichtet werden; wer sie zu durchbrechen versucht, tut es weil er muß, aber er tut es auch auf seine Gefahr: die soziale Folge, daß er bestraft wird, ist ebenso eine notwendige Folge wie die natürliche Folge, daß er ausgleitend und zu Falle kommend einen Knochenbruch erleidet; wenn wir Mitleid mit ihm haben, so haben wir auch Mitleid mit dieser notwendigen Folge seines Tuns. Daß wir selber die soziale Folge in unserer Hand haben, gibt uns keinen Grund, sie zu beseitigen oder preiszugeben. Wir sind genötigt,

Digitized by Google

die Strafe zu verhängen, weil wir nur durch dieses Mittel unsern Zweck: die möglichste Verhütung von Verbrechen, oder die Erhaltung des öffentlichen Friedens erreichen können. „Aber" — werden nun die Verteidiger der Willensfreiheit entgegenhalten — „ihr werdet doch nur den strafen, der da wissend gehandelt hat? der Recht und Unrecht unterscheiden konnte, der einen normalen Verstand besaß, der also gleichsam eingewilligt hat in die ihm bekannte gesetzliche Folge seiner Tat? nur den strafen, den ihr verantwortlich machen könnt? und wie könnt ihr ihn verantwortlich machen, wenn ihr sagt, daß er nicht anders konnte, daß er getan hat wie er mußte, daß die Umstände, die gesellschaftlichen Verhältnisse, oder — wenn ihr überhaupt menschliche Schuld zugebt — die Eltern und Erzieher oder die Kameraden und Verführer des Menschen die Schuld daran tragen, daß er so geworden ist und so handeln mußte?" Ich meine, daß die richtige Antwort auf diese Fragen etwa folgendermaßen lauten müßte: Daraus, daß wir Grund haben, den Menschen verantwortlich zu machen, folgt nicht, daß er verantwortlich ist; und daraus, daß er — in einem metaphysischen Sinne — nicht verantwortlich ist, folgt nicht, daß wir nicht berechtigt seien, ihn — im rechtlichen Sinne — verantwortlich zu machen. Indem wir ihn verantwortlich machen, bedienen wir uns einer Fiktion oder, wenn man lieber will, wenden wir eine Idee auf ihn an, eben die Idee der Freiheit des Wollens, die in keiner Erfahrung ihr vollkommenes Gegenbild hat. Wir drücken dadurch aus, daß wir denken, auf jeden normalen Menschen übe die Vorstellung einer drohenden Strafe — ebenso wie etwa die Vorstellung der sittlichen Verwerflichkeit — irgendwelche Wirkung aus, ob sie gleich bei vielen erfahrungsmäßig unzureichend ist, sie von verbrecherischen Taten abzuhalten; obgleich wir dies, eben wegen ihrer üblen Anlagen, und wenn wir der traurigen Umgebungen gedenken, worin sie aufgewachsen sind, völlig begreifen können. Wenn wir im gegebenen Falle einen Menschen für das, was er unserer Vermutung nach getan hat, verantwortlich machen, wenn wir ihn für „zurechnungsfähig" erklären, so sagen wir damit nur aus, daß ein bestimmtes Verhältnis zwischen seinem Denken und Wollen einerseits, dem Geschehenen andererseits bestehe, daß dieses zu jenem gehöre und davon abhängig sei, daß er, insofern er ein Ich ist, d. h. der menschlichen Eigenschaft, die wir als Vernunft bezeichnen, teilhaftig ist, der Urheber dieser Handlung sei und dafür geachtet werden müsse. Nur solche Urheber aber wollen wir strafen, denn nur

Digitized by Google

an sie, an mögliche freie d. h. vernünftige Urheber von Handlungen konnte unsere Androhung von Strafe sich wenden; und die Bestrafung geschieht um der Androhung willen. Sie ist insofern gerecht, als sie die Erfüllung eines (wenn auch negativen und dem Individuum ungünstigen) Versprechens ist, und die Berechtigung zu diesem Versprechen — der Drohung — leitet sich aus dem allgemeinen Interesse an der allgemeinen Wirksamkeit dieses Versprechens her. Den strafen, von dem wir wissen: er handelte, weil er mußte; wissen: unsere Drohung konnte auf ihn, obgleich er der Vernunft teilhaftig war, nicht in genügender Weise wirken, weil die Antriebe zur Tat zu stark — in ihm und außer ihm — waren; den strafen, d. i. ihm als Folge seines Tuns Leid zufügen, scheint freilich hart. Aber es ist die Konsequenz davon, daß wir ihn verantwortlich machen, ihn für zurechnungsfähig erklären; und dies ist keineswegs ein Übel, das ihm zugefügt wird — so scheint ihr Verteidiger der realen Willensfreiheit es aufzufassen, wenn ihr glaubt, daß unsere Behandlung des Verbrechers mit unserer Ansicht von ihm sich nicht vertrage — es ist vielmehr eine Ehre, die der Gattung erwiesen wird, die auch ihre geringsten Exemplare vor den unvernünftigen Wesen auszeichnen soll, daß sie zur Verantwortung gezogen, daß sie vor den ordentlichen Richter gestellt werden, daß sie sich verteidigen dürfen wider die Anklage, kurz, daß mit ihnen auf gesetzliche Art, d. i. nach allgemeinen Regeln, verfahren wird, und vor allem, daß die Gegenwirkung gegen ihr schädliches Tun — eben die Strafe — in vorher bestimmter und begrenzter Weise geschieht. Indem wir den Elenden bestrafen, obgleich wir, nach seinem Naturell, seiner Vergangenheit, vielleicht schon nach seiner Physiognomie und Schädelbildung nur allzugut begreifen, daß er der Versuchung zu dieser niedrigen Tat nicht widerstehen konnte; indem wir ihn bestrafen, entziehen wir ihn zugleich der Selbsthilfe des Beleidigten, der Rache des Geschädigten, entziehen wir ihn der „Lynch-Justiz", der wir eben in den Fällen, wo die Strafe nicht gewiß scheint oder eine ungenügende Strafe erwartet wird, nicht immer zu wehren vermögen; entziehen wir ihn jedenfalls der willkürlichen und ungemessenen Behandlung durch die Polizei, die sonst irgendwie gegen die Wiederkehr ebensolcher oder ähnlicher Handlungen von seiten ebendesselben Individuums Vorkehrungen treffen müßte. Wir geben ihm sein Recht. Alles dies sind Wohltaten, die wir ihm erweisen, sind als solche gemeint und wirksam. Dieser Gesichtspunkt vermehrt unser Recht

Digitized by Google

und stärkt in hohem Grade unser gutes Gewissen, womit wir, als „Deterministen", uns unterfangen, das Strafrecht anzuwenden. — Also ergäbe sich für die Praxis kaum ein nennenswerter Unterschied, ob man davon ausgeht, daß alle normalen Menschen insofern gleich sind, als sie die eine gleiche absolute Qualität der Willensfreiheit besitzen, oder ob wir dies verneinen und die Zurechnungsfähigkeit nur als einen ideellen Maßstab betrachten, den wir an die höchst verschieden gearteten und bedingten Menschen anlegen? Am Ende wären es nur verschiedene Namen derselben Sache — die Einen nennen sie freier Wille, die anderen Vernunft oder Bestimmbarkeit durch Motive oder geistige Gesundheit oder normale Gemütsverfassung? — Es ergeben sich doch sehr bedeutende Unterschiede und eben durch diese Unterschiede wird der Gegensatz der Schulen hell illustriert. Sie liegen in den Begriffen, nicht bloß in den Namen begründet. Denn eben am Verhältnis zu unseren Begriffen können wir — die wir den Determinismus zu Grunde legen — zeigen, daß wir mit klarerer Bewußtheit den Dingen gegenüberstehen. Auch wir bilden den Begriff des vernünftigen, verantwortlich zu machenden, zurechnungsfähigen Menschen. Aber wir wissen, daß die Gleichheit der unter diesen Begriff subsumierten Individuen nichts ist als eine Fiktion — eine zweckmäßige, ja eine notwendige Fiktion, aber immer eine Fiktion, d. i. ein Gebilde unseres Denkens. Für jene — die Indeterministen und für die naive, vulgäre Auffassung — ist sie eine Realität. Der „freie Wille" ist eine metaphysische Essenz, die, immer sich selber gleich, wie ein Gott in der Brust jedes Menschen wohnen soll, mit wunderbarer Fähigkeit begabt, keinem Naturgesetz unterworfen, selber ursachlos, aber Ursache der mächtigsten Wirkungen, nämlich aller menschlichen Handlungen, die nicht etwa durch äußere Mächte, nämlich durch fremden Willen erzwungen worden sind. Hingegen Vernunft, oder wie immer wir die Qualität nennen mögen, die den Menschen als Menschen bezeichnet, ist etwas, das jeder in verschiedenem Grade, ja in verschiedener Art besitzt, nicht anders als etwa die Kraft in Arm- und Beinmuskeln, als Seh- oder Hörschärfe, Unterscheidungsvermögen der Geruchs- oder Geschmacksnerven ,und was dergleichen mehr ist. — Aus diesem großen und wichtigen Unterschiede folgen tiefgehende Konsequenzen.

Der Richter, der von jener — sagen wir es unumwunden: wissenschaftlich unzulänglichen psychologischen Ansicht ausgeht, hält es im allgemeinen für selbstverständlich, daß ein Mensch, der nicht

Digitized by Google

rast, der in verständlicher Rede spricht, der, wie die Akten ergeben, mit Anpassung der Mittel an seine Zwecke, ja methodisch und planmäßig gehandelt hat, daß ein solcher Mensch „zurechnungsfähig" ist und war, daß er also insofern der übergroßen Mehrheit aller übrigen Menschen gleich ist; denn die Wahnsinnigen sind Ausnahmen. Er hält es also von vornherein für sehr unwahrscheinlich, daß ein Mensch, der nicht offenbar wahnsinnig, auch nicht ausdrücklich und durch einmütiges Urteil der Sachverständigen für wahnsinnig erklärt worden ist, zurechnungsfähig; es scheint ihm ausgeschlossen und ganz und gar unverständlich, daß in Bezug auf die Zurechnungsfähigkeit ein Mehr oder Minder denkbar sei; er läßt sich genügen an der Schlußfolge: dieser Mensch hat dies getan; er ist zurechnungsfähig; er befand sich im Augenblicke der Tat nicht in einem Zustande, der „die freie Willensbestimmung ausschloß" — also ist er schuldig; also können und müssen wir ihn verurteilen; also muß er die Strafe erleiden. — Für den anderen Richter, der zugleich die Notwendigkeit alles Geschehens und die Relativität aller Begriffe klar und deutlich eingesehen hat, wird es von vornherein problematisch sein, ob ein ihm vorgeführtes Individuum mit hinreichendem Grunde derjenigen Gruppe beigezählt werden könne, an die das Gesetz mit seiner Strafdrohung allein sich wenden will, den Menschen nämlich von normaler Bestimmbarkeit oder Vernünftigkeit oder den in dieser Beziehung hinlänglich geistig gesunden; denn wenn es auch für manche Zwecke notwendig ist, zu unterscheiden und auszusprechen: „gesund" oder „krank", so wissen wir doch in Bezug auf die Gesundheit der übrigen Leibesorgane gut genug, daß es ihrer sehr viele Grade gibt, z. B. von einem „prachtvollen", „unverwüstlichen" bis zu einem schwachen und überempfindlichen Magen; und daß es in betreff des Nervensystems und jenes allerzartesten, kompliziertesten Organes, dem wir die Kraft des Denkens zuschreiben, sich nicht anders verhält, mit anderen Worten daß es auch sehr viele Grade geistiger Gesundheit gibt, ist in Wahrheit schon ins allgemeine Bewußtsein übergegangen, ja, wenn man es genau erwägt, niemals ganz unbekannt gewesen. Ein Richter, wie wir ihn nunmehr voraussetzen, weiß darum auch, daß es ein Akt formaler Willkür ist, eben darum freilich auch sehr sorgfältiger Erwägung bedarf, ob ein Individuum in die Gruppe der „durchaus" oder „hinlänglich" Gesunden eingeschlossen oder von ihr ausgeschlossen wird und werden soll. Er wird es um so sorgfältiger erwägen, da er ferner weiß, daß die Zurechnungsfähigkeit

Digitized by Google

in diesem relativen Sinne ein Ehrentitel des Menschen ist, den man ihm nicht ohne schwerwiegende Gründe aberkennen darf. Während der frühere Richter sich ungern dazu entschließt, jemanden für unzurechnungsfähig zu halten, 1. weil er es für sehr unwahrscheinlich hält, daß hinreichender Grund dafür vorhanden ist, 2. weil er darin so etwas wie eine Privilegierung und begünstigende Exemtion erblickt, die den Inkulpaten von der Strafe befreit, welche ihm doch offenbar als Vergeltung für die ihm zuzurechnende Tat gebührt; . . . so wird auch dieser neue Richter sich nicht leichtherzig dazu bewegen lassen, die Zurechnungsfähigkeit zu verneinen, 1. obgleich er es keineswegs für unwahrscheinlich hält, daß die Abweichungen von der als normal vorgestellten und gesetzten intellektuellen Beschaffenheit im gegebenen Falle groß genug sind, ein solches Verdikt zu begründen; weil aber die Untersuchung schwierig, oft mehrdeutig, weil Simulation auf Grund des Wunsches, für irre gehalten zu werden, nicht selten (welche Simulation freilich oft ein Symptom wirklicher Perversität der geistigen Verfassung darstellt); weil man wünschen muß, daß in möglichst vielen Fällen auf die reguläre, einfache rechtliche Art verfahren werde, wünschen muß, daß die Voraussetzung des Strafrechts in betreff des Einflusses von Strafandrohungen nicht zu oft Lügen gestraft werde. 2. weil er aber auf der anderen Seite in der Behauptung der Unzurechnungsfähigkeit etwas erkennt, was schwerer für das Schicksal des Menschen ins Gewicht fällt als die meisten Strafurteile; in der Tat eine capitis deminutio maxima, eine moralische Enthauptung; etwas was zwar einem Gauner erwünschter sein kann als schwere physische Strafe, aber doch auch für den etwanigen Simulanten sehr große Unbequemlichkeit und, wenn er ein gefährlicher Mensch ist, jedenfalls keine geringere und kürzere Unfreiheit im Gefolge haben wird, als die „zugerechnete" Tat haben würde. Wenn das geltende Recht nicht die notwendigen Konsequenzen aus einer solchen Erklärung zieht, so ist das ein offenbarer Mangel, eine einfache Lücke, deren gründliche Ausfüllung nicht lange unterlassen werden kann.*) — Es liegt auf der Hand, daß das Ergebnis für den

*) Bei Beratung des geltenden Strafgesetzbuches im Jahre 1870 wurde vom Reichstag die Resolution gefaßt: „den Bundeskanzler aufzufordern, im Wege einer Vorlage die Regelung eines Verfahrens herbeizuführen, durch welches Personen, die wegen ihres Geisteszustandes oder als Taubstumme für straflos erklärt worden sind, im Falle der Gemeingefährlichkeit einer wirksamen Beaufsichtigung überwiesen werden können". Bisher hat diese Resolution noch keinen Erfolg gehabt.

Digitized by Google

Richter der alten und für den Richter der neuen Schule ein sehr verschiedenes sein wird. Jener hält für seine Pflicht, im Namen des Staates Vergeltung zu üben; er meint, wenn die Frage der Zurechnungsfähigkeit vorliegt, über eine objektive Tatsache zu urteilen, deren Bejahung in der Regel so selbstverständlich ist, wie die Bejahung der Frage, ob der Mensch *sehen* könne (schwieriger ist bekanntlich schon die Untersuchung, ob einer normalsichtig ist); er sträubt sich gegen die Anerkennung von Tatsachen, die seinem Begriffe vom freien Willen als einer allgemein menschlichen Qualität zu widersprechen scheinen. Er wird die Zurechnungsfähigkeit *sehr selten* verneinen. Der Richter neuen Stiles wird sie ziemlich oft verneinen: nämlich so oft die befragten Psychologen*) einstimmig sind, oder wenn er auch nur *eines* der Gutachten für beweiskräftig zu halten sich in seinem Gewissen verbunden fühlt, in dem Sinne, daß ein Fall „verminderter Zurechnungsfähigkeit" vorliege. Denn die *verminderte* Zurechnungsfähigkeit ist für den Kriminalisten ihre Verneinung. Als Tatsache steht es fest, daß unter den Urhebern von Verbrechen aller Art halbirre Individuen zahlreich vertreten sind. Der neue Richter wird daher, auch wenn am Strafgesetze nichts verändert wird, dazu beitragen, die Straf-Anstalten von den wohl in jeder anzutreffenden mehr oder minder geisteskranken Personen zu entlasten. Daß solche in Straf-Anstalten schlechterdings nicht hineingehören, daß sie darin keiner angemessenen, am allerwenigsten einer heilenden Behandlung teilhaft werden können, versteht sich von selbst. Es ist unter den obwaltenden Umständen nicht zu vermeiden, daß Individuen, deren geistige Gesundheit gar keinem oder doch keinem gewichtigen Zweifel unterworfen war, als sie verurteilt wurden, in der Strafanstalt psychisch erkranken: nicht nur sind sie ebenso wie andere Menschen dem ausgesetzt, sondern die neuen Lebensbedingungen wirken in besonders ungünstiger Weise auf vorhandene Anlagen dieser Art; keineswegs alle Bedingungen: die ruhige und regelmäßige Lebensweise, die angestrengte Arbeit, die Versagung des Alkoholgenusses sind Momente, die für dissolute und haltlose Naturen sicherlich vorteilhafter sind, als das vagierende und ausschweifende Leben, dem sie entzogen wurden; dagegen ist aber die Ausschließung von der menschlichen

*) Die Psychologie hat bisher freilich noch keine gesetzliche Anerkennung gefunden. Als forensischer Psycholog wird immer nur der Arzt befragt, und zwar mancher Arzt, dessen psychiatrische Kenntnisse sich auf die herkömmliche Einteilung der Geisteskrankheiten beschränken.

Digitized by Google

Gesellschaft, der unabläſſige Zwang, die unausgeſetzte Beobachtung, der faſt ausſchließliche Aufenthalt in geſchloſſenen Räumen, für viele die drückende Einſamkeit der Zelle, für alle das Gebot des Schweigens und die furchtbare Monotonie dieſes durch und durch künſtlichen Zuſtandes — alles dies ſind ſo gefährliche, verdüſternde Umſtände, daß die Schädlichkeit der Strafanſtalt, in der hier bedeuteten Hinſicht, mit Recht für überwiegend gehalten wird. Es iſt des öfteren ausgeſprochen worden, daß der heutige Richter Strafen verhängt, deren eigentliches Weſen er nicht kennt, da er um die Vollziehung ſich nicht zu bekümmern braucht und in Wirklichkeit dagegen gleichgültig iſt. Ein Richter, der befliſſen ſein wird, die Urſachen der ſtrafbaren Handlungen, daher auch die Beſchaffenheiten der Täter zu erforſchen, wird ſich der Einſicht nicht verſchließen können, daß in vielen Fällen die Behauptung der Zurechnungsfähigkeit und demnach die Verurteilung des Individuums zu langjähriger Unfreiheit, unter den Bedingungen, die ſie bisher als Strafe charakteriſiert haben, eine unnütze Grauſamkeit bedeutet. Er wird dann auch aus dieſem Grunde dem Zweifel an der normalen Beſchaffenheit des Delinquenten weiteren Spielraum geben, als ihm bisher gegönnt worden iſt, und wird ſich durch das urteilsloſe Geſchrei einer blöden Menge leichtgebildeter Schwätzer nicht beirren laſſen. Dieſe freilich werden weit lieber an die Bosheit als an die Krankheit ihrer Mitmenſchen glauben, ſchon weil die zornige Entrüſtung ein angenehmerer und gemeinerer Affekt iſt als das Mitleid.

3.

Noch mehr und noch deutlicher als für den Richter wird für den Geſetzgeber, der mit den hier beſprochenen Einſichten Strafbarkeit und Strafwürdigkeit betrachtet, die Aufgabe eine andere. Er wird erſt, nachdem er dieſe Einſichten erworben hat, in gehöriger Weiſe erwägen, welche Wirkungen ſein Werk, das Strafgeſetz, haben könne, haben werde. Wenn er ſich an alle oder doch an alle Zurechnungsfähigen wenden muß, ſo weiß er doch, daß die Gleichheit, die der Begriff der Zurechnungsfähigkeit in ſich einſchließt, eine Fiktion iſt. Wie das Geſetz ſelber, ſo iſt auch dieſe Vorausſetzung ſein Werk, er wird ſich deſſen bewußt, daß ihm obliegt, die Merkmale der Zurechnungsfähigkeit zu beſtimmen, ihre Grenzen feſtzulegen. Der Geſetzgeber alten Stiles ſuchte dieſe Grenzen in der Wirklichkeit. Er begegnete ſchon einer tödlichen Schwierigkeit, wenn er herausfinden wollte, in welchem Lebensalter

Digitized by Google

die Zurechnungsfähigkeit beginne. Niemals konnte man die Prinzipien der Vergeltung und der Gleichheit so weit treiben, daß man kleine Kinder für den Schaden, den sie wenn auch absichtlich verursachen, strafrechtlich verantwortlich machte; und doch ward im römischen Rechte die Regel niedergelegt und ging ins kanonische Recht über, daß Kindern, die mehr als 7 Jahre alt (über die zweite Zahnperiode hinaus) seien, unter Umständen schon ihre Taten zugerechnet werden müssen. Die neueren Gesetzgebungen haben teils dem Ermessen des Staatsanwalts oder des Richters die Entscheidung, ob ein Kind zu verfolgen und zu verurteilen sei, überlassen, teils haben sie eine Altersgrenze gesetzt, die aber schon innerhalb der Staaten des ehemaligen deutschen Bundes — charakteristisch genug — zwischen dem vollendeten achten und dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre schwankte. Für das vollendete zwölfte Lebensjahr, das in unser noch heute gültiges Reichs-Strafgesetzbuch aufgenommen wurde, ist ein Gutachten des preußischen Medizinal-Kollegiums, das physiologische und psychologische Gründe dafür geltend machte, bestimmend gewesen: „die äußeren Eigentümlichkeiten des Kindesalters pflegen bis zum zwölften Jahre vorzuherrschen;" erst gegen das Ende dieses, des Knabenalters*) seien „von einer Berücksichtigung anderer, von wahrer Überlegung und deshalb von Gründen, die über persönliche Empfindungen hinausgehen, und von einer freien Willensbestimmung" mehr als die ersten Spuren sichtbar. Gegenüber der gemeinrechtlichen Praxis, die auf der Carolina (Kaiser Karls des Fünften Peinlicher Gerichts-Ordnung) beruhte, bedeutet diese Fixierung nur insofern etwas Neues, als sie gleichsam um einen Kalendertag gerinnen macht, was dort flüssig gelassen wurde; denn diese Praxis unterschied bei den 7 — 14 jährigen, ob sie infantiae proximi oder pubertati proximi seien, und zu letzteren wurden solche, die bereits im vierzehnten oder wenigstens im dreizehnten und dem Anfang des vierzehnten Jahres nahe waren, gerechnet; alles jüngere Volk blieb in der Regel straffrei, und auch wider die zweite Gruppe

*) Auf die wissenschaftliche Sorgfalt dieses berühmten Gutachtens fällt nicht eben ein günstiges Licht, wenn darin überall nur vom Kinde und — vom Knaben die Rede ist; daß es auch Mädchen gibt, die gerade in diesem Lebensalter besondere kriminalistische Aufmerksamkeit verdienen, scheint der Verfasser vergessen zu haben. Nicht bloß in den Ausdrücken; denn die ganze, übrigens ziemlich triviale Ausführung über das „Charakteristische der Adolescenz" kann auf irgendwelche allgemeine Gültigkeit durchaus nur für das männliche Geschlecht Anspruch machen.

Digitized by Google

pflegte man bei geringen Verbrechen „nicht leicht auf eigentliche Strafen zu erkennen, sondern die Züchtigung der Eltern oder Lehrer für genügend zu achten, oder solche auch, bewandten Umständen nach, gerichtlich zu verhängen.“*) Bei schweren Verbrechen wurde die Frage aufgeworfen, ob die Bosheit das Alter erfülle („malitia supplet aetatem“ lautete hierfür die Formel), d. h. ob ein hoher Grad des Vorsatzes erkennbar sei, und im diesem Falle wurde zwar nicht leicht auf Todesstrafe und lebenslängliche Freiheitstrafe, aber doch auf Freiheitstrafe von Jahren erkannt, während sonst (wenn nur geringerer Vorsatz gefunden wurde) entweder Rutenzüchtigung oder ein kurzes Gefängnis, allenfalls bei Wasser und Brot, verhängt wurde. Sodann wurden auch bei „Minderjährigen,“ d. h. solchen, die über vierzehn Jahre alt, aber noch nicht zur Großjährigkeit gelangt waren — wo denn nach Gerichtsgebrauch erst das vollendete fünfundzwanzigste Jahr als Anfangspunkt der Großjährigkeit in peinlichen Fällen galt — mit mancherlei Unterscheidungen mildere Strafen beliebt. Es ist klar, daß, gegen diese Praxis gehalten, die Veränderungen zwar gering sind, die in den Normen unseres Strafgesetzbuches, besonders in der bedingten Strafmündigkeit vom dreizehnten bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre, auftreten, daß sie aber wenigstens teilweise zu Ungunsten der Kinder und jugendlichen Personen ausgefallen sind; denn das alte Recht ließ von den Zwölfjährigen den größten Teil straffrei und dehnte das Privileg der Minderjährigkeit nominell bis zum sechsundzwanzigsten, tatsächlich wol mindestens bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre aus. Die Gesetzgebungskunst im Strafrecht ist noch kaum hundert Jahre alt; kein Wunder, daß sie noch nicht in allen Stücken weit von der Überlieferung sich zu entfernen gewagt hat; wenn gleich in einigen Beziehungen die Abstände von der Bambergischen und der Carolinischen Halsgerichtsordnung enorme geworden sind, nachdem freilich Gerichtspraxis, landesherrliche Verordnungen und wissenschaftliche Kritik im achtzehnten Jahrhundert den Gesetzbüchern des neunzehnten vorgearbeitet hatten. Der neue Gesetzgeber, in dessen Seele wir uns versetzen, wird alle subtilen Untersuchungen, wie weit ein Knabe oder ein kleines Mädchen „doli capax“ sei, entschlossen über Bord werfen; er wird sich an die rein praktische Frage halten: ist es nützlich die Wohltaten und Lasten des Strafprozesses auf erwachsene

*) Quistorp Joh. Christian Edler von, Grundsätze des deutschen Peinlichen Rechts. Erster Teil. Fünfte Auflage. Rostock und Leipzig 1794. S. 60.

Digitized by Google

Personen zu beschränken oder müssen sie auch auf Kinder angewandt werden? Und er wird die Notwendigkeit sie auf Kinder anzuwenden nicht zugeben. Denn er wird sagen: was die negative Seite — die Lasten — betrifft, so hat die Staatsgewalt nicht nötig sich in irgend einer Hinsicht zu Kindern auf den Kriegsfuß zu setzen, wie sie es den Erwachsenen gegenüber tatsächlich durch das Strafrecht tut; sie kündigt diesen an, in welcher Weise sie ihre Macht gebrauchen werde gegen Angriffe, die von ihnen als freien, d. i. ihrer selbst mächtigen, Wesen ausgehen würden. Denn zu dieser deutlichen und scharfen Erkenntnis muß der Gesetzgeber vor allen Dingen gelangen, daß dies der Kern und das Wesen des Strafrechtes ist, sich herausstellend, nachdem es von allen Beimischungen theologischer und moralischer Art gereinigt worden: die Verteidigung des öffentlichen gegen das Privatinteresse, wenn dieses seine Grenzen überschreitet. Diese Überschreitungen werden nach ihrer Schädlichkeit und *Gefährlichkeit* beurteilt und bedroht — so geschieht es tatsächlich, wenn unmittelbare tätliche Angriffe auf den Staat und seine Verfassung in der ersten Reihe der Verbrechen und Vergehen stehen und ohne Rücksicht auf ihre vielleicht idealen Beweggründe mit Strafen bedroht werden; und wenn dieser Gesichtspunkt in Bezug auf „Privatverbrechen" noch nicht durchgeführt worden ist, so wird der Gesetzgeber, der seine Aufgabe nicht mit der eines Rächers oder Zensors verwechselt, um so mehr ihn durchzusetzen beflissen sein. Er wird dann zu der Folgerung gelangen, daß es nicht nötig ist, den Staat und das öffentliche Interesse durch solche Mittel gegen Kinder zu schützen; dem Staate unmittelbar können sie gar nicht gefährlich werden, und auch zu Privatverbrechen ist ihre Neigung so gering und ungewöhnlich, ihre Fähigkeit so schwach, daß sie im allgemeinen als ungefährlich gelten dürfen; wie denn auch tatsächlich nicht leicht jemand von Kindern leiblichen Schaden befürchtet; und auch ihre Neigung zu Diebstählen hält sich zumeist an Nahrungs- und Genußmittel oder an unbedeutende Geldbeträge. Was aber die *Wohltaten* des Strafprozesses betrifft, so beruht deren Notwendigkeit für Erwachsene auf dem Gedanken, daß die Einrichtung des Staates in erster Linie die Erhaltung eines *Rechtszustandes* zum Zwecke hat; daß der Staatsbürger gesichert sein *will* gegen andere als gehörig begründete, in voraussehbarer Weise geregelte und bestimmte Eingriffe in seine Freiheit; daß er, eben als Freier und Gleicher, d. h. als normaler Mensch kein Objekt der Erziehung oder irgend welcher willkürlichen Behandlung von seiten der

Digitized by Google

Staatsgewalt, sei es zu seinem Wohl oder Wehe, sein will, während er jedoch der rechtlich bestimmten Strafe als der gesetzlichen Folge seiner Tat oder Unterlassung sich willig und bewußt unterwirft. Alle diese Gründe gelten für Kinder nicht. Das Kind ist kein Staatsbürger, es ist noch nicht freigesprochen, es ist ein Objekt der Erziehung, und wenn auch Eltern alle Ursache haben sich zu wehren gegen Eingriffe der Staatsgewalt in ihre, die elterliche Gewalt, so ist doch die Befugnis der Behörden zu solchen Eingriffen unabweisbar, sobald als diese elterliche Gewalt sich unfähig erwiesen hat, verbrecherische Taten und überhaupt Störungen der öffentlichen Ordnung durch Kinder, die ihr unterworfen sind, zu verhüten. Hier tritt ein Notrecht des Staates ein, dasselbe Recht, das längst innerhalb der bürgerlichen Rechtspflege als Obervormundschaft seinen Ausdruck gefunden hat; freilich — gemäß der Natur und den Zwecken des bürgerlichen Rechts — weit stärkeren Ausdruck in vermögensrechtlicher als in personenrechtlicher Beziehung. Ihre Ausbildung nach dieser Richtung gehört nicht sowohl dem bürgerlichen Rechte, als vielmehr der Polizei, oder sagen wir lieber, um diesen mehrdeutigen und gehässigen Begriff näher zu bestimmen, der öffentlichen Pädagogik an. Auf die Funktionen der Obervormundschaft in diesem Sinne hat der Amts- oder sonstige Strafrichter nicht den geringsten natürlichen Anspruch; sein juristisches Studium und seine übrige Berufstätigkeit geben nicht irgend welche Gewähr, daß er wirklich dieser ungemein schwierigen, verantwortungsvollen sittlichen Aufgabe gewachsen sei;*) sie machen es eher unwahrscheinlich als wahrscheinlich; daß ihm in den meisten deutschen Staaten die Aufsicht über Erziehung bevormundeter Kinder und in bestimmten Fällen das Recht des Eingreifens in die Erziehung von Kindern, die unter elterlicher Gewalt stehen, als ein herkömmlicherweise für unwichtig geltender Zweig der „freiwilligen Gerichtsbarkeit" belassen worden ist, bedeutet nichts anderes als einen gedankenlosen Schlendrian, an dessen Stelle die Einrichtung besonderer Erziehungs-Behörden ein dringender und höchst wichtiger Gegenstand der sozialen Gesetzgebung sein wird, wofür auch die Kriminalpolitik sich auf das lebhafteste interessieren muß. Denn diesen Erziehungsbehörden würde die Untersuchung und Aburteilung aller durch Kinder begangenen strafbaren Handlungen als eine ihrer be-

*) Daß es einzelne Richter gibt, die sich diese Sache ganz besonders angelegen sein lassen, ja sich große Verdienste darum erwerben, ist eine Tatsache, die durch obiges Urteil nicht berührt wird.

Digitized by Google

deutendsten Aufgaben zufallen, wobei sie ihrem pädagogischen Charakter gemäß ganz anderer Methoden, ganz anderer Prinzipien als der Untersuchungs- und besonders als der Strafrichter sich bedienen würden. In der Regel würde für sie weit weniger die einzelne Tat, als der gesamte dadurch und durch andere Umstände dargetane Zustand des verbrecherischen Kindes ins Gewicht fallen; sie würde beflissen sein, eine dem Kinde heilsame, seine Erziehung befördernde Maßregel zu finden, wobei aber die Rücksicht auf das gemeine Wohl, insbesondere auf den Schutz anderer Kinder vor der Infektion durch das verbrecherische Kind, keineswegs außer acht gelassen werden dürfte und oft eine erhebliche Rolle spielen müßte; eine besondere und eigentliche Strafe, die hier durchaus einen disziplinarischen Charakter trüge, von der Rechtsstrafe also gänzlich verschieden wäre, würde zwar in den meisten Fällen genügen, ihre Art und Höhe würde aber dem jedesmaligen Ermessen der Erziehungsbehörde, mithin der Erwägung des einzelnen gegebenen Falles, der Rücksicht auf die Individualität des Übeltäters und auf seine häuslichen und übrigen Zustände überlassen bleiben. — Wenn nun die Anwendung des Kriminalrechtes auf Kinder in keiner Weise als notwendig sich ergibt, so muß noch viel bestimmter verneint werden, daß sie irgendwie nützlich sei. Denn es kann vielmehr als notorisch bezeichnet werden, daß sie in hohem Grade und in mehr als einer Hinsicht schädliche Wirkungen hat. Es ist unvermeidlich, wenn dem Kinde ein förmlicher Prozeß gemacht wird, es wie eine erwachsene Person zu behandeln. Vom Richter kann nicht verlangt oder erwartet werden, daß er auch nur mit mittelmäßigem pädagogischem Takte sich zu dem angeklagten Kinde in ein persönliches Verhältnis des Wohlwollens und der überlegenen Weisheit setze. Der Richter ist nicht einmal in der Lage zu verhüten, was die Formen des Prozesses herausfordern: daß das Kind, wie eine erwachsene Person, durch Leugnen und Lügen, durch Listen und Schliche gegen die Anklage und die drohende Strafe sich wehre. Schon die Anklagebank und die Untersuchungshaft müssen korrumpierend auf ein jugendliches Gemüt wirken. Was aber die Verurteilungen von Kindern betrifft, so werden sie tatsächlich auch von orthodoxen Kriminalisten als die schwache Seite des gültigen Strafrechtes anerkannt. Und es stimmen fast alle denkenden Beamten, Prediger, Ärzte der Gefängnisse, auch solche, die nicht zuzugeben wollen, daß Freiheitsstrafen überhaupt die moralische Beschaffenheit der Verurteilten eher verschlimmern als verbessern,

Digitized by Google

dahin überein, daß für sehr junge Personen die Schäden selbst dann, wenn für strenge Einzelhaft gesorgt ist, stark überwiegen; von den konservativsten Männern hört man die ungestümsten Rufe nach radikalen Neuerungen auf diesem Gebiete — wie überall, wo der Gegenstand gekannt und das Übel empfunden wird, die Schwärmerei für Erhaltung bestehender Zustände bei Redlichen nicht lange stand zu halten pflegt. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß ein Kind, einmal aus dem Gefängnisse in seine bisherigen Zustände zurückkehrend, der verbrecherischen Laufbahn nicht wohl entrinnen könne; und die wissenschaftliche Beobachtung, soweit sie mit den Mitteln der Statistik bisher möglich ist, scheint diese Ansicht in hohem Grade zu bestätigen. Von Zeit zu Zeit erhebt sich ein Not-Schrei: nehmet die unglücklichen Kinder aus den Gefängnissen, bestrafet sie nicht mit lebenslänglichem Verderben für das Elend ihrer Geburt, für ihre Armut und Verlassenheit, für das Schicksal, das sie ohnehin mit Füßen tritt. Sorget, daß diese Kinder ernährt, behütet, daß sie erzogen werden! Und Politiker, die nicht gewohnt sind, den Anwandlungen ihres Gemütes eine Stimme zu gönnen, lehren mit leichter Begründung, daß es als zweckmäßig sich bewähren müsse, den Schäden des Verbrechens vorzubeugen, indem man die Entstehung von Verbrechen zu verhindern suche; und daß hierzu das einfache und einzige Mittel darin gegeben sei, daß man die Neigungen, Gewohnheiten, Gedanken, wie auch die gesamte äußere Lage derer zu verbessern sich bemühe, die auf dem Wege einer solchen Entwicklung angetroffen werden. Mit großer Entschiedenheit erheben sich daher zunächst die beiden Forderungen 1. es solle eine höhere gesetzliche Altersgrenze bestimmt werden, bei der die Verantwortlichkeit im Strafrechte beginne, 2. es solle nicht die strafbare Handlung abgewartet werden, um Maßregeln zu treffen, durch die man ihre Wiederholung zu verhüten meine; sondern es gelte, die Gefahr früher zu erkennen und zu ersticken; man möge auch nicht bloß auf die Verhütung eines verbrecherischen Lebenswandels, sondern des sittlichen Verderbens schlechthin bedacht sein; und den ersteren, politischen Zweck könne man nur, indem man ihn ethisch erweitere, in zulänglicher Weise erfüllen. „Erziehung an Stelle von Strafe" und „Erziehung vor und wider Strafe" so mögen die beiden Postulate sich zusammenfassen und formuliert werden. — Bekanntlich hat schon in einem gewissen Maße die neuere Gesetzgebung der deutschen Bundesstaaten diesen Postulaten gerecht zu werden versucht, und zwar gründet sich diese gesetz-

Digitized by Google

geberische Tätigkeit teils — ihrem älteren Bestande nach — auf das Reichs-Strafgesetzbuch, teils — in ihren jüngeren Erscheinungen — auf das Bürgerliche Gesetzbuch. Es ist die Zwangserziehung, neuerdings — im preußischen Gesetze — „Fürsorge-Erziehung" genannt, worauf ich hier im Vorbeigehen hinweise. Aber die entscheidende Reform bleibt der Revision des Strafgesetzbuches vorbehalten, die Erfüllung nämlich jener ersten Forderung, mit der die Exemtion der Kinder vom Strafrechte zusammenfällt. Obgleich nun beinahe allgemeine Übereinstimmung vorhanden ist, daß 12 und 13jährige Kinder nicht auf die Anklagebank und nicht ins Gefängnis gesetzt werden sollten, so gehen doch die Ansichten über die richtige Altersgrenze erheblich auseinander: diejenigen, die sie zu begründen versuchen, tappen, wie schon der Badenser Roßhirt vor 75 Jahren spottete,*) zwischen den Zahlen wie zwischen Irrlichtern umher. Da die Chancen des Erfolges in der Gesetzgebung im umgekehrten Verhältnis zum Weitgehen eines Reformvorschlages zu stehen pflegen, so dürfte die Fixierung auf das Ende des 14. Lebensjahres am meisten Aussicht auf Verwirklichung haben, die zugleich als Wiederherstellung der gemeinrechtlichen Praxis — da die Ausnahmen auf Grund der erwähnten Finessen offenbar sehr selten gewesen sind — gelten kann. Die Grenze nur um ein Jahr hinaufzurücken, ist von keiner Seite in Anregung gebracht worden. Ich stehe bisher allein mit dem Vorschlage, den ich gleichwohl für den besten zu halten mich erkühne: es möge der Grundsatz ausgesprochen werden, daß schulpflichtige Kinder nicht als „strafmündig" geachtet werden sollen. Zur Begründung habe ich vor 11 Jahren, als diese ganze Frage von einer Kommission der IKV, die sich dann zu einer Konferenz erweiterte, beraten wurde, ausgeführt, daß eine solche Bestimmung, die an eine bestehende staatliche Institution — eben die Schulpflicht — anknüpft, den Vorzug verdient vor der Begrenzung durch Tag und Jahr, da die Vollendung irgend eines Lebensjahres als solche weder an den äußeren noch an den inneren Zuständen der Menschen irgend etwas verändere und sicherlich niemand an einem seiner Geburtstage plötzlich aus einem unzurechnungsfähigen ein zurechnungsfähiger Mensch „wird". „Kinder aber, welche die öffentlichen Schulen besuchen, stehen in einem besonderen Verhältnisse: direkt zur Gemeinde, indirekt zum Staate (Zöglinge der

*) Entwicklung der Grundsätze des Strafrechts. Heidelberg und Leipzig 1828. S. 198.

Digitized by Google

höheren Schulen meistens sogar direkt zum Staate; von diesen kann aber hier um so mehr abgesehen werden, da sie, schon ihrer geringen Zahl halber, kriminalistisch wenig in Betracht kommen). Das Ausscheiden aus der Schule bedeutet in den meisten Fällen zugleich ein Verlassen des elterlichen Haushalts, das Ende, wenn auch nicht der rechtlichen so doch der tatsächlichen Gewalt des Vaters (oder der Mutter) — diese tatsächliche Gewalt ist aber in sozialer Hinsicht wichtiger als jene rechtliche. In protestantischen Ländern bezeichnet der religiöse Ritus der ‚Einsegnung' oder ‚Konfirmation' diesen bedeutsamen Abschnitt, den „Eintritt ins Leben", worauf eine fortwährende Hinweisung durch besonderen religiös-moralischen Unterricht, der diesem Abschnitt vorausgeht, zu geschehen pflegt. Das entsprechende katholische Sakrament wird, wenigstens der Regel nach, in dieselbe Epoche gesetzt. — In meiner Heimat (Schleswig-Holstein), wo das Volksschulwesen und die allgemeine Schulpflicht seit lange ihre Wurzeln geschlagen haben, bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch der Ausdruck: ‚er ist aus der Schule' soviel als ‚er ist erwachsen'." Heute möchte ich noch hinzufügen, daß in einer solchen Rechtssatzung die unmittelbare Aufforderung zum Ausbau des Schulwesens zu einer sittlich mehr als bisher wirksamen Institution läge, und daß aus der bestehenden staatlichen Schulaufsicht sich auf natürliche und leichte Art die geforderten Erziehungsbehörden entwickeln würden. Wenn heute noch die ungleiche Begrenzung der Schulpflicht in verschiedenen Ländern und Landesteilen der gedachten Bestimmung entgegenzustehen scheint, so darf man doch mit Grund erwarten, daß diesem Übel durch fortgesetzte Einschränkung der Kinderarbeit und auch durch besondere Landesgesetzgebungen im Sinne einer Verlängerung da, wo sie noch regelmäßig vor Vollendung des fünfzehnten Lebensjahres erlischt, bald wird abgeholfen werden. Noch weit besser wäre es, wenn alle jugendlichen Personen einer ergänzenden Fortbildungs-Schulpflicht mindestens bis zum Ende des 16. und höchstens bis zum Ende des 18. Lebensjahres unterworfen würden, und wenn aus dieser, und damit erst aus der gesamten Schulpflicht, welche die Strafunmündigkeit bedingen sollte, eine besondere und förmliche Entlassung durch die Erziehungs-Behörde stattfände. — Der gesamte Grundsatz, daß der Beginn der Strafmündigkeit und damit der Anfang staatsbürgerlicher Pflichten und Rechte als ein tiefer Einschnitt im Leben des Individuums markiert werde, erfordert ferner vor allem, daß eine gehörige Bekanntschaft mit diesen Pflichten

Digitized by Google

und Rechten, insbesondere aber mit Inhalt und Wesen des Strafrechts von dieser Epoche an mit Fug vorausgesetzt, daß also ein methodischer Unterricht über dies ganze Gebiet ihr vorausgeschickt werde. Selbst wenn das im Deutschen Reiche geltende Recht, wonach auch Kinder — vom 13. Lebensjahre ab — bestraft werden können, behalten wird, so muß man vor das 13. Jahr einen Unterricht setzen, der darauf abziele, vor Verbrechen zu warnen; es versteht sich, daß hierbei moralischen Gründen das Hauptgewicht zukommt, aber auch die Strafen, wodurch der Staat seine Verbote in Kraft erhält, müssen so scharf und tief eingeprägt werden, daß sie im Denken des Kindes sich festsetzen wie das Alphabet; wenn diese Unterweisung auch nicht auf das ganze Bereich des Gesetzbuches ausgedehnt werden könnte. Wenn man aber richtige Bedenken hegt, Schulkinder auf diese Art in die Greuel des Lebens einzuführen, so vermehren solche Bedenken die Gründe, die ohnehin stark genug sind, für Exemtion der Schulkinder vom Strafrechte. Wenn man aber die Neuerung trifft, die strafrechtliche Verantwortung mit einem höheren Lebensjahre beginnen zu lassen, oder — wie ich vorschlage — sie an das Aufhören der Schulpflichtigkeit, also an den anerkannten „Eintritt ins Leben" anzuknüpfen, so kann und soll man um so mehr eine gehörige Vorbereitung einrichten, um in jeder Weise den Gebrauch der zukünftigen Freiheit zu lehren und insbesondere die Folgen der besseren und schlechteren Handlungen in wahren und deutlichen Farben vorzustellen; wenn es nicht verhehlt werden muß, daß keineswegs die Tugend immer belohnt, das Laster immer bestraft wird, so kann doch die Erkenntnis lebendig gemacht werden, daß auch für das äußere Glück die Achtung vor dem Sittengesetze und die Vermeidung des Unrechtes eine tiefreichende Bedeutung hat; und in solchem Zusammenhange müßte die Strafe, womit der Staat gewisse Arten des Unrechtes bedroht, müßte die Erniedrigung des Menschen dargestellt werden, die der Aufenthalt in Gefängnissen mit sich bringt. Man wendet ein: das wisse ein jeder von selbst? Wohl. Aber Wissen und Wissen, dunkles und allgemeines, oder deutliches und bestimmtes, ist zweierlei. Es wird ja auch nicht für überflüssig gehalten, christlichen Kindern im Konfirmanden-Unterricht die 10 Gebote zu erklären. Mädchen wie Knaben werden geheißen nicht zu begehren ihres Nächsten Weib, und was des Unsinnigen mehr ist.*) Dagegen frage man

*) Man vergleiche, was hierüber Goethe in den Wahlverwandtschaften seinem Mittler in den Mund legt. Auch hat dieser recht, daß in dem

Digitized by Google

einen Jungen, der wegen Brandstiftung verurteilt worden, ob er nie gelernt habe, daß dies Sünde und Verbrechen sei und mit schwerer Strafe geahndet werde; er wird mit gutem Gewissen antworten können: „Nie." Jedenfalls geschieht aller dieser Unterricht jetzt auf eine Weise, die den Tatsachen des Lebens und dem Zustande der Seelen, die für das gegenwärtige Leben gerüstet werden sollen, völlig unangemessen ist. Gerade die Tatsache, in gedankenloser Jugend nicht bedacht und erkannt, geschweige denn gewürdigt, daß die Strafe nicht sich „abmachen" läßt, sondern daß der einmalige Fall einen immer tieferen Fall regelmäßig zur Folge hat, — diese Tatsache, deren Wahrheit der Verbrecher durch bittere Erfahrung erkauft, kann nicht billig genug angeboten, nicht laut genug gepredigt werden, solange als es Zeit ist. Die Jugend, welche in das Leben eintritt, muß wissen, wie dieses Leben beschaffen ist; man mag ihr gestehen, daß die Höhen des Schönen und Guten darin schwer zu erklimmen sind — aber der kundige Führer soll auch vorher sagen, wo die Abgründe liegen und daß den Haltlosen kein Wehgeschrei rettet, daß keine Gnade ihm wieder emporhilft. — Wer in die Notwendigkeit aller menschlichen Handlungen vollkommene Einsicht besitzt, wird sich über die Wirkungen so gestalten Unterrichtes keinen Täuschungen hingeben. Aber diejenigen müssen das menschliche Gemüt übel kennen, welche nicht zugeben, daß Warnungen, wenn sie nur oft genug wiederholt, nur scharf genug geschliffen, nur kräftig genug angewandt werden, einige Wirkung haben müssen, daß ein Meister sogar mit solchem Werkzeug viel ausrichten wird. Ja, es ist gewiß: gerade jene gefürchtete und verlästerte Einsicht (daß der menschliche Willensakt bedingt ist wie jedes andere Ereignis) macht erst die bewußte und rationelle Behandlung des menschlichen Willens möglich. Dessen wesentliche Beschaffenheit läßt sich nicht verändern; aber Vorstellungen und Gedanken lassen sich hervorbringen, können gehegt, ernährt und fruchtbar gemacht werden, um wenigstens mitbestimmend auf die Handlungsweise einzuwirken. Es ist ein Feld der Versuche. Versucht kann in dieser Hinsicht noch alles werden. Und die Kunst des energischen Versuchens muß derjenige erlernen, der ein Lehrer der Jugend

---

Ganzen des Moral-Unterrichtes den Verboten nur eine untergeordnete Rolle zukommt; er vergißt aber, daß man von ihnen als den Minimalforderungen ausgehen muß. In durchdachter und auf Erfahrung gegründeter Weise behandelt die Fragen der ethischen Unterweisung neuerdings F. W. Förster-Zürich in Aufsätzen der Wochenschrift „Ethische Kultur" und sonst.

Digitized by Google

sein will. Dies ist sein Beruf und ist wichtiger als die genaue Erinnerung, welche Namen die Flüsse in Spanien tragen, welche Feld- und Raubzüge ein alter König unternommen habe: ein äußerliches Wissen, das die offizielle Weisheit, die in pädagogischen Dingen vorherrscht, noch immer für unerläßlich und für das wesentliche Merkmal eines tüchtigen Bildners der Jugend erachtet. — Jene Kunst muß also gelehrt und nur wer ihrer mächtig ist darf zur Ausübung zugelassen werden; es ist aber wahrscheinlich, daß in dem zahlreichen und zu einem erheblichen Teile noch volksfrischen Stande der Gemeindeschullehrer nicht wenige Talente sich entdecken und ausbilden lassen, die den Moralunterricht und die Moralpredigt, auf wesentlich rationaler Basis, wieder zu einer sozialen Macht zu gestalten vermögen. Es versteht sich, daß dieser Unterricht für die weibliche Jugend eine besondere Methode annehmen muß und auch lieber Frauen-Händen und Herzen übertragen werden sollte. — Immer wird der Ernst der Persönlichkeit und das lautere Vorbild am stärksten wirken, um gute Grundsätze einzuprägen und edle Gesinnung zu erwecken; demnächst darf ganz besonders von produktiver Tätigkeit und Übung, wenn sie nicht im Dienste eines Unternehmers oder Herrn, sondern zu eigenem Nutzen und Vergnügen geschieht, ein tiefgehender moralisierender Einfluß auf jugendliche Gemüter, wie und weil auf ihre leibliche Gesundheit, erwartet werden, ein Einfluß, den man bisher nur an verwahrlosten und Anstalts-Kindern methodisch erprobt hat. Aber ein weiter Spielraum bleibt nicht nur dem ethischen Geiste des Unterrichts, sondern auch der besonderen Unterweisung über Wesen und Wirkungen des Guten und Bösen, der eindringenden, begeisternden und erschütternden Rede dessen, der davon heilig erfüllt ist. Bleibe sie nur überwiegend hell und heiter, zum Leben und Tun, zur Freude und Hoffnung ermutigend!

4.

Der Gesetzgeber, welcher die Wirkung und also den Zweck des Gesetzes dem Zwecke der einzelnen Bestrafung voranstellt, wird nun darauf verzichten, besondere Normen für die Bestrafung jugendlicher Personen festzusetzen. Er wird mit dem Grundsatze der Gleichheit aller normalen Personen vor dem Gesetze Ernst machen.

Nach dem geltenden Rechte soll auch, nachdem die Grenze überschritten, der jugendliche Mensch eine Reihe von Jahren hin-

Digitized by Google

durch nicht für „voll" angesehen werden. Das jugendliche Alter ist ein Grund die Strafe zu mildern, für den Gesetzgeber wie für den Richter; und der Richter soll (nach dem Strafgesetzbuche des Deutschen Reiches § 56) erwägen, ob im gegebenen Falle der Delinquent die zur Erkenntnis der Strafbarkeit seiner Handlung erforderliche Einsicht besessen habe; wenn er diese Frage verneint, so muß er den Angeschuldigten freisprechen. In Wirklichkeit geschieht aber die Freisprechung aus diesem Grunde in wenigen Fällen; das regelmäßige Ergebnis einer raschen Prüfung ist dies, daß der Übeltäter allerdings jene Einsicht besessen habe.*) Man darf die Frage erheben, welchen Maßstab wohl der Richter bei dieser Prüfung anzuwenden pflege; und ob wohl immer der Richter die zur Beurteilung dieses psychologischen Tatbestandes erforderliche Einsicht besitze; und endlich ob die der Regel nach bejahende Entscheidung auf einer Auslegung des Gesetzes beruhe, die den Sinn oder die Absicht des Gesetzgebers richtig treffe. 1. Die Betrachtung vieler Fälle, und die Regelmäßigkeit jener Entscheidung selbst, wird ergeben, daß die Richter darum zu bejahen pflegen, weil sie finden, daß der Angeschuldigte bei Begehung der Tat sich als normaler, als vernünftiger Mensch bewiesen habe. Es wird etwa folgender Schluß gemacht: wenn der Junge (oder das Mädchen) so klug war, den Wert des Geldes (oder dergl.) zu kennen, wenn er so klug war, daß er den Augenblick, da er nicht beobachtet war, wahrzunehmen wußte, oder gar daß er einen zusammengesetzten Plan entwerfen konnte — dann war er ohne Zweifel auch klug genug, um zu wissen oder zu erkennen, daß er eine strafbare Handlung beging, daß er im Falle der Entdeckung eine Strafe erleiden müsse; ein Schluß, der fast immer richtig sein wird. 2. Was heißt es aber: die zu einer gewissen Erkenntnis erforderliche Einsicht „besitzen". Der Ausdruck ist eine potenzierte Metapher; er ist zunächst aus dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens und des Privatrechtes übertragen, und hier doch auch ein sinnliches Bild für ein Verhältnis, das nur dem Denken zugänglich ist. Gleichwohl gilt jene dem täglichen Leben entnommene Anwendung als von selbst verständlich. Jedermann wird glauben, daß ein Richter die zur Beurteilung jenes psychologischen Tatbestandes erforderliche Einsicht ebenso „besitze", wie die Richter die zur Erkenntnis von Strafbarkeit erforderliche Einsicht

*) In Frankreich, dessen Rechte (dem Code pénal) wir jenes Kriterium (das „discernement") entnommen haben, ist die Praxis merkwürdigerweise entgegengesetzt.

Digitized by Google

bei dem jugendlichen Delinquenten voraussetzen. Warum hegen wir jene für den Richter günstige Meinung? Die Analogie des materiellen Besitzes führt auf Erbschaft oder Erwerb als seine normale Bedingung. Wird Einsicht vererbt wie ein Vermögen? Offenbar keine fertige Einsicht, sondern nur die Fähigkeit, Einsicht zu erwerben. Im geistigen Leben ist kein Besitz denkbar an einem fertigen und der Leistung fähigen Vermögen, der nicht in irgend einem Sinne, durch mehr oder weniger bewußte Anstrengung und Übung erworben wäre; und als ein solches Vermögen muß auch jene Einsicht verstanden werden, die zu einer bestimmten Erkenntnis erforderlich sein soll, daher als ein erworbenes Organ, das zum entwickelten Menschen oder Richter gehört und unter gegebenen Bedingungen notwendigerweise gewisse Funktionen vollzieht. Der Richter — so denken wir — hat seine besondere Einsicht durch ein besonderes Studium erworben, durch Erfahrung seines Amtes vermehrt. Durch Studium und Erfahrung habe er solche Fälle beurteilen gelernt. Durch Studium? Macht das juridische Studium geschickt zum psychologischen Urteile? oder ist die Sache so einfach, wie sie in der vorerwähnten Schlußfolgerung erscheint, so daß es nur eines logisch geschulten allgemeinen Urteiles bedarf? Hat der Begriff der zu einer bestimmten Erkenntnis erforderlichen Einsicht psychologische Schwierigkeit nicht? 3. Ich sage: er hat solche Schwierigkeit. Denn die Frage hat einen andern Sinn, wenn die Erkenntnis als Akt stattfindet, wie im Falle des Richters, und wenn sie nur als eine mögliche betrachtet wird, wie im Falle des Delinquenten. Der Richter denkt jedenfalls über die Sache nach, dies gehört zu seiner eigentümlichen Tätigkeit, es mag mit Grund erwartet werden, daß er richtig denkt, wenn er die . . . erforderliche Einsicht besitzt. Von dem Verbrecher kann — unter der entsprechenden Voraussetzung — nur verlangt werden, daß er richtig denke; d. h. es hat einen vernünftigen Sinn dies zu verlangen, wie man von einem, der gesunde Augen hat, verlangen kann, daß er zusehe, von einem Blinden nicht. Der Akt selber (des Erkennens) fand vielleicht — wahrscheinlich in den meisten Fällen — gar nicht statt. Mit Recht nimmt der Richter an, daß der Junge klug genug war, daß er wohl wußte: „diese Handlung ist strafbar"; wenn man ihn in dem Augenblicke gefragt hätte: was geschieht dir, wenn —? oder: darfst du das? — so würde er richtig geantwortet, er würde sich erinnert haben, daß man ihm dann und wann von der Strafbarkeit des Diebstahls u. s. w. gesprochen. Die Frage, ob

Digitized by Google

er wirklich die Strafbarkeit erkannt *hat*, ist damit nicht erledigt. Um sich zu erinnern, um darüber nachzudenken, um also auch *actu* zu erkennen, ohne daß er von jemandem gefragt wurde — durch seine eigene Frage aufgefordert —, dazu gehörte vielleicht ein weit höheres, ein fester geronnenes Maß von Einsicht und von anderen Eigenschaften. Oder ist die Meinung des Gesetzgebers, daß aus dem Besitze immer die Tätigkeit gefolgert werden *müsse*? ist also dieser Schluß dem Richter vorgeschrieben, so daß er nur die Frage nach dem zur *möglichen* Erkenntnis erforderlichen Besitze aufwerfen *darf*? Die Meinung des Gesetzgebers scheint allerdings dahin zu gehen. Denn ihm ist ja daran gelegen, diesen Gedankengang anzuwenden: der normale und erwachsene Mensch denkt über Natur und Folgen seiner Handlung nach; er erkennt deren Strafbarkeit und will sie dennoch; eben dadurch wird er als Person strafbar. Darf nun von einem Halberwachsenen im gegebenen Falle als gewiß oder als hinlänglich wahrscheinlich angenommen werden, daß er in dieser Hinsicht schon den Erwachsenen gleich gewesen ist? — Es wäre dann nur deshalb nach dem Besitze anstatt nach dem Akte (ob der Angeschuldigte die Strafbarkeit erkannt *habe*) gefragt, weil jener leichter erkennbar ist. Der Gesetzgeber hat mithin selber sich in einem psychologischen Irrtume befunden. Wenn der Richter ihn nach dem Geiste, anstatt nach dem Buchstaben, auslegen darf, so wird er den Irrtum verbessern, wird also nach dem Maße und der Art von Einsicht forschen, die den Schluß, daß der Täter wirklich seine Handlung bedacht und ihre Strafwürdigkeit erkannt habe, unabweislich machen. Dann wäre dem Richter eine viel schwerere Aufgabe gestellt, die eine so tiefe Kenntnis der jugendlichen Seele voraussetzt, wie eher bei einem berufsmäßigen Pädagogen als bei einem Juristen zu erwarten sein möchte. Das höchste Gericht des Deutschen Reiches hat freilich für eine Auslegung nach dem Buchstaben sich entschieden: das Gesetz fordere nach seinem klaren Wortlaut nicht, daß der Angeklagte die Strafbarkeit . . eingesehen habe, sondern nur, daß er vermöge der ihm beiwohnenden Einsicht imstande gewesen sei, die Strafbarkeit zu erkennen.*) Daß ein klarer Wortlaut einen unklaren Gedanken bedeckt, scheint demnach bei modernen Gesetzen *nicht* vorzukommen? — Tatsächlich wird nun, soweit der Reichsgerichts-Entscheidung ge-

*) Vgl. Stenglein, Lexikon des deutschen Strafrechts. Berlin 1900. II, S. 965 ff.

Digitized by Google

mäß erkannt wird, die gemeinte Wohltat des Gesetzes nur ganz oder halb blödsinnigen Kindern zu teil, solchen also, die auch als erwachsene Personen nicht für zurechnungsfähig gelten dürfen. Es ist aber bekannt, daß sich manche Richter die Abweichung von Buchstaben und Geist der Bestimmung erlauben, auf Grund der moralischen Unreife des Kindes, die denn oft nur allzusehr durch seine gesamten häuslichen und übrigen Lebensverhältnisse dokumentiert wird, auf Freisprechung und Überweisung an eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt zu erkennen. Das Bedürfnis hierfür wird freilich nicht wegfallen, wenn die eigentlichen Kinder überhaupt nicht mehr dem Strafrichter vorgeführt werden. Ich behaupte aber, daß diesem Bedürfnisse nachgeben zu der Konsequenz führt, auf die Anwendung des Strafrechts überhaupt zu verzichten. Es kann in der Tat nur auf die intellektuelle Beschaffenheit des Individuums Rücksicht genommen werden. Daß die moralische ungenügend und schlecht ist, beweist in den meisten Kriminalfällen eben die Tat selbst, und daß diese Beschaffenheit ihre Ursache hat teils in angeborenen Anlagen, teils in übler Erziehung und Umgebung, können wir a priori wissen; wenn dies die Tat entschuldigen könnte, so müßten fast alle Taten entschuldigt werden. Das Entschuldigen ist Sache des Sittenrichters, aber nicht des Strafrichters. Was aber die intellektuelle Reife betrifft, so fällt der Grund, nach ihr bei jugendlichen Personen mehr als bei älteren zu fragen, weg, wenn die Anwendung des Strafrechts auf Erwachsene eingeschränkt wird. Wer mit 15—16 Jahren soviel intellektuelle Reife, als dazu gehört, um die Strafbarkeit einer Handlung einzusehen, nicht besitzt, wird sie überhaupt nicht mehr erwerben; ob er die Handlung wirklich bedacht und ihre Strafbarkeit erkannt habe, ist doch nur dann von Bedeutung, wenn das Gesetz außer der Vorsätzlichkeit auch die Prämeditation, und überall nur, wenn es den Dolus erforderlich sein läßt; dann aber ist die Frage ebenso wichtig in Bezug auf ältere wie in Bezug auf jugendliche Personen.

Überhaupt aber lassen sich sehr gewichtige Gründe dafür geltend machen, daß ein gesetzlicher Unterschied zwischen jugendlichen und älteren Personen auch in Bezug auf Art und Dauer der Strafen nicht gemacht werde. Das geltende Recht geht, im Anschlusse an alte Überlieferung, von der pädagogischen Erwägung aus, daß der jüngere Mensch mit Nachsicht beurteilt werden müsse. Der moderne Gesetzgeber sollte wissen, daß solche pädagogische Gesichtspunkte dem Wesen des Strafrechts fremd sind. Er sollte die Frage immer an die

Digitized by Google

Spitze stellen: welche Strafankündigungen wirken auf das Vorstellungsvermögen intellektuell-normaler Menschen am sichersten, um sie von den einzelnen Straftaten abzuhalten? wobei denn der Grundsatz gelten muß, daß über das im allgemeinen genügende Strafmaß nicht hinausgegangen werden muß, da eine völlige Unterdrückung niemals vom Strafgesetzbuch allein erwartet werden kann, und da in erster Linie die Höhe des öffentlichen Interesses an der Verhinderung der einzelnen Delikte maßgebend sein muß. Demnächst aber behaupte ich, daß der Gesichtspunkt und Zweck, von dem Betreten einer verbrecherischen Laufbahn abzuschrecken, den Gesetzgeber bei seinen Drohungen gegen die einzelnen Straftaten leiten sollte. Denn dies ist ein öffentliches Interesse von allgemeiner Art, daher und als solches von viel größerer Bedeutung als das öffentliche Interesse, die meisten einzelnen Taten zu verhindern. Es ist freilich wichtig, auch durch das Strafgesetz darauf hinzuwirken, daß beim Bankier M nicht eingebrochen, und daß dem Handwerksgesellen N seine Barschaft nicht aus dem Koffer gestohlen, daß die arme Witwe O nicht um 10 Mk. beschwindelt werde; aber sehr viel wichtiger ist es, darauf hinzuwirken, daß der Bursche A nicht einen Entschluß fasse, in dessen Konsequenz er mit tödlicher Sicherheit sich zu einem gewerbsmäßigen Einbrecher oder zu einem unverbesserlichen Schwindler entwickeln wird. Es ist dem geltenden Strafrecht oft zum Vorwurfe gemacht worden, daß es ausschließlich gegen das Verbrechen gerichtet sei und um den Verbrecher sich nicht kümmere. Ich halte diesen Vorwurf so allgemein gestaltet, nicht für begründet. Das geltende Strafrecht kümmert sich allerdings um den Verbrecher, aber, wie ich behaupte, in einer ganz und gar unrichtigen Art und Weise. Die gesetzlichen Strafen, die auf Taten gesetzt sind, die im Rückfall begangen werden, beziehen sich ausschließlich auf die Persönlichkeit des rückfälligen Verbrechers und nicht auf die Tat als solche. Nicht anders ist es mit der gesetzlichen Zulassung „mildernder Umstände". Dazu kommt noch die Gerichts-Praxis, die auch über die „rückfällige" Begehung der gleichen Straftat hinaus nach den „Vorstrafen" in einer Herz und Nieren durchbohrenden Art zu forschen sich verpflichtet hält und nach der Menge und Schwere der Vorstrafen die angemessene Strafe innerhalb des gesetzlichen Spielraumes bemißt; die Gerichtspraxis, die ebenso die bisherige Unbescholtenheit oder die Geringfügigkeit der Vorstrafen als mildernde Umstände gelten läßt oder doch bei Abmessung der Strafe zu Gunsten des Angeklagten in Betracht zieht. Daß der Übel-

Digitized by Google

täter durch seine erste Strafe, daß er durch jede folgende, zumal wenn sie strenger ausgefallen ist, „gebessert", d. h. zur Räson gebracht werde und von nun an, gleichsam gestärkt durch die Strafe, seinen freien Willen anders bestimme, zu gesetzmäßigem Handeln und insonderheit zur Enthaltung von eben der strafbaren Handlung, um derenwillen er bestraft worden ist: dies wird gleichsam als der normale, weil sein-sollende Fall angesehen, der Rückfall und überhaupt die neue Begehung irgend welcher Straftat als eine besonders ungehörige, rebellische Auflehnung, eine Hartnäckigkeit und ein Trotz des verbrecherischen Wollens, der eine immer mehr empfindliche Bestrafung herausfordere. Das Strafrecht ist von pädagogischen Absichten — neben seinen anderen Absichten, die sogar dadurch überschattet werden — durchzogen.

Diese Pädagogik, möge sie an sich dem Strafrechte angemessen sein oder nicht, wird allerdings völlig zu Boden geschlagen durch die Tatsache, daß das Gefängnis den Willen eher verschlechtert als verbessert und daß eben die Straferfahrenheit die Hartnäckigkeit des antisozialen Willens erst erzeugt; abgesehen davon, daß sie eine andere Laufbahn einzuschlagen immer schwerer, endlich so gut wie unmöglich macht. Darum ist die Psychologie, die in jener Pädagogik enthalten ist, falsch. Eine allgemeine Erfahrung drückt sich in dem Spruche aus: Ce n'est que le premier pas qui coûte. Es wird daher auch pädagogisch richtig sein, mit aller Energie den ersten Schritt zu hemmen. Man darf den tiefen Unterschied nicht übersehen. Die Freiheitsstrafe, und schon die Möglichkeit einer unehrenhaften Tat öffentlich überführt zu werden, steht entweder vor dem Gedanken als ein absolut Abscheuliches, als etwas, das unter allen Umständen vermieden werden muß, wie der Tod, oder mehr als der Tod. „Lieber tot als Sklave," sagt ein friesisches altes Wort; und „das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes ist die Schuld," ist die entsprechende Anschauung des philosophischen Idealismus. Solange als von diesem Gefühle noch ein Rest vorhanden ist, solange wird auch die gefürchtete Dauer der Freiheitsstrafe nicht ohne Wirkung aufs Gemüt bleiben: wo das Gefühl ganz vorhanden, ist die Dauer verhältnismäßig gleichgültig; aber im gewöhnlichen Falle kommen die Schrecken zusammen und bilden gleichsam ein Knäuel: 1. Schande — schon in der Anklage, der Untersuchung, der Verurteilung —, 2. Unannehmlichkeit des Verlustes der Freiheit, 3. deren Dauer. Oder aber es wird mit der wahrscheinlichen Strafe kalten Sinnes gerechnet, als mit

Digitized by Google

einem relativen Übel, das allerdings quantitativ auch nach Dauer sich bemißt, aber viel mehr als diese Unterschiede bedeuten, hat die Gefahr, wie jede Gefahr, an Kraft verloren dadurch, daß ein dreister Kopf sie ins Auge faßt und ihre Assoziation mit anderen Übeln, die sie unendlich scheinen ließ, gelöst hat. Er nimmt das Risiko auf sich. Und diese große Verwandlung tritt zwar oft erst allmälich, oft aber auch plötzlich ein, und immer wird sie dadurch am stärksten befördert, daß das Übel einmal bestanden, also in seiner isolierten Gestalt erfahren wurde. Die Absicht, durch Art und Dauer der Strafe abzuschrecken, wird nun in der Regel versagen; dagegen wird das Interesse, der Strafe zu entgehen, zu erhöhter Vorsicht, größerer Planmäßigkeit, engerer Verbindung der Genossen des Verbrechens anregen. Es handelt sich dann um einen Kampf — einen Kampf, in dem Gericht und Polizei nur allzuoft den kürzeren ziehen. Im anderen Falle handelt es sich darum, feindlichen Rekruten den Kampfplatz zu versperren. Und hier ist es doch nicht gleichgültig, ob man einen niedrigen Zaun errichtet oder eine Palisade mit spitzen Nägeln beschlägt. Daher sollte gerade die erste Kriminalstrafe so beschaffen sein, daß sie nicht aur als gerichtliche Strafe, sondern auch wegen ihrer Art und Dauer gefürchtet wird. Wohlgemerkt: die erste Kriminalstrafe; denn nun gilt es, diejenigen Straftaten herauszufinden und zu charakterisieren, die teils durch ihre Schädlichkeit und Gefährlichkeit an und für sich, teils durch die Umstände, unter denen sie als hervorgehend aus einem verbrecherischen Milieu und als Symptome einer beginnenden verbrecherischen Lebensweise erscheinen, den Namen des wirklichen Verbrechens verdienen. Als Erkenntnisgrund für diese so wichtige als schwierige Unterscheidung kann auch, sei es als Wiederholung derselben oder einer verbrecherischen Handlung überhaupt, der „Rückfall“ von erheblicher Bedeutung sein. Außerdem aber sehe ich keinen Grund, z. B. das furtum tertium (Diebstahl im wiederholten Rückfall) grundsätzlich mit schärferer Strafe zu bedrohen als das furtum primum. Für den Bestohlenen ist es völlig gleichgültig, ob der Dieb ein Neuling oder ein Vorbestrafter ist; und dem Staat kann es auch gleichgültig sein, ob der Vagabund zum ersten oder zum dritten Male ein Paar Stiefel, die er unbewacht auf einer Hausflur findet, „mitnimmt“: er ist, war und bleibt ein Vagabund, sicherlich eine unerfreuliche Spezies, unerfreulich wie andere liederliche Leute, mögen sie auch den obersten Schichten angehören und, wie etwa die „Harmlosen“, in Minister-

Digitized by Google

Salons empfangen werden — dem Verbrecherwesen und Verbrechertum stehen diese edlen Jünglinge nicht selten näher (man erinnere sich, mit wem der Prinz Soundso Arm in Arm gesehen wurde) als jene armen Teufel. Der Vagabund ist seiner ganzen Art nach kein Verbrecher im strengen und wissenschaftlichen Sinne dieses Wortes, auch wenn er zum fünften Male „eine fremde bewegliche Sache in rechtswidriger Absicht" sich aneignet. Die Aufgabe, der Vagabondage zu wehren, ist völlig verschieden von der Aufgabe, das Gaunertum zu bekämpfen. Die Vagabondage und mit ihr das kleinere Eigentumsvergehen ist wesentlich bedingt durch die jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse; sie sind geradezu eine Funktion der unfreiwilligen Arbeitslosigkeit, also der industriellen Krisen, an denen, soweit überhaupt einzelne Menschen, sicherlich nicht diese Menschen schuld sind, die infolge davon zum Wander- und Bettelstabe greifen müssen und dann freilich um so rascher auch in moralischen Verfall geraten, je mehr sie willensschwach, stumpfsinnig und träge, teils von Hausaus — infolge von Krankheiten oder angeborenen Defekten —, teils durch ihre bisherige Lebensweise und ihre ganze soziale Lage geworden sind; was nicht von allen, aber von sehr vielen gilt. Gegen diese Erscheinungen ist mit dem Strafgesetze so gut wie gar nichts auszurichten. Der Gesetzgeber, der sich dessen bewußt ist, steht daher hier vor einer völlig anderen Aufgabe als dem ganzen Gebiete des Verbrechens gegenüber. Die Beobachtung und unmittelbare Bekämpfung der Vagabondage ist wesentlich Sache der Polizei — das Strafrecht ist nur eines ihrer Hilfsmittel, und schon heute ist die einzige dauernde Unfreiheit, die über Vagabunden als solche verhängt werden kann, die „Nachhaft" (bis zu 2 Jahren ausdehnbar), nicht eine gerichtliche Strafe, sondern eine polizeiliche Maßregel, die freilich in ihrer Ausführung noch allzusehr einer Strafe ähnlich sieht. Wenn aber ein Teil solcher „Korrigenden" mit Landeskulturarbeiten, Aufforstungen u. s. w. beschäftigt wird, so ist damit einer der Wege beschritten, auf denen von vornherein — auch ehe strafbare Handlungen, wie Betteln, Landstreicherei, qualifizierte Obdachlosigkeit, kleine Mausereien und andere Früchte der Not und des Elendes vorliegen — brachliegende Arbeitskräfte, mit möglichst geringer Einschränkung der persönlichen Freiheit und unter so sehr als möglich günstigen Arbeitsbedingungen, von Staats- und Gemeindewegen in einer wenn nicht rentabelen, so vielleicht um so mehr produktiven und nützlichen Weise verwertet werden sollten. Es gilt hier, das Strafrecht durch radikale Re-

Digitized by Google

formen des Arbeitsrechtes überflüssig zu machen. — Auch das geltende Recht macht, nach dem Vorgange der Carolina, einige tiefgehende Unterscheidungen, wodurch eine prinzipiell andere Auffassung desselben Deliktes, je nach seinem Charakter, getroffen werden soll. Vor allem in Bezug auf den Diebstahl: einfacher Diebstahl soll mit Gefängnis, schwerer Diebstahl mit Zuchthaus bestraft werden; wenn aber bei schwerem Diebstahl „mildernde Umstände vorhanden" sind, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter 3 Monaten ein. Daneben aber gilt allgemein, wenn der Angeschuldigte weniger als volle 18 Jahre alt ist, daß Gefängnisstrafe an Stelle der Zuchthausstrafe tritt, und daß nicht mehr als die Hälfte des Höchstbetrages der angedrohten Strafe bestimmt werden darf. Diese gesetzlichen Milderungen sind allerdings, wenn man auch 12—14jährige Kinder verurteilen muß, eine Gunst, die durch Humanität geboten ist. Wenn aber diese Verurteilungen abgeschafft werden, so sehe ich keinen ausreichenden Grund mehr dafür. Ich halte sie vielmehr für außerordentlich bedenklich und anfechtbar. Von frechen Gemütern können sie aufgefaßt werden als eine Prämie, die darauf gesetzt wird, Verbrechen vor Ende des 18. Lebensjahres zu begehen. Wer die Denkungsart loser Buben kennt, weiß, daß unter ihnen solche Reden umgehen, wie die: „im schlimmsten Falle geht es uns nicht an den Kragen; solange wir das Alter nicht haben, können sie uns nicht viel tun." Was die moralische Berechtigung der Strafvollstreckung betrifft, so vermag ich, wenn es sich um ein durchaus verdorbenes Subjekt handelt, keinen erheblichen Beweggrund zu finden, warum ein 16—17jähriger anders als ein 18—19jähriger Mensch behandelt werden sollte. Allerdings müßte an Stelle der Todesstrafe, wenn sie generell behalten wird, für alle jugendlichen Personen, das würde nun aber heißen für alle, die unter 25 oder wenigstens die unter 21 Jahren stehen, lebenslängliche Deportation treten; sie würde mindestens ebensosehr gefürchtet werden und den ethischen Bedenken nicht unterliegen, die der Hinrichtung so junger Menschen ohne Zweifel entgegenstehen; eine Massendeportation, die mit so großen Schwierigkeiten und Übeln verknüpft ist, daß man bekanntlich bei uns die ganze Strafart für unanwendbar hält, würde hieraus nicht folgen; für die wenigen Fälle könnten wohl geeignete Vorkehrungen getroffen werden, wenn als der wesentliche Zweck festgehalten würde, sie bürgerlich tot zu machen und für immer aus dem Vaterlande zu entfernen. Was aber das „Zuchthaus" betrifft, so verneine ich ferner, daß guter Grund besteht, den

Digitized by Google

Menschen erst vom 19. Jahre an für „zuchthausfähig" zu halten. Wie die Dinge liegen, sind die praktischen Unterschiede zwischen Gefängnis- und Zuchthausstrafe sehr gering, außer daß in der Regel die Zuchthaus-Anstalten moderner, hygienisch besser ausgestattet und in größerem Umfange mit Einrichtungen für Isolierung versehen sind — lauter Eigenschaften, die sie für jugendliche Personen tauglicher machen; die Erschwerungen, die in der demütigenden Anrede (des Duzens) und in der Zulässigkeit der körperlichen Züchtigung liegen, kommen für jugendliche Personen nicht in Frage, da sie auch in Gefängnissen dieselbe Behandlung finden. Wenn man aber meint, daß Sechszehnjährige noch mehr Hoffnung lassen als Achtzehnjährige, und deshalb Bedenken trägt, jenen die Unehre anzuhaften, die im Volksbewußtsein mit der Zuchthausstrafe verbunden ist, so hängt man sich hier, wie auch sonst, viel zu ängstlich an die Frage: wie wirkt die jedesmalige Strafe und ihr Vollzug auf den Bestraften? anstatt der viel wichtigeren Frage den Vortritt zu lassen: wie wirkt die Gefahr, einer solchen Strafe zu verfallen, auf die Nichtbestraften? Auch die erste Frage ist bedeutsam genug; ich bezweifle aber stark, ob sich durch irgendwelche staatliche Strafe insbesondere durch eine Freiheitstrafe irgendsoetwas wie „Besserung" des Bestraften erzielen läßt — man pflegt jetzt auf moralische Besserung zu verzichten und will an „bürgerlicher", als deren Ausdruck man den Nicht-Rückfall ansieht, sich genügen lassen. Ich behaupte aber allgemein: Individuen, auf welche die Vorstellung der Freiheitstrafe nicht hemmend wirkt, lassen auch durch deren Erfahrung sich nicht hemmen. Im einen wie im anderen Falle hoffen sie, nicht „gefaßt" zu werden, und haben zu dieser Hoffnung immer Grund genug. Wenn solche, die durch Naturell und Charakter und durch ihre soziale Lage — beide Gruppen von Faktoren wirken regelmäßig zusammen — die entschiedene Tendenz zu bestimmten Arten gesetzwidriger Handlungen haben, nicht rückfällig werden, so wird man dies nicht der Straferfahrung zuschreiben dürfen; da Naturell und Charakter sich nicht verändern, es sei denn durch hohes Lebensalter, so kann man fast immer auf eine Veränderung der sozialen Lage schließen: dazu wäre aber auch zu rechnen, wenn etwa ein Dieb Insasse von Hospitälern oder als Invalide Stammgast der Landstraße wird. Schon der Ausdruck „rückfällig" ist irreführend; er ist der Klinik entnommen. Wer eine akute Krankheit bestanden hat, erleidet wohl einen Rückfall, sehr wider seinen Willen, trotz der Sorgfalt des Arztes und der Kranken-

Digitized by Google

wärter. Wenn man nun auch die Vergleichung der Strafe mit einem Heilverfahren zulassen wollte, so hätte man doch kaum jemals ein Recht zu sagen: der Verbrecher sei in der Genesung gewesen. Der sogenannte Rückfall ist bei Dieben, Räubern, Betrügern eine Rückkehr zu ihrer gewohnten, für sie normalen Lebensweise, die sie durchaus mit Willen und nicht erst durch die neuen Straftaten, sondern sobald als sie die Freiheit gewinnen, wieder aufnehmen; oft sind die neuen Delikte nur gelegentliche, aber regelmäßige Betätigungen eines Berufs oder doch Quasi-Berufs. Eher vergleichbar mit dem Rückfall in eine Krankheit sind die nicht minder regelmäßigen Wiederholungen strafbarer Handlungen, die wesentlich aus Schwäche, gegen die eigenen Vorsätze, Überzeugungen, Gewissensvorwürfe (insofern also gegen den eigenen Willen) erfolgen, wie zum Teil bei den Verfehlungen der Trinker und Lüstlinge der Fall ist. Die jedesmalige einzelne Bestrafung hat ihren hauptsächlichen Wert nach außen hin als Verwirklichung der Strafdrohung, als ein Fall, der gegen die Hoffnung des Durchschlüpfens zeugt; in Bezug auf den bestraften wirklichen Verbrecher muß ihr ganzer Wert in die, wenn auch nur temporäre, Ausscheidung gesetzt werden, die ihn in zwiefacher Weise unschädlich macht: 1. direkt, d. h. unfähig, in der bisherigen Weise zu delinquieren, 2. indirekt, d. h. unfähig, als Infektionsherd zu wirken. Denn, obgleich auch innerhalb der Strafanstalten Gelegenheit zu schlechtem Einflusse auf vergleichungsweise unschuldige Mitinsassen nicht fehlt, und sicherlich bisher nicht mit gehöriger Anspannung versperrt worden ist, so ist doch der schlechte Einfluß, den der Verbrecher in der Freiheit auf seine Umgebungen ausüben kann, weit bedeutender und gefährlicher. Auch aus diesem Grunde halte ich für ratsam, ja notwendig, daß für eigentliche Verbrechen, insbesondere für Straftaten, die durch Art und Ausführung den Rekruten des Gaunertums verraten, auch die erste Freiheitstrafe, auch gegen jugendliche Personen, von möglichst langer Dauer sei. Über die Unzweckmäßigkeit, ja Schädlichkeit der kurzen Gefängnisstrafen herrscht allgemeine Übereinstimmung. Die Führer des neuen Kurses im Strafrecht haben im Grunde wohl dasselbe Ziel, das hier bezeichnet wird, im Auge, wenn sie jugendliche Verbrecher in „Erziehungsanstalten" schicken wollen. Ich halte Erziehungs-Anstalten, die erwachsene Personen erziehen sollen, für ein Unding; entweder sie werden mit einem täuschenden Namen geschmückte Strafanstalten; oder sie werden doch, nicht minder als diese, Brutstätten

Digitized by Google

von Lastern, und nebenher (was aber auch die Strafanstalten sein wollen) Einrichtungen zur Ergänzung des Schulunterrichts, einer Ergänzung, deren moralisierender Erfolg sehr fragwürdig bleibt. Ich lasse durchaus den Nutzen und Wert der Fürsorge- oder, wie ich lieber sage, Pflegeerziehung für Kinder gelten; hier aber bilden strafbare Handlungen, die von diesen Kindern begangen werden, nur einen der Erkenntnisgründe für deren Notwendigkeit, wie in den neueren Gesetzen, auch in dem preußischen vom 2. Juli 1900 zum Ausdrucke gekommen ist. Auch liegt mir nichts ferner, als den Bemühungen geistlicher und weltlicher Menschenfreunde um das sittliche Wohl von Sträflingen wehren zu wollen. Ja, ich halte für sehr erwünscht, daß alle Strafanstalten in dem Sinne zu Erziehungs-Anstalten umgewandelt werden, daß jede unnötige Strenge und Härte, jede pharisäische Verachtung und Demütigung der Schuldigen ganz und gar daraus verbannt und durch einen Geist des Wohlwollens, des Mitleides und der Hilfe noch weit mehr, als es schon geschehen ist, ersetzt werde. Das hauptsächliche, vielleicht das einzige Erziehungsmittel aber, an das sich irgendwelche Hoffnungen wenigstens für jugendliche Taugenichtse knüpfen lassen, ist die Gewöhnung an Arbeit und die Förderung der Lust zur Arbeit. Und da in dieser Hinsicht die Arbeit in Garten und Feld bekannte große Vorzüge hat, so sollte es Grundsatz alles Strafvollzuges sein, dieser so große Ausdehnung zu geben, als sich mit der Rücksicht auf Ordnung und Disziplin, auf die Arbeitsfähigkeiten der Gefangenen und mitanderen Rücksichten irgendwie vertragen möchte. Der beste Kenner des Gefängniswesens*) erhebt freilich bedeutende Einwände gegen diesen Arbeitsbetrieb, sofern er „außerhalb der Gefängnisse und der dazu gehörigen umfriedeten, gegen den Verkehr mit der freien Bevölkerung abgeschlossenen Besitztümer" stattfinden sollte; der ernste Zwang, den die Freiheitsstrafe bedeuten müsse, gehe verloren, die Gefangenen fühlten sich zu heimlichen oder gewaltsamen Fluchtversuchen geradezu herausgefordert, der ungehinderte Verkehr der Gefangenen untereinander werde befördert. Anderswo meint derselbe gelehrte Praktiker, es sei ohne Bedeutung, daß — nach unserm Strafgesetzbuch — der zu Zuchthausstrafe Verurteilte zu solchen Arbeiten (außerhalb der Anstalt), ohne seine Zustimmung, der zu Gefängnisstrafe Verurteilte nur mit seiner Zustimmung herangezogen werden dürfe. Denn „90 Proz. aller zu Gefängnis

*) Krohne, Gefängniskunde S. 400 f.

Digitized by Google

oder Zuchthaus Verurteilten werden die Arbeit außerhalb der Anstalt als eine ganz besondere Vergünstigung betrachten, weil sie den Ernst der Freiheitsstrafe fast bis zum Verschwinden mildert" (so daß an ihrer Einwilligung nicht zu zweifeln sei). Ich würde diese Milderung für einen ebenso geringen Schaden halten, wie alle übrigen Milderungen und Verbesserungen des Strafvollzuges, an denen die kleinbürgerliche Meinung als an törichtem „Humanitätsdusel", der die Gefängnisse zu Palästen mache, Anstoß nimmt. Aus dem Gesichtspunkte der Kriminalpolitik betone ich vor allem den großen Vorteil: alles was wir der Freiheitsstrafe an Schrecken *nehmen*, können wir ihr an *Dauer* zusetzen, und nur an der Dauer, nicht an der — den Rückfall keineswegs unwahrscheinlicher machenden — Strenge hat die Gesellschaft ein starkes Interesse. Außer den schon erwähnten Wirkungen hat die Freiheitsstrafe im Verhältnisse ihrer *Dauer* noch den Wert, daß für diese Zeit die Fortpflanzung des Verbrechers und der Verbrecherin behindert ist. Überhaupt aber bleibt ein hinlänglich schweres *Übel* die Entziehung der Freiheit ihrem Wesen nach, zumal für jüngere Menschen, und es braucht nicht durch die Art, wie das Übel geltend gemacht wird, eine besondere Intention auf Schmerzerregung im Sinne eines züchtigenden Ernstes hinzuzukommen. Es genügt schlechthin, daß das Übel in der *Vorstellung* — nicht denen, die doch durch überstarke Motive und Umstände zum Verbrechen getrieben werden, sondern — der großen Menge derer, die außerdem in *Versuchung* stehen, Verbrechen zu begehen, groß genug *erscheine*, und für diese Wirkung wird immer die *Schande*, die der Freiheitsstrafe an sich zwar wenig, wohl aber der Freiheitstrafe wegen schändlicher Vergehungen und ganz besonders der Zuchthausstrafe in der öffentlichen Meinung anhaftet, von wesentlicher, ja entscheidender Bedeutung sein, ihr zunächst aber muß die Langwierigkeit ins Gewicht fallen, wenn sie auch für den Besitzlosen viel verhängnisvoller wirkt als für den Besitzenden. Am wenigsten vernichtend ist sie aber gerade für den noch jungen und ledigen Mann. Wenn wir um der Abschreckung willen eine langwierige Freiheitsstrafe auf das erste wirkliche Verbrechen setzen müssen, so können wir auch die Verwirklichung der Drohung gerade an einem jüngeren Menschen am leichtesten verantworten; denn solche Strafe wird, richtig vollzogen, noch am ehesten zu seinem Besten dienen. Von einer 5jährigen Zuchthausstrafe würden die ersten zwei Jahre, wenn ich bestimmen dürfte, in Isolierhaft, aber unter-

Digitized by Google

brochen — nicht bloß durch Spaziergänge im Gefängnishofe, sondern durch Arbeiten im Freien — zuzubringen sein; der Rest sollte mehr den Charakter des gezwungenen Lebens in einer Arbeiter-Kolonie tragen, die Gefangenen würden also wesentlich für öffentliche Arbeiten verwandt werden, und das Prinzip müßte dabei obwalten, das Quantum und Quale der Nötigung immer mehr zu verringern und so sehr als möglich überflüssig zu machen; auch Krohne gibt zu (a. a. O.), es könne, unter gewissen Kautelen (für die Disziplin) diese Art der Beschäftigung „für die zu längerer Freiheitsstrafe Verurteilten eine passende Vermittelung des Übergangs zur Freiheit werden". Die Grundgedanken des irischen oder progressiven Systems sind das Beste, was für den Vollzug der Freiheitstrafe vorgeschlagen und versucht worden ist. Wenn aber der genannte treffliche Autor hinzufügt, es könne dem Gemeinwesen durch jene Strafmethode „ein großer Vorteil erwachsen, indem nützliche Anlagen, die unter Verwendung freier Arbeiter zu große Kosten verursachen würden und deshalb unterbleiben, durch die Gefangenen um einen billigen Preis hergestellt werden", so meine ich vielmehr, daß es für hinlänglichen Weitblick auch finanziell eine weisere Politik sein würde, auf alle fiskalische Vorteile beim Strafensystem zu verzichten und hingegen die allmähliche Befreiung auch dadurch zum Ausdrucke zu bringen, daß die Geldlöhne den normalen Löhnen für gleichartige Arbeit immer mehr angenähert werden — mit billigster Anrechnung des Obdachs und der Verpflegung — um ein möglichst erhebliches, zinsbar anzulegendes Peculium für jeden Gefangenen anzusammeln. Diese kleinen Vermögen würden zugleich eine Bürgschaft bilden, indem Abzüge davon — zu Gunsten irgend eines gemeinnützigen Zweckes — wirksame Disziplinarstrafen bilden könnten und im Falle der Flucht der ganze Betrag verfiele. Ferner ist schon bei dem gegenwärtig vorherrschenden System, wo die „Arbeitsprämien" sehr winzig sind, von großer Wichtigkeit, daß nach der Entlassung — zumal wenn die vorläufige und bedingte Entlassung gewagt wird — die Geldbeträge, die dem Entlassenen über den Aufwand für Kleider, Reisekosten u. s. w. verbleiben, dem Leichtsinnigen, Törichten nicht zum Verderben werden, wie es tatsächlich sehr oft der Fall ist. Es gibt ja nicht wenige junge Leute — auch in der wohlhabenden Klasse —, deren schlimmster Fehler der ist, daß Geld in der Tasche sie liederlich macht. Der befreite Gefangene, der in eine lebhafte Stadt zurückkehrt, ist wie der Seemann im Hafen. „Daher bestimmen fast

Digitized by Google

überall die Gefängnisordnungen, daß . . . der Überschuß den Orts- bezw. Polizeibehörden oder den Fürsorgevereinen zu übersenden ist . . . Diese Bestimmungen werden indessen nur sehr mangelhaft ausgeführt, Behörden und Vereine händigen das Geld möglichst rasch aus, um den unbequemen Forderer loszuwerden." (Krohne S. 422). Schwierig ist ohne Zweifel auch diese Seite des Problemes. Die langwierigen Freiheitsstrafen haben ohnehin das Übel im Gefolge, daß sie den Gefangenen der eigenen Führung seiner Angelegenheiten entwöhnen und ihn dem Leben „draußen" entfremden. In vielen Fällen könnte hier geholfen werden, wenn der Staat oder eine andere öffentliche Körperschaft in der Lage wäre, dem Entlassenen ein freies Arbeitsverhältnis anzubieten, und zwar örtlich und sachlich möglichst fern von allen Versuchungen des Rückfalles, zugleich aber möglichst gesichert und unter mindestens normal-günstigen Bedingungen. Wenn diesen Arbeitsverhältnissen ein etwas patriarchalischer Charakter beiwohnte, der sie für den unbescholtenen, zumal den „klassenbewußten" Arbeiter wenig anziehend machte, so wäre das für jene moralisch schwachen und immer gefährdeten Individuen kein Schade. Wenn es auf diese Weise gelänge, einen jugendlichen Spitzbuben über die leichtsinnigsten Jahre, also bis etwa zum 25. hinwegzuhelfen, und man ihm dann noch helfen möchte, mit seinen Ersparnissen in einem fernen Lande — wäre es auch in einer deutschen Kolonie — sich eine neue Heimat zu begründen, so gäbe ein so langes und zusammengesetztes Heilverfahren wohl einige Aussichten auf „Besserung". Die bisherigen Versuche in dieser Richtung sind völlig unmethodisch und in der Wurzel verfehlt. Sie machen ganz regelmäßig den geistlichen oder weltlichen „Vereinsbruder" zur willkommenen und hinterher verlachten Beute des frechen und heuchelnden Schwindlers.

5.

F. von Liszt hat — wie der Sache nach schon erwähnt wurde — das von ihm und seinen Freunden aufgestellte kriminalpolitische Programm auf diese zwei Hauptforderungen zurückgeführt: 1. Erziehende Behandlung der Besserungsfähigen. 2. Sicherung der Gesellschaft gegenüber den unverbesserlichen und gemeingefährlichen Verbrechern. „Ob man diese sichernden und jene bessernden Maßnahmen als Strafen im technischen Sinne des Wortes bezeichnen und behandeln will oder nicht, ist zwar von großer wissenschaftlicher, aber von ganz geringer legislativer Bedeutung." Der

Digitized by Google

berühmte Kriminalist leitet einen Aufsatz mit diesen Worten ein, worin er den zweiten Punkt dieses Programmes unter dem Titel „Das gewerbsmäßige Verbrechen" behandelt, und nach lehrreichen, bündigen Erörterungen über „die heutige Gestaltung des gewerbsmäßigen Verbrechertums" und über „das gewerbsmäßige Verbrechen im geltenden Recht" feststellt, daß dem Gesetzgeber gerade die Haupttypen des heutigen gewerbsmäßigen Verbrechens völlig fremd geblieben sind: der gewerbsmäßige Diebstahl und der gewerbsmäßige Betrug; daß also die gefährlichste Erscheinung des heutigen Verbrechertums dem deutschen Strafgesetzbuch unbekannt ist. Nach einem — freilich sehr anfechtbaren aber zur Sache nicht direkt erheblichen — Abschnitte über „die Ergebnisse der Kriminalstatistik" gelangt er sodann zu dem Satze: „die Sicherung der Gesellschaft verlangt, daß diese unsozialen Elemente in die Unmöglichkeit versetzt werden, der Gesellschaft zu schaden" und folgert daraus — da von Todesstrafe und Deportation „aus hier nicht interessierenden Gründen" abgesehen werden müsse —, daß eine grundsätzlich bis zum Lebensende fortdauernde Einschließung „das einzig Richtige" sei. Dabei müsse die Revision der Feststellung offen gehalten werden; vielleicht genüge es, die bedingte Entlassung organisch in den Strafvollzug einzugliedern und auf die lebenslang Verurteilten auszudehnen. Wenn man aber — wie von den Vertretern der „klassischen Richtung" zu erwarten stehe — die grundsätzlich lebenslange Freiheitsstrafe für zu schwer halte, so möge eine zeitige Zuchthausstrafe mit möglichst hoch gegriffenem Mindestmaß ausreichen. Vorgeschlagen wird, 5 Jahre als Mindestmaß zu setzen, wenn es sich um die erste Verurteilung wegen gewerbsmäßiger Begehung handele, 10 Jahre bei jeder folgenden Verurteilung. „Und sollte man weiter einwenden, daß eine so lange ausgedehnte Einschließung keine Strafe mehr sei, sondern eine Sicherheitsmaßregel, so trage ich für meine Person diesem Bedenken mit dem größten Vergnügen Rechnung. Man mag dann etwa von einer Sicherheitshaft sprechen. Auf den Namen kommt es mir hier wie sonst nicht an." Soweit Professor von Liszt.*) Was den Tatbestand betrifft, daß das heutige Strafrecht gegen die professionelle Gaunerei — wie ich mit dem alten Ausdrucke das gewerbsmäßige Verbrechertum lieber benenne

*) Zeitschrift a. a. O. S. 122, 126 ff., 138, 139. In einer der Thesen, die von Liszt eben dem Juristentage vorlegt, wird „Zuchthaus nicht unter 10 Jahren" schlechthin als „Sicherungsstrafe" gegen gewerbsmäßige Verbrecher gefordert.

Digitized by Google

— sehr schwach operiert, so wird dieser Tatbestand in allen Ländern als ein schweres Ärgernis empfunden. Die IKV hatte schon in ihren ersten Satzungen (1889) die Gesetzgebungen aufgefordert, „unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher", auch dann, wenn es sich um die oftmalige Wiederholung kleinerer Vergehungen handele, für eine möglichst lange Zeitdauer unschädlich zu machen.*) Und auf ihrem zweiten Kongresse (Bern 1890) wurde der Gegenstand verhandelt auf Grund von nahe übereinstimmenden Thesen, die von Lilienthal und der Franzose Leveillé aufgestellt hatten. Der Erstgenannte formulierte seine Ansicht so: „Als unverbesserlich sind anzusehen diejenigen wiederholt Rückfälligen, bei denen das Verbrechen erscheint als Ausfluß 1. einer auf erblicher Belastung beruhenden oder erworbenen Entartung, 2. einer gewerbsmäßig verbrecherischen Lebensführung" (1. und 2. soll heißen: entweder — oder, was aber keineswegs ausschließt: beides zugleich). Man sieht, daß der Gedanke nunmehr, da die legislatorische Aufgabe soviel näher gerückt ist, eine präzisere Fassung gewonnen hat. Treffend bemerkt von Liszt: „Indem ... die Untergruppe der gewerbsmäßigen Verbrecher mit der Gesamtgruppe der Unverbesserlichen vertauscht (besser wäre gesagt: zusammengeworfen) wird, schleicht sich in die Berechnungen der Kriminalstatistik wie in die Vorschläge der Gesetzentwürfe ein ... verhängnisvoller Fehler ein." Im gleichen Sinne habe ich selber i. J. 1895 geschrieben:**) Als Gewohnheits-Verbrecher pflegt man die ganze soziale Schicht zu verstehen, die regelmäßig von den Erträgen des Diebstahls oder des strafrechtlich faßbaren Betruges ihr Leben — fristet oder pflegt. Viel zweckmäßiger nannte eine ältere Literatur diese soziale Schicht die der „Gauner"; denn als Gewohnheits-Verbrecher ist man genötigt, auch alle Individuen zu verstehen, die zu wiederholten Malen wegen gefährlicher Körperverletzung oder

*) Nachdem sich bei der wachsenden Mitgliederzahl herausgestellt hatte, daß viele Mitglieder diese und andere Forderungen keineswegs anerkannten, hat sich die Vereinigung in Lissabon 1897 ein neues Programm gegeben, worin alle diese Grundsätze gestrichen sind. Sie bezeichnet ihre Ziele seitdem nur noch durch Art. 1 mit den Worten: „Die Intern. Krim. Vereinigung vertritt die Ansicht, daß sowohl das Verbrechen als auch die Mittel zu seiner Bekämpfung nicht nur vom juristischen, sondern ebenso auch vom anthropologischen und soziologischen Standpunkt aus betrachtet werden müssen. Sie stellt sich zur Aufgabe die wissenschaftliche Erforschung des Verbrechens und seiner Ursachen und der Mittel zu seiner Bekämpfung."

**) Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, herausg. v. H. Braun, VIII S. 338.

Digitized by Google

wegen Sittenverbrechens verurteilt werden; unter diesen ist zwar ein Teil, der jener sozialen Schicht angehört, keineswegs gilt dies von allen." Und: „der großen Menge gelegentlicher und habitueller Diebe und Betrüger steht die engere Gruppe der eigentlichen Gauner gegenüber." Eine Anzahl von Leitsätzen in betreff der wissenschaftlichen Erkenntnis des Gaunertumes habe ich sodann mit dem Satze eingeleitet: „Verbrechen in Bezug auf das Eigentum unterscheiden sich von allen anderen dadurch, daß ein großer Teil, und gerade die signifikantesten Formen, von Personen begangen werden, die einen regelmäßigen Erwerb daraus zu gewinnen versuchen, oder gewohnt sind." — Ich würde nun nicht sagen, daß eine grundsätzlich lebenslange Freiheitstrafe für professionelle Gauner zu schwer sei. Für den Gesetzgeber kann nur fraglich sein, ob sie anzudrohen zweckmäßig ist. Und hier muß ich das Bedenken geltend machen, das überhaupt gegen unbedingte oder terroristische Abschreckung spricht. Als Versuch, sie von strafbaren Handlungen abzuhalten, verstehen Gauner das Strafgesetz überhaupt nicht mehr. Sie erkennen darin eine Kriegserklärung und eine Aufforderung, sich zu wehren. Ihren Kampf führen sie nicht gegen Richter oder Gesetzgeber, sondern gegen die Polizei. Sie können diesen Kampf führen entweder durch Täuschung oder durch Gewalt oder durch Modifikation ihrer verbrecherischen Methoden. Durch Täuschung wird schon jetzt der Kampf in ausgedehntem Maße geführt. Es gibt nicht wenige professionelle Gauner, die hinter allerlei und nicht nur hinter geduldeten Gewerben (wie dem des „Beherbergers" in Hamburg und anderen Städten), sondern sogar hinter solchen, die sich einiges Ansehens erfreuen, sich viele Jahre lang, vielleicht ihr Leben lang, zu verstecken wissen. Sie sind vielleicht gar nicht, vielleicht 1 oder 2 mal bestraft und seitdem „bürgerlich gebessert". Typus dieses Gauners war der „Kommissionär" Dickhoff in Berlin, dessen Laufbahn vor 19 Jahren in einem zwiefachen Mordprozeß zu Ende ging. Man lese in dem wohlunterrichteten Büchlein „Die Verbrecherwelt von Berlin. Von Ω. Σ." Berlin-Leipzig 1886 S. 9ff., besonders S. 25ff., welche erlaubten, obschon nicht eben feinen „Geschäfte"*) dieser „gewerbsmäßige Ausbaldowerer" (S. 30) und Anstifter schwerer Diebstähle als sein normales Gewerbe betrieben hat. „Und diesen Lebenswandel hat

*) Durch die neuerdings bekannt gewordenen Geschäfte höchst angesehener, staatlicher Kontrolle unterliegender Hypothekenbanken wird man lebhaft daran erinnert.

Digitized by Google

der Mann —eine Stunde von Berlin, in Rixdorf wohnend — in Berlin selbst wohl an die zwanzig Jahre lang geführt, ohne daß es auch nur ein einziges Mal gelungen wäre, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Nicht allein, daß er nicht bestraft worden ist, nein, es ist in der ganzen Zeit auch nicht eine einzige Untersuchung, nicht ein einziges Ermittelungsverfahren gegen ihn eingeleitet worden" (a. a. O. S. 27). Mit Gewalt kämpft die heutige großstädtische Verbrecherwelt im allgemeinen nicht gegen die Polizei. Was sie davon abhält ist Feigheit und Trägheit. Man kann aber nicht sagen, daß diese Motive unüberwindlich sind. Von den alten Räuberbanden ist bekannt, daß sie „den Bürgern, der Polizei, der bewaffneten Macht förmliche Schlachten lieferten" (v. Liszt a. a. O. S. 127). Banden, die heute so etwas versuchten, würden freilich leicht aufs Haupt geschlagen werden. Daß aber der Beruf der Kriminal-Polizisten einer größeren persönlichen Gefährdung, als jetzt schon besteht, ausgesetzt werde, kann auf keine Weise als wünschenswert gelten. Es würde indirekt doch die überaus schwierige Tätigkeit dieser Leute in ihren Wirkungen und Erfolgen beeinträchtigen. Die Räuberbanden aber führen uns auf die Modifikation der spitzbübischen Methoden. Auch das Gaunertum ist der Anpassung an eine veränderte Rechtslage fähig. Wenn heute seine Zusammenhänge lose sind, so ist damit nicht gesagt, daß es nicht festere Verbindungen eingehen, daß es nicht, zum Widerstande angestachelt, in gefährlicherer Weise sich organisieren kann. Alle diese Gefahren werden nun freilich durch den positiven Vorschlag, an dem von Liszt sich genügen läßt, sehr verringert. Aber eine andere Schwierigkeit wohnt diesem bei, die wenigstens durch das bequemste Mittel der Gegenwehr — die Täuschung — erhöht werden kann: die Schwierigkeit der tatsächlichen Feststellung, daß jemand aus Diebstahl und Betrug ein Gewerbe macht. Es ist ein gewöhnlicher Fall, daß gerade der wiederholt Rückfällige wegen eines unbedeutenden Delikts derselben Art, die ihn früher vor den Richter brachte, angeklagt wird; zumeist wohl, weil er gealtert und schlaff geworden, sich an große Unternehmungen — im Gebiete des schweren Diebstahls, der Hochstappelei und des Schwindels — nicht mehr heranwagt; oft wohl auch, weil er seine Beteiligung an solchen zu verbergen weiß. Der Richter verurteilt ihn jetzt etwa zu 1 Jahr Zuchthaus, nicht selten billigt er ihm sogar mildernde Umstände zu: der Mensch macht einen bejammernswerten Eindruck, er ist in Not gewesen, außer Arbeit

Digitized by Google

gekommen, weil seine Vorstrafen bekannt geworden waren und dergl.*) In Zukunft wird der Staatsanwalt ihn wegen gewerbsmäßiger Gaunerei unter Anklage stellen. Beweis? die Polizei behauptet es, er kann sich über regelmäßigen ehrlichen Erwerb nicht ausweisen, er ist des intimen Verkehrs mit bestraften Personen verdächtig oder überführt, ist selber mehrfach bestraft — wird sich aus diesen Momenten ein Beweis ergeben? Warum läßt sich denn der Beweis führen bei Hehlern (§ 260), bei Buchmachern und Bankhaltern (§ 284), bei Wilderern (§ 294), bei Wucherern (§ 302 d u. e), endlich bei sich prostituierenden Weibern (§ 361 b)? Alle diese sind Leute, deren Delikte den Charakter von Geschäften oder Berufstätigkeiten haben, bei denen daher schon einige Fälle unerlaubter Geschäfte zum Beweise genügen können, daß sie aus solchen unerlaubten Geschäften ein Gewerbe machen; weil eben Geschäfte an sich ein Gewerbe begründen. Hingegen Diebstahl und Betrug haben ein so direktes Verhältnis zu irgendwelchem Gewerbebetrieb nicht. Der von Lisztsche Vorschlag setzt sich aber vollends einer scharfen Kritik aus, da er die Bestimmung über Gewerbsmäßigkeit des Verbrechens in den allgemeinen Teil des Strafgesetzbuches eingefügt wissen will. Sie soll das Gesamtgebiet der strafbaren Handlungen bedecken, damit nicht nur die wiederholte Begehung desselben Delikts oder die mehrfache Begehung gleichartiger Delikte getroffen werde. Von den „Übertretungen" soll dabei abgesehen werden. „Andere Ausnahmen ließen sich leicht anfügen." Übrigens aber soll lediglich festgestellt werden, „daß der Verurteilte die Begehung strafbarer Handlungen gewerbsmäßig betreibt." Von anderen Gefahren abzusehen — welche furchtbare Waffe könnte aus einer solchen Bestimmung im politischen Kampfe geschmiedet werden! Man weiß, wie großindustrielle und kommerzielle Kreise und Richter, die in deren Anschauungen leben, über gewerbsmäßige Agitatoren in der Arbeiterklasse denken. Gesetzt, ein solcher mache einer Unterschlagung oder auch nur einer Ehrverletzung, d. i. eines bösen

*) Aus der Kriminalstatistik scheint eine stark zunehmende Milderung der Richtersprüche, auch gegen Gauner, hervorzugehen. Die Richter haben ganz recht, wenn sie den individuellen Fall ins Auge fassen (obgleich sie auch recht oft sich täuschen lassen). Sie haben zu wenig gelernt, allgemeine Gedanken zu denken, wissen daher nicht, daß die einzelne Bestrafung ihren wesentlichen Wert dadurch hat, daß sie das Gesetz in Kraft erhält („ne peccetur"). Nur in Prozessen, die einen parteipolitischen Beigeschmack haben, sind unsere heutigen Richter regelmäßig streng.

Digitized by Google

Wortes im Strike, sich schuldig. Das Gericht dürfte dann, nach dem Lisztschen Vorschlage, die Gelegenheit benutzen, „festzustellen", daß der Angeklagte und Verurteilte „die Begehung strafbarer Handlungen gewerbsmäßig betreibt". Man wird leicht für bewiesen halten, daß er gewerbsmäßig den Koalitionszwang betreibt — bezahlter Beamter einer Gewerkschaft, ständiges Mitglied in Strike-Comités — die Sache liegt ja auf der Hand. Oder sollen die Vergehen gegen die Gewerbeordnung ausgenommen werden? Nun, so wird man finden, daß er ein Gewerbe aus Nötigungen oder aus Erpressungen macht. Die Schlinge wird sich bewähren. Ob es nicht möglich wäre, diesen Gefahren durch gesetzgeberische Kautelen zu begegnen? Vielleicht. Aber dann wird auch die Aufnahme in den allgemeinen Teil nicht mehr haltbar sein oder ihren Zweck verlieren. Ich meine aber auch, daß dieser hinlänglich erreicht würde, wenn in einem besonderen Abschnitte die gewerbsmäßige Begehung von Verbrechen gegen das Vermögen unter die besonderen Strafen gestellt würde; diese müßten dann als in gleicher oder in verschiedener Weise gravierend aufgezählt, Falschmünzerei, Bankerutt, Wucher, eigennützige Brandstiftung müßten ausdrücklich eingeschlossen werden. Wird eine solche Strafdrohung dann Erfolg haben? Den normalen Erfolg, daß sie eine größere Menge von dem Delikte abhält, erwarten wir, wie gesagt, nicht; der Eigenzweck der Strafe — die Unschädlichmachung — überwiegt ja hier völlig den Zweck der Bedrohung. Diese hat hier fast nur den Zweck, den Richter anzuhalten und zu befugen, solche Strafen zu erkennen. Der ganze Erfolg wäre also darin gelegen, daß der Richter auf Grund dieses neuen Gesetzes verurteilt. Wird ein gewissenhafter Richter dies verantworten wollen, wenn etwa nichts vorliegt als ein unbedeutendes Vergehen und die Tatsache des zweiten oder dritten Rückfalles? Vor hundert Jahren wurde die Frage vielfach erörtert, ob es bei schwerem Verdacht und unvollständigem Beweise zulässig sei, auf eine „außerordentliche Strafe" zu erkennen. Die Kriminal-Jurisprudenz gelangte, wie billig, zu einer einhelligen und entschiedenen Verneinung dieser Frage. Den prozessualen Beweis aufgeben heißt in der Tat eine der wenigen und der wesentlichsten Garantien der bürgerlichen Freiheit zerstören. Sollen wir also um dieser Garantien willen die notorischen Gauner mit Strafen verschonen? Mit Strafen ja. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir sie überhaupt verschonen sollen. Ich kann es nicht mit von Liszt für gleichgültig halten, ob man die Sicherheitsmaßregel

Digitized by Google

eine Strafe nenne oder nicht, und noch weniger kann ich zugeben, daß es von ganz geringer legislativer Bedeutung sei, ob man „bessernde und sichernde Maßnahmen als Strafen im technischen Sinne des Wortes bezeichnen und behandeln wolle oder nicht". Ich denke, der Gesetzgeber, der sich mit Revision des Strafrechts befaßt, hat es mit nichts anderem zu tun als mit der Schaffung eines Rechtes, das Strafen als gesetzliche Folgen ungesetzlicher Handlungen festsetzt. Eben dadurch ist es gültiges Recht, daß der Bürger weiß, welchen gesetzlichen Folgen er sich durch ungesetzliche Handlungen aussetzt. In Übereinstimmung mit dem natürlichen Rechte ist es, insofern als jeder Bürger Mitgesetzgeber ist, oder insofern doch vorausgesetzt werden kann, daß jeder, für den es gilt, damit einverstanden ist, daß solches Recht gelte. Jeder unterwirft sich unter der Bedingung den Regeln des Zusammenlebens, daß ihm auch, wenn er Verbotenes getan hat, nicht nur materielles Recht zu teil werde, sondern zu teil werde in den gesetzlichen Formen des Prozesses, die jeden gleich günstig stellen sollen mit jedem anderen, und (im akkusatorischen Verfahren) jeden als vor dem Richter gleichen Gegner der Anklagebehörde gegenüberstellen. Eben dadurch wird der Richterspruch etwas anderes als die Verhängung einer Maßregel, er spricht aus — wie im Zivilprozeß —, was zur Wahrung des Rechtszustandes dem allgemeinen Willen gemäß, der im Gesetze enthalten ist, nicht aber weil er, der Richter, es für gut und zweckmäßig erachtet, sein und geschehen soll. Indem er sich verantwortet, wirkt der Angeklagte selber zum Zustandekommen des Richterspruches mit, wie denn auch sein Wille im allgemeinen Willen enthalten ist. Es könnte und sollte eine schwere Strafe sein, daß dieses Recht, vermöge dessen der Regel nach (und im geltenden Rechte unbedingt und unbegrenzt) der Verbrecher dem Unbescholtenen gleich gehalten wird, durch Richterspruch aberkannt würde. Der Form nach wäre es eine Zusatzstrafe, wie jetzt die Aberkennung bürgerlicher „Ehrenrechte"; die Wirkung wäre Unterstellung unter ein anderes als das gemeinsame („gemeine") Recht, unter ein Ausnahmegesetz gegen Verbrecher, die einzige Art eines Ausnahmegesetzes, die sich, neben den vorhandenen und noch zu erweiternden Exemtionen vom Strafrechte, grundsätzlich rechtfertigen ließe. Dieses Ausnahmegesetz würde gar nicht mehr von Strafen, es würde nur noch von Sicherungsmaßregeln sprechen. Es wäre seiner Natur nach keine Drohung und Warnung mehr (deren Voraussetzungen auf-

Digitized by Google

gehoben sind), sondern eine Anweisung an die Behörden, Regelung und Begrenzung ihrer Befugnisse. Die nach diesem Ausnahmegesetz zu Behandelnden wären (für bestimmte Zeit oder dauernd) der Polizei überwiesen. Das würde nicht heißen, daß die Polizei mit ihnen schalten und walten dürfe nach Belieben. Es würde außer der schon bestehenden und wirksamer zu machenden Polizei-Aufsicht die Folge haben, daß, im Falle sie von ihrer Aufsichtsbehörde neuer strafbarer Handlungen bezichtigt oder als „gemeingefährlich" angezeigt würden, ein besonderes Gerichtsverfahren, ohne die Kautelen, die im ordentlichen Gerichtsverfahren den Angeklagten schützen, wider sie anhängig würde und daß dieses Gericht die Polizeibehörde ermächtigen würde, weitere Beschränkungen der Freiheit, bis zur Internierung auf unbestimmte Zeit, eintreten zu lassen. Jede Intention auf Leidzufügung — die von der Strafe als Verwirklichung einer Bedrohung mit Leid nicht völlig ablösbar ist — würde als unwesentlich wegfallen. Die Unschädlichmachung wäre der einzige leitende Gesichtspunkt. Die Anstalten, in denen solche Verbrecher aufbewahrt würden, müßten als moralische Krankenhäuser, ganz wie die Irrenanstalten angesehen und eingerichtet werden. Hierin läge eine gerechte Kompensation für die Strafunmündigkeit und Rechtlosigkeit, die über den Verbrecher ausgesprochen wäre. — Im Effekte würde diese Neuerung beinahe auf dasselbe hinauskommen, wie der von Lisztsche Vorschlag. Für das Prinzip der Strafe ist aber der Unterschied von enormer Bedeutung. Ich halte es auch für außerordentlich wichtig, daß das „Zuchthaus" seinen einmal erworbenen Charakter als ehrmindernde Strafe behalte. Der erklärte Verbrecher aber, der Gauner, hat keine Ehre mehr zu verlieren. Das Zuchthaus würde den Übergang zum rechtlichen Stande der Atimie bedeuten. Es ist wohl offenbar, daß schon die Rückfallstrafen eine Art von Ausnahmerecht für die Verbrecher bedeuten. Mit dem reinen Rechtsgedanken sind sie nicht vereinbar. Die früher begangene strafbare Handlung soll durch die „abgebüßte" Strafe rechtlich annullicrt sein. In der Tat, wenn nach dem Grundsatze der psychologischen Hemmung — wie ich für Feuerbachs psychologischen Zwang lieber sage, um das Wesen der gesetzlichen Drohung zu bezeichnen — gerade auf den ersten „geflissenen gefährlichen Diebstahl" (mit der Carolina zu reden) eine schwere und ehrmindernde Strafe — sage von 5 Jahren Zuchthaus gesetzt wäre, so würden die Rückfallschärfungen so gut wie überflüssig.

Digitized by Google

Auf den Diebstahl in wiederholtem Rückfalle setzt die Carolina Todesstrafe. Wir würden dies alte Recht gewissermaßen wiederherstellen, nur daß an Stelle der physischen die moralische Enthauptung träte. Auch würde uns nicht für ein so hartes Urteil der dritte Diebstahl schlechthin, sondern nur der dritte geflissene gefährliche Diebstahl und entsprechenderweise etwa der dritte gaunerische Betrugsfall als genügender Grund erscheinen. Daß die Unterscheidung von einfachem und schwerem Diebstahl in unserm Strafgesetzbuch völlig unzulänglich ist, wird auch von konservativen Theoretikern des Strafrechts anerkannt. Der Diebstahl *als Verbrechen* müßte schärfer herausspringen — dazu würde z. B. in der Regel wohl der Taschen-Diebstahl, aber nicht jeder „schwere" Diebstahl gehören — und für diesen dürfte es keine gesetzlichen mildernden Umstände geben, deren gänzlicher Abschaffung ich sonst widersprechen würde. Was den Betrug angeht, so ist hier eine Unterscheidung und Gradation bisher nicht einmal versucht worden. — Die Revision des Strafgesetzbuches ist eine schwere und wichtige Aufgabe. Möge sie mit Energie und Schärfe, aber auch mit humaner Gesinnung und wissenschaftlicher Einsicht, in Angriff genommen werden. Vor allen Dingen aber hüte man sich vor der Illusion, als ob das beste Strafgesetzbuch die sozialen und daher die sittlichen Volkszustände in ihrem *Kerne* zu verbessern oder gar zu heilen vermöchte. Denn „stärker als alle Gesetze ist die menschliche Natur";*) weil sie den *Naturgesetzen* des psychischen und sozialen Lebens unterworfen ist.

*) Thukyd. III 84.

Digitized by Google

Emanuel Geibels politisch-patriotische Dichtung.

Von Berthold Litzmann.

II.

Die nationalen Wünsche, Träume und Hoffnungen kommen vor 1840 in zwei Richtungen zum Ausdruck. Die eine, als deren bedeutendster Vertreter Uhland gelten darf, verknüpfte untrennlich damit gewisse Forderungen des Liberalismus: durch die Freiheit zur Einheit. Sie ward durch die Fehler des Metternichschen Systems immer wieder und mehr auf ultraradikale Bahnen abgelenkt, oder verzettelte sich in partikularistischen Bewegungen. Die zweite wurzelte recht eigentlich in der Romantik, die mit der Liebe für die deutsche Vergangenheit, die Ideale des Mittelalters, auch die Sehnsucht nach der alten Kaiserherrlichkeit wieder im Herzen des Volkes entfachte. Und diese Kaiserherrlichkeit wieder erhielt durch die eine Zeitlang auch in romantischen Bahnen sich bewegende deutsche Geschichtswissenschaft, vor allen durch Friedrich von Raumers (1823—1826 ersch.) Geschichte der Hohenstaufen, ihre Verkörperung in den großen Staufenkaisern. In der einseitigen Ausbildung und Verherrlichung dieses romantischen Kaiserideals, das im Boden der Wirklichkeit nie Leben werden konnte, lag eine kaum geringere Gefahr, als in der von den modernen liberalen Ideen ausgehenden Richtung. Geibel wurzelte seinen persönlichen Anlagen und den seinen Vorstellungskreis beherrschenden ersten Jugendeindrücken gemäß in diesen romantischen Idealen. Der 19jährige begeisterte sich — nach Rückerts Vorgang — an der Gestalt Kaiser Friedrich Rotbarts. „Er sieht ihn, „tief im Schoße des Kyffhäusers, bei der Ampel rotem Schein." Im Purpurmantel sitzt er da in tiefem Schlafe, an dem Tisch von Marmelstein. Rings um ihn seine Ritter

„Harnischglänzend, Schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er."

Aber sie werden erwachen, wenn —

„. . der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein."

Dann wird das Rauschen von Adlersfittigen die Raben verscheuchen. Die Donner werden durch den Berg rollen, das eh'rne

Digitized by Google

Tor aufspringen, der Kaiser und seine Ritter im Waffenschmuck emporsteigen:

„Auf dem Helm trägt er die Krone,
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge Deutsche Reich."

Und der junge Bonner Student sieht in der Sommermondnacht „einen hohen Schatten", „mit Schwert und Purpurmantel, die Krone vom Golde schwer" durch die Rebenhügel schreiten:

„Das ist der Karl der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand,
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutchen Land."

„Er segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort." Dann kehrt er heim in die Kaisergruft nach Aachen und schläft. „Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Trauben Duft." „Wir aber", schließt der jugendliche Sänger, echt studentisch und echt romantisch,

„Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft."

Und noch 10 Jahre später hat er in einem seiner schönsten Gedichte durchaus romantisch vom kommenden Kaiser gesungen im „Liede des Alten im Bart".

„Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht,
Und beugt die knospenden Reiser,
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser,

Mein Sinn ist wild, mein Herz ist schwer,
Ich kann nicht lassen vom Lauschen,
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen sind entfacht,
Und harren wie das meine,
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob rot der Tag erscheine.

Digitized by Google

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis und leiser,
Wann weckst du sie mit Trompetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?"

Jenem romantischen Kaiserideal, jenen Zukunftsträumen, die sich aus der Vergangenheit Trost, Rat und Vorbild suchten, dankt auch das im Sommer 1843 entstandene Gedicht: „Barbarossas Erwachen" Form und Farbe. Das Zwiegespräch zwischen dem Jüngling, der zum alten Kaiser hinuntersteigt:

„Draußen tost die Brandung der Zeit,
Sie warf mich wie die sterbende Welle
Hier aus, in deine Einsamkeit."

Er fordert Rat und Weisheit. Aber schon ist hier an Stelle der Knabenträume, die mit den Symbolen alter Kaiserherrlichkeit ein phantastisches Spiel treiben, der starke, persönliche Ausdruck einer mit den Sorgen und Pflichten der Gegenwart ringenden Männlichkeit getreten:

„Was fandest du?"

fragt der Kaiser.

„Nirgends Ruh!
Überall ein Stürmen, ein Drängen,
In den Herzen, in den Gesängen
Nirgends mehr ein sicheres Bildnis,
Alle Farben fließend verwischt,
Und in sündlicher Wildnis
Recht und Klarheit,
Lüg' und Wahrheit,
Recht und Frevel zusammengemischt."

„Und im Volke die Alten?"
„Die stützen und halten,
Halten das Gute, halten das Schlimme,
Sie hören nicht die Gottesstimme,
Die nächtlich durch das Land sich schwingt,
Und leise lockend, leise,
Wie eine Frühlingsweise,
Von einer reichen Zukunft singt.
Der Lenz ist ihnen zu grün,
Zu hell die Sonne,
Der Jugend schwellende Wonne
Zu stolz, zu kühn,
Sie zertrümmern feindlich die Flasche,
Voll feurig gärenden Weins,
Und wissen nur Eins:
Die Flamm' ist gefährlicher als die Asche."

Digitized by Google

„Aber die Jungen?“
„Die schelten und meistern mit kecken Zungen,
Nichts ist ihnen recht,
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht,
Sie möchten das Höchste zu unterst kehren,
Um selbst zu herrschen nach eignem Begehren;
Der Glaub' ist ihnen ein Fastnachtsscherz,
Eine Torheit das Herz.
Ach, und so viele
Treiben's zum Spiele!
Nach Freiheit rufen sie männiglich,
Und sind der eignen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte,
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.
Sie wollen der Wahrheit Schlachten schlagen,
Und die Lüg' ist ihr Schwert,
Wollen die Welt auf den Schultern tragen,
Und ord'nen kaum den eignen Herd.“

In diesen Worten steckt der ganze junge Geibel, der tödlichen Konflikt, in den er durch seine unerschütterliche Überzeugung mit den Zeitgewalten gerät, der Zwiespalt, der ihn trennte von den kleinmütigen Alten, und der noch schärfere Zwiespalt, der ihn trennte von der Jugend, zu der er gehörte, und von der mehr als einer ihm brüderlich nahe stand. Aber auch insofern ist das Gedicht, in dem er, gewissermaßen, alter, lieber Gewohnheit folgend, sich die Losung für die Gegenwart bei den Toten sucht, charakteristisch dadurch, daß er selbst sich hier durch den Mund des alten Kaisers klar und deutlich den Weg vorzeichnet, den er allen Gewalten von rechts und links zum Trotz unverrückbar festhalten und gehen muß und will:

„Wirf deine Sorgen all' auf ihn,
Der droben auf ewigem Stuhl ist gesessen!
Er hat auch eurer nicht vergessen,
Die Stunden kennt er, die Wege.
Du aber pflege
Der Gabe, die er dir gnädig beschied,
In Tat und Lied,
Schau fest auf das Ziel deiner Reise!
Der ist der Weise,
Der es nimmer vergaß;
Wirke treu im befriedeten Kreise
Und halte Maß.“

Digitized by Google

Schon zwei Jahre vorher, 1841, hatte er in dem Gedicht „Auf dem Rhein“:

„Es fährt das Schiff im Morgenglanz hinauf den dunkelgrünen Rhein,
Vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen hoch umkränzt mit Wein,“

den deutschen Dichtern zugerufen:

„Und ihr, ihr Dichter wachet auf! Es ist genug gescherzt, gespielt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, und wenn der Welt ihr drin gefielt,
Nicht singet dumpfen Sinnenrausch, Unfrieden nicht und herben Spott,
In keuscher Schönheit führe sanft das Lied des Volkes Herz zu Gott.

Wie vor dem blütenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So schreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und Schall,
Des Geistes Ritter sollt ihr sein, der Väter Glauben sei euch wert,
Ein klarer Spiegel euer Sinn, und euer Wort ein flammend Schwert.

Es ist in diesen Gärungs- und Sturmjahren manches tönende Wort gesprochen, und mit laut aufrauschendem Jubel aufgenommen und weitergetragen worden, das heute gerade um deswillen, weswegen es bei den Zeitgenossen so zündete, der glänzenden Rhetorik, uns kalt läßt: Auch Geibels Lyrik hat, namentlich wenn man sie mit der Goethes, Heines vergleicht, einen ausgesprochenen rhetorischen Charakter, vor allem seine vaterländische. Und im allgemeinen ist der moderne Deutsche ja gegen Rhetorik von einer fast kindischen Empfindlichkeit. In dieser Geibelschen Lyrik steckt aber doch ein Element, das auch dem modernsten Menschen, der nicht ganz von Ismentum und Blasiertheit angefressen ist, an Herz und Nieren geht: der eherne Klang einer in den tiefsten Tiefen erschütterten Mannesseele, die, friedlich und gütig von Natur, den Kampf aufnimmt für das, was ihr heilig ist. Hinter dem Wort steht der ganze Mann. So wenn er im Februar 1842 Georg Herwegh den Fehdehandschuh hinwirft:

„Es scholl dein Lied mir in das Ohr,
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden,
Komm an, in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden.

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten;

Digitized by Google

Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl, — schieß' er, ohne fest zu zielen;
Doch wer, vom Wetterlicht umblitzt,
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr, ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung" ...

„Wohl kämpfen auch wir," ruft er ihm zu:

„Für das Neue,
Ums Freiheitsbanner dicht geschart
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenem übermüt'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?"

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren,
Ein freier Priester freier Kunst,
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen,
Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen deines Branders,
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders!"

Treu diesem Geist und Sinn, und nicht um Haarbreite den Standpunkt, den er einmal im Streite der Partei erkoren, verrückend, war dann einige Monate später die Danksagung an den König von Preußen, der in edler, hochherziger Gesinnung Geibel gleich Freiligrath die Sorge um das tägliche Brot von der Seele nehmen und das Behagen freier, künstlerischer Arbeit gewähren wollte.

„Ich habe nie nach Gunst gesungen,
Ich sang allein was ich gemußt; ...

Digitized by Google

Doch dir, o Fürst aus edlem Stamme,
Der treu vor Gott sein Volk regiert,
Den schöner noch des Geistes Flamme,
Als seiner Väter Krone ziert,
Auf den, wenn sich die Wolken schwärzen,
Als Leuchtturm schauet Deutschlands Kern;
Wie dank ich dir aus tiefstem Herzen,
Wie dank' ich alles dir so gern!"

Denn, wenn er denkbar rühmt:

„Du gabst ein Leben mir, vom Staube
Des niedern Marktes unberührt,
Ein Leben, wie's im grünen Laube
Der freie Vogel singend führt."

So offenbart den ganzen, reinen, treuen, tapferen Mann das Gelübde, das er daran schließt:

„So helfe Gott mir, daß ich walte,
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.
Fern von dem Schwarm, der unbesonnen,
Altar und Herz in Trümmern schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen,
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Nicht daß mir drum in Nacht versunken
Die Welt und ihre Schönheit sei,
Nein! Wer aus jenem Born getrunken,
Dem ward erst ganz die Lippe frei....

Und wo die grimmsten Qualen bluten,
In jeden Abgrund schaut er kühn,
Sieht er doch ob den finstern Fluten
Den Bogen der Versöhnung glühn.
Den Fluch, den Ödipus entsandte,
Er zeugt ihn neu aus heiterm Sinn,
Und schreitet unversehrt wie Dante
Selbst durch der Hölle Flammen hin.

So laß mich stehn, so laß mich ringen,
Und so durch Wonn' und Jammer gehn!
Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
Ich spür' in mir des Geistes Wehn.
Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegenflammt:
Zu bau'n, zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr, mir dünkt's ein besser Amt."

Digitized by Google

Und noch ein Bekenntnis und Gelübde aus diesen Vorfrühlingstagen sei hier genannt aus den Sonetten von 1844, die er „Deutsche Klagen" überschrieb:

„Das ist der Fluch von diesen trüben Zeiten,
Wo losgelassen die Parteien toben,
Daß kaum der Starke, welcher blickt nach oben,
Vermag in Reinheit mittendurch zu schreiten.

Nur einen Fußbreit mag er seitwärts gleiten,
So hat sein ganzes Wesen sich verschoben,
Nur einen Schritt, so lernt sein Mund zu loben,
Was er noch jüngst bedacht war, zu bestreiten.

Drum gib, o Herr, daß ich die Lebensamme,
Die heil'ge Freiheit, nie mit jenem Weibe
Im blut'gen, aufgeschürzten Kleid verdamme!

Und ob die Wilde mich an meinem Leibe
Schmerzlich versehren mag mit Erz und Flamme:
Gib, daß ich treu der Himmelstochter bleibe!"

Aus eigenster persönlicher bitterer Erfahrung ist das Gedicht geboren unter dem Eindruck von Freiligraths, überraschendem Übergang ins Lager des revolutionären Radikalismus. Im vollen bitteren Bewußtsein der Vereinsamung sang er damals auch das trotzige Sonett „Gegen den Strom":

„Die Freiheit hab ich stets im Sinn getragen,
Doch haß ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Die kleinen Seelen glühn in solchen Tagen,
Sich aufzuspreizen als des Himmels Boten,
Und frech verlästern sie die großen Toten.
Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu ragen.

Ja, wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte,
Erhaben zürnt, sein Urteil ist gesprochen.

Hat doch der Pöbel einst, der wutentbrannte,
Ob Aristides Haupt den Stab gebrochen,
Und ins Exil verstoßen einen Dante."

Kampfesstimmung und trotziges Selbstbewußtsein atmen diese Verse des Jünglings, ebenso wie 20 Jahre später in der Konfliktzeit die Absage des Mannes:

„Wenn von außen der Feind uns droht,
Wohl mit klingenden Saiten

Digitized by Google

Im gewappneten Aufgebot
Ziemt's dem Dichter zu streiten.
Eiserner wie ein geschwungenes Schwert
Soll sein Hymnus ertönen,
Bis ihm gnädig ein Gott beschert
Siegerstirnen zu krönen.
Aber wo mit Gewalt und List
Haupt feindselig und Glieder
Sich befehden im innern Zwist,
Da verstummen die Lieder.
Ehe sie diente der Volkspartein,
Zwietracht weiter zu tragen,
Lieber wollt ich am nächsten Stein,
Meine Harfe zerschlagen."

Und so hat er im Kampf mit sich selbst und mit einer Zeit von Widersprüchen und Enttäuschungen sich ehrlich durchgearbeitet, gerne lernend, gerne glaubend, gerne hoffend. Was in den Jahren, in denen aus dem flüssigen Stahl von Jünglingsplänen, -Ahnungen und -Hoffnungen der Charakter des Mannes geschmiedet wird, an ihm und in ihm gearbeitet hat, was er in diesen Jahren ausgeschieden und geläutert hat, das hat er in dem Gedicht „Tempora mutantur" anschaulich und ergreifend zum Ausdruck gebracht. Da grüßt er, aus der Fremde heimkehrend, die Gotteshäuser der Vaterstadt:

„Grüß' euch, ihr Münster mit den hohen Schiffen,
Gebraus der Orgel, dunkles Chorgestühl,
Wo ein Geheimnis, ewig unbegriffen,
Uns Wahrheit ward, durch unser wahr Gefühl!
Auf *seinen* Flügeln jedes Zweifels Schranke
Hoch überfliegend, kampflos, glaubten wir, —
Jetzt heischt sein Recht am Glauben der Gedanke,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Wohl trugen wir das Vaterland im Herzen,
Doch liebten wir wie Knaben stumm und zart.
Zum Freund nur sprach der Freund von seinen Schmerzen,
Und von dem Kaiser mit dem Flammenbart.
Das Wort vom Reich, ob niemals ganz verklungen,
Doch scheu nur wards geflüstert, dort und hier.
Heut rauscht es fort im Volk von tausend Zungen,
Verwandelt ward die Zeit, und wir mit ihr.

Ja vorwärts geht's, des Webstuhls Spulen sausen
Die Welt ward weiter, freier Blick und Sinn,
Doch wie die Lebensströme schwellend brausen,
Wuchs nach Genuß die Gier, und nach Gewinn.

Digitized by Google

Da singt bei Nacht wohl, eh' die Sterne schwinden,
Vom engen Jugendglück die Sehnsucht mir —
Doch komm nur Tag! Du sollst mich wacker finden!
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Unwandelbar aber blieb eins — das eine, das ihm diesen freudigen Wagemut gab, die Eigenschaft, die ihn im Kreise der zeitgenössischen Dichter isolierte sein unerschütterlicher, kindlicher Glaube an den persönlichen Gott. Die Glaubensfreudigkeit und Zuversicht, die in ihm lebte und der er, ohne je in einen frömmelnden oder gar zelotischen Ton zu verfallen, in Tagen des Kampfes und des Sieges Ausdruck gegeben hat, übertrug sich bei ihm von selber auf sein vaterländisches Denken und Fühlen in eigentümlicher Weise. Die spezifisch christliche Lehre, daß die Schule des Leids dem Menschen ein Segen wird, daß, je härter die Prüfung, um so köstlicher der Lohn, ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß auch in den schwersten Tagen dieser hoffende Ausblick in die Zukunft ihm nicht getrübt und verdunkelt worden ist; jene Lebensauffassung, der er in schwerem persönlichen Leid als Jüngling schon Ausdruck gegeben:

„Und bräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden."

Wie aus diesem Gottvertrauen bei ihm der unerschütterliche Glaube an die Zukunft keimte, so ward er ihm auch zu einer Quelle der Erkenntnis für das, was nottat. Durch ihn ward er zum Propheten, der zürnend und mahnend zur rechten Stunde das rechte Wort wußte, und vor dessen Augen sich der Schleier der Zukunft lüftete.

Er hat den ganzen Gang der politischen Ereignisse von der Erneuerung der nationalen Idee in den vierziger Jahren an nicht nur in allen Phasen der Stimmungen des Augenblicks begleitet und dichterisch festgehalten, sondern ihn auch mit Seherblick vorgezeichnet.

Digitized by Google

Das deutsche Volkstum in seiner Bedeutung für Deutschlands Wirtschaftsleben.

Von Werner Sombart.

II.

Fragen wir, wodurch ein Staat Einfluß auf die Eigenart der in seinen Grenzen lebenden Bevölkerung gewinnen kann, so muß die erste Antwort lauten: durch die bloße Tatsache, daß er sie einschließt und zu einer Einheit zusammenführt. Denn da heute fast überall auf der Erde ein buntes Gemisch der verschiedensten Racen oder doch wenigstens Kreuzungen, Unterarten derselben Race durcheinander wohnen, so ergibt sich bei der beliebigen Absteckung staatlicher Grenzen, wie sie der blinde Zufall im Laufe der Jahrtausende bewirkt hat, eine ganz bestimmte Zusammensetzung der verschiedensten ethnischen Elemente. Ein historisches Staatsgebilde stellt also gleichsam ein Rezept dar: rec. so und soviel Germanen, Slaven, Kelten, Juden usw. Und ich brauche nur daran zu erinnern, wie schon ganz kleine Veränderungen in der Quantität und Qualität der einzelnen Ingredienzien einer Speise zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen können, hier zu einem Plumpudding und dort zu einem deutschen Rosinenkuchen, um den nötigen Respekt vor der Bedeutung historischer Racenkomposite zu verschaffen. Gerade Deutschlands Bevölkerung stellt nun aber ein außerordentlich kompliziertes Gemisch von allerhand Völkern dar und mir scheint, daß in der glücklichen ethnischen Mischung, wie sie durch die Abgrenzung des Zollvereins und danach des Deutschen Reichs herbeigeführt ist, eine der Erklärungen für sein rasches wirtschaftliches Emporblühen im 19. Jahrhundert zu finden ist.

Zunächst ist, wie bekannt, in keinem Lande eine so starke Vermischung von Germanen, Kelten und Slaven, also der drei verwandten indoeuropäischen Stämme, erfolgt wie in Deutschland. Und das war gut. Denn soviel wir zu erkennen vermögen, ist keiner der drei Stämme in seiner Reinheit so entwicklungsfähig wie eine richtige Mischung der drei. Speziell für das moderne Wirtschaftsleben wiederum bedeuten die ethnischen Gegensätze, wie sie das heutige Deutschland enthält, eine wesentliche Förderung. Schwaben und Sachsen stellen gleichsam die beiden Seiten der

Digitized by Google

kapitalistischen Organisation: Spekulation und Kalkulation, Initiative und Ausführung, Synthese und Analyse dar.

Nun dürfte es aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die genannten Stämme selbst in ihrer Vereinigung, zumal aber wo sie rein auftreten, wie beispielsweise die Germanen in den Niederungsgebieten zwischen Weser und Elbe, im Laufe der Jahrhunderte eine Völkermasse geworden sind, der es häufig an der rechten Beweglichkeit gebricht. Um das beliebte Bild zu gebrauchen: daß sie oft genug Mehl ohne Sauerteig sind. Damit ein recht schöner Kuchen daraus werde, bedarf es dann also solchen ethnischen Sauerteiges. Und es scheint mir nun abermals eine sein Wirtschaftsleben günstig beeinflussende Eigenart des deutschen Volkstums, daß es diesen während der letzten Jahrhunderte im rechten Mengenverhältnis erhalten hat. Was namentlich während des 18. Jahrhunderts zur Heranbildung eines intelligenten, umsichtigen, industriellen Unternehmertums, dessen wir uns im 19. Jahrhundert zu erfreuen hatten, wesentlich beigetragen hat, ist das französische Emigrantentum. Es ist bekannt, daß die tüchtigsten Fabrikanten Frankreich aus religiösen Gründen verlassen mußten und daß ein großer Teil davon in deutschen Landen sich angesiedelt hat. Von der Industrie der Rheinprovinz, Berlins und anderer Gebiete geht ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz auf französischen Ursprung zurück. Und ich glaube, es heißt nicht zu viel behaupten, wenn man feststellt, daß Frankreichs Volkswirtschaft noch heute den Verlust jener Elite von Unternehmern empfindlich verspürt. Aber diese Einsprengung romanischer Elemente in die Bevölkerung Deutschlands tritt doch an Bedeutung für den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung ganz erheblich zurück, wenn wir sie in Vergleich stellen mit einem andern Einschlag eines ethnisch lebendigen Volkstums, der, wie mir scheint, einen Einfluß von ganz ungeheuerer Tragweite auf die Gestaltung unseres Wirtschaftslebens ausgeübt hat; ich meine den Einschlag jüdischer Elemente. Wenn man auch in der Abschätzung dieses Einflusses nicht so weit zu gehen braucht wie der größte Jude, den das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, Karl Marx, der schlechthin meint, daß „der praktische Judengeist zum praktischen Geist der christlichen Völker geworden" sei und „die Juden sich insoweit emanzipiert haben als die Christen zu Juden geworden sind", daß „das reale Wesen des Juden sich in der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht", daß mit andern Worten kapitalistische und jüdische Wirtschaft identische Begriffe seien, so wird man doch zugeben müssen, daß unser Wirtschafts-

Digitized by Google

leben, wie es sich im 19. Jahrhundert gestaltet hat, ganz undenkbar wäre ohne die Mitwirkung der Juden. Stellt man sich auf den Standpunkt der neuzeitlichen Entwicklung des Wirtschaftslebens, betrachtet man die Entfaltung kapitalistischen Wesens und damit die Freisetzung starker produktiver Kräfte als einen Fortschritt, legt man Wert auf den Rang, den ein Land heute auf dem Weltmarkt einnimmt, so kann man gar nicht umhin, die Existenz jüdischer Wirtschaftssubjekte als einen der größten Vorzüge anzuerkennen, über die dieses Land in ethnischer Hinsicht verfügt: si le juif n'existait pas, il faudrait l'inventer. Das werde ich wohl, umstritten wie diese wichtige Frage ist, etwas eingehender begründen müssen, so schwer es fällt, in völlig einwandsfreier Weise hier die Zusammenhänge klar zu stellen.

Ist es schon in jedem Fall ein gewagtes Beginnen, von einem Volke oder einer Race bestimmte Eigenschaften auszusagen, so erscheint dies bei dem jüdischen Volke ganz besonders bedenklich: denn kein Volk ist so voller Gegensätze wie diese wundersame Race in ihrer bunten Mischung aus allerhand disparaten Elementen. Immerhin wird man doch, denke ich, wenn man (um wieder mit Marx zu reden), nicht den „Sabbathjuden", sondern den wirklichen weltlichen Juden, den „Alltagsjuden" betrachtet, wie er doch allein für die wirtschaftlichen Verhältnisse in Betracht kommt, einige typische Charakterzüge feststellen können, die in ihrer Bedeutung für das Wirtschaftsleben leicht zu ermessen sind. Wiederum scheint mir die Zeichnung des jüdischen Nationalcharakters, wie sie der eigene große Stammesgenosse vornimmt, nicht völlig getreu, wenn er schreibt: „Welches ist der weltliche Zug des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welches ist der weltliche Kultus des Juden? Der Schacher. Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld". Aber mir scheint doch, daß wesentliche Seiten des jüdischen Wesens, wenn auch stark stilisiert, in diesen Sätzen richtig bestimmt sind. Ich möchte in etwas anderer Fassung drei Seiten des jüdischen Nationalcharakters als besonders bedeutsam für die Rolle betrachten, die die Juden im modernen Wirtschaftsleben spielen: das Vorwalten des Willens, den Eigennutz und die Abstraktheit ihrer Geistesbeschaffenheit. Daß in der jüdischen Race die hervorstechende Eigenschaft ein durch nichts von seinem Ziele abzubringender Wille ist, darin stimmen alle aufmerksamen Beobachter überein. Die Zähigkeit, mit der der Jude einen Vorsatz ausführt, befähigt ihn aber in eminentem Maße dazu, im Wirtschaftsleben ich möchte sagen eine

Digitized by Google

große dynamische Wirkung auszuüben: Schritt vor Schritt, unentwegt, zieht er seine Straße; aus meist kleinsten Anfängen, wie wir alle wissen, durch alle Stufen der wirtschaftlichen Tätigkeiten hindurch, sie alle einzeln durchmessend vom Nächstliegenden zum Naheliegenden schreitend, ohne sich durch noch so viele Widerwärtigkeiten irre machen oder abschrecken zu lassen, die kleinsten Vorteile wahrnehmend klettert er in die Höhe. So oft ihn Mißgeschick ereilt, immer wieder rappelt er sich auf. Wie die Katze fällt er immer auf die Beine. Der starke Familiensinn, die große Nüchternheit der Lebensführung (solange er noch nicht am Ziele ist) befördern seine Strebungen: was er selbst nicht erreicht hat, wird der Sohn, wird der Enkel erreichen. Immer unverdrossen weiter! Immer betriebsam! Ein rechter Sauerteig!

Eng im Zusammenhang mit diesem starken Willen steht die unzweifelhafte Veranlagung der jüdischen Race zum Eigennutz oder, wie es Marx nennt, praktischen Bedürfnis. Jedermann kennt den Ausspruch eines andern größten Stammesgenossen — Spinozas —: „Um das, was wir zu unserem Heil und zu unserer Ruhe fordern, zu erlangen, bedürfen wir keiner andern Grundsätze als allein, daß wir das beherzigen, was zu unserem eigenen Vorteil gereicht." Wenn wir so viele Juden mit gerade entgegengesetzter Denkweise finden, mit einem fast kann man sagen überspannt altruistischen Sinne, einer rigorosen Selbstlosigkeit und zelotischem Eifer gegen alles eigensüchtige Wesen, so dürfen wir gerade aus diesen Reaktionserscheinungen auf die Existenz des gekennzeichneten Nationalcharakterzuges schließen. Man hat oft und mit Recht hervorgehoben, wie gerade das wahrhaft heroische Prophetentum, das einzelne Angehörige der jüdischen Race auszeichnet, eine volkliche Veranlagung voraussetzt, die in ganz besonders hohem Grade das Bußepredigen herausfordern mußte. Hier interessiert uns nur der Zusammenhang zwischen diesem eigennützigen Grundzuge und der Bedeutung der Juden für das Wirtschaftsleben. In dem Maße, wie in diesem die reine Geschäftsmoral zur ausschließlichen Geltung gelangt, der Grundsatz als selbstverständlich anerkannt wird, daß man alles darf, was man kann (innerhalb der manchmal sehr dehnbaren strafrechtlichen Schranken) — und das gilt im wesentlichen heute —, müssen, das ist wiederum klar, sich Vorteile für eine Race ergeben, die in besonders hohem Grade eigennütziger Gesinnung fähig ist. Hiermit hängt wohl auch das zusammen, was man als Skrupellosigkeit im jüdischen Wesen bezeichnet. Der Jude pflegt weniger peinlich in der Wahl der Mittel zu sein, die ihn

Digitized by Google

zum Ziele führen. Daher ist er auch ein Virtuose der Reklame. Auf deren richtiger und ausgiebiger Anwendung beruht nun aber wiederum heutigen Tags ein großer Teil des wirtschaftlichen Erfolges, weil eine Hauptkunst darin besteht, die Kundschaft zu sich heran zu ziehen.

Das alles aber würde noch nicht genügen, um die gewichtige Rolle zu erklären, die der Jude im modernen Wirtschaftsleben spielt. Was vielmehr noch in besonders hohem Maße ihn zu dieser Führerrolle befähigt, ist die genannte dritte Eigenschaft: seine abstrakte Veranlagung. Daß diese ihn in der Tat auszeichnet, ist niemals bestritten worden: die jüdische Religion ist der schlagende Beweis dafür. Diese abstrakte Denkart, die gleichbedeutend ist mit Indifferenz gegenüber Qualitätswerten, Unfähigkeit, das Konkrete, Individuelle, Persönliche, Lebendige zu würdigen, mußte nun aber in ihrer Anwendung auf die Welt der materiellen Kultur wie von selbst ihr Symbol in dem Gelde finden. Im Geld sind alle Qualitäten der Gebrauchsgüter ausgelöscht, sie erscheinen nur noch in quantitativer Bestimmtheit. Nicht welchen persönlichen Wert ein Ding besitzt, *was* es wert ist, sondern *wie viel* es wert ist, kommt in dem Gelde zum Ausdruck. Es ist daher mehr als historischer Zufall (der selbstverständlich stark mitgespielt hat, soferne durch eigenartige soziale Verhältnisse die Juden Jahrhunderte lang auf Geldgeschäfte beschränkt waren), wenn wir in jüdischen Kreisen noch heute eine starke Überwertung gerade des Geldes und seines Besitzes finden. Es kommt darin aber (um noch einmal in der bildlichen Sprache zu reden, deren sich Marx bedient) „das Bekenntnis zu dem der jüdischen Art adäquaten weltlichen Gott zum prägnanten Ausdruck". Andere Umstände haben diese Geldidolatrie noch befördert. Ich nannte schon die zwangsweise Beschränkung auf Geldhandel, der die Juden während vieler Jahrhunderte durch die Gesetzgebung unterworfen waren. Hand in Hand damit ging ihre Zurücksetzung in rechtlicher Beziehung, ihre Ausschließung von Ämtern und Würden der christlichen Gesellschaft. Da lernten sie denn im Gelde ein Mittel kennen, das ihnen zum großen Teil ersetzte, was sie durch Machtspruch der Gesetzgebung entbehren mußten: Geltung und Ansehen. Und daraus ergab sich natürlich abermals eine gesteigerte Wertung dieses Stillers aller Schmerzen, dieses Heilers aller Wunden, dieses wundersamen Trösters in allem Leide: des Geldes. Die rastlose Energie der jüdischen Race, ihre nie ruhende Betriebsamkeit: sie fanden nun also das natürliche Feld ihrer Betätigung in dem Streben nach Geldbesitz. Und der

Digitized by Google

schon geschilderte praktische Sinn verlegte dieses Streben alsobald in die Sphäre wirtschaftlicher Tätigkeit: das Streben nach Geldbesitz wird zum intensiven Gewinnstreben, zum Erwerbstrieb, der zwar keineswegs eine auf die jüdische Race beschränkte Gemütsverfassung ist, der aber doch in ihr aus den angeführten Gründen begreiflicherweise zur stärksten Entfaltung kommen mußte. Nun wird aber auch schon verständlich, warum die Juden gerade in unserer Zeit eine so große Bedeutung für das Wirtschaftsleben erlangt haben. Dieses wird ja in der modernen kapitalistischen Organisation ganz und gar auf den Gelderwerb ausgerichtet. Alle wirtschaftlichen Funktionen werden ihrer qualitativen Konkretheit entkleidet, um nur noch in ihrer Beziehung auf das Geld, d. h. also in abstrakt-quantitativer Bestimmtheit zu erscheinen. Alles Wirtschaften wird zu einem Erwerben, alle ökonomischen Vornahmen werden zum Geschäft. Ich habe anderswo geschildert, wie alle Sphären wirtschaftlicher Tätigkeit von rationalistischem Geiste durchtränkt werden, wie das Eminent-Praktische, das schlechthin Zweckmäßige entscheidend über den wirtschaftlichen Erfolg wird. Sind das alles nicht Vorgänge, Wandlungen in Anschauungen und Praktiken, die dem spezifisch-jüdischen Geiste zu gute kommen, die ihm ein immer weiteres Feld der Betätigung einräumen müssen?

Wie sehr gerade die spezifisch-kapitalistischen Züge des Wirtschaftslebens dem jüdischen Charakter adäquat sind, vermögen wir am deutlichsten an der Tatsache zu ermessen, daß wir am meisten die Juden in denjenigen Sphären wirtschaftlicher Tätigkeit zu Hause finden, in denen das reine qualitätslose, abstrakte Geldverhältnis am ausschließlichsten herrscht: das sind der Geld- und nach ihm der Warenhandel, und zwar in diesem wiederum der Zwischenhandel oder der Detailhandel, während in der Produktionssphäre längst die Beteiligung der Juden nicht in gleichem Maße stattfindet. Und das trotzdem ihnen seit mehreren Menschenaltern die Wirksamkeit auch auf diesen Gebieten völlig freigegeben ist. Aber es ist ersichtlich, daß in Landwirtschaft und Industrie, auch wo sie schon kapitalistisch organisiert sind, doch noch in weiterem Umfange eine Beziehung zu den konkreten Gütern, die erzeugt werden, sowie zu den lebendigen Menschen, die sie erzeugen, bestehen bleibt, während im Geldhandel ausschließlich aber auch im Warenhandel diese konkrete Bestimmtheit entfällt. Ich sagte: was letztere angeht, namentlich im Zwischenhandel, der von Händler zu Händler die Waren umsetzt, oder im Detailhandel. Während beispielsweise im Einfuhrhandel, sofern er die Erzeugnisse der fremden Länder direkt

Digitized by Google

herbeischafft, wiederum eine stärkere konkrete Färbung der Beziehungen zu den eigenartig gestalteten Kulturen der Bezugsgebiete stattfindet: weshalb wir in diesen Branchen des Handels abermals eine geringere Beteiligung der Juden finden. Diese wird in dem Augenblick stärker, wenn der Handel ein abstrakter Handel mit fungibler Ware wird, wie neuerdings der Getreideimport.

Je reiner also kapitalistisches Wesen im Wirtschaftsleben sich durchsetzt, desto mehr Spielraum erhält die jüdische Eigenart. Was man nun auch so ausdrücken kann: je mehr sich jüdisches Wesen durchsetzt, desto ausschließlicher kommt die kapitalistische Organisation zur Anwendung. Und nun wird es nicht mehr verborgen sein, worin die eminente Bedeutung des Judentums für die modernen Volkswirtschaften liegt: es beschleunigt deren Umbildung in die kapitalistische Organisation, die heute die schlechthin vollkommenste ist. Ganz besonders deutlich kommt diese jüdische Mission — den Übergang zum Kapitalismus zu befördern — dort zum Ausdruck, wo es gilt, die heute noch konservierten Reste vorkapitalistischer Organisation aus der Welt zu schaffen: in der Zersetzung der letzten Handwerke und der handwerksmäßigen Krämerei. Man kann getrost sagen, daß beispielsweise Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei und viele Baugewerke als Handwerke zum großen Teile der rastlosen Tätigkeit jüdischer Geschäftsmänner ihren Untergang verdanken. Weshalb denn sich gerade in jenen Kreisen des sinkenden Handwerks ein durchaus naturwüchsiger Antisemitismus entwickelt hat, der sich, wie es solchen blinden Volksbewegungen eigen zu sein pflegt, an die sichtbare Form (das Judentum) statt an den innern Kern (den Kapitalismus) hält. Erinnere man sich nun bitte, was den Anlaß zu diesen Auseinandersetzungen über die ökonomische Veranlagung des Judentums und seine Funktion im modernen Wirtschaftsleben gegeben hatte: es war die Feststellung gewesen, daß Deutschland seinen wirtschaftlichen Aufschwung während des 19. Jahrhunderts (soweit er durch die Eigenart seiner Bevölkerung bedingt ist) unter anderm dem Vorhandensein seiner jüdischen Einwohner verdankt.

Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erweisen wird es nun aber noch einiger ergänzender Bemerkungen bedürfen. Zunächst der Konstatierung, in welchem Verhältnis jüdische Elemente in unseren Volkskörper eingestreut sind.

In Deutschland sind von 10 000 Einwohnern 111 jüdischer Konfession. Mit dieser Ziffer wird natürlich der Prozentsatz der Bevölkerung jüdischer Race nicht vollständig ausgedrückt, aber die Statistik kennt keine andere Ziffer als die der Konfessionen, wir

Digitized by Google

müssen uns also mit diesen begnügen. Sie genügen aber auch für unsere Zwecke. Für diese kommt es nur darauf an, festzustellen, in welchem Verhältnis sich Juden im Deutschen Reiche aufhalten im Vergleich zu andern Ländern, von denen wir ebenfalls nur die Konfessionsziffern kennen. Da ergibt sich denn, daß gerade so groß wie in Deutschland der Anteil der jüdischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten von Amerika ist. Ist es da voreilig, zu sagen: daß wir gerade im richtigen Verhältnis mit Juden durchsetzt sind, in solchem Verhältnis, wie es für den wirtschaftlichen Aufschwung, der in den beiden genannten Ländern während des letzten Menschenalters am größten ist, am förderlichsten erscheint? Und daß Skandinavien, Italien, Spanien, Frankreich, ja selbst Großbritannien hinter uns und den Vereinigten Staaten auch deshalb zurückbleiben, weil sie zu wenig Juden haben? In Großbritannien sind von 10 000 Einwohnern 20 Juden, in Italien nur 15, in Frankreich 14, in Schweden 7, in Spanien noch nicht 1. Während umgekehrt Länder, in denen die Juden allzu zahlreich sind, in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung aus naheliegenden Gründen aufgehalten werden. Ein Beispiel dafür ist Rumänien, wo auf 10000 Einwohner 450 Juden entfallen. Für Deutschlands Juden kommt aber noch ein andrer Umstand in Betracht, der ihnen für unser Wirtschaftsleben eine ganz besondere Bedeutung verleiht: ich meine ihre immer erst halb durchgeführte Gleichberechtigung im Staatsleben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Jude heute bei uns noch immer auf Schranken bei der Wahl seines Berufes stößt: Armee und Verwaltung sind ihm gänzlich verschlossen, der Lehrerstand, die Justiz und andere Berufssphären noch keineswegs völlig freigegeben. Dadurch wird bewirkt, daß gerade viele der intelligentesten Juden im Wirtschaftsleben festgehalten werden. Während beispielsweise die wenigen Juden, die Frankreich hat, im Staatsdienst, in der Armee und Zivilverwaltung größtenteils aufgegangen sind, so daß nun das Mehl der französischen Volkswirtschaft doppelt empfindlichen Mangel an dem Sauerteige leidet, den die jüdischen Elemente mit ihren geschilderten stimulierenden Eigenschaften heutigen Tags darstellen.

Dadurch, daß ein Staat ein bestimmtes Mischungsverhältnis seiner Bevölkerungselemente herbeiführt, wirkt er auf die Eigenart seiner Bewohner durch die bloße Tatsache seiner Existenz. Ich möchte nun noch die Aufmerksamkeit auf diejenige Wirkung lenken, die im Gegensatz zu der ersteren gerade durch das umgekehrte Verhältnis erzielt wird: dadurch nämlich und zwar einzig und

Digitized by Google

allein dadurch, daß der Staat nicht da ist. Genauer ausgedrückt: es scheint mir die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert, insonderheit wiederum soferne es sich um den raschen ökonomischen Aufschwung handelt, ihre Begründung zum Teil in der Tatsache zu finden, daß sich ein machtvolles Staatswesen, das seinen Angehörigen Rückhalt und Selbstbewußtsein verschafft erst während des letzten Drittels des Jahrhunderts entwickelt hat. Gerade wie das deutsche Volk die schönsten Blüten seiner geistigen Kultur, die wertvollsten Seiten seines Nationalcharakters der jahrhundertelangen Staatenlosigkeit verdankt: so auch zum großen Teil die Eigenschaften, die es am Ende des 19. Jahrhunderts zu einem der mächtigsten und reichsten Wirtschaftsgebiete der Erde gemacht haben.

Zu diesen rechne ich in erster Linie die Anpassungsfähigkeit, durch die wir uns vor allem unsere Stellung auf dem Weltmarkt erobert haben, die uns aber auch in der Entwicklung unserer nationalen Volkswirtschaft von vielfach großem Nutzen gewesen ist. Weil wir keinen Staat hatten, der uns mit Stolz zu erfüllen vermocht hätte, weil das „civis germanus sum" mit dem Stigma der Lächerlichkeit behaftet war, lernten wir Demut und Bescheidenheit, lernten wir Verständnis und Empfänglichkeit für fremde Eigenart, waren wir ohne Mühe bereit, die eigene Art den Bedürfnissen anderer anzupassen. Ich weiß nicht, ob die Sprachen anderer großer Völker auch so reich an Denksprüchen sind, die zur Bescheidenheit und Unterwürfigkeit mahnen, wie die unsrige.

„Gebückt, gebückt mit dem Hut in der Hand
kommt man bequem durch das ganze Land."
„Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß sich schick die Welt hinein" —

Ich erinnere mich, daß diese und ähnliche Lehren und Weisungen die Grundstimmung abgaben, auf die die Erziehungskunst meines Vaters abgestimmt war.

Heute mögen wir uns empören über solchen Sklavensinn; aber vergessen sollen wir nicht, daß er uns in wirtschaftlicher Hinsicht viel genützt hat. Wenn wir jetzt die Engländer auf dem Weltmarkte, ja sogar im eigenen Lande aus dem Felde schlagen, so ist daran nicht zuletzt jene Unterwürfigkeit schuld, die uns zur Aufgabe unserer Eigenart brachte, während der Engländer immer nur bestrebt gewesen ist, seine Art den andern aufzuzwingen. Solange er der übermächtige Älteste geborene unter den Europäern

Digitized by Google

war, glückte ihm das meist. Jetzt muß er erfahren, wie wir ihm durch unsere größere Anpassungsfähigkeit an Wünsche und Eigenarten fremder Nationen das Wasser abgraben. Blondel hat in seinem lesenswerten Buch über den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands eine Reihe von Fällen zusammengestellt, in denen jenes Talent der Deutschen, dem Bedarf eines fremden Volkes sich besser zu akkommodieren, deutlich zum Ausdruck kommt. Beispiel: in Brasilien kauft man nicht gern Waren, an denen etwas Schwarzes ist. Die Engländer exportierten in dieses Land vorzügliche Nähnadeln, aber sie waren verpackt in schwarzes Papier. Sächsische Fabrikanten erhalten von der Marotte der Brasilianer Kunde, schicken viel schlechtere Nähnadeln hinüber, aber verpacken sie in rosa Papier und erobern sich auf diese Weise den Markt. Oder: Nach Trinidad lieferten die Engländer Schuhwerk; da die Eingebornen jedoch Plattfüße haben, so paßten ihnen die englischen Façons nicht. Die englischen Importeure bestanden trotzdem darauf, diese dort einzuführen. Da kamen die Deutschen und beeilten sich möglichst den Fußformen der Einheimischen konformes Schuhzeug zu liefern und bald verkauften die Engländer keinen Schuh mehr nach drüben. Wenn Deutschland heute die halbe Welt mit Spielzeug versorgt, so hat es diesen Erfolg gewiß nicht zuletzt seiner Anpassungsfähigkeit zu danken: Jede Volkstracht, jede Laune des Kindes in irgend einem Lande finden ihren getreuen Ausdruck in den deutschen Fabrikaten, die geradezu aus dem Studium fremder Eigenarten erwachsen. Gewiß handelt es sich in allen diesen Fällen um Kleinigkeiten; aber sie scheinen mir trotzdem außerordentlich lehrreich durch ihre symptomatische Bedeutung.

Aber die Staatenlosigkeit hat uns noch mehr Vorteile verschafft. Nicht nur daß sie in uns jene Leichtigkeit, anderer Wünsche zu befriedigen, jenen Mangel an Nationalstolz oder wenn man will Nationaldünkel erzeugte: sie zwang uns auch dazu, unsere Energie stärker anzuspannen, unsere ökonomischen Talente kräftiger zu entfalten. Die hohe Schule war wieder der Weltmarkt. Eine Nation, die im Auslande eine kraftvolle Vertretung hat, wird diese leicht dazu benutzen können, ihre Kaufleute mit dem Nachdruck, den die brutale Kraft verleiht, bei fremden Völkern einzuführen. Zumal wenn sie sich im Besitze ausgedehnter Kolonien befindet, so kann sie für den Bezug ausländischer Waren ebenso wie für den Vertrieb der eigenen meist andere Empfehlungsmittel ins Feld führen als die rein wirtschaftliche Überlegenheit. Während die Kaufleute und Industriellen eines Volkes, denen diese außer-

Digitized by Google

ökonomische Unterstützung nicht zu teil wird, allein durch Anspannung ihrer ökonomischen Kräfte sich einen „Platz an der Sonne" zu verschaffen vermögen. Ich glaube es ist kein Paradoxon, wenn man sagt, das große englische Kolonialreich hat dazu gedient, die englischen Unternehmer bequem und — einseitig zu machen. Das rächt sich jetzt. Während uns jetzt auch im heimischen Wirtschaftsleben jene Energie prachtvolle Resultate zeitigt, die wir notgedrungen im Konkurenzkampfe mit den politisch mächtigeren Nationen erzeugen mußten, ehe wir ein kraftvoll im Ausland vertretenes Reich waren. Daß uns heute des Reiches Macht und Ansehen im Auslande Vorteile gewähren, die uns jene in der Zeit der Zersplitterung angesammelten wirtschaftlichen Kräfte mit noch größerem Erfolge ausnutzen lassen, steht mit jener Tatsache in keinerlei Widerspruch.

Und noch ein Letztes, was mir hierher zu gehören scheint. Die Eigenart unseres Volkstums ist nicht zum wenigsten, wie jedermann weiß, bestimmt durch die innerpolitische Rückständigkeit, in der sich die deutsche Nation noch heute befindet. Wir sind noch heute ein halb absolut regiertes Land. Es gibt bei uns, zumal für die bürgerlichen Kreise, noch immer nicht das, was konstitutionelle Länder haben: eine politische Laufbahn. Dadurch ist, soviel ich sehe, abermals ein für das Wirtschaftsleben günstiger Effekt erzielt worden. Es findet nämlich bei uns nicht wie in andern Ländern eine Ablenkung leistungsfähiger Elemente durch die Politik statt. Weder werden die reichen Leute bürgerlicher Observanz in irgendwie beträchtlichem Maße dem Wirtschaftsleben entfremdet dadurch, daß sie sich der Politik widmen, noch, was besonders wichtig ist, die talentvollen Persönlichkeiten. Letztere bleiben also frei, ihre Fähigkeiten als Direktoren, Ingenieure, Chemiker u. s. w. in den Dienst des Wirtschaftslebens zu stellen. Ich glaube bestimmt, sowenig sich so etwas ziffernmäßig nachweisen läßt, daß beispielsweise in Frankreich und Italien eine andere Verteilung der geistigen Elite des Landes zwischen Wirtschaft und Politik stattfindet als bei uns. Dort wird sicher ein großer Teil der Intelligenzen durch die politische Karriere absorbiert, der in Deutschland der Industrie und dem Handel nutzbar gemacht wird. Mag nun auch dieser Umstand für den ökonomischen Gesamterfolg nicht allzuschwer ins Gewicht fallen: erwähnen mußte ich ihn der Vollständigkeit halber doch.

Digitized by Google

Jörn Uhl als Astronom.

Von F. S. Archenhold.

Ein Hauptgrund für den außerordentlichen Erfolg des Frenssenschen Romans „Jörn Uhl“ ist wohl darin zu suchen, daß es der Verfasser verstanden hat, mit wenigen schlichten Worten den Seelenzustand des Dithmarschischen jungen Bauern zu schildern. Als dieses Seelenleben des Jörn Uhl Gefahr läuft, auf einen toten Punkt zu kommen, wird die Beschäftigung mit dem gestirnten Himmel seine Rettung. Der Dichter deutet hierauf schon hin durch die Stellen: „Wenn der Mensch aber einen regen Geist hat, sucht er ein Ideal, wie einer, der ein gutes Gewehr in der Hand hat und gerne schießt, sich ein Ziel sucht,“ und „ob es wohl ein Buch gibt über Berechnung aller Flächen und über den Bau des Weltalls?“ Jörn Uhl findet ein solches Buch, eine populäre Astronomie, in der alten Truhe. Das Buch war mit Jörns Mutter vom Heeshof her ins Haus gekommen und behandelte die Wunder des Himmels.

Wenn es Feierabend war, besonders in den langen Winterabenden, holte er das Buch aus seiner Truhe, besah die Himmelskarten, die dem Buche angehängt waren „und ging bei sternklarem Abend in den Apfelgarten hinaus, suchte die gezeichneten Sterne und merkte sich ihre Namen. Wenn er aber entdeckte, daß es ihn fortriß, daß er gierig wurde, dies alles und mehr zu erkennen, wenn er merkte, daß die Lust am Lernen ihm wie Wein heiß zu Kopf stieg, dann erschrak er und legte das Buch wieder in die Lade, ganz zu unterst, unter das Stroh, wo die Äpfel lagen.“ Der Dichter schildert weiter mit kurzen Worten, wie Jörn Uhl es versucht, seine Seele auszubauen, aber nicht recht wußte, wie er das anfangen sollte. Als nun eines Nachmittags alle Hausgenossen ausgeflogen waren und Jörn Uhl in der Dämmerung die Diele entlang in einer Stimmung ging, wo seine Gedanken so eben und endlos dalagen wie die weite und breite Marsch, da lag auf der Diele wie ein Teppich von Gold und Silber der Mondschein. Hierdurch wurden seine Gedanken auf den Mond gerichtet. Er sieht mit bloßen Augen die dunkleren Stellen, welche Meeresflächen sind, und holt nun ein langes Fernrohr mit starken Beulen, das er um ein billiges im ersten Soldatenjahr in Rendsburg erstanden, aber noch nicht gebraucht hatte, aus seiner Kammer und erkennt die einzelnen Meere und

Digitized by Google

Gebirge des Mondes und freut sich, daß er auch ihre Namen noch wußte. Er sah da oben, wie die Berghöhen am mare nectaris von der Sonne beleuchtet waren, es war wohl der sogenannte Gebirgszug der Pyrenäen. All die guten Geister, die ihn da in seiner blauleinenen Jacke stehen sahen, die Hausgeister der Uhl, freuten sich über Jörn Uhl und riefen: „Glück auf, jetzt hat er wieder eine Liebe!“ In kurzen, aber packenden Worten kommt dann die Freude zum Ausdruck, die Jörn Uhl durchflutet, als er zum erstenmal deutlich die einzelnen Krater mit dem Fernrohr sieht, wovon sein altes Buch, das er in der Lade hatte, so viel geredet. Als er so lange dasteht, um die Freude in Ruhe recht auszukosten, wird es ihm klar, wie er doch ein ganz anderer Kerl wäre, als die anderen jungen Leute, die jetzt auf dem Meldorfer Markt tranken und hinter den Mädchen herliefen. Er dagegen hatte den ganzen Tag gepflügt und sah abends noch nach dem Monde und trieb hohe Wissenschaft. Während dieser Mondstudien von Jörn Uhl fällt seine Schwester am weit entfernten Goldsood, einer sagenumwobenen Talmulde, über der gerade der Mond steht, ihrem Geliebten in die Hände. Zwei Menschengesichter, die Wange an Wange plötzlich durch den Mond gingen, als Jörn Uhl die leuchtenden Bergspitzen am Rande des mare nectaris beobachtete, ließen seinen Händen das Rohr entsinken und seine Beobachtungen unterbrechen. Er konnte nicht wissen, daß das eine Gesicht das seiner Schwester war, die er bei seinem Onkel Thies Thießen in Sicherheit vor den Nachstellungen ihres Geliebten glaubte. Er geht in seine Kammer und denkt an die Arbeit, die er anderen Tages zu verrichten hatte.

Geradezu dramatisch wirkt es, als ein Jahr später, nachdem Jörn Uhl eifrig in seiner populären Astronomie gelesen und an der Beobachtung der Sterne um so mehr Freude gewonnen hatte, je größer seine Erkenntnis wurde, ihm ein Amtsdiener die Einberufung zum Krieg 1870 übergibt in dem Augenblick, als er mit dem Fernrohr in der Hand, das nun immer bereit oben in der Lade lag, ganz frühmorgens seine Kammer verläßt. „Er hatte sich Zeichnungen von dem Mond und von den Stellungen der Gestirne gemacht und sich gefreut, daß sie mit den Buchzeichnungen übereinstimmten, und hatte mehrere Bogen Papier mit gewaltigen Meilenrechnungen gefüllt. Diese ganze Beschäftigung stillte seinen Drang nach Wissen und füllte die freudlose Leere seiner Seele.“

Digitized by Google

Als der Krieg beendet, findet Jörn Uhl bei seiner Rückkunft auf seinem Hofe eine Hauptmagd vor, Lena Tarn, an welcher er Gefallen findet. In einer wunderbaren Maiennacht, als Jörn Uhl an Stelle des früheren buckligen Rohres ein stattliches Fernrohr mit einem $3^1/_2$ zölligen Objektiv, das ihm ein Professor vom Gymnasium besorgt hatte, zum ersten Male in Benutzung nimmt, gesellt sich Lena Tarn zu ihm. Er stellte das Dreibein mitten auf den Rasen und sagte:

„Du hättest Sonntagnachmittag dabei sein müssen, da hatte ich den Mond und schöne Sterne im Rohr."

„Ach, was du sagst! Am Mittag? Sind denn die Sterne auch am Tage am Himmel?"

„Natürlich, Deern! Wo sonst?"

„Ach . . . das habe ich nicht gedacht! Ich dachte, die machten es wie der Nachtwächter, des Nachts unterwegs und am Tage im Bett."

Jörn Uhl schüttelte stark den Kopf: „Was du doch für Krappen hast! Hast du das wirklich gemeint?"

„Ja," sagte sie, „du brauchst mich gar nicht so anzusehen; ich habe es wirklich so gemeint."

Nach diesem kleinen Vorspiel stellt Jörn Uhl das Fernrohr auf den Orionnebel. Jörn Uhl fragte: „Was siehst du?"

„O," sagte sie, „ich seh' . . . ich sehe . . . ein großes Bauernhaus, das brennt. Es hat Strohdach. O! . . . Alles brennt; das Dach ist ganz in Flammen. Funken fliegen darüber hin. Es ist ein richtiges altes, dithmarsches Bauernhaus . . . O, nein, doch! Ich habe nie geglaubt, daß auch auf den Sternen Bauern wohnen. Auf welchem Stern ist das denn?"

„Na," sagte er, „das ist gut! Nein, Deern! . . . Du bist entweder nicht recht klug oder ein großer Schelm."

„Was denn nun wieder?" sagte sie und sah ihn erstaunt an.

„Du hast zu viel Phantasie," sagte er ernst, „die ist bei der Wissenschaft von Schaden . . . Was siehst du sonst?"

„Ich sehe . . . ich sehe . . . seitwärts von dem Bauernhause eine Planke, die ist dunkel; denn das brennende Haus ist dahinter. Aber in die brennende Diele kann ich tief hineinsehen. Drei, vier Garben sind schon vom Boden heruntergefallen und liegen brennend auf der Lohdiele. O, wie ist das schrecklich! Zeige mir ein anderes Haus, das nicht brennt." Die vier Garben, die Lena Tarn sieht, sind die bekannten vier Trapezsterne, die mitten im Orionnebel schon mit einem Dreieinhalbzöller erkannt werden können

Digitized by Google

und die Planke ist der sogenannte „Rachen," der als schwarze Öffnung seitlich in der Nebelmasse zu sehen ist.

Diese Szene, welche vom dichterischen Standpunkt eine der schönsten im ganzen Buche ist, kann sich nun leider, wie jeder Astronom ohne weiteres beim Lesen merkt, nicht am 10. Mai abspielen, da an diesem Tage der Orionnebel nachts gar nicht über dem Horizont steht. Dithmarschen liegt unter dem 54. Breitengrade und der Orionnebel geht am 10. Mai bereits nachmittags um $6^1/_2$ Uhr für diese Gegend unter. Er ist auch während der ganzen Nacht unsichtbar und kommt erst nach Sonnenaufgang am hellen Tage wieder über den Horizont. Natürlich bleibt er dann auch unsichtbar, besonders für kleine Fernrohre. Wenn etwas mehr Astronomie auf den Schulen getrieben würde, hätte der Dichter gewußt, daß das Oriongestirn zu den sogenannten Wintersternen gehört, das heißt, zu denen, die nur in den Wintermonaten nachts zu beobachten sind. Es ist dem Dichter durchaus kein Vorwurf zu machen; auch beweisen die vielerlei Anfragen, die von Malern und auch von Schriftstellern oft an mich gerichtet werden, ob in einer bestimmten Situation am Himmel beispielsweise die Venus oder irgend ein anderer Planet sichtbar ist, daß viele seiner Kollegen in Bezug auf astronomische Beobachtungen in gleicher Unkenntnis sich befinden. Solche vorherige Anfragen schützen freilich vor den Schilderungen „astronomischer Unmöglichkeiten". Die kurze Beschreibung des Orionnebels in „Jörn Uhl" hat bei vielen Lesern des Romans so viel Interesse an dem Objekt wachgerufen, daß diese beim Besuch der Treptow-Sternwarte unter ausdrücklichem Hinweis auf den gelesenen Roman „Jörn Uhl" uns hierüber ausfragen und in den Sommermonaten von uns verlangten, daß wir ihnen den Orionnebel zeigen möchten. Das ist der Hauptgrund, weshalb ich Veranlassung nahm, darauf hinzuweisen, daß in der Maiennacht weder in Dithmarschen noch hier bei uns in Berlin die Möglichkeit vorliegt, den Orionnebel zu beobachten, da hierfür, wie ich schon erwähnt, nur die klaren Winterabende geeignet sind. Noch in einem andern Roman, in den „Sebalds" von Wilhelm Jordan, spielt der Orionnebel*) eine Rolle, nur daß Wilh. Jordan keinen bestimmten Tag angibt, an dem das Gestirn von den Gebrüdern Sebalds beobachtet ist.

*) In einem der nächsten Hefte der von mir herausgegebenen illustrierten Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebiete „Das Weltall" wird eine Photographie des Orionnebels veröffentlicht. Anmerk. d. Verf.

Digitized by Google

Regine Verch.*)

Von Carl Busse.

„Mädchen, Mädchen, was willst du? Worauf warteſt du? Ich verſteh' dich nicht!"

Die gute Mutter! Sie ſagte das jeden Tag mit dem ängſtlich-beſorgten Geſicht, in dem die halbe Frage ſtand, wie ſie zu dieſer Tochter käme.

Nein, ſie wollte nicht quälen! Nur verſtehen wollte ſie. Regine war doch einundzwanzig Jahr. In dieſem Alter hatte ſie, die Mutter, ſchon ihr zweites Kind gewiegt. Es war geſtorben — wie lange ſchon! Man vergaß ſelbſt, das ſchmale Grab mit Kränzen zu ſchmücken.

Aber Regine verzog noch immer das Geſicht, wenn man vom Heiraten ſprach. „Tuerei!" ſagte die Mutter zuerſt. Da lehnte die Tochter den erſten, den zweiten, den dritten Bewerber ab. Das war ſchließlich doch mehr als „Tuerei". Sie forſchte heimlich. Mit rotem Kopf ſuchte ſie eines Tages ſogar die Schübe der Tochter durch. Es war unfein — lieber Gott, ſie wußte es ſelbſt und hatte Herzklopfen. Aber es war ja um des Kindes willen.

Gejubelt hätte ſie, wenn ſie irgend etwas gefunden hätte: eine Tagebuch-Schwärmerei, irgendwelche Andenken, die von einer Herzensneigung redeten, Liebesbriefe — ja, ſelbſt Liebesbriefe! Sie hätte dann doch verſtanden!

Aber nichts, garnichts! Und Regine war doch gewiß nicht kühl; das entſprach ihrer Art nicht. Sie träumte ſich ohne Zweifel viel zurecht; etwas phantaſtiſch war ſie ſtets geweſen. Und Mädchen, die träumen, ſind nicht kaltherzig.

Blieb noch die Möglichkeit einer unglücklichen Liebe, einer heilig bewahrten. Aber Regine war durchaus nicht unglücklich. Das hätte man merken müſſen. Während der ganzen letzten Jahre war kein auffälliger Wechſel in ihrem Weſen eingetreten. Und in wen hätte ſich das Kind auch verlieben ſollen? In wen hätte — —

Frau Sanitätsrat Verch ließ mit einem Male die Hände ſinken, als wär' ſie ganz faſſungslos.

*) Das hier behandelte ethiſch-pſychologiſche Problem behandelt in ähnlicher Weiſe auch der evangeliſche Paſtor Guſtav Frenſſen in ſeinem berühmten Roman „Jörn Uhl" (S. 119—126). Anmerk. d. Herausg.

Digitized by Google

Timm Jürgens —! Timm, der unechte Vetter! Auf das Nächste kommt man wahrhaftig zuletzt.

Eine ungeheure Freude und Regsamkeit ergriff sie. Ordentlich ein Dankbarkeitsgefühl gegen Timm Jürgens. Sie klammerte sich in ihren Gedanken förmlich an ihn. Er öffnete ihr das Herz der Tochter wieder. Sie verstand — sie verstand endlich! Nur eine Mutter konnte wissen, was das hieß. Ein verlorenes Kind ward ihr gleichsam wiedergeschenkt.

Regine sah sie erstaunt an, wie sie lustig und lieb zu ihr war, scherzhafte Anspielungen machte, lächelnd drohte. Und die Mutter gab sich nicht damit zufrieden. Daß Timm Jürgens seine „falsche" Cousine liebte, konnte ihr nicht entgehen. Warum sollte man dem lieben Jungen den Mut nicht stärken? Es paßte alles so gut. Timm war leidlich wohlhabend und hatte, trotzdem er sich erst ein Jahr lang als Rechtsanwalt hier niedergelassen, schon eine nicht geringe Praxis. Außerdem war er wirklich brav und hübsch und — und —

Nun eben: passend in jeder Beziehung!

Die Frau Sanitätsrat stärkte seinen Mut vorsichtig, aber mit Ausdauer. Und vorgestern war er angetreten. Vor Verlegenheit etwas rosig, doch eben deshalb wunderhübsch. Man wußte bei ihm, daß die Liebe groß war. Die große Liebe zitterte in seiner Stimme, redete aus der verlegenen Röte seines Gesichtes, stand in seinen Augen.

Vorgestern —! Seit vorgestern tappte Madame Verch, die sich alles so klar und hell gedacht hatte, von neuem im Dunkel — im allertiefsten Dunkel, verstand sie ihre Tochter wieder nicht.

Denn Regine hatte abgelehnt.

Timm Jürgens war sehr bleich, aber nicht mutlos. „Ich geb' die Hoffnung nicht auf," sagte er zur Mutter. Regine wäre förmlich zusammengezuckt. „Muß das immer das Ende sein, Timm?" hätte sie gefragt. Und dann: „Nein, nein — das hätten Sie nicht tun sollen." Aber sie wäre dann sehr lieb und gütig gegen ihn gewesen. Er wäre ihr noch am liebsten von allen, hätte sie versichert. Und wenn sie sich überhaupt zum Heiraten entschließen könnte — — aber das könne sie nun einmal nicht.

Da hatte er ihr Bedenkzeit aufgedrängt. In drei Tagen wollt' er wiederkommen.

Sie aber hatte den Kopf geschüttelt, doch nach langem Bitten versprochen, sie würde, falls sich ihre Gesinnung bis dahin zu seinen Gunsten änderte, es ihn wissen lassen.

Digitized by Google

Ihre Mutter fühlte eine Schwäche in den Beinen, als sie das glücklich aus Timm Jürgens herausgeholt hatte. Kaum daß sie sagen konnte: „Ich hoffe mit Ihnen, Timm! Und wenn sich Regine das anders überlegt, schick' ich zu Ihnen!"

Der Boden war ihr unter den Füßen geschwunden. Timm war es auch nicht — wer in aller Welt gab ihr den Schlüssel für das Rätsel? Sie entschloß sich, mit ihrem Manne zu reden.

Vielleicht, ging es ihr dabei durch den Kopf, kam alles daher, weil Regine nie Geschwister, nie einen Bruder gehabt. Sie war immer so allein gewesen. Eigentlich besaß sie doch auch keine intime Freundin.

Ratlos lief die Frau Sanitätsrat umher.

Als Regine nachmittags in den Garten wollte, rief ihr Vater sie an. Er war, wie immer, in Eile. Er war seltsamerweise daneben auch unsicher.

„Hast du dich entschieden, Gine?"

Da lachte sie: „Fängst du auch an, Papa?"

Er schüttelte den grauen Kopf. „Ich möchte nur . . . möchte nur . . . übrigens ist die Frau Pastor schwer krank. Ja, und dann: es ist nicht gut, Gine, die Träume ins Leben zu ziehen und das Leben in den Traum. Die Träume sind für die Feierstunden. Sie sollen daneben gehen, Kindchen. Schlimm, schlimm, wenn man ihretwegen dem Leben ausweicht. Verstehst du? Die Frau Pastor ist sehr, sehr krank."

Er nickte, war verlegen, trippelte davon. Regine Verch war rot. Sie sah ihm nach. Sie schämte sich, und sie hatte doch in diesem Augenblicke ihren Vater sehr lieb. Lange stand sie still. Dann blickte sie zu den Fenstern empor, ob niemand ihr nachschaue, und schritt hastig den Gartenweg hinunter.

Es war heiß. Auf roten Blüten lag die Sonne; wie ein heimliches Brodeln und Kochen ging es durch die Luft.

Ohne daß der unruhige Schritt ruhiger ward, schritt das Mädchen durch die kleine Pforte am Ende des Gartens, schlug einen kaum sichtbaren Pfad durch Wiesen ein und stand bald am Ufer des stillen Stromes, an dem drüben die Stadt lag. Sie folgte auch jetzt noch einem wenig deutlichen Fußweg, bis sie zu einer Stelle kam, wo Schilf und Röhricht ihr den Pfad sperrte. Aber sie mußte wohl jeden Fußbreit hier kennen. Ohne zu zögern, bog sie das Schilf auseinander. Drinnen war ein schmaler Gang getreten.

Man sah sie jetzt weder von der Stadt noch vom Wasser

Digitized by Google

und den Wiesen. Rasch schlüpfte sie vorwärts, rauschend schlossen sich die Stauden hinter ihr. Dann wurde es feucht, aber da lag ein schmales Brett. Nun balanzierte sie darauf dahin bis zu einem alten Kahne, in den sie sich setzte.

Es war ihr eigener Kahn. Aber ihr Vater wünschte nicht, daß sie darauf fuhr. Die Ruder fehlten. Und er war so ins Schilf getrieben, daß so leicht keines Menschen Auge ihn erblicken konnte.

Das war Regine Verchs Lieblingsplatz. Niemand wußte darum. Wenn sie hier saß, konnte sie glauben, ein grüner und gelber ewig rauschender Wald umgebe sie. Binsen und Rohr ... es wisperte ewig, es erzählte sich tausend Geschichten. Und müde Schmetterlinge, die vom anderen Ufer kamen, ruhten sich darauf aus, oder Libellen flogen darüber und grüne Fliegen summten.

Stundenlang hatte sie hier oft verweilt. Hatte mancherlei gedacht und geträumt. Wie groß und weit die Welt, wie furchtbar und gewaltig und geheimnisvoll das Leben sei. Das Leben, vor dem sie Furcht hatte und nach dem sie sich sehnte.

Es war ihr, als sei sie hier vor dem Leben geschützt, hier und im Elternhause. Wenn sie sich vorbeugte, sah sie wohl auf dem Strome die Kähne gehen, aber sie sah alles nur durch den grünen Schleier der Binsen und Wassergewächse. Was da vorüberzog und sich vorwärtskämpfte, wußte nicht, daß aus dem Schilf heraus zwei Augen ihm folgten. Das schien ihr wie das Gleichnis ihres eignen Lebens. Der große Strom, das Unbekannte, Mächtige, Geheimnisvolle, flutete an ihr vorbei. Prinzen mit goldnen Haaren fuhren darauf und Bettler und singende Knechte. Keiner gewahrte sie, aber sie konnte an jeden ihre Träume hängen und von jedem glauben, er würde kommen und sie mitnehmen. Doch wenn er gekommen wäre, würde die Angst sie gepackt haben ... O, es hingen zu viele Rätsel über der Ferne und Zukunft!

Timm Jürgens ... also der Timm wollt' sie heiraten. Warum nicht? Er war gut, hübsch, wacker. Sie hatte ihn wirklich von allen am liebsten. Fast lieb ... Ja, wenn sie hier — so ganz gesichert — es sich überlegte, so konnt' sie sich wohl denken, daß sie gern seine Frau würde. Timm Jürgens ... es war der einzige der jungen Leute, den sie länger kannte, mit dem sie als Kind schon manchmal gespielt hatte.

Und als er vor ihr gestanden, warum hatte sie da nein gesagt? Warum war es wie zitternde Furcht und wehrende Scheu

Digitized by Google

in ihr aufgestiegen? Das war die feige Flucht, das feige Ausweichen vor dem Leben. Ihr Vater hatte recht.

Die Sonne brannte glühend heiß. Regine Verch aber nahm noch den Hut ab, daß die Strahlen auf ihr blondes Haar fielen und es erhitzten.

Ja, dachte sie, ich will ja . . . ich will! Und ihr Gesicht ward rot. Sie sah vor sich hin.

Nein, nein, ich kann nicht! Das ging wie ein Schlag durch ihren Körper.

Lange saß sie so, im Innersten aufgewühlt, sich jetzt ausliefernd und gleich darauf scheu zurückzitternd.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Ein Geräusch ward hörbar. Sie spähte vorwärts — auf den ruhigen Strom hinaus. Nichts! Er war ganz unbelebt. Kein Kahn zu sehen, keine Barke.

Aber doch . . . da . .

Langsam trieb ein Boot von der Stadt her. Es war aber keins, das sie kannte. Darin stand, hochgewachsen und schlank, ein Mann. Vielleicht ein Jüngling noch. Sie sah ja nie deutlich, sah stets durch grüne Schleier.

Er stand aufrecht, mit unbedecktem Haupt. Das Ruder schleifte nach.

Jetzt tat er ein paar Schläge damit, der Kahn schaukelte dem Schilfe näher, bis er es streifte. Immer am Schilfe entlang fuhr er dahin. Und der Mann — oder der Jüngling — schien sich im vollen Geleucht der Sonnenstrahlen, die sich über und um ihn legten, zu recken und zu dehnen. Nie sah Regine Verch ihn ganz. Nur die Bewegungen nahm sie deutlich wahr. Und sie sah es aufschimmern für einen Moment — das war sein sonnig Haar. Und wieder ein Leuchten . . . und wieder eins — die Sonne wich nicht von ihm . . nicht von Prinz Goldhaar.

Nun kam ein halber Laut, wie wenn er dem Kahn, der unter ihm ging und lebte, etwas zugerufen hätte. Das Schilf und Röhricht rauschte stärker. Stille . . . langgezogene Stille. Was . . war das? Warum fuhr er nicht weiter?

Ganz von Sonne durchglüht ward das Mädchen. Als stünde das goldene Licht gleich über ihrem Haupte, als wollte es sie versengen . . . Sie atmete kaum, sie rührte sich nicht, sie horchte und zitterte. Wie lange?

Und jetzt . . . durch den grünen Schleier schimmert es weiß und schlank — und reckt sich — und verschwindet. Da spritzt das Wasser hochauf und schäumt und wird geschlagen.

Digitized by Google

„Nein," sagt Regine Verch zitternd, — „nein!" Sie will aufstehen, gehen. Sie bleibt. Sie sieht ins Schilf und zittert. Sie sieht auf den Strom und zittert.

Auf dem Strom liegt die Sonne. Und gleichsam der Sonne entgegen heben sich aus dem Wasser leuchtend und kräftig zwei Schultern, auf deren Feuchte die himmlischen Strahlen sich festsaugen. Und siegende, flutbezwingende Arme teilen und beherrschen das heilige Element. Und jedes Heben und Senken, Teilen und Zurückdrängen ist wie ein Lobgesang der herrlichen Freiheit, der Jugend und der Kraft . . .

Regine Verch hat die Augen weit geöffnet. Die alte Angst duckt sich darin, wird stärker und späht vorwärts.

Halb vorgebeugt sitzt das Mädchen da. Und das leuchtende Weiß taucht immer wieder aus den Fluten, die mit ihm spielen, die es wiegen, tragen, küssen.

Sie schließt die Augen, es flimmert davor. Purpurne Dämmerung breitet sich. Und die Sonne, die den Strom wärmt und durchleuchtet, durchglüht auch den Strom ihres Blutes, das durch tausend Adern und Äderchen tost, das ihr im Ohre braust, das am Halse klopft.

Langsam neigt sie sich zurück und öffnet die Augen. Ihre Blicke hängen an dem Schilf. Das raunt und wispert. Ihre Blicke suchen, noch immer scheu, aber ohne die zitternde Angst, den Strom, in dem junge Kraft ringt und siegt. Und ihr ist mit einem Male, als ringe und siege auch etwas in ihr, als befreie sich etwas und steige heiß, selig, entschlossen empor.

Ihr Gesicht brennt; das ist das Blut, das ist die Sonne. Und immer von neuem das Zittern, das sie durchläuft und in dem sie wieder nur die Augen schließt.

Da schäumt und plätschert es näher — purpurner wird die Dämmerung, die vor den geschlossenen Augen hängt. Wieder ein Ruf, als lebe der Kahn und müsse gehorchen. Und das Schilf rauscht stärker, das Rauschen geht bis zu ihr hin, als teile es eine Staude der anderen mit.

Ganz ruhig liegt jetzt das Wasser. Lange, lange Minuten. Dann zerreißt ein Ruderschlag den blitzenden Spiegel.

Regine Verch kann zuerst kaum sehn. Ein paar purpurne Dämmerwölkchen zerflattern noch vor dem in die Augen brechenden Licht. Mit dem letzten fährt der Mann — oder der Jüngling — fährt Prinz Goldhaar an ihr vorbei. Das Boot treibt jetzt der Mitte zu — hat sie erreicht — geht langsam stromab.

Digitized by Google

Weit hat sich das Mädchen vorgereckt. Sie fürchtet nicht zu fallen.

Aber sie sieht doch nicht das Gesicht, das ihr vorhin grüne Schleier und purpurne Wölkchen verhingen. Es ist ihr nun abgewandt, nach dem Westen gerichtet.

Die Sonne neigt sich mehr und mehr. Mit Rot und Gold überglüht sie die Wolken. Der ganze westliche Himmel ist ein ungeheures orangefarbenes Lichtmeer. Und der Strom geht jetzt hin wie ein feuriges, funkelndes, rotgoldenes Band, wie eine Straße, die hineinführt in allen Glanz des Himmels.

Unaufhaltsam fährt auf dieser Straße, die in unirdischer Schönheit erstrahlt, der Kahn dahin — der Kahn, in dem die schlanke, sehnige Mannesgestalt steht. Immer weiter geht es in das große Leuchten hinein. Das Boot ist nur noch ein Punkt .... wo ist es nun? . . Da . . . nein . . .

Wie ein Traumprinz, ein Königsohn aus dem Märchen ist die Gestalt in Licht und Schimmer verschwunden, als sei sie hineingefahren in die seligen Tore des Himmels, die sich hinter ihr geschlossen hatten. Nur die verzuckende, alles überströmende rotgoldene Lichtflut bleibt auch jetzt noch.

Da biegt sich Regine Verch zurück. Der Traumprinz ist vorbeigefahren . . . er wird ihr vorbeifahren in den Feierstunden, die das Leben ihr läßt. Ein großes Dankbarkeitsgefühl folgt ihm, dem Fremden, nie Gekannten. Es schwillt etwas empor in ihr, mächtiger als Furcht und Scheu, ein stürmischer Mut, ein halbes Jauchzen.

Sie schlingt die Hände ums Knie, zieht es ein wenig empor, beugt sich zurück und schließt die Augen. Rot und heiß ihr Gesicht; rot und heiß ihre Lippen. Glüht die Abendsonne noch so stark? Ist es die Sonne von vorhin, die sie noch nicht verlassen hat?

Nicht dem Leben ausweichen . . . nicht dem Leben ausweichen . . !

Regine Verch nimmt den Weg durch Schilf und Wiesen zurück. Sie ist träge, kaum daß sie gehen mag. Und sie fühlt in sich doch eine Kraft . . . eine neue, siegende, heiße.

Bei den Rosen im Garten steht ihre Mutter, das alte ängstliche Nicht-Verstehen-Können im Blick.

„Wie rot du bist, Gine!“ sagt sie.

Sie nickt. „Es ist sehr heiß.“

„Und vorhin . . vorhin ging Timm vorbei . . der Arme . .

Digitized by Google

als ob er suchen und bitten wollt'. Ich versteh' dich nicht, Kind! Timm! Timm Jürgens! Ich hab' ihm gesagt, ich schick' zu ihm, wenn du anderen Sinnes bist. Du wolltest . . . wolltest es doch vielleicht überlegen. Was meinst du?"

Regine Verch atmet schneller. Leuchtende Schultern tauchen noch einmal aus sonniger Flut; das Schilf rauscht wieder, als ob es nahe wäre. Stärker noch wirft sich das Blut in ihr Antlitz. Rasch dreht sie sich um, daß ihre Mutter die heiße Röte nicht bemerkt und biegt sich herab zu einer roten Stockrose.

Der ganze Garten steht selig und sonnensatt in Abendschwüle; alle Kronen und Kelche scheinen zu zittern und in milder Opferbereitschaft ihren Duft zu verströmen. Die rote Rose, die Regine gefaßt hat, sendet ihren süßen Hauch zu ihr empor. Man meinte fast sehen zu können, wie die sammetnen Blütenblätter sich weiter und weiter öffnen und sich den lauen schweren Lüften preisgeben wollen.

„Was meinst du?"

Da knickt mit einem Male Regine Verch die rote zitternde Rose. Der Dorn sticht; sie zuckt etwas. Noch röter wird ihr Antlitz, und ihre Brust hebt sich.

„Laß ihn kommen, Mama!"

Kunstberichte.

Aus den Berliner Kunstsälen.

Von Hans Rosenhagen.

Es zeugt von ziemlicher Gedankenlosigkeit, einem Kunstsalon seine Einseitigkeit zum Vorwurf zu machen. Wollte der Himmel, daß alle Kunstsalons einseitig geleitet würden! Hätte man doch dann die Empfindung von dem Vorhandensein eines wie immer gearteten Geschmacks bei ihren Besitzern. Es ist wirklich schwer, an die Urteilsfähigkeit eines Kunsthändlers zu glauben, der gute und schlechte Kunst mit der gleichen liebevollen Sorgfalt in seinen Vorführungen behandelt. Nicht einmal kaufmännisch richtig erscheint diese sich als Toleranz ausgebende Art. Ja, wenn jede große Stadt

Digitized by Google

nur einen einzigen Kunstsalon hätte und dieser gehalten wäre, in seinen Ausstellungen ein ungefähres Bild der gesamten Kunstäußerungen zu bieten! Aber sobald in einer Stadt mehrere Kunstsalons vorhanden sind, ist es einfach ein Gebot der Klugheit in dem einzelnen, einen bestimmten Geschmack zu vertreten, einmal, um ihm einen Charakter zu geben, und dann, damit er durch eine vielleicht mit reicheren Mitteln arbeitende Konkurrenz nicht in den Schatten gestellt werde. Auch die Kunstliebhaber und Käufer würden dankbar dafür sein, daß die Besitzer der Kunstsalons in diesem Sinne nach Einseitigkeit strebten und das Ideal eines Kunstwarenhauses, das den meisten als erstrebenswert vorzuschweben scheint, fallen ließen. Allerdings fordert Einseitigkeit ein besonders hochentwickeltes Kunstverständnis. Aus dem Händler muß ein Amateur werden, ein Liebhaber, der mit seinen Sinnen den Regungen des künstlerischen Genius folgt und ihm durch seine persönliche Begeisterungsfähigkeit ein Publikum schafft.

Von wie wenigen Kunsthändlern kann man sagen, daß sie mehr als gute Kaufleute sind! Eine wie geringe Zahl von den Ausstellungen der Berliner Kunstsalons enttäuscht nicht durch das Widersprechende ihres Inhalts! Die Regel ist, daß das Vorhandensein eines wichtigen Kunstwerks den Vorwand bildet, eine Anzahl von Arbeiten zu zeigen, die eigentlich überhaupt kein Verhältnis zur Kunst oder, wenn es gut geht, wenigstens kein Verhältnis untereinander haben. Eine durch diese Methode vielleicht zu erreichende Abhärtung des Geschmacks kann kaum als Gewinn betrachtet werden. Sicherlich trägt sie nicht dazu bei, die Urteilsfähigkeit des Publikums in Kunstdingen zu verbessern. Im Gegenteil! Dagegen würde die Einseitigkeit der Kunstsalons bei den Besuchern das Gefühl für die Nuance schärfen. Ohne dieses Gefühl sind die reinen Höhen des Kunstgenießens nie zu erreichen.

Zunächst freilich gibt es in Berlin nur einen Kunstsalon, der in dieser Richtung etwas leistet. Die übrigen sind zufrieden, den Beifall eines möglichst großen Publikums zu finden. Sie rechnen mehr auf die Triebkraft der Neugierde als auf die des Geschmacks. Es ist unmöglich, ihre Ausstellungen als Ganzes anzuerkennen. Man ist schon froh, ein paar Leistungen zu sehen, die zur guten Kunst gehören. Von diesem Standpunkt aus kann man behaupten, daß eine winterliche Kunstsaison in Berlin selten so glücklich begonnen hat wie die gegenwärtige. Überall Werke, von denen zu sprechen sich lohnt. Die Ausstellung in Ed. Schultes Kunstsalon steht unter dem siegreichen Zeichen Böcklins. Die im Besitz der Familie Simrock befindlichen Bilder des unsterblichen Künstlers werden vorgeführt, darunter das vielleicht schönste aller seiner Werke: „Triton und Nereide“ und die so überaus persönlich wirkende „Fischpredigt des heiligen Antonius“. Welchem Verehrer Böcklins wären diese wundervollen Schöpfungen nicht bekannt! Dieser Seecentaur, der von einer Klippe im einsamen, dem Sturm entgegenharrenden Meer aus schwermütigen Augen ins Weite starrt, indessen das vor ihm die Pracht seiner weißen Glieder dehnende herrliche Weib sich eben anschickt, ihn mit einer Handvoll Wasser aus seinen Sinnen zu erwecken. Dieser hagere braune Mönch, dessen Gestalt sich scharf von dem in der Mittagsglut weißgewordenen sizilianischen Himmel abhebt, und zu seinen Füßen mit anderen frommen Fischen der andächtig glotzende Hai. Unter dem Hauptbilde die Predella, den blauen Meeresgrund darstellend, mit den Fischen, die trotz

Digitized by Google

allen Heiligen und Predigten Räuber bleiben, weil es ihre Natur ist. Neben einer so überragenden Erscheinung wie Böcklin bedeutet selbst ein interessanter Künstler wie der Finne Axel Gallén nicht viel. Aus dem Symbolisten von einst ist durch strenge Selbstzucht ein eigenartiger Monumentalkünstler geworden, dem die Sagen seines Landes unendlichen Stoff bieten. Die Farbe ist in den neuesten Werken Galléns ganz in den Hintergrund getreten. Seine dämonische Erfindungsgabe lebt sich in ausdrucksvollen Zeichnungen aus, in denen die Farbe nur noch ergänzend wirkt. Schöpfungen wie den sich den Göttern gelobenden, halbnackten Helden Kullerwo vergißt man nicht leicht. Das ist bodenwüchsige Kunst. Auch die Schweden, nachdem sie lange im Banne der französischen Malerei gestanden, streben nach solcher; aber sie bleiben leider vielfach im Äußerlichen stecken. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der Landschafter Gottfried Kallstenius, der die zauberhafte Schönheit der nordischen Sommernacht brutal schematisiert und Bilder malt, worauf dauernd die schwärzliche Silhouette von Bäumen in Gegensatz gebracht ist zu einem hellen Himmel. Das gibt Kompositions- und Farbeneffekte, wie sie auf Werken der Berliner Kayser-Eichberg und Hendrich zu finden sind. Gustav Adolf Fjaestad verschmäht diese pseudonationale Note; aber bei ihm liegt die Gefahr vor, daß er Manierist wird. Er malt Schneebilder. Was bei Kallstenius der schwarze Baum, ist bei ihm der mit dicken Schneelagen bedeckte Zweig, der von irgendwoher ins Bild ragt. Noch sind die Landschaften, die man hinter diesem Zweige sieht, mit Gefühl gesehen und geschildert; aber hier und da wird die Farbe schon süß, so daß man das Jahr ausrechnen könnte, wo man Bilder von Fjaestad nicht mehr vertragen wird. Einstweilen hat man an Schöpfungen von so schlichter Wahrheit, wie er sie hier in seinem „Treibschnee auf dem Eise", „Frühlingsabend auf dem Eise" und „Mondschein" zeigt, aufrichtige Freude. Die Intimität, mit der hier die Natur wiedergegeben, die Art, wie eine Fernsicht auf bewaldete Höhen dargestellt oder die von Schneebergstellen durchglitzerte Luft gemalt ist, erinnert vorteilhaft an den Deutschen Karl Haider. Künstlerisch höher als diese beiden Schweden steht der belgische Impressionist Emile Claus. Er hat sich die von Monet geschaffene künstlerische Ausdrucksweise auf seine Art zurechtgelegt und wird nicht müde, die heitere Schönheit der ersten grünen Frühlingstage mit ihrem überhellen Licht zu schildern. Seine Bilder sind nicht alle gleich wirkungsvoll, aber immer die Ergebnisse wirklicher Beobachtungen. Von den vorhandenen verdienen die „Kapelle bei Bordiggera" mit der gleich einer schimmernden dunklen Mauer gegen den Horizont stehenden See, das von der Sonne beschienene „Geschlossene Haus" und eine „Verlassene Ziegelhütte" am meisten Beifall. Unter den bei Schulte ausstellenden Porträtmalern sieht man in Gandara eine sinkende Pariser Modegröße, in Ernst von Flotow-Grüssow ein Hoffnung erweckendes Talent und in Rud. Schulte im Hofe einen begabten Zeichner.

Auch das Künstlerhaus macht Anstrengungen. Es bringt sogar schon französische Bilder. Leider jedoch viele von der Art, gegen deren Import man sich wehren muß, weil dergleichen genug in Berlin gemalt wird. Wirklich interessant ist nur ein großes dekoratives Bild von Albert Besnard „Die glückliche Insel". Es gehört nicht zu dessen besten Leistungen, aber es zeigt seine Fähigkeit, geschickt zu komponieren und eine große Fläche malerisch reizvoll zu beleben. Im Hintergrunde eine mächtige Gebirgslandschaft, im

Digitized by Google

Mittelgrunde ein See, über dessen blaue Fluten langsam einige mit feierlich ernsten Gestalten gefüllte Boote einem am Bildrand liegenden Eiland zustreben. Aus dem Kreise einer Schar von schönen Frauen und lustigen Faunen, die dort ihr Wesen treiben, hat sich ein hehres, von weißen priesterlichen Gewändern umwalltes Weib entfernt und winkt vom Ufer den nahenden Fahrzeugen. Auf ihren im Winde flatternden Kleidern ist alle Freudigkeit des Lichtes, die jubelnde Schönheit des ewigen Frühlings gesammelt. Auch ein großer Daubigny ist da, eine Dorflandschaft mit aufgehendem Mond. Man möchte meinen, daß ein unvollendet gebliebenes Werk des außerordentlichen Künstlers von einem nicht sehr feinfühligen Maler fertig gemacht sei. Sehr viel Anregendes bietet eine Sammlung von farbigen Radierungen französischer Künstler. Von diesen Villon, Maurin, Délâtre, Boulet de Monvel, Houdard und Jourdain könnten deutsche Zeichner wohl noch lernen.

Bei Keller und Reiner gab es zunächst eine Kollektiv-Ausstellung von Werken des Berliner Bildhauers Harro Magnussen. Es ist unmöglich, von dieser Kunst mehr zu sagen, als daß sie für die verschiedensten Zwecke, für Denkmäler, die überall stehen können, für Porträtbüsten, die nichts als ähnlich sein sollen, und für allegorische Figuren, deren Bedeutung kein Nachdenken erfordert, sehr brauchbar ist. Ein geschmackvoller Künstler würde so seine Arbeiten nicht bemalen, ein entwickelungsfähiger in dieser Fülle von Arbeiten Zeichen von mehr oder minder großen Fortschritten zu bieten haben. Es ist anständiges Handwerk, was man in dieser Ausstellung zu sehen bekommt. Trifft es sich, daß das Modell einen charakteristischen Kopf hat, wie hier der Dichter Allmers, der junge Taubstumme oder die Dame mit dem ausdrucksvollen Munde, so wirkt solch ein Porträt von Magnussen erfreulich. Fehlt es hingegen dem Gesicht eines zu Porträtierenden an interessanten Zügen, so bringt der Künstler die trostlosesten Sachen hervor. Er ist eben absolut phantasielos, was für einen Bildhauer ein schlimmer Mangel ist.

Das Fehlen einer schöpferischen und gestaltenden Phantasie kennzeichnet auch die Kunst von Melchior Lechter, der nach Magnussen mit seinem für den Pallenberg-Saal des Kölner Kunstgewerbe-Museums bestimmten Kolossalbild und den dazu gehörigen Studien, Kartons und Dispositionsskizzen den großen Ausstellungsraum von Keller und Reiner bezogen hat. Der schwülstige Titel des Bildes „Die Weihe am mystischen Quell“ ist bezeichnend für die von Lechter vertretene Richtung. Das Bild ist zusammengefügt aus Erinnerungen an gotische Altarbilder und Glasfenster. Prunkendes Gold und glühende Farben, Orgelmusik und Weihrauchwolken, brünstige Sehnsucht und sakrale Handlung sind zusammengebracht, um den Beschauer in eine Stimmung zu versetzen, die ihm den auf dem Bilde dargestellten Vorgang als ein Mysterium erscheinen läßt. Man empfindet das Ganze aber nur als ein grobes Effektstück. Die aus einem goldenen Tempelchen schreitende goldgekleidete Priesterin, die einem in braunem Pilgrimsgewand vor ihr knieenden, mit einem Diadem gekrönten, bleichen, dunkelhaarigen verzückt starrenden Jüngling eine Schale entgegenhält; die mit roten Hyazinthen, violett blühenden Rosenbüschen und großen brennenden Kirchenlichtern besetzte Wiese, die blaugekleidete, ein Rauchfaß schwingende, knieende Dienerin, die drei herzuschwebenden ausgewachsenen Genien, die Orgelspielerin im

Digitized by Google

Hintergrund, das in Abendröte brennende Wasser sind Requisiten des Bewußtseins, um einen feierlich prächtigen Eindruck hervorzurufen. Alles Ahnungerweckende, alles Geheimnisvolle fehlt. Es gehört gewiß Begabung dazu, sich im Formenschatz der byzantinischen, romanischen und gotischen Kunst so gut auszukennen, um mit den verschiedenen Elementen in dieser Weise geschickt wirtschaften zu können; aber ein gottbegnadeter Künstler ist Lechter ebensowenig wie der Architekt, der völlig stilreine romanische oder gotische Bauten, je nach Wunsch, herstellt. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß dergleichen zu den Bedürfnissen, Empfindungen und Anschauungen der Gegenwart eigentlich in Widerspruch steht, daß damit die Kunst nicht vorangebracht, sondern in ihrer Entwickelung eher aufgehalten oder gestört wird, gerät man kaum in Versuchung, eine Schöpfung wie Lechters „Weihe am mystischen Quell" als Kunstwerk hochzustellen. Echte und große Kunst hat ihre Wurzeln immer im Leben. Mit diesem aber ist Lechters Bild durch nichts verbunden. Es ist ein Erzeugnis der Studierstube, der Beschäftigung mit Kunstgeschichte und Literatur. Und vielleicht wird man gerade im frommen Köln am deutlichsten empfinden, daß es ein seelenloses, kaltes Dekorationsstück ist, wie der ganze von Lechter entworfene Pallenberg-Saal, dessen Glanz- und Schlußstück das Werk bilden soll.

Musik (Neue Opern).

Von Gustav Dippe.

Der Pfeifertag, heitere Oper in drei Aufzügen; Dichtung von F. Graf Sporck, Musik von Max Schillings.

Der Gaukler unserer lieben Frau, Mirakel in drei Akten; Dichtung von Maurice Léna, Musik von J. Massenet.

Der Dorflump, Volksoper in drei Akten, Musik von Jenö Hubay.

Endlich hat nun auch Berlin den „Pfeifertag" erlebt, nachdem er zuvor über mehrere Opernbühnen Deutschlands gegangen war. Man brachte dem Werk ungewöhnliches Interesse entgegen; einmal sind heitere Opern selten geworden, und dann erfreut sich Schillings bei allen, die seine künstlerische Betätigung verfolgt haben, lebhafter Sympathie. Das Gesamtkunstwerk hat enttäuscht, und daran ist der Text schuld. Hier ungefähr der Inhalt:

Schmasmann von Rappoltstein ist nach Rappoltsteiner Familientradition oberster Pfeiferkönig des „Königreiches fahrender Leute" im Elsaß. Der geschichtliche Umriß des Herrn von Rappoltstein und der Einrichtung des Pfeifertages — einer alljährlichen Zusammenkunft der gesamten Bruderschaft zu Beratung und Lustbarkeit wird uns in einer Vorbemerkung zum Textbuch beglaubigt. —

Rappoltsteins einziger Sohn „Ruhmland" ist „in blindem Übereifer" für die Sache der Pfeifer selbst Pfeifer geworden und dafür vom Vater „in Acht getan"; er gilt als verschollen. Rappoltsteins einzige Tochter, „Herzland", hat mit Velten Stacher, dem „Pfeifer vom Rhein" und Ruhm-

Digitized by Google

lands Freund, einen Herzensbund geschlossen. Auch dieses behagte dem alten Rappoltstein nicht; Velten wurde fortgeschickt, wenn auch nur in der milden Form eines „Berichtigers", das ist jemandes, der sich herumreisend vom Stande der Innung zu überzeugen und am Pfeifertag darüber zu berichten hat. Velten hat eine Schwester „Alheit", die als Freundin Herzlands im Hause Rappoltstein Aufnahme gefunden hat. Um des hübschen Chiasmus willen, und da man für den Schluß eines „heiteren" Bühnenwerks gar nicht genug Brautpaare haben kann, wird Alheit von dem verbannten Ruhmland geliebt.

Ein drittes, was dem alten Rappoltstein nicht gefällt, ist, daß unter den Pfeifern eine Strömung aufgekommen ist, die den Pfeiferzoll — eine an den Pfeiferkönig zu entrichtende Abgabe — abschaffen will; der mutige Vorkämpfer für Aufhebung dieser „Schmach und Scham" ist Velten.

Zwischen dem Pfeiferkönig und den Pfeifern steht noch ein „Pfeiferrat" mit „Jockel" als „Unterpfeiferkönig" an der Spitze. Der Pfeiferrat vertritt das konservative Element und wird infolgedessen vom Textdichter, der das Neue siegen lassen will und sich auf ein umständliches Für und Wider nicht einlassen mag, nach altbewährtem Rezept als ein anmutiges Häuflein von Spitzbuben und Idioten dargestellt.

Die Versöhnung des geächteten Ruhmland mit seinem Vater, die Vereinigung Veltens mit Herzland und die Abschaffung des Pfeiferzolls bilden den Inhalt des Stückes; alles im Rahmen des Pfeifertages, der uns mit fahnenschwenkendem Volk, Blumengewinden und bekränztem Weinfaß nahe gebracht wird.

Die Versöhnung des alten Rappoltstein mit seinem Sohne wird gemäß den Worten:

„Ruhmland durch reinen Sinnes Kraft
Zum Vaterherzen Bahn sich schafft;"

ohne weitere Schwierigkeiten dem Zuschauer beschert, als der letzte Akt zur Neige geht. Die Abschaffung des Pfeiferzolls erledigt sich auch ohne großen Aufwand. Einige kunstbegeisterte Worte Veltens an Rappoltstein gerichtet und beim „Gericht" vor dem versammelten Volke die Verse:

„Als Zoll gibt er sein Herzblut hin,
Täglich neu, Euch zum Gewinn:
Frei drum von irdischem Zoll und Gefälle,
Frei sei der frohe Pfeifgeselle!"

genügen, um den Herrn von Rappoltstein zur Aufhebung des Zolls zu veranlassen.

Somit bleibt als wesentlicher Inhalt des einen reichlichen Abend füllenden Werkes die Vereinigung von Herzland und Velten. Velten hat einen Plan ersonnen: er will scheinbar sterben und dann das Lob und die Ehren empfangen, die man einem verstorbenen Künstler zu spenden pflegt. Denn

„Velten (zu Herzland):
Dein Vater wehrt mir deine Hand,
Da zu gering er den Pfeifer fand;

Digitized by Google

Doch sänge mein Lob man an Ecken und Enden,
Von dem Ruhme ließ' er gern sich blenden."

Diese Idee schmeckt ein wenig nach „Bierulk", sie hätte aber eine hübsche Szene geben können: die Widersacher und Neider des Toten an seiner Bahre sich gegenseitig überbietend in Lobpreisungen des ungefährlich gewordenen Konkurrenten; der tote Kollege als Mittel zur Befriedigung der Eitelkeit im Wege der Massenproduktion einer billigen Großmut. Der Textdichter läßt diese Idee aber fast vollständig unter den Tisch fallen, denn er zieht die Aufmerksamkeit des Zuschauers nach einem anderen, im zweiten Akte auftauchenden und demselben Zwecke dienenden Motiv hinüber; es ist das ein dem alten Rappoltstein halb durch Zufall, halb durch List abgerungenes Versprechen, Herzland dem auf der Totenbahre liegenden Velten zu vermählen.

Dieses unglückliche Anfassen und Nicht-Festhalten von Motiven kehrt in der Oper noch mehrmals wieder. So wird in der Gerichtsszene der Unterpfeiferkönig als Betrüger entlarvt; damit ist diese Angelegenheit aber beendet. Eine grausige Wassersnot beschließt den zweiten Akt; sie verläuft im wahren Sinne des Wortes im Sande. Dann wieder will es so scheinen, als ob Velten der Unverzagt-Tatkräftige, der Überragende sein wird, der die Schwachen und Kleinmütigen rettet; sehr bald aber wird dieses Motiv lediglich zur Weiterführung der Hanswurstkomödie vom scheintoten Velten gebraucht und in die weiten Rocktaschen des günstigen Zufalls gesteckt.

Der Zuschauer — nicht der Zuhörer — ist denn auch nach dem zweiten Akt so interesselos und stumpf, daß die harmlosen Mätzchen, die sich an die Aufbahrung des lebendigen Velten knüpfen, kaum noch ein Lächeln zu erregen imstande sind. Selbst Jockel im Königsmantel mit Weltapfel und Szepter in den Händen und wallendem lila Schleier kann nicht mehr interessieren. Und dabei wurde er von Lieban dargestellt, und Lieban machte seine schönsten senilen Kurknixe, von denen jeder den Anspruch erheben darf, mit einem Lachkrampf honoriert zu werden. — Langsam und seicht läuft die „Handlung" aus.

Es wäre kein Anlaß gewesen, sich über diesen dürftigen Operntext so weit zu verbreiten, wenn er nicht von einem so vollwertigen Künstler wie Schillings komponiert wäre. Und Schillings hat den Text wirklich ernst genommen; er gibt sein Bestes an diese Wortspielchen und Scherzchen, die auf das überall zusammengeknüpfte Fädchen einer unmöglichen Handlung gezogen sind. Die Musik ist großzügig und doch wieder bis in die kleinsten Momente hinein mit echt deutscher Liebe und Sorgfalt gearbeitet; sie ist nirgends selbstgefällig und spielerisch und läßt darum den Text, der diese beiden Schwächen in hohem Maße besitzt, um so minderwertiger erscheinen.

Schillings hat sich zu Velten in ein ähnliches Verhältnis gesetzt, wie es Wagner zu Walter Stolzing getan; auch bei Schillings ein Stückchen Identifizierung mit dem Helden. So sind denn auch die Gesänge Veltens von besonderer Kraft der Erfindung getragen. Den musikalischen Höhepunkt aber bedeutet das Vorspiel zum dritten Akt: „Von Spielmanns Leid und Lust." Herb und feurig, von überraschend einfacher Gliederung, aber um so eindringlicherer Charakteristik — ein echtes Meisterwerk!

Gegen den Schluß der Oper singen Velten und Ruhmland folgende

Digitized by Google

Verse, die gleichzeitig als Beispiel der mehr als burschikosen Reimweise des Grafen Sporck gelten mögen:

„Ja, unser Pfeifen, unser Geigen,
Unser übermütiger Schwank,
Er hat — wie sehr man uns gekniffen,
Gott sei's getrommelt und gepfiffen,
Fröhlichen Sieg errungen,
Spröde Herzen stark bezwungen."

Die Musik — ja, die hat Eindruck auf mich gemacht, stellenweise sogar einen großen Eindruck; aber der „Schwank" — nein, der hat mich wirklich nicht „bezwungen", und dabei habe ich noch gar nicht einmal ein „sprödes Herz".

Die Aufführung im Königlichen Opernhause zu Berlin war ausgezeichnet; das Orchester unter Richard Strauß wunderbar durchsichtig und farbenreich. Unter den Solisten ragte besonders Frau Herzog und Herr Hoffmann hervor; erstere durch die erstaunlich sichere Art, mit der sie die schwierigen Schillingsschen Intervalle meisterte und dazu noch in der Aussprache keinen Laut verloren gehen ließ, der letztere durch schönen, edelgebildeten Ton. Die anderen Solisten, Chöre, Inszenierung und die Regie des Herrn Droescher, alles war der Berliner Hofbühne durchaus würdig.

Eine weit glücklichere Verbindung von Musik und Drama zeigt die französische Oper „Der Gaukler unserer lieben Frau, Mirakel in drei Akten", Dichtung von Maurice Léna, Musik von J. Massenet, die Ende September in Hamburg zum erstenmal in deutscher Sprache aufgeführt wurde. Ein alter Legendenstoff von einer so keuschen Innerlichkeit und so rührenden Einfalt, wie er nur der christlichen Glaubenslehre entblühen kann, ist hier mit sicherem Geschmack und höchstem Geschick zu einem vorzüglichen Operntext gestaltet:

Jean ist Bänkelsänger, Taschenspieler, „Parterre-Künstler" und Tänzer. Seine Leistungen sind durchweg so mäßig, daß selbst das bescheidene, auf der Gasse zusammengelaufene Publikum ihn glaubt verhöhnen zu dürfen.

„Jedoch sein Leben muß man fristen,
Den Hunger überlisten",

und ein paar Pfennige kommen doch immer noch zusammen. Ein gutes Herz und eine naive Frömmigkeit, die es immer versteht, sich mit Gott über dieses und jenes Unrechte auseinanderzusetzen, sind die Gaben, mit denen er neben seiner wertlosen Kunst für das Leben ausgerüstet ist. Er tritt in ein Kloster ein, ein wenig plötzlich, aber gegenüber den Notwendigkeiten der Oper noch gerade genügend motiviert. Es ist kein innerlicher Zwang, der ihn zur beständigen Gemeinschaft mit Gott führt; die Aussicht auf einen stets mit guten Sachen gedeckten Tisch ist es hauptsächlich, die ihn seine Freiheit — bisher sein höchstes Glück — aufgeben läßt.

Das Leben im Kloster bekommt Jeans Leibe ausgezeichnet, aber seine Seele erkrankt. Die Klosterbrüder singen lateinisch, was er natürlich nicht versteht, und lateinisch ist der Jungfrau Maria doch gewiß besonders genehm. Ein Klosterbruder malt ein herrliches Bild der Gottesmutter, ein anderer meißelt ihre Gestalt in Marmor; ein dritter besingt sie in schwung-

Digitized by Google

vollen Versen, die ein vierter in kirchlich-weihevolle Musik setzt. Und die Klosterbrüder verdecken ihr Mehrkönnen nicht mit christlicher Demut, sie sagen es Jean recht offenherzig, wie viel mehr wert sie sind, streiten sie doch sogar untereinander, wessen Leistungen die größeren und darum gottgefälligeren sind.

Jean fühlt sich als Schmarotzer:

„Ach, ich weiß, nichts kann ich leisten, was das Kloster ehrt,
— — — — — — — — — — — — — —
Das einz'ge, was mir will gelingen,
Ist, Trank und Speise zu bezwingen."
(zum Prior)
„Jagt mich fort, mein Vater!"

Der bejahrte Bruder Küchenmeister mag in seiner Jugend die gleichen Anfechtungen durchgemacht haben; jetzt hat er sich damit abgefunden, daß jeder an seiner Stelle das Beste zu geben hat, um Gottes Wohlgefallen zu verdienen; er macht seine Braten und Torten zu Gottes Ehre und läßt sich von dem Latein, das auch er nicht versteht, und von aller Art künstlerischen Leistungen nicht mehr imponieren. Er tritt Jean tröstend zur Seite und erzählt ihm eine Legende, wie die Rose sich der heiligen Jungfrau gegenüber dummstolz, die kümmerliche Salbei aber richtig benommen habe.

Diese Legende erleuchtet Jean's einfachen Sinn:

„Welch himmlisches Licht, welch Erkennen
Plötzlich mein Herz durchbebt!
Ja ich versteh', für die Jungfrau darf entbrennen:
Hirt, Gaukler oder König, alle sie zu sich erhebt."

Auch das Dürftige, was er bieten kann, wird die Mutter Gottes gnädig annehmen. Er schleicht sich heimlich abends in die Kapelle, wirft sein Klostergewand ab und steht in seinem alten, zerschlissenen Gauklerkittel vor dem Bilde der Jungfrau. Seine Kratzfüße, seine prahlerische Ansprache, seine albernen Lieder, soweit er sie nicht schon vergessen, seinen besten Tanz, alles führt er der Mutter Gottes vor, bis er erschöpft vor ihr niedersinkt. Der Prior und die Klosterbrüder, die ihn belauschten, sind empört über diese Entheiligung; mit Kirchenbann soll Jean gestraft werden. Da leuchtet das Bild der Gottesmutter, sie lächelt in unendlicher Güte auf den armen Jean herab und streckt segnend ihre milde Hand nach ihm aus. Der Prior und die Mönche schauen das Wunder und preisen Jean; der Himmel öffnet sich und nimmt die kindlich reine Seele in seine Herrlichkeiten auf.

„Selig sind die Einfältigen, denn sie werden Gott schauen"

spricht der Prior am Schlusse. —

Diese schlichte Handlung wird nirgends unterbrochen; alles Episodenwerk, dessen die Oper nun einmal aus technischen Gründen nicht entraten kann, ist der Hauptsache angegliedert. Und über dem Ganzen liegt eine starke, einheitliche Stimmung und ein leiser Humor, der aus einer liebenswürdigen Mischung von naiver Gläubigkeit und noch naiverer Freude an einer schmackhaften Verpflegung hervorgeht. Leider liegt hier aber gerade auch eine Schwäche des Werkes. Abgesehen davon, daß uns der Bruder Küchenmeister etwas zu ausführlich in seine Kochtöpfe gucken läßt — nament-

Digitized by Google

lich im ersten Akt wäre ein kräftiger Strich durch den Speisezettel höchst wünschenswert —, fehlt der behaglichen Seite des Klosterlebens die Gegenfarbe. Das ganze Drum-und-Dran ist ausschließlich mit Eduard Grützner'schen Augen gesehen. Diese mit guten Speisen und Anmaßung gemästeten Klosterbrüder glauben aber an keine Wunder. Ein gelegentlicher Hinweis auf düsteren Ernst in Glaubenssachen hätte den heiteren Stellen erst das volle Licht gegeben und den in Ekstase getauchten Schluß fester an das ganze Werk herangezogen. Aber trotzdem liegt hier ein ausgezeichneter Operntext vor. —

Die Massenetsche Musik verdirbt nichts, sie hebt alle Schönheiten des Textes auf das wirksamste heraus und erscheint somit dem Text ebenbürtig. Ein wirklich schönes Stück ist die Einleitung zum zweiten Akt, und vorzüglich in dem archaisierenden Tone getroffen ist die Legende von der Rose und der Salbei. Die Art, wie die einzelnen Teile musikalisch belastet sind, zeigt die Hand des ganz außerordentlich sicher fühlenden und über ungewöhnliche Erfahrung verfügenden Künstlers. Die Instrumentation ist bezaubernd und dabei meist sehr vorsichtig in der Klangmasse abgewogen.

Die Wiedergabe des Werkes durch das Stadttheater zu Hamburg war vortrefflich. Mit fühlbarer Liebe war es vom Direktor Bittong in Szene gesetzt; insbesondere der zweite Akt, der die Brüder im Lehrsaal der Abtei versammelt zeigt, war bis in's kleinste hinein mit vornehm-gediegenem Geschmack inszeniert. Hier zeigte sich auch die Regie des Herrn Felix Ehrl von besonders günstiger Seite: die Anteilnahme des Chors an den Vorgängen — eine Sache, die selten voll befriedigt — war lebendig aber nicht aufgeregt.

Das Orchester unter Kapellmeister Gille hielt sich höchst diskret, wo es galt den Gesang im Vordergrunde zu lassen, und breitete sich in prächtiger Klangfülle aus, wo sich dazu Gelegenheit bot; Bühne und Orchester gingen vorzüglich zusammen. Die höchst schwierige Partie des Jean wurde in Spiel und Gesang gleichmäßig gut von Herrn Pennarini durchgeführt. Der Prior des Herrn Lohsing, der Küchenmeister des Herrn Goritz und der Musiker des Herrn Dawison waren glänzende Leistungen. — Zum Schlusse noch eine besondere Anerkennung der durchgängig überraschend deutlichen Aussprache.

Ich stehe unbedingt auf dem Standpunkte, daß vom Auslande her nur die besten Werke auf unseren Opernbühnen zu Gehör kommen dürfen. Ob „Der Gaukler unserer lieben Frau" zu den besten derzeitigen französischen Opern gehört, ist schwer zu entscheiden; zweifellos ist es mir jedoch, daß seine Vorführung in Deutschland ein Verdienst war.

Sicherlich kein Verdienst aber war die Vorführung der dreiaktigen ungarischen Oper „Der Dorflump" durch die Direktion des „Theaters des Westens" zu Berlin. Die Musik des Jenö Hubay — der Familienname ist Huber — ist wohl stellenweise u. s. w. recht hübsch, wie z. B. gleich in dem flotten Vorspiel; aber wir kennen ja diese schwermütig-glutäugigen Weisen schon zur Genüge, sie noch einmal auf ein paar Bühnenbilder aufgeklebt zu zeigen, lag keine Veranlassung vor. Und von den Stellen, wo der Komponist uns nicht ungarisch kommt, will ich lieber schweigen. Das Beste in der Oper

Digitized by Google

war ein — Violinsolo, von Hubay selbst hinter der Kulisse gespielt und auf der Bühne von einem andern „markiert".

Und der Inhalt der Oper? Es genügt zu wissen, daß ein Bursche die Liebe eines Mädchens nicht erwidert, sich aber zu dieser Empfindung doch noch entschließt, nachdem das Mädchen ins Wasser gesprungen ist und er sie herausgeholt hat. Vorher war dieses Mädchen auch noch so nebenher von ihrem Vater verflucht und verstoßen. Veranlassung war freilich dazu nicht vorhanden; aber hoffentlich wird doch noch jeder Vater das Recht haben, seine Tochter zu verfluchen und zu verstoßen, namentlich wenn sie auf diese Art einen Mann bekommt.

Fräulein Camilla Götzl als erfolgreiche Selbstmörderin und Herr Franz Bukar als Dorflump boten hübsche Leistungen; im übrigen war die Aufführung — wie der Berliner sich ausdrückt — „durchwachsen".

Theater.

Von Karl Strecker.

Als Vater Hesiod, der Tiefmenschliche, in „Ἔργα καὶ ἡμέραι" fünf Zeitalter sorgfältig nach ihrem metallischen Wert eingeschätzt hatte und, von dem goldenen herabkommend, auf seinem, dem eisernen, angelangt war, rief er wehklagend aus: „Wär ich selber doch nicht ein Genoß den fünften der Männer, sondern, wo nicht gestorben zuvor, doch später geboren! Denn dies Zeitengeschlecht ist ein eisernes!"

Glücklicher Hesiod! er hat das sechste Zeitalter, das papierene, und nun gar erst das siebente, das blecherne, nicht kennen gelernt . . . Ein blechernes Zeitalter fürwahr: die Flachheit hat vielfach das Wort. Es ist das Zeitalter des Epigonentums, sein Merkmal ist der Dilettantismus. Der wuchert in der Politik, er herrscht in der Kunst, aber das Theater ist seine eigentliche Domäne; kraft eines eigenen, von mehr als hundert Autoren ihm geschriebenen Heimstättengesetzes hat er ganz davon Besitz genommen. Als ich vor vier Wochen an dieser Stelle einen argen Winter des Mißvergnügens für die Bühnenkünste prophezeite, da konnte ich im stillen noch hoffen, durch unvorhergesehene Ereignisse widerlegt zu werden — aber nein, bis heute ist es schlimmer geworden, als der trübsinnigste Pessimismus befürchten konnte. Wenn man eine Heerschau über die Reihe der bisher von den Theaterdirektoren ausgehobenen Rekruten abhält, kommt man sich vor, als säße man vor dem Hause des Friedensrichters in Glocestershire und sie wankten vorüber, die schwankenden Gestalten: Schimmelig, Schatte, Warze, Schwächlich, Bullenkalb. Es lohnt der Mühe nicht, sie „anzustreichen", wir wollen mit der Milde des Friedensrichters Stille über sie hinweggehen, wir wollen die Ärmsten nicht dafür verantwortlich machen, daß sie so wenig Talent zum Kriegshandwerk mit auf den Weg bekommen haben, wir wollen nur die einzelnen Bühnen nach ihren bisherigen Kraftproben und dem dabei entwickelten Geschmack betrachten — eine erdrückende Fülle der Gesichte ist dabei nicht zu befürchten.

Das Königliche Schauspielhaus begann den Reigen mit mehr Pünktlichkeit als Glück. Otto Ludwigs reizende Novelle „Heiterethei" war von einem Herrn Schatte, nein doch, Welcker aus Leipzig zu einem Drama

Digitized by Google

zerhackt worden — lang, lang ist's her. Vor zwei Jahren schon fiel diese grobe Verstümmelung einer unserer Meisternovellen am Thaliatheater in Hamburg durch und wurde von der ästhetisch wägenden Kritik entschieden verurteilt. Ich selber erinnere mich, damals im „Kunstwart" und im „Literarischen Echo" vor derartigen dramatischen Flickschneidereien gewarnt zu haben, und tatsächlich fand sich in Berlin kein Theaterdirektor, der das Fabrikat angenommen hätte. Das blieb dem Königlichen Schauspielhause für das Jahr 1902 vorbehalten . . . Es gehört wirklich schon ein ungewöhnlicher Grad von Pietätlosigkeit und Vandalengeschmack dazu, ein Meisterwerk der deutschen Novellendichtung gleichsam mit der Axt in Szenen und Akte zu zerschlagen, wie es hier geschehen ist. Ein Dramatiker wie Otto Ludwig, der doch beinahe so gut wie Herr Welcker wußte, ob ein Stoff sich besser zur Novelle oder zum Drama eigne, schuf in „Heiterethei" eine köstliche Erzählung mit feinster psychologischer Ausgestaltung, geschmückt mit zartem Humor, durchweht von morgenfrischem Heimatgeruch, — wer es fertig bekommt, dieses in sich gerundete Gebilde zu zerstückeln, ihm Teile zu nehmen und gar Teile anzuflicken, der hat noch nicht begriffen, daß jedes Kunstwerk ein Organismus ist, bei dem Stoff und Form, Gestalt und Idee in tiefer, reiner Harmonie ineinanderklingen . . . Seltsam, seltsam, daß dieselbe Mißachtung eines der wichtigsten Kunstgesetze sich auch bei der zweiten heurigen „Novität" unserer Hofbühne bemerken läßt, bei „Schnapphähne" von Walter Bloem. Dies Versstück mit dem gesuchten Untertitel „Sommerspiel am Rhein" ist ohne Einheit und Stil konstruiert, es verlegt modernes Denken und Empfinden frischweg ins Mittelalter, wechselt Stellen empfindsamer Lyrik gegen kalauernden Realismus aus und weiß im Grunde von keiner anderen Handlung, als daß „sie" sich schließlich „kriegen". Da ist die unterhaltsame Moseriade „Im bunten Rock" der Herren v. Schönthan und v. Schlicht, die als dritte Neuheit am Gendarmenmarkt auftauchte, noch vorzuziehen, sie gibt sich bei aller unsäglichen Flachheit wenigstens harmlos und einheitlich, sie will dem Hörer nicht wertlose Legierungen als Dichtergold aufschwätzen, wie das angeblich mittelalterliche, tatsächlich mittelmäßige „Sommerspiel". An Neueinstudierungen brachte das Schauspielhaus außer „Heinrich IV.", bei dem der Falstaff des sonst vortrefflichen Herrn Pohl leider nicht genügte, den „G'wissenswurm", in dem Herr Bonn als Dusterer wieder einmal Herrn Bonn spielte, anstatt auf die Absichten des Dichters einzugehen.

Otto Brahm, noch für zwei Winter der Leiter des „Deutschen Theaters" brachte zu Beginn dieses Spieljahres nicht viel mehr Neuheiten als sein Rivale und einstiger Nachfolger Paul Lindau, beide Direktoren entwickelten die frischen Herbsttage hindurch dramatische Tätigkeit vorwiegend in einem erbitterten Waschzettelkrieg, der, kritisch betrachtet, an Entwickelung, Spannung und Schlußpointe zu wünschen läßt. Während indessen das „Berliner Theater", aller künstlerischen Aufgaben spottend, immerfort an dem rinnenden Born „Altheidelberg" (und will sich nimmer erschöpfen und leeren) liegt und uns somit keinen Anlaß zur Betrachtung gibt, begann das Theater in der Schumannstraße die Reihe seiner Neuheiten mit gleichzeitiger Vorführung zweier Komödiendichter unserer Tage: Dreyer und Reuling. Max Dreyers politischer Scherz „Stichwahl" zeigt uns eine verschmitzte mecklenburgische Krugwirtin, die des Wahlkampfes

Digitized by Google

Hitze dazu benutzt, sich von rechts und links die Taschen zu füllen und dafür leere Versprechungen auszuteilen. In der Aufnahme, die der harmlos lustige Einakter beim Publikum und einem Teil der Presse fand, zeigte sich wieder einmal, daß der Durchschnittsdeutsche für die politische Komödie noch lange nicht reif ist. Unsere Kultur ist in dieser Beziehung noch so kindlich-naiv, daß ein religiöser oder politischer Freidenker nicht anders auf der Bühne gezeigt werden darf als von Edelsinn und Weisheit triefend. Diese Kurzsichtigen im Parkett verlangen, ein Dichter oder Theaterdirektor müsse mit den Worten und Taten der auf der Bühne vorgeführten Personen immer ein persönliches Meinungsbekenntnis ablegen. Die Pariser, ja schon die Athener zur Zeit des Aristophanes stehen höher als unsere Berliner . . . Reulings Bauernkomödie „Der Schatzgräber" bedeutet einen glücklichen Griff in das natürliche („allzunatürliche" sagen einige) Leben der Odenwaldbauern. Treue Volksbeobachtung, gesunder Humor und frische Ungeziertheit — selbst in Behandlung sehr heikler Stoffe — sind die Vorzüge der Komödie. Leider versäumt der erste Akt es, uns sogleich in die rechte Stimmung zu versetzen, die Exposition bleibt eintönig und später sind die mannigfachen hübschen Einfälle vom Dichter nicht scharf genug dramatisch zugespitzt, um bei einem Publikum durchzuschlagen, das die Denk- und Empfindungsart der Bauern aus ein paar jovialen Anbindungsmomenten in der Sommerfrische zu kennen wähnt. So kam es nur zu einem matten Achtungserfolg.

Nicht viel mehr als eitel Spreu ist es, die uns aus dem Spielplan des Lessingtheaters entgegenweht. Diese rat- und planlos draufloswurstelnde Bühne wäre schon längst unmöglich geworden, wenn nicht alljährlich im Herbst, im ersten Viertel der Spielzeit schon, Oskar Blumenthal mit seinem neuesten Schwank als Retter der Kasse auf dem Plan erschiene. So auch diesmal: wenn dieser Bericht in Leserhänden ist, wird „Das Theaterdorf", Blumenthals neuestes Bühnenwerk, schon über die Bretter des Lessingtheaters gegangen sein und mit den schwächlichen Ansätzen eines „literarischen" Repertoires reinen Tisch gemacht haben. Sie waren in der Tat beklagenswert, diese Ansätze! Nach einer verständnislosen Einstudierung von Calderons „Dame Kobold" kam das Schauspiel „Der Zeuge" von Max Petzold und bezeugte, daß seinem Verfasser die dichterische Zeugungskraft mangelt. Ein frostiges konstruiertes Rechenexempel der Kriminalpsychologie. Den Zickzackkurs der Bühnenleitung ins rechte Licht zu setzen, kam nun zur Abwechslung das Gastspiel einer Spezialistin, der Kopenhagener Pariserin Charlotte Wiehe, die uns an drei Abenden bewies, daß sie ein graziöses Persönchen, eine allerliebste Tänzerin ist, deren Können an jeder ernsten schauspielerischen Aufgabe, die sie unverständig genug erstrebt, in den Anfängen schon scheitert . . . Als das einzige Verdienst des Lessingtheaters in der bisherigen Spielzeit bleibt die Aufführung von Maxim Gorkis „Kleinbürgern" zu verzeichnen, ein Verdienst, das leider geschmälert wurde durch eine sehr ungleiche Darstellung, die dem individuellen Reichtum der Charaktere dieses Dichters nicht gerecht wurde und sein Drama größtenteils durch zu plumpen Farbenauftrag schädigte. Sein Drama? Es sind nur Szenen; ohne rechten Anfang, ohne Ende schildern sie uns eine große russische Gesellschaftsgruppe, Typen aus der kleinbürgerlichen Kaste, die alle vom Dichter mit naiver Kraft, mit erstaunlichem Blick, bildnerischer Sorg-

Digitized by Google

samkeit und unvergleichlicher Treue hingestellt sind. Wir versenken uns in ihre Betrachtung und vergessen ganz, daß es kein Drama ist, sondern eine epische schwermütige Melodie, die drei Akte hindurch variiert wird: das alte Lied des gegenwärtigen „Jungrußland", von individuellem Freiheitsdrang, von tiefer Schwermut und hoffnungslosem Pessimismus durchklungen. Gorki, unzweifelhaft ein Dichter von bedeutender Eigenart, aber gegenwärtig überschätzt und mit Tolstoi nicht zu vergleichen, Gorki, dessen Erscheinung für uns Deutsche immer nur eine Episode bedeuten wird, hat sich mit diesem Werk in schnellem Wachstum entwickelt. Noch ist er auf der Bühne nicht sicher genug, aber zweifellos wird er bald auf ihr festen Fuß gefaßt haben. Sein Bildungskreis hat sich mit dem Schritt zur Bühne nicht nur technisch erweitert, wir hören aus seinen Dialogen, daß er neue Stoffe in sich aufgenommen, daß er Hauptmann, Maeterlinck, ja sogar Stirner und Nietzsche gelesen hat. Nur will es uns seltsam bedünken, daß des Dichters vorwärtsstrebenden Bildungsgang nun auch seine Personen mitgemacht haben sollen. In den „Kleinbürgern" reden auch die Arbeiter und Frauen, die Spießbürger, Bummler und Backfische mit Stirnerschen oder Nietzscheschen Gedanken. Es kommt so zum erstenmal ein leiser unechter Zug in die Schilderungen des sonst so außerordentlich echten Gestalters — aber diese Periode, die dem Autodidakten nicht erspart bleiben konnte, wird vorübergehen, wenn Gorki sich über das Neue erhoben hat und wir dürfen uns noch auf manches gute Werk von ihm freuen.

Mit klarerem Auge wird man, von der Betrachtung Gorkis kommend, einen deutschen Schriftsteller der Gegenwart, dem auch nachgerühmt wird, daß er ein Dichter sei, und das Kleinbürgermilieu seiner Heimat trefflich schildern könne, erkennen und seinem Wert nach einschätzen: Josef Lauff, den Verfasser des Romans „Kärrekiek" und des daraus entstandenen Dramas „Der Heerohme". Aber schon der erste Blick lehrt uns, daß die beiden schlechterdings nicht in einem Atem genannt werden dürfen. Dort ein eigenartig schaffender Künstler, hier ein Schriftsteller, dem mal ein Buch gelingt in einer gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt. Freilich: wenn man aus dem Erfolg, den „Heerohme" beim Publikum und einigen Reportern fand, schließen wollte, könnte es scheinen, wir hätten es hier mit einem Dichter zu tun, aber um so stärker wird in solchem Fall für die ernsthafte Kritik die Pflicht, über das Marktgeschrei und den aufgewirbelten Staub des Tages hinweg die Wahrheit laut und deutlich zu sagen. Dadurch, daß Josef Lauff von den in künstlerischem Sinne schmerzhaften Hohenzollerndramen gelassen und sich der bürgerlichen Komödie zugewandt hat, ist er keineswegs ein anderer geworden. Es ist kein Wunder, daß er, dessen Gedanken und Empfindungen sich so bequem in den Grenzen der Menge halten, der noch dazu das Volksleben und die Natur seiner Heimat mit aufrichtiger Liebe schildert, Leser und Freunde gefunden hat. Gleichwohl ist er für die Literatur ohne Bedeutung und wird es immer bleiben. In „Heerohme" hat er ein paar Szenen geschaffen, die auf das Publikum wirken. Daß Lauff sich auf diese Reizmittel hin und wieder versteht, zeigt sich schon in seinen Erzählungen, wo er freilich gerade für feiner Empfindende durch die naiv zudringliche Art, mit der er den Leser zu überrumpeln sucht, unerträglich wirkt. In „Heerohme" sind aus dem Romanstoff die rein dramatischen Wirkungen einfach herausgeschnitten, das übrige, ob wichtig, ob nicht, ist

Digitized by Google

beiseite geworfen, jede psychologische Entwicklung ist dadurch unmöglich gemacht und der Schluß ist so wenig motiviert, daß er geradezu ästhetisch verletzt. Form und Inhalt haben keine Ehe geschlossen. Lauff ist so wenig Künstler, daß er selbst das, was ihm am nächsten liegt und am leichtesten wird, die zuständliche Schilderung seiner Heimatwelt, ohne jene intensive Erfassung, ohne jene pointierte Sammlung der Kraft in einem Punkt, die dem Dichter eignet, ohne Originalität — in breiten, allgemeinen Zügen hingießt, die schließlich ermüdend wirken. Echte Kunst sieht anders aus . . .

Aber mit echter Kunst hat auch die letzte Neuheit des Lessingtheaters nichts zu tun, sollte man's schon meinen, wenn man hört, daß Ludwig Fulda der Verfasser ist. Nein, sein „Kaltwasser" ist vielleicht das schwächste Stück, das dieser feine und behutsame Satiriker je geschrieben hat. Aus zwei Schwankstoffen unorganisch zusammengeleimt, setzt das „Lustspiel" im ersten Akt mit ein paar derben Possenwirkungen ein: — ein lebensmüder Jüngling wird vor den Augen der Zuschauer vom Arzt elektrisiert — und was der drastischen Sanatorienexperimente mehr sind. Wäre Fulda nun unbedenklich in diesem Fahrwasser geblieben, so würde zwar kein Lustspiel, aber doch vielleicht ein guter Schwank mit harmlosen Lachreizen daraus geworden sein. Aber nein, der „Dichter" Fulda besinnt sich auf seine Würde, er will uns nach solchen possierlichen Ansätzen plötzlich mit Gewalt literarisch kommen und versucht nun Lustspielcharakteristik auf das Schwankreis zu pfropfen. Es gelingt ihm nicht. Und da ihm nichts Neues einfällt, und er sich infolgedessen immer in demselben Kreise bewegt, wirkt er den ganzen zweiten und dritten Akt hindurch so langweilig, daß der Zuschauer es kaum noch auf seinem Platz aushält, falls er nicht rechtzeitig eingeschlafen ist. Fulda gab uns ein mißlungenes Stück, das nicht länger der Rede wert ist.

* * *

Der Bericht von der trüben Täglichkeit unseres Bühnenlebens war fürs Novemberheft abgeschlossen und die Klage des Hesiod drängte sich nach dieser Umschau in der deutschen Dramenpoesie der Gegenwart mit unverminderter Stärke in die Feder, als das erste „große Ereignis der Saison" ans Tor pochte und noch nachträglich Einlaß begehrte: die Aufführung von Maeterlincks Schauspiel Monna Vanna (Madonna Giovanna) am Deutschen Theater. Schon vor vier Wochen wies ich an dieser Stelle auf den bevorstehenden interessanten Versuch des Deutschen Theaters hin, sich aus dem reinen Naturalismus, mit dem einem Maeterlinck ganz und gar nicht beizukommen ist, herauszumausern. Um es gleich zu sagen, der Versuch ist vorläufig mißlungen. Das Künstlerpaar Sommerstorff-Geßner auf der einen, Bassermann und Fischer auf der anderen Seite und dazwischen einzig und allein Reinhard als Vermittler — es gab keinen reinen Klang, es war kein einheitlicher Stil. Dennoch hatte das Stück starken Erfolg. Warum? Man fühlte: ein Dichter sprach zu uns. Ein anderer als einst, ein Gewandelter, Geläuterter, Aufsteigender. Noch kein Sieger, aber mit der reinen Stirn begabt, um die sich einst der Lorbeer flechten wird.

Maurice Maeterlinck, der Dichter jener seltsamen kleinen mystischen Schicksalstragödien, der Maler der Dämmerungen, der Sänger der abgebrochenen Melodien, der Meister des geflüsterten Worts — er rafft sich auf zum dramatischen Kommandoton? In der Tat: Wie sich seine Weltauf-

Digitized by Google

fassung wunderbar gewandelt hat, so auch seine Kunst. Aus der metaphysischen Angst ist er zu physischer Entschlossenheit gelandet, aus dem Mystizismus des Unbekannten zum Individualismus des Erkennbaren, aus der Theorie menschlicher Ohnmacht zur Praxis menschlicher Selbstbestimmung, aus dem Fatalismus zum Optimismus, aus psychischer Beklemmung zu physischer Entschlossenheit. Er, der einst die Himmel ringsum als auf unsere Seelen lauernde Polypen ansah, erkennt jetzt die Erde als Frühlingsgrund, der Freund des Nächtigen ist ein Sonnenfreund geworden, der Prediger des düsteren Verhängnisses ein Lichtverkünder der Tat. Noch hat sich in diesem Drama die Umwandlung des Dichters nicht ganz vollzogen. Noch hat er das Transzendentale nicht überwunden. Noch immer halten seine Geschöpfe geheimnisvolle Zwiesprache mit etwas Unfaßbarem, Unsichtbarem, aber es sind nicht mehr phantastisch düstere Mächte — es sind die Seelen anderer, sie sprechen zueinander auf geheimnisvolle Art, über die Umgebung, über Raum und Zeit hinweg. So verständigen, so finden sich die Seelen der Liebenden, so trennen sich die Seelen derer, die innerlich einander fremd sind — über ihre Umgebung hinweg . . .

Monna Vanna gehört noch immer zur Dramatik des Unbewußten. Es ist ein Übergangswerk. Eine Brücke ist es zwischen dem Mystiker und dem Dramatiker Maeterlinck, darum ist es noch bald zu mystisch, bald zu dramatisch. Aber er, der diesen erstaunlichen Schritt nun getan, wird sich weiter entwickeln und einst dürfen wir ihn auf neuem Lande grüßen als einen der Besten unserer Zeit. Wenn auch nicht als einen der ganz großen Erschauer, die in ferne Jahrhunderte ragen. Denn Maeterlinck weiß uns niemals ganz zu fassen nach Art jener Großen. Es bleibt noch immer ein vorwiegend ästhetisches Interesse, das wir an diesem seinem bedeutendsten Drama nehmen. Wie könnte es anders sein, da wir gleich im ersten Akt, der Gelegenheit zu einer kraftvollen Exposition gäbe, lediglich den Ästhetiker plaudern und dozieren hören? Wir müßten hier das belagerte Pisa in seiner Not und Verzweiflung sehen, wo die letzte Brotkrume aufgezehrt, der letzte Bolzen verschossen ist, nach Rettung lechzend, stürmisch verlangend das ganze Volk. Aber diese im Stoff gegebene notwendige und dankbare Handhabe, die Aufwickelung mit zwingender Eindringlichkeit der Situation zu gestalten, hat sich Maeterlinck entgehen lassen. Uns bleibt das belagerte Pisa höchst gleichgültig, da wir nur ästhetische Diskussionen hören. Wie würde Schiller solchen Stoff angepackt haben — man denke an den Reichstag im Demetrius. Freilich der zweite Akt! Südlicher Glanz, südliche Glut strömt uns aus ihm entgegen. Hier klingt und singt hinter dem holden Sich-Finden der Jugendfreunde etwas wie süßer Märchenklang, wie verlorene Himmelsmelodien. Die reizvolle Innigkeit dieser Szene zwischen Vanna und dem Söldner, dessen Liebe größer ist als seine Begierde, ist in ihrer kindlichen Schlichtheit tief ergreifend. Dieser Akt ist zu poetisch, als daß der dritte, der mit notwendigen dramatischen Wirkungen seine Rechnung macht, neben ihm stand halten könnte. Aber psychologisch wirkt er. Der brutale Wunsch des gekränkten Ehemannes: seine Gattin soll lieber gestehen als schuldlos sein — ist ein sicherer psychologischer Zug. Auch vermag ich mich nicht den Tadlern des Ausganges anzuschließen. Maeterlinck hat den billigen Dolchstoß der alten Tragödientradition verschmäht. Er sagt auch nicht pedantisch zu uns: „so wird es werden". Wir ahnen nur: die Liebenden

Digitized by Google

werden sich vereinen. Das ob, das wann, das wie — wir erfahren es nicht. Vielleicht fliehen sie miteinander, vielleicht sterben sie — was liegt daran? Auf das eine allein kommt's an: sie haben sich gefunden, die Seelen, die für einander bestimmt wurden jenseits der Sterne im Urbeginn der Dinge. Alles andere ist Nebensache. Auf diesen einen Augenblick, der niemals da war und niemals wiederkommt, auf diesen Mittelpunkt des Weltgeschehens im Gesichtskreis dieser beiden Menschen kommt es an. Was ist dagegen noch alles Schicksal des kleinen Lebens, mit seinen Schrecken und Foltern, wo ist da, Tod, dein Stachel?

Ein Schluß, wie er einer großen Dichtung wohl ansteht. Er läßt uns höchsten Sinn ahnen. Eins ist not. Dieser Dichter weiß es.

Eine Fülle von Ansätzen, die in unsere Kulturzukunft hinausweisen, sind in diesem Werk versteckt. Ich erinnere an den alten Marco, an den Sinn des zweiten Aktes, an den Sinn des Schlusses.

Ich hätte noch mancherlei über Monna Vanna zu sagen, aber Zeit und — Raum gebieten hier halt! Vielleicht findet sich im nächsten Heft noch Gelegenheit. Nur den Inhalt werde ich nicht erzählen. Ich könnte ebensogut den Duft einer Rose erzählen. Es ist eine Dichtung, die man lesen muß. Nicht, um sie gelesen zu haben, sondern um sie wieder zu lesen.

So wollen wir doch nicht mit der Klage des Hesiod schließen. Es ist noch ein wenig Gold in unseren Tagen. Aber man muß weit gehen, um es zu finden.

Streiflichter.

Als ein erlösendes Wort ist die Posener Kaiserrede zu begrüßen. So richtig der Sache nach die Marienburger Polenrede unseres Kaisers auch war, ihre Form erschien wenig glücklich. Sie hatte unnötige Schärfen im Ausdruck; sie war — wie es die Reden des Kaisers leider oft sind — aus einer Augenblicksstimmung geboren, welche die Worte nicht wägt. So hätte auch ein Parteiführer in einer Volksversammlung sprechen können. In Posen sprach das kaiserliche Oberhaupt des Deutschen Reichs. Wir danken dem Kaiser für diese Rede-Tat. Ein Programm zur Entwirrung der schwierigen polnischen Verhältnisse hat Wilhelm II. vorgezeichnet. Zunächst ist der Grundsatz ausgesprochen worden, daß Provinz und Bevölkerung deutsch sind: „Wir befinden uns hier in einer deutschen Bevölkerung, in einer deutschen Stadt. Polnische Überlieferungen und Erinnerungen können bestehen bleiben, allein sie sind Geschichte, der Vergangenheit angehörig;" die pulsierende Gegenwart ist deutsch, das geistige Leben in der Provinz Posen ist das deutsche.

Digitized by Google

Auf diesem festen Untergrund — schon im vorigen Heft (S. 120) bezeichnete ich ihn als einzig möglichen Baugrund für eine gesunde Polenpolitik — muß alles stehen, was in der Ostmark in Politik und Wirtschaftsleben errichtet wird. Mit richtigem Blick und treffendem Wort hat der Kaiser auf zwei Dinge hingewiesen, die der Verdeutschung Posens als Hauptschwierigkeiten im Wege stehen: „der deutsche Erbfehler des Parteihaders" und die konfessionelle Verhetzung durch die polnische Geistlichkeit. Schon auf manche Blüte deutsch-nationalen Geistes ist der Parteihader wie ein Reif gefallen; er läßt die gemeinsame Kraft nicht zur Geltung kommen, er zersplittert, er unterbindet sie. Im Posenschen ist dieser Hader doppelt schädlich durch den dort mit ihm verquickten Kastengeist. Fort mit beiden! Gerade dort sollte es nur eine Partei geben: die deutsche; nur ein Interesse: das deutsche; nur eine Kaste: die deutsche. Nicht Titel, nicht Ahnen, nicht Besitz, nicht Geld machen gleichberechtigt, „gesellschaftsfähig", sondern einzig und allein Bildung und Gesinnung. Schließe man sich auf diesem Boden, auf dieser geistigen Höhe zusammen, und das Deutschtum wird auch in Posen zur erobernden Kulturmacht. Hier müssen vor allem die Behörden mit ihrem Beispiel vorangehen: ihre Häuser, ihre geselligen Veranstaltungen müssen jedem unbescholtenen, gebildeten Deutschen offenstehen; sie müssen Beziehungen — und nicht nur dienstliche — pflegen zu allen Klassen, zu allen Ständen. Dann wird deutscher Gemeinsinn sich entwickeln mit segensvoller kultureller Wirksamkeit. Dann wird eine Freudigkeit bei der harten deutschen Kolonisierungsarbeit entstehen, die jeden Widerstand bricht. — Von der konfessionellen Verhetzung sagte der Kaiser: „Die Besorgnis vor Antastung ihrer Konfession wird in den Polen wach gehalten." Damit ist eine der Wurzeln des polnischen Übels bloßgelegt: der national-polnische Geistliche, vom Erzbischof bis zum Kaplan, ist aus national-polnischen Gründen ein konfessioneller Hetzer. Jede Betätigung deutschen Geistes stellt er als protestantische, als widerkatholische Kundgebung dar, so gelingt es ihm, die polnische Bevölkerung in einen religiös-fanatischen Gegensatz zum Deutschtum zu bringen. Eine maßvolle aber ausreichende Überwachung der polnischen Geistlichen aller Grade und Rangstufen ist also durchaus geboten.

Im Anschluß an die Wendung gegen konfessionelle Verhetzung sprach der Kaiser ein wahrhaft goldenes Wort über Religion überhaupt. Er nannte sie „das persönliche Verhältnis jedes Menschen zu seinem Gott". Wenn wir an dieser Wahrheit die Formen und das Gebahren so mancher uns umstehenden „Religionen" und Konfessionen messen, wo bleiben sie? Was ist von persönlichem, individuellem Verhältnis zu Gott noch vorhanden bei den angehäuften Äußerlichkeiten, bei dem Formel- und Schablonenwesen, bei der Starre und Unpersönlichkeit des aufgezwungenen Autoritätsglaubens? Nur wenn die zum Christentum sich Bekennenden wieder in das persönlich-individuelle Verhältnis zu ihrem Gott treten und diesem persönlich-individuellen Verhältnis offenen und starken Ausdruck geben, frei vom Anerzogenen, nur dann wird das Christentum zum lebendigen Sauerteig, der erneuernd die Kulturwelt durchdringt. Doch darüber läßt sich ein Buch schreiben.

Das Kaiserwort von der Religion leitet uns hinüber zum — Mannheimer Katholikentag, nach dem Grundsatze: Gegensätze berühren sich.

Digitized by Google

In der Religion Jesu Christi alles innerlich, dort in Mannheim alles äußerlich: Fahnen und Böller, Triumphbogen und lärmende Umzüge, Festreden und Festessen. Und das nennt sich Religion! Nein, es ist der Gegensatz von Religion, es ist die Heerschau wohlgeschulter Scharen, in Reih und Glied gestellt zum Kampfe gegen alles, was menschliche Freiheit, Fortschritt, Kultur heißt. Es ist die Politik, die Alleinherrschaftssucht mit dem Gewande der Religion umhüllt. Zwei Tatsachen vor allen sind in der Mannheimer Tagung bedeutsam. Nicht die endlosen Reden — sie sind auf allen Katholikentagen dieselben —, nicht die üblichen „Resolutionen" — auch die über Wiederherstellung des Kirchenstaates fehlte natürlich nicht —, nicht der massenhafte Besuch — er ist bedauerlich aber nicht verwunderlich, so lange das katholische Volk die Unwahrheit des Ultramontanismus nicht erkennt —, das alles bewegte sich im althergebrachten Gleise. Bedeutsam, wenn auch für den Kenner der Dinge nicht erstaunlich, war erstens die Entsendung eines Begrüßungstelegramms an den bittern Feind deutschen Wesens und Geistes, an die tschechischen „Brüder", und zweitens das Wort des Reichstagsabgeordneten und Bischofsaspiranten Schädler: Der Staat beschenkt das Volk nur mit Kanonen und Steuerzetteln. Brutal kommt in beiden Tatsachen das Charakteristische des Ultramontanismus zum Ausdruck: die Verleugnung der Nationalität, der Haß gegen den modernen Staat. In die gleiche Kerbe hieb derselbe Herr Schädler auf der Generalversammlung des Bauernvereins in Tuntenhausen. Es war eine Hetzrede gegen Kaiser und Reich schlimmster Art in roher Sprache (statt von der „Allgemeinen Zeitung" sprach Schädler von der „stallgemeinen" Zeitung). „Männer, die Sturmhauben auf als Bayern und Katholiken", schloß der priesterliche Hetzer sein giftiges Gerede. Möchte sich bei passender Gelegenheit im Reichstag ein Mann finden, der diesen gefährlichen Schwätzer züchtigt wie er es verdient!

Just während der Mannheimer Tagung wurde mir aus Straßburg zugeschickt ein: „Kontroverse-Katechismus, neue Ausgabe, herausgegeben von einem Priester der Diözese Straßburg. Mit bischöflicher Approbation, Straßburg, F. X. Le Roux u. Co." Nach diesem Katechismus ist Luther „in der Schule des Satans unterrichtet worden" (S. 25), „er zerstörte den christlichen Gehorsam und damit alle Bande des Friedens und der Wohlfahrt der Völker" (S. 201). „Die Reformation führte zum Rationalismus und Materialismus, der zum Sozialismus und zur Revolution drängt" (S. 219). „Die Zivilehe ist ein unchristliches Ding, wer sie eingeht, lebt in wilder Ehe, Konkubinat genannt" (S. 263 f.). „Der Protestant ist um so besser, je weniger er Protestant ist; und der Katholik ist um so schlimmer, je weniger er Katholik ist" (S. 267). „Wird ein Protestant katholisch, so bekehrt er sich, wird ein Katholik protestantisch, so fällt er vom Glauben ab und ist ein Abtrünniger" (S. 272). „Wer wird protestantisch? 1. Juden, die zeitlichen Gewinn dadurch finden; 2. Katholiken, die ihren Glauben nicht kennen; 3. hier und da ein Katholik, der eine reiche Protestantin heiraten will; 4. leider, gottlob aber selten, ein Priester, dem die Ehelosigkeit zu schwer fällt, und der dem Fleische dient. Diese alle handeln nicht aus Überzeugung, sondern aus Eigennutz und niederer Leidenschaft. Wer wird aber katholisch? Christliche Seelen, denen die Wahrheit über alles geht" (S. 273). „Hat nicht jeder Mensch das Recht, sich zu einer

Digitized by Google

Religion zu bekennen, die er will? Diese Lehre der Gewissensfreiheit ist neu und im alten christlichen Recht nicht begründet. Es ist falsch, zu behaupten, der Irrtum habe gleiche Rechte wie die Wahrheit. Da die Irrlehren eine große Gefahr und ein noch größeres Übel in der Menschheit sind, so ist die Kirche und ist der Staat vollkommen berechtigt, denselben entgegenzutreten" (S. 283 f.). Der priesterliche Herausgeber des Katechismus sagt in der „Vorrede": „Heute liegen besondere Gründe vor, das Buch so viel wie möglich unter das gläubige Volk zu bringen" (S. 5). Mir scheint, es liegen heute besondere Gründe vor, die Kenntnis eines solchen Buches so viel wie möglich in der nicht katholischen Welt zu verbreiten, damit man sieht, wo die konfessionellen Hetzer zu suchen sind. Und solche Hetzarbeit findet „bischöfliche Approbation"!

Kommt sie, kommt sie nicht? Nämlich die katholisch-theologische Fakultät für Straßburg. Ohne heute auf die Sache selbst einzugehen — ich bin aus vielen Gründen ein Gegner der katholisch-theologischen Fakultäten —, muß es ausgesprochen werden, wie unwürdig für das Deutsche Reich das Nachgeben an vatikanische Verschleppungstaktik ist. Dem päpstlichen Rom gegenüber führt nur entschiedene Sprache, nur entschiedenes Verhalten zum Ziele. Siehe Frankreich. Ich „prophezeie", daß das Ergebnis der endlosen Verhandlungen für die nationale Sache und für das Ansehen des Deutschen Reichs kein günstiges sein wird.

Mit Rudolf Virchow ist eine Größe deutscher Wissenschaft dahingegangen. Was er als Forscher war und geleistet hat, gehört der ruhmreichsten Geschichte menschlicher Geistesarbeit an. Virchows Wirken als Politiker steht aber leider auf einem andern Blatt. Seine lebenslange Verständnislosigkeit Bismarckscher Größe und Bismarckscher Großzügigkeit gegenüber soll unbesprochen bleiben. Sie ist zu bekannt. Etwas anderes ist hier zu erwähnen. Es gab eine Zeit, wo der große Gelehrte die Verteidigung und Ausbreitung der Kultur auch als höchstes und notwendiges Ziel der Politik bezeichnete und dem größten Kulturgegner, dem Ultramontanismus, die Fehde ansagte, damals als er in einer Wahlrede zu Magdeburg am 16. Oktober 1876 die denkwürdigen Worte sprach: „Es handelt sich nicht um einen religiösen, nicht um einen konfessionellen Kampf, es handelt sich um einen höhern, die ganze Kultur betreffenden Kampf, der von diesem Standpunkte aus weiter zu führen ist." Wie sehr sind im Laufe der Zeit bei Virchow und bei seiner Partei diese programmatischen Sätze in Vergessenheit geraten!

Mächtige soziale Faktoren sind die Verkehrsmittel, insonderheit die Eisenbahnen. Und doch, wie verhältnismäßig wenig suchen sie den sozialen Bedürfnissen Rechnung zu tragen? Nur auf einen Punkt weise ich hin; er ist mir bei vielen Reisen schon oft aufgefallen: das Fehlen der III. Wagenklasse in den meisten D-Zügen. Haben die weniger Bemittelten nicht auch ein Recht auf schnelle Beförderung? Gibt es in ihrem Familien- und Geschäftsleben nicht auch Tausende von Anlässen, die eine schnelle Reise wünschenswert, ja notwendig machen? Muß der Ärmere beständig und bei jedem Schritt an seinen kleineren Geldbeutel erinnert und mit Neid gegen den Reichern erfüllt werden? Warum sollen ferner die Speisewagen nur für Reisende I. und II. Wagenklasse zugänglich sein? Der Reisende III. Klasse verspürt auf langer Fahrt wohl den gleichen

Digitized by Google

Hunger und Durst wie die Reisenden I. und II. Klasse, und sein Geld ist nicht schlechter als das seines in höherer Klasse Mitreisenden! Fort mit solchen sozialen Rückständigkeiten, die weder vom volkswirtschaftlichen, noch vom ethischen Standpunkte aus zu rechtfertigen sind! Ihr einziges Ergebnis ist die Verminderung der Eisenbahn-Einnahmen und die Vermehrung sozialer Unzufriedenheit und — hier ist das Wort buchstäblich zu nehmen — des „Klassen"hasses.

Kulturbilder! In Sigolsheim in Baden hat ein Kapuzinerpater eine Frau „geprüft", ob sie vom Teufel besessen sei. Die Prüfung bestand darin, daß die Frau ihre Hand in gewöhnliches und in „heiliges Lourdes-Wasser" tauchen mußte. Der Kapuziner ging dabei von der Voraussetzung aus, daß, wenn ein Teufel in der Frau stecke — der ultramontane Görres hat bewiesen, daß 400000 Teufel in einem Menschen stecken können —, er bei der Berührung des Lourdes-Wassers ungebärdig werden und so seine Anwesenheit verraten werde. Die ultramontane Presse sucht diese jetzt bekannt gewordene „Kulturtat" dadurch abzuschwächen, daß sie emphatisch betont, die Sache sei „schon lange her." Freilich, das Jahr 1896 — in ihm fand die „Prüfung" statt — liegt ganze sechs Jahre hinter uns. Wie kann man auch von dem, was vor „so langer Zeit" in der ultramontanen Kulturwelt geschah, schließen auf ihren heutigen Zustand! Fatal, der Ordensobere des „prüfenden" Kapuziners erklärt sich in einem Schreiben vom 3. September 1902 (vergl. Germania, 7. Sept. 1902) mit der „Wasserprobe" einverstanden. Es bleibt eben Wahrheit, was ich immer und immer wiederhole: Die Hexenbulle Innozens VIII., der „Hexenhammer" der päpstlichen Inquisitoren, die Hexenschriften des Jesuiten Delrio und seiner Ordensbrüder sind der getreue Spiegel der religiös-ethischen „Kultur" des gegenwärtigen Ultramontanismus. Mit anderen Worten, der Ultramontanismus bleibt, was er ist, ob 20., ob 14. Jahrhundert. Ein anderes Kulturbild bietet der Beschluß des Wiener Gemeinderats mit dem ultramontanen Lueger an der Spitze, dem Andenken des Sebastian Brunner eine Gedenktafel zu stiften. Wer war Sebastian Brunner? Ein geradezu pöbelhafter Verunglimpfer der deutschen Literatur. Seine Schriften wimmeln von elendesten Schimpfereien gegen die deutschen Klassiker. Brunner war — und hierauf ist der Ton zu legen — römisch-katholischer Priester und „Hausprälat" des Papstes. Ein drittes sehr bedeutsames Kulturbild ist die Tatsache, daß jährlich Tausende von Kindern aus wohlhabenden katholischen Familien über die deutsche Grenze geschickt werden, um in belgischen, holländischen, englischen, französischen Erziehungsanstalten, die von Ordensleuten geleitet werden, erzogen zu werden. Die ultramontane Presse Deutschlands gibt sich dazu her, diese Verschleppung zu fördern: jedesmal im Frühling und Herbst wimmelt es in ultramontanen Blättern von Anzeigen, die die Vortrefflichkeit solcher ausländischer ultramontaner Erziehungsanstalten anpreisen. Ein Beispiel: vor mir liegt die Kölnische Volkszeitung vom 21. September 1902 (erstes Blatt), in dieser einen Nummer stehen vier große Inserate belgischer und englischer Klosterschulen. Über diesen in nationaler, volkswirtschaftlicher und pädagogischer Beziehung verderblichen Brauch, ausländischer Erziehung deutscher Kinder, findet sich eine beachtenswerte Ausführung in der Krefelder Zeitung. Dort wird nachgewiesen, daß allein aus der Stadt Krefeld „gegen 100 Kinder

Digitized by Google

vor Beendigung ihres 14. Lebensjahres dem deutschen Schulunterricht entzogen und in sogenannte ‚Pensionen' im Ausland geschickt worden sind. In dem Bezirk Kleve bis herunter nach Aachen sind, wie uns ein gut unterrichteter Fachmann mitteilte, die auf diese Weise von den preußischen Schulen entfernten Kinder auf mindestens 3000 (!) zu beziffern". Der Verfasser betont mit Recht, wie mangelhaft der Unterricht in den ausländischen Schulen ist. Ich gebe zu, daß es nicht ganz leicht sein wird, gegen dieses weit verbreitete Übel vorzugehen, aber die öffentliche Aufmerksamkeit muß auf diesen wichtigen Punkt hingelenkt werden; um so mehr als eine Kabinettsordre vom Jahre 1825 ausdrücklich bestimmt, jedes Kind eines preußischen Staatsangehörigen müsse eine deutsche Schule besuchen. Und diese Kabinettsordre ist im Jahre 1902 durch eine Kammergerichtsentscheidung als noch zu Recht bestehend anerkannt worden. Was die nationale Seite der Sache betrifft, so ist von vorneherein klar, daß englische oder französische Klosterschulen nicht Pflanzstätten deutsch-vaterländischer Gesinnung sind. Aus eigener Erfahrung weiß ich — ich bin in der vielbesuchten Jesuitenanstalt zu Feldkirch in Österreich erzogen worden —, wie die Abneigung gegen das „protestantische" Preußen an solchen Stätten systematisch genährt wird. Das Jahr 1866, das ich in Feldkirch zubrachte, gehört gerade deshalb zu meinen bittersten Jugenderinnerungen, weil es angefüllt ist mit dem mich dort umgebenden Preußenhaß meiner damaligen „Erzieher". Und es wird wohl in diesen „pädagogischen" Kreisen nicht anders geworden sein nach 1870/71. Noch ein viertes Kulturbild! Ein in Speyer erscheinendes, vom Domvikar Molz herausgegebenes weitverbreitetes katholisches Sonntagsblatt, „Der christliche Pilger", schreibt: „Zola, ein Romanschriftsteller und Spötter über die Mutter Gottes, ein Mistfink erster Klasse und ein Räuber vieler unsterblicher Seelen, ist entweder am Kaminrauch erstickt, oder er hat sich selber irgendwie umgebracht. Parole: Schwein—furt." Die Bedeutung des „christlichen Pilgers" für die katholische „Kulturwelt" veranschaulicht die Tatsache, daß, als ich dem Jesuitenorden angehörte, der „Pilger" zur Lektüre der jungen Jesuiten-Theologen gehörte.

„Auf allerhöchsten Befehl" hat jüngst Herr von Lukanus, der Kabinettschef S. M. des Kaisers und Königs, ein Danktelegramm an den Generaloberst Freiherrn von Loë geschickt für den Huldigungsgruß einer Versammlung, deren Vorsitzender der Generaloberst gewesen. Wenige Stunden darauf lief beim Freiherrn von Loë ein zweites Telegramm des Herrn von Lukanus ein, mit der Bitte, die erste „auf allerhöchsten Befehl" entsandte Depesche als „nicht geschehen" zu betrachten. Der Kaiser hatte nämlich seinem Generaloberst schon vorher persönlich und direkt telegraphisch gedankt. Ich will das merkwürdige „Versehen" des Kabinettschefs einstweilen nicht weiter erörtern; aber die Frage drängt sich auf: welchen Wert, welchen Tatsächlichkeitsgehalt besitzt das „auf allerhöchsten Befehl"? Für die breite Masse der Untertanen Seiner Majestät, die, ob hoch oder niedrig, mit ihrem König nur durch das Zivilkabinett verkehren, ist es von größter Wichtigkeit, zu wissen, daß die von dort ergehenden Äußerungen „auf allerhöchsten Befehl" auch wirklich die „allerhöchste", d. h. die persönliche Willensmeinung des Kaisers selbst enthalten. Wenn irgendwo, so ist für den amtlichen Mittelsmann zwischen Fürst und Volk

Digitized by Google

die Eigenschaft: peinlichste Genauigkeit. Es wäre etwas Schönes und mehr noch etwas Großes und unendlich Segensreiches, wenn auch unser Kaiser und König, wie andere Herrscher — ich nenne Franz Joseph von Österreich — öffentliche Audienzen gewährte, in denen jeder, der sich ausweist und geziemend beträgt, mit seinem Könige von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr die Rede tauschen kann. Wie viel unmittelbarer würde der König den Herzschlag seines Volkes fühlen und wie viel wäre dadurch für das Verhältnis zwischen Thron und Untertan gewonnen! Es wäre eine hochherzige und eine kluge soziale Tat!

Der Belgische König hat ein, selbst in den untersten Volksschichten glücklicherweise selten vorkommendes Beispiel von Gefühls-armut gegeben. Vom Sarge seiner Gattin wies er seine Tochter, der toten Mutter Kind, die frühere Erzherzogin Stefanie zurück. Und warum? Ja, warum? Weil sie die legitime Gattin des Grafen Lonyay ist! Leopold II., den seine eigenen Untertanen mit derber Anspielung auf seinen Lebenswandel Le roi Cléopold nennen, entrüstet sich „sittlich" an der Bahre seiner von ihm ein Menschenleben hindurch schwer gekränkten Gattin über — die unstandesgemäße Ehe seiner Tochter! Die auf des Lebens Höhen stehen, Könige zumal, haben mehr als andere die Pflicht, Beispiele der Sittlichkeit und des richtig ethischen Empfindens zu geben. Das ist ein erheblicher Teil ihrer verantwortungsreichen sozialen Aufgabe. Wehe ihnen, wenn sie sie nicht erfüllen!

Auch eine unsoziale Tat, wenn auch nicht von Königen begangen, ist der Ausschluß der Konsumvereine aus dem Genossenschaftsverbande, der sich unter „freisinniger" Führung — Abgeordneter Crüger — auf der Tagung zu Kreuznach vollzog. 99 sozialdemokratische Vereine wurden an die Luft gesetzt. Das Törichte dieser Ausschließung liegt auf der Hand. Muß denn die Kluft zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum immer tiefer werden? Will man alle Brücken, alle Verständigungsmöglichkeiten abbrechen, sollen Volksgenossen sich nur als erbitterte Feinde gegenüberstehen? Noch der letzte sozialdemokratische Parteitag zu München hat zur Freude aller verständig Denkenden gezeigt, daß innerhalb der Sozialdemokratie die sogenannte evolutionistische Richtung (Heine, Bernstein u. s. w.), d. h. die Richtung, die praktische soziale Arbeit, ohne den theoretischen Krimskrams von „Zukunftsstaat" und „allgemeinem Kladderadatsch", leisten will, immer mehr erstarkt: und da kommt der „Freisinn" und führt dem sozialdemokratischen Radikalismus neues Wasser auf die Mühlen. Ist diese „freisinnige" Tat, für die nur Blätter wie die „Kreuzzeitung" — auch sie kann „freisinnig" werden — Verständnis haben, nicht sozial rückständig und verständnislos bis zur Unglaublichkeit? Ob die Konsumvereine, wenn man ihre Wirkung auf den Mittelstand in Erwägung zieht, überhaupt wohltätige soziale Faktoren sind, ist eine andere Frage, die allerdings ernster Prüfung wert und bedürftig ist; aber daß sie oder ein Teil von ihnen zur Sozialdemokratie gehören, ändert an ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nichts. Sich ihrer sozialdemokratischen Eigenschaft wegen von ihnen trennen, ist soziale Verbohrtheit.

Zu einem hübschen Frageſpiel scheint sich die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Köln zu gestalten. Wer wird Erzbischof? hört man schon seit Monaten; und so viele Antworten auch gegeben, so

Digitized by Google

viele Namen genannt werden, die rechte Antwort, der rechte Name ist noch nicht heraus. Also rate man weiter, denn die Regierung hüllt sich, sehr zum Schaden ihres Ansehens, noch immer in Schweigen, und verschleppt dadurch eine Angelegenheit, die schon längst hätte erledigt sein sollen. Ob schließlich der richtige Mann in Köln einziehen wird?? Sach- und Personenkenntnis bei Besetzung katholischer Bischofssitze hat die preußische Regierung leider noch kaum je bewiesen. Doch warten wir ab.

Wie steht's mit dem Zolltarif? Wer die Antwort weiß, möge sich melden. Spalte auf Spalte wird täglich über ihn und was mit ihm zusammenhängt geschrieben. Hat man alles gelesen, so ist man so klug als wie zuvor. Mir deucht, diese Unklarheit wirft ein trübes Licht auf unsere innerpolitische Lage, insbesondere auf unsere Parteiverhältnisse. Man vergegenwärtige sich: In einer wirtschaftlichen und politischen Frage ersten Ranges beraten die Vertreter eines und desselben Volkes seit Jahr und Tag, und das Ergebnis ist: immer größere Verworrenheit, immer größerer Interessengegensatz, immer bitterere Feindschaft unter den Beratenden. Wenn man die Reden der verschiedenen Parteiredner, die Artikel der verschiedenen Parteiorgane liest, so glaubt man sich nicht unter die Vertreter eines und desselben Volkes, einer und derselben großen Interessengemeinschaft versetzt, sondern unter Todfeinde, die sich und ihre Interessen gegenseitig mit allen Mitteln zu schädigen suchen. Schlimme Folgen der immer ungünstiger sich gestaltenden Parteiwirtschaft. Die Parteien stehen offenbar nicht mehr auf der Höhe ihrer Aufgabe, die in der einmütigen, opferwilligen Hingabe an den Dienst des Vaterlandes beruht; sie sind mehr und mehr leidenschaftliche Interessentengruppen rein wirtschaftlichen Charakters geworden, die den Blick auf das Ganze verloren haben. Und doch sollen sie alle und jede einzelne von ihnen Vertreter des ganzen deutschen Volkes sein! Hier kann nur das deutsche Volk selbst Wandel schaffen. Zeit und Ort für dieses Eingreifen des Volkes sind die nächstjährigen Reichstagswahlen.

Ein erfreuliches Bild aus dem sonst so unerfreulichen Parteileben bot die Hauptversammlung der jungnational-liberalen Vereine zu Düsseldorf. Dort war Erfassung der großen, gemeinsamen Ziele, Betonung der Kulturaufgaben, Hochhalten des Idealismus gegenüber dem Wuchern des wirtschaftlichen Materialismus, dort war Verständnis für das schon in der vorigen Nummer (S. 122) an dieser Stelle gebrauchte Wort, das ein wirtschaftliches Wort ist wie kein zweites: der Mensch — das Volk — lebt nicht allein vom Brote. Glück auf diesem Streben, zu des Reiches Heil! Auch der national-liberale Delegiertentag zu Eisenach hat aus dieser „Jugend"begeisterung Nutzen gezogen.

Dreist hat sich einmal wieder englische Unverschämtheit gezeigt. „Times", „Standard" und andere Jingo-Blätter geben unserm Kaiser Verhaltungsmaßregeln wegen des Empfangs der Burengenerale; sie drohen geradezu! Wann endlich findet unsere offiziöse Presse die richtigen Worte für die sich steigernde Anmaßung unserer „Vettern"? Erhält diese Presse ihre Unterstützungsgelder, die doch auch aus der Tasche der Steuerzahler fließen, nur als Schweigegeld gegenüber ausländischer Anrempelung? Welch ein Pharisäismus liegt übrigens nicht in dieser britischen Schulmeisterei. Wie haben die Engländer Kossuth und Garibaldi

Digitized by Google

empfangen, mit welchem Jubel sie begrüßt! Und doch waren Kossuth und Garibaldi Revolutionäre, die sich gegen ihre angestammten Herrscherhäuser, Habsburg und Savoyen, erhoben hatten. Und jetzt wollen diese selben Engländer uns und unserer Regierung Vorschriften machen über den Empfang von Männern, die in gerechtem, leider unglücklichem Kriege für die Freiheit und Ehre ihres Landes und Volkes gegen einen übermächtigen Bedrücker gestritten haben? Allerdings gegen England haben sie gestritten und Englands Grausamkeit haben sie in ihrem Aufruf bloßgestellt. Deshalb der Zorn da drüben, deshalb die Drohungen gegen uns. Echt englisch ist dies zweierlei Maß. Sie selbst erlauben sich alles, tun andere dasselbe, so bäumt sich das „Gerechtigkeitsgefühl" auf. Right or wrong, my country! Ich will gewiß keinen Zeitungskrieg gegen die „Vettern" veranlassen; aber ich wiederhole, was ich schon in der vorigen Nummer schrieb (S. 123): Auf grobe englische Klötze gehören grobe deutsche Keile. Wie du mir, so ich dir! Was den Nicht-Empfang der Burengenerale durch den Kaiser angeht, so ist die Sachlage darüber zu wenig geklärt, als daß ein Urteil gefällt werden könnte. Denn die Auslassungen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind in keiner Weise eine Klärung. Das steht aber wohl heute schon fest: mit der Etikette hat die Entscheidung über Empfang oder Nicht-Empfang nichts zu tun. Sie hat tieferliegende Ursachen. Ob diese Ursachen unserem berechtigten nationalen Selbstgefühl gerecht werden, möchte ich bezweifeln.

Ungetrübte Freude gewähren zwei evangelische Tagungen: des Gustav Adolf-Vereins in Kassel und des Evangelischen Bundes in Hagen. Erhebend ist der Anblick so vieler bedeutender Männer, die in starker Opferfreudigkeit tätig sind für das Werk der Reformation, dem Deutschland seine geistige und wirtschaftliche Größe dankt. Zwei Worte sind es besonders, die aus diesen Tagungen Erwähnung verdienen. In Kassel führte der Vorsitzende, D. Pank, einen Keulenschlag gegen die Toleranz-Unwahrheit des Zentrums, indem er hinwies auf die empörende und gehässige Intoleranz, mit der von der katholischen Kirche fort und fort Nicht-Katholiken bei Mischehen und Begräbnissen behandelt werden. Hier ist Rhodus für den Toleranz-Tanz der Herren Bachem, Spahn, Rintelen e tutti quanti. Spiele man ihnen im Reichstag dazu so kräftig auf wie in Kassel geschehen, dann wird das Tanzen vor dem deutschen Volk sehr bald mit einem salto mortale für die Tanzenden endigen. In Hagen sprach der dortige Oberbürgermeister, Herr Cuno, bei der Begrüßung des Evangelischen Bundes die Worte: „Jeder Verlust des Protestantismus bedeutet einen kulturellen Verlust. Der Staat kann nicht im Sinne einseitig verstandener Toleranz wichtige Errungenschaften der Kultur preisgeben; er kann nicht des Rüstzeugs entbehren, das der Evangelische Bund ihm liefert, gegen die [ultramontanen] Herrschaftsgelüste auf dem Gebiete von Bildung, Schule und Wissenschaft." Hiermit ist kurz, wahr und mutig der Ultramontanismus und der Kampf gegen ihn gekennzeichnet: Vordringen gegen und Kampf für die Kultur, also Kulturkampf, aber im echten Sinne dieses viel mißbrauchten Wortes.

Wie um solche Worte zu bewahrheiten, tagte vom 6.—9. Oktober zu Breslau die katholische Wissenschaft in Gestalt der „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland."

Digitized by Google

Freiherr von Hertling, Reichstagsabgeordneter und Vermittler zwischen Rom und Berlin in Sachen der Straßburger katholisch-theologischen Fakultät, der Vorsitzende dieser „Gesellschaft", die fast alle deutschen Bischöfe und Zentrumsführer zu ihren Mitgliedern zählt, hielt die Hauptrede über „Katholizismus und Wissenschaft:" eine vorsichtige Verschleierung der Inferiorität der katholischen Wissenschaft. Herrn Kopp, dem Breslauer Bischof, war die Verschleierung aber zu vorsichtig, zu dicht; er riß mit derber Hand ein Loch in das kunstvolle Gewebe des Freiherrn. Indem er den der „Görresgesellschaft" telegraphisch übermittelten „apostolischen Segen" des Papstes verlas, knüpfte er daran eine lange Ausführung, die in folgenden sehr bemerkenswerten Sätzen gipfelte: „Sie sind als treue Glieder und Kinder der Kirche, Sie sind als katholische Gelehrte, als Vertreter katholischer Wissenschaft nunmehr (!) — d. h. durch den päpstlichen Segen — genügend legitimiert... Der katholische Gelehrte ist gebunden durch die Lehrautorität seiner Kirche... Die katholische Wissenschaft ist ein Glied an dem Organismus der Kirche; sie ist Bein von ihrem Bein, sie nimmt teil an dem Leben der Kirche, dessen höchste Stufe das sentire cum ecclesia, das Fühlen mit der Kirche ist ... der katholische Gelehrte findet an der Lehrautorität der Kirche die festeste Stütze ... er wird immer an der sanften Hand [Giordano Bruno, Galilei, Gioberti, Döllinger, Schell, kurz die Inquisition und der Index!] der Kirche den Rückweg zur Wahrheit finden". Und mit diesen „wissenschaftlichen" Grundsätzen ist Herr Kopp Mitglied der „Akademie der Wissenschaften" zu Göttingen geworden! Die interessanteste, einen hochpolitischen Beigeschmack bergende Tatsache auf der Breslauer Tagung ist aber das Telegramm des Reichstagspräsidenten, Grafen Ballestrem, worin er „die hochverehrte Görresgesellschaft" seiner „innigsten Wünsche" versichert. Dieses Telegramm ist deshalb so interessant und hochpolitisch, weil die vom Reichstagspräsidenten „hochverehrte Görresgesellschaft" die Herausgeberin eines fünfbändigen „Staatslexikons" ist, das dem extremsten Ultramontanismus huldigt, bis zur Oberhoheit der Kirche über den Staat und bis zur Absetzung der Fürsten und Lösung des Treueides durch den Papst. Gehören diese Dinge etwa auch zu den „innigsten Wünschen" des Reichstagspräsidenten?

15. X. 1902. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W., Schöneberger-Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Von Ivenack nach Isenack.

Neue Mitteilungen aus Fritz Reuters Leben und Schaffen.

Von Karl Theodor Gaedertz.

„Isenack, in den Auguſtmand 1868“, ſo unterzeichnet Fritz Reuter die launige Widmung ſeiner letzten Erzählung „De Reiſ' nah Konſtantinopel“, Iſenack, plattdeutſch für Eiſenach im Großherzogtum Sachſen-Weimar, lateiniſch: Iſenacum, woſelbſt der unvergeßliche Volksſchriftſteller und gottbegnadete Humoriſt bekanntlich ein ſchönes, an Glück, Ruhm und innerer Befriedigung reiches Alter genoſſen in ſeiner Villa am Fuße der Wartburg, dort auch ſeine Ruheſtätte gefunden hat in einem Ehrengrabe.

Ivenack aber? Nicht jeder hörte von dieſem Erdenfleckchen, er müßte denn ſchon in der Geographie ſehr bewandert oder Mecklenburger ſein oder auch in Reuters Leben und Werken Beſcheid wiſſen.

Ivenack iſt nämlich ein gräflich Pleſſenſches Gut, ungefähr eine halbe Meile nordöſtlich von Stavenhagen, der Vaterſtadt unſeres Dichters, und recht eigentlich ſein Jungsparadies. „Nach Ivenack“ — ſo beginnt die Vorrede zu Reuters erſter Erzählung „De Reiſ' nah Belligen“ —, „kennt einer meiner Leſer Ivenack, dieſe liebliche, der Ruhe geweihte Oaſe in dem rings von Mühe und Arbeit durchfurchten Lande, die, einer ſchlummernden Najade gleich, ſich auf grünender Au und blumiger Wieſe gelagert hat und ihr vom Laube tauſendjähriger Eichen umkränztes Haupt in dem flüſſigen Silber des Sees ſpiegelt? Nun, Ihr mögt es kennen und mögt es auch lieben; mir aber iſt es mehr, als es dem fremden Beſucher ſein kann. Für mich iſt der Glanz des Sommermorgens, der ſich darüber breitet, mit tauſend goldenen Fäden der Erinnerung aus Kindheit und Jugend durchwoben, Feſttagserinnerungen, Ferienerinnerungen, die wie leuchtende Blumen aus dem Dunkel des Waldes mir entgegen nicken und mit ſüßem Waldgeſang in mein Herz ziehen. — Dahin — —“ ...

Ja, mit Ivenack fühlte er ſich verwachſen, ſchon ſeit früheſter

Digitized by Google

Zeit. Dort sah er als sechsjähriger Knabe im September 1816 den Fürsten Blücher. Bürgermeister Reuter, sein Vater, war ein Patriot und ließ es sich nicht nehmen, sobald der gefeierte Held der Befreiungskriege beim Grafen von Plessen auf Ivenack zu Gaste kam, dorthin zu fahren. Der Greis mit dem grauen Schnauzbart saß, gemütlich eine kurze Pfeife rauchend, an der Ecke des Schlosses auf großem Lehnstuhl, umgeben von vornehmen Herren in schwarzen Leibröcken, die edlen Rosse des gräflichen Marstalls musternd, vor allem den „Herodot", einen Schimmelhengst, der, 1806 durch die Franzosen als Beute fortgeführt, von Napoleon bei seinen Siegeseinzügen geritten worden war.*) „Das ist Blücher!" diese drei inhaltsschweren Worte des Vaters blieben dem Sohne zeitlebens im Gedächtnis, auch die äußere Erscheinung des tapferen Haudegen. Seinen Charakterkopf hat Fritz Reuter als Schüler aus der Erinnerung gezeichnet. „Von den ollen Blüchert" hat er nachmals in den „Läuschen un Rimels" gesungen und gesagt, ja das heitere Stückchen zu einem vaterländischen Schwank dramatisiert: „Des alten Blücher Tabakspfeife". In Teterow wird der Feldmarschall von dem Kutscher aus Ivenack mit gräflichem Gespann erwartet.

Du, du — mein Sohn — du mit der roten Jack!
Bist du vielleicht aus Ivenack?

„Ja, Herr! ich bün hier als Releh
Un soll den ollen Blücher holen."

Denn mach dich schnell man uf die Sohlen
Und bring' mich aus dit Demelé,
Und mach' dich alles rasch zu Schick,
Denn sieh, der Blücher, dat bin ik! —
So, Ivenacker, Vorwärts! Vorwärts!

Sogar der historische Ivenacker Schimmelhengst Herodot ist in „Schurr-Murr" und „Ut de Franzosentid" erwähnt.

Auch der wackere Amtshauptmann Weber war oft in Ivenack und wird dem kleinen Fritz Reuter, seinem Päding, von Marschall Vorwärts erzählt haben. Aus Webers Briefen interessieren die folgenden, noch ungedruckten Einzelheiten.

*) Eine der ersten Prosaschriften Fritz Reuters betitelt sich „Abenteuer des Entspekter Bräsig". Der Held dieser humoristischen Erzählung besieht sich in Berlin das Königliche Schloß und die davor befindlichen beiden „Pferdebändiger"; findet keine Rasse in den Tieren, wohl aber gegenüber vorm Museum die Amazone: „Das laß ich mir gefallen! Ein schönes Roß scheint auch Ivenacker Herodoten-Blut in zu sein".

Digitized by Google

3. August 1815: „Hier sagt man, daß Blücher um seinen Abschied gebeten habe. Als Ursache gibt man an, es habe ihn so sehr verdrossen, daß die Alliierten, wie sie in Paris gekommen, die von ihm und Wellington ausgeschriebene Kontribution ganz außerordentlich heruntergesetzt hätten, da sie ihnen doch die Vollmacht gegeben, zu verfahren, wie sie es der Sache angemessen fänden"; und am 5. September 1816: „Fürst Blücher ist am dritten dieses zu Ivenack eingetroffen. Gestern habe ich den wahren alten ehrwürdigen Herrn zu Ivenack gesehen, und ich konnte mich gar nicht von ihm trennen; ich stand wohl eine halbe Stunde ganz dichte bei ihm im Garten, hatte auch die Ehre, daß Herr Graf von Plessen und von Moltke persönlich zu mir herankamen. Mit dem alten Blücher wollte ich mich nicht einlassen, da ich im Oberrock war. Der Alte hat so was Ehrliches in seinem Gesicht. Es wurden im Garten Pferde vorgeritten, wo ich also den Blücher recht beobachten konnte. Aber das sieht man ihm auch an, daß viel Ernst in ihm ist, und daß, wenn er vor der Fronte reitet, es gewiß militärisch geschehen muß"; endlich im Sommer 1819: „Die Reise nach Rostock zur Enthüllung des Blücher-Denkmals liegt mir etwas im Sinn; ich kann doch nach diesem sagen, als die Statue unseres Landsmannes, der die Welt mit retten half, aufgerichtet wurde, war ich gegenwärtig".

Außer dieser Blücher-Episode bot Ivenack dem jungen Reuter viele andere Erinnerungen an seine Kinderjahre. Onkel Herse stammte ja, als Sohn eines gräflich Plessenschen Kammerdieners, von dort, Herse, der wohlbekannte originelle Apotheker, Ratsherr und notarius publicus in Stavenhagen. Derselbe erzählte dem aufmerksam lauschenden Knaben wunderbar romantische Dinge von dem alten Schlosse, wo Amtshauptmann Weber residierte, das ehemals eine Ritterburg gewesen. „Süh, wo nu Mamsell Westphalen ehr Appel hett, dor was't Vorgverließ, un dor achter, bi de gräune Port, dor gung de unnerirdsche Gang dörch nah Ivenack hen, wo dunn en Nunnenkloster was, un de Ritters un Nunnen de kemen denn ümmer tausam un hadden velen Commers mitenanner, un dat möt ik weten, denn ik bün in Ivenack buren un tagen." So läßt der Dichter seinen Onkel Herse sagen, mit dem er gern durch die Wälder streifte, von dem er die Stimmen der Vögel lernte; ja er gesteht selbst: „Das Liebste, was ich auf Erden kannte, der Tiergarten zu Ivenack mit seinen stattlichen Hirschen, seinen tausendjährigen Eichen und einem Baumwuchs, wie er in Deutschland nicht ein zweites Mal gefunden werden kann.

Digitized by Google

Diese Eichen waren die stolzen Grenzwächter meiner Besitzungen, bis hierher ging mein Reich und zugleich meine Geographie, was darüber hinauslag, war unbekanntes Land." So heißt es in „Schurr-Murr". Als Reuter ein berühmter Autor geworden war, seine „Stromtid" von einem Künstler illustriert werden sollte, da schrieb er letzterem: „Von meiner Vaterstadt Stavenhagen machen Sie einen Abstecher zu Fuß nach Ivenack durch Wiesen, Wald und den Tiergarten. Da werden Sie als Maler durch die schöne Gruppierung von — meines Wissens — den größten Eichen Deutschlands belohnt werden. Ivenack selbst ist einem englischen Landsitze vergleichbar."

Die persönlichen Beziehungen mit Ivenack dauerten bis zu des Dichters letzten Lebensjahren in „Isenack". So empfing er dort einst ein Briefchen von drei Enkelkindern des Grafen Plessen, welche ihm viel von Ivenack berichteten und ihn um ein Festgedicht baten; ein Wunsch, dem er nicht widerstehen konnte. Das launige, stimmungsvolle plattdeutsche Poem ist zu lesen im dritten Bande meines Buches „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen". Und wem es vergönnt war, das Photographiealbum unseres Volksschriftstellers in seiner am Fuße der Wartburg gelegenen Villa durchzublättern, der entdeckte darin auch die Bildnisse des Grafen und der Gräfin Plessen.

Jawohl, Ivenack und Isenack, — diese beiden Stätten aus Reuters Jugend und Alter sind für ihn gleichsam „de Up- un Dal-Sprung." Wie viel Leid und Sorge, aber auch wie viel Lust und Liebe und welcher Segen lagen dazwischen! Seine Frohnatur half siegreich über die schwerste Trübsal hinweg. Immer vergnügt und hilfsbereit seinen Mitmenschen gegenüber, hat er sie auch durch seine dichterische Ader oft erfreut. Anfangs besonders durch kleine szenische Polterabendscherze, die aufgeführt wurden und viel Beifall fanden. Als Apotheker Wasmuth in Wittenburg Julie Zander, Tochter des damaligen Präpositus in Teterow, ehelichte, April 1856, sprachen zwei Freundinnen der Braut, als Stubenmädchen und Köchin, einen von Reuter verfaßten, bisher unveröffentlichten Dialog. Beide, in der gebräuchlichen Tracht, kommen in die Türe des Zimmers hineingewalzt, die Köchin mit Holzpantoffeln.*) Der Tanz wird mit einem

*) Reuter bemerkt dazu: „Überhaupt bitte ich, die Anzüge nicht zu idealisieren, sondern die gebräuchliche Tracht nur etwas netter auszustaffieren. Es macht so viel mehr Effekt."

Digitized by Google

derben Sprung beendet, nachdem er in einem halben Bogen bis vor das Paar gelangt ist. Dieses selbst bleibt bis auf weiteres ohne alle Beachtung.

Stubenmädchen.
Wo woll'n wir auf die Hochzeit springen!

Köchin.
Wo will'n wi in den Kauken freten!

Stubenmädchen.
Un in die rote Grütz un in die andern Dingen!
Nu sag mich aber doch mal, Mäten,
Dies wundert mir doch aber sehr,
Wo kömmst Du hier nach Teterow her?

Köchin.
Jh! frag doch nich so dämlich, Diern.
Dat is min Herr jo, de hier frigen will,
Un dat künn hei woll denken, dat ik giern
Min Vaderstadt mal wedder seihen süll.
Dorüm hett hei mi mit sik nahmen.

Stubenmädchen.
So also büst Du hergekamen!
Hm — ja — na, nu sag mich doch mal,
Was is Dein Herr denn eigentlich for einer?
Die ganze Sache güng so Knall un Fall,
Mit die Verlobung un mit all die Sachen,
Daß hier in Teterow sich keiner
Aus dies Verhältnis kann en Vers draus machen.
Denn, was mein Frölen is, die hätt gewiß
Zu diesen Umstand nich Veranlassung gegeben,
Denn die, die hätt in ihrem Leben
So viele Andräg' hatt,
Daß ein'n das jammern kann.
Noch neulich kam hier einer an
Mit ein vorzüglich Posamentiergeschäft;
Vorher ein Aktowarijus bei's höhre Amtsgericht,
Ein Damenschneider in sein bestes Brot,
Und allzusammen wollt' sie nicht. —
Der Aktowarijus schoß sich nahsten dod. —
Mein Frölen trägt an dies Verhältnis nicht Verschüldung,
Denn wir, in Teterow, sind sehr mit Bildung,
Wie Du aus meiner Ausred' kannst erseh'n.
Du wirst doch Hochdeutsch woll verstehn?

Köchin.
Doräwer giww Di man tau Rauh,
Jk denk min Deil un hür Di tau.
Prahlt Ji man nich so siehr, von Jugentwegen

Digitized by Google

Mit all de Andräg' an de Brud,
Denn gaud un giern so vel, as sei hett kregen,
Hett hei in sinen Leben makt.
Dat glickt sik allens wedder ut.
Süh, säben Johr heww ik em nu all kakt,
Un jede Johr, dat ik all bi em dein',
Verleiwt hei starbens sik in ein'.

Stubenmädchen.

Jh, darnach tun wir gar nichts fragen,
Was er for einer is, das sollst Du sagen.

Köchin.

Wat hei för einer is? Apteiker is' e
Un nüdlich lett' e
Un Plüggen hett' e
Un ok all in de Johren is' e.
Ik dacht mi nicks all för gewisse,
As dat hei frigt üm mine Hand,
Denn, säd ik so tau mi, hei kümmt all tau Verstand,
Un wenn hei süht, wo Du em kakst un deihst,
Denn künn dat möglich sin. — Na, Dürt, Du weißt!
Dunn kamm dit dämlich Stück mi in de Quer,
Un ut was mine Frigerie.

Stubenmädchen.

Wo stammt sich diese Liebschaft her?

Köchin.

Sei gung an unse Dör vörbi,
Un hei stunn just vör unse Dör.

Stubenmädchen.

Ja, ja, ich kenne sonne Geschichten,
As wenn ich's selbsten wesen tät:
„Lenardo sah hin, Blandine sah her,"
Wie's in Gedichtenbüchern steht, —
Wir lesen hier in Teterow viel Gedichten.

Köchin.

Na, dat was gaud, hei kamm nu wedder rinne;
Tau Middag eet hei nich 'ne Spier,
Hei towte in de Stuw herümme,
As wenn hei ganz von Sinnen wier:
„Die is's, die is's! die Einzigste auf Eren!"
Ik frog em wat, hei antwurd mi verdwas;
Wat uns' Perfiser is, dei ded sik siehr verfieren,
Un ok de Liehrburß, dei würd dodenblaß.
„En Wagen!" schreeg hei, „bringt mich einen Wagen!"
De Wagen kamm. Hei 'rup! Un rute ut dat Duhr
Leet hei den Kutscher nah den Preister jagen,

Digitized by Google

Wo dunn sin Engel was, dat säute Kreatur. —
Na, as hei rute kamm, dunn stünn hei dor,
Dunn wüßt hei nich von hüh un hott,
So schnurrig was em, leiwe Gott!
Hei was verlegen ganz un gor.
Dunn stamert hei dor wat taurecht,
Dat em Geschäfte 'rute bröcht,
Un dat hei en por Farken söcht,
Ob de Herr Paster nich weck hebben ded?
Un wat dat wier för schönes Weder,
Un dat dat gor tau heit wier, säd' e.
So güng dat ierst, doch'n bäten späder,
As hei ierst driester würd un't nah den Goren güng,
Dunn was hei hin'n un vör üm sinen Engel rüm,
Dunn was hei nich en Spierken zag,
Böhr ehr den Arm: „En bitschen rumspazieren!"
Un as sei dunn alleine wieren
Un up en schönes dröges Flag,
Baff! föll hei up dei Knei hendal:
„Mein süßer Engel, sag' mich mal,
Soll meine Heimat nicht die Deine sein?"
Na, sei natürlich ded sik rot ansticken
Un säd, dat würd sik doch nich schicken,
Dat sei em hier Bescheid all gew;
Wenn hei bi sine Meinung blew,
Denn süll hei nah vier Wochen Muttern fragen,
Die würd ihm denn die Antwort sagen.

Stubenmädchen.

So also is das west, so kam die Sach' zurecht?
Na, nach vier Wochen hat er uns besöcht
Und bracht die Sach' zur endlichen Vollendung
Und fuhr vor unserm Hause für.
Und was mein Frölen is, raus aus die Dühr!
Un auf den Wagen los in gänzlichster Verblendung!
Un denkt, daß dies 'ne Freundschaft von ihr is,
Un reißt den Wagen auf mit einem Riß
Un ruft in großen Freuden: „Ne, wo netting,
Daß Du doch endlich kömmst, Herr Götting!
Un steht als Botter an dei Sünn
Un stickt ganz gläuhnig rot sik an,
Denn aus dem Wagen kraucht der Bräutigam,
Stellt sik mit Liebe vor ihr hin,
Un gel un gräun wird's ihr vor Ogen
Von wegen der Verschamtigkeit;
Da kömmt zum Glück zur rechten Zeit
Denn die Frau Mutter angezogen;
Die helft sie aus Verlegenheit
Und sagt zu dem zukünftigen Gemahl:

Digitized by Google

„Mein lieber Sohn, mein lieber Schatz,
Oh nehm'n Sie doch gefälligst Platz
Un setzen sich en bitschen dal."
Da war die Sach' in Richtigkeit.

Köchin.

Un dunn kam dat mit Küssen un mit all?

Stubenmädchen.

Oh ne, Karline, nich so ball.
Denn erst stickt sie sich ümmer rot noch an,
Wenn er in Liebe kam heran,
Doch hat sich endlich dieses doch gegeben.
Sie wußt' ins Unglück sich zu schicken
Und sitzt hier, ohn' sich anzusticken,
Heut dichting bei dem Bräutjam neben.

Köchin.

Na, denn man ümmer tau! Un fang man an,
Wi möten ehr doch gratelieren.
Un, Dürt, Du möst Di eklich zieren.
Dat man uns' Bildung seihen kann.

Stubenmädchen (zu dem Bräutigam mit großer Sentimentalität).

Holder Jüngling, Deine jungen Jahre
Kommen noch im späten Alter nach;
Von der Wiege bis zur Bahre
Denke liebend an das trockne Flach!

Köchin.

Ja, dat segg ik ok.

Stubenmädchen.

An das Flach in jenem süßen Garten,
Wo Du baff! auf Deine Kniee fuhlst
Und die Antwort tätst erwarten
Und voll Liebe Du zu Höchten schuulst.

Köchin.

Ik mein dat ebenso.

Stubenmädchen.

Hat die Liebe Dir nun rings umwunden
Und mit Blumen Deinen Weg bestreut,
Hab' ich's ebenso wie Du empfunden,
Hab' mich über Deinem Glück gefreut.

Köchin.

Ja, Herr, ik ok!

Stubenmädchen (zur Braut).

Holde Jungfrau, Deine Lebenswege
Führen Dir zu Spiel und Tanz und Scherz;

Digitized by Google

Trotzen kannst Du nu die Schicksalsschläge,
Die verwunden unser weiblich Herz.

Köchin.

Ja, dat kann sei!

Stubenmädchen.

Alle sünd vor Dir dahingesunken,
Un der Aktowarijus liegt in Staub;
Hast das größte Glück anjetzt getrunken,
Wardst der Liebe nur zum Raub.

Köchin (trocknet sich die Augen).

Min leiwe säute Mamsell, ik mein dat ebenso!

Stubenmädchen.

Wirst in Wittenburg Du uns vergessen,
In dem Apothekenparadies?
Kannst dort ümmer Chokolade essen,
Zucker lutschen un Reglis'.

Köchin (weinend).

Ja, un Magenmamsells!

Stubenmädchen (zu beiden).

Lebe wohl, Du holdes Paar voll Liebe,
Lieb' Dir ümmer für und für!
Un voll unschuldsvoller Triebe
Un voll Wehmut grüß' ich Dir.

Köchin (noch traurig).

Ach, wo schlicht tau Sinn doch mi is!
Gott sei Dank, dat dit vörbi is!
(heiter)
„Spaß möt sin", seggt Zizero,
Un ik mein dat ebenso.
Hett dei Spaß Jug nich gefollen,
Möt Ji't uns tau Gauden hollen;
Un wenn Ji in unsen Schnack
Spört ok männigen Schabernack,
Denkt, dat in den Ehestand
Ok passiert so allerhand,
Dat so männig drin geschüht,
Wat man beter äwersüht.
Kleinigkeiten laat't gescheih'n,
Up dat Hart dor möt Ji seih'n.
Sei süht denn, wat an em dran is,
Hei süht, dat ehr Hart em tru is,
Hei ward anners, wenn hei Mann is,
Sei ward anners, wenn s' 'ne Fru is,
Bet dat klingt un klappt tausamen. —
Hebb'n Ji uns ok wat äwelnahmen?

Digitized by Google

Wie nun eine der beiden Mitwirkenden, die als Erzieherin ihr Brod sich verdiente, und deren Vater Klostergutspächter war, den Dichter um Angabe seiner Honorarforderung ersuchte, antwortete er, dem es damals zu Treptow an der Tollense als Privatlehrer dürftig genug ging —, bekam er doch für die Stunde nur $2^1/_2$ Groschen bezahlt — mit folgenden Knittelversen, in denen so recht sein gutes Herz und sein goldener Humor zum Vorschein kommen:

Sind, Fräulein, Sie Erzieherin,
'ne Kinderunterrichterin,
Dann nehmen Sie das Machwerk hin;
Es kommt entfernt mir nicht in Sinn,
So wahr als ich ein Dichter bin,
Aus Gier nach schnödem Geldgewinn
Von Ihnen als Erzieherin
Zu nehmen einen Obolus.
„Clericum", sagt Hieronymus,
„Non decimat der Clericus."
Und sollt' ich Sie mal treffen,
Dann fordr' ich dreist mir einen Kuß,
So einen, wie für 'n Alten muß;
Dann dürfen Sie mich nicht äffen.

Doch wenn der Herr, der glücklich als Ihr Vater,
Noch außer Ihnen andre Schätze hat,
Und wenn viel schöne Drittel hat er
Und diese mehret früh und spat;
Ja, sollt' er gar ein Taler-Prahler sein,
Dann muß er auch ein Taler-Zahler sein,
Dann steckt' ich gern fünf Taler ein.
Ist ein Poet auch reich an Sang und Wein,
Kann niemand doch, als er, wohl Taler-kahler sein.

Treptow, am Sonnabend vor Ostern 1856. Fritz Reuter.

Als es ihm später an Geld nicht mehr fehlte, weil seine „ollen Kamellen" in vielen tausend Exemplaren gekauft wurden, und er zufällig erfuhr, daß ein ehemals wohlhabender Wirt in einer Universitätsstadt, wo er, Reuter, einst studierte, das Zeitliche gesegnet und die Angehörigen in nicht glänzenden Verhältnissen zurückgelassen hatte, da entsann er sich einer längst verjährten Schuld und schickte dem Bürgermeister eine namhafte Summe zur Auszahlung an die Erben. „Die Witwe war sehr freudig überrascht von dieser ehrenhaften Handlung", heißt es in dem Dankbriefe des Stadtoberhauptes. Solch' kleiner Charakterzug kennzeichnet am besten den edlen, rechtlichen Sinn des unvergleichlichen Herzenskündigers, sein warmes, menschliches Mitem-

Digitized by Google

pfinden bei Not und Elend, die Befolgung des Wahlspruches „Jedem das Seine".

Fritz Reuters Lebenslauf ist wohl allgemein bekannt; aber es entbehrt doch nicht des Reizes, ihn selbst einmal denselben erzählen zu hören: „Sie wünschen eine biographische Skizze von mir; also: ich bin am 7. November 1810 in Stavenhagen, einer kleinen Stadt im östlichen Mecklenburg-Schwerin, geboren. Mein Vater Johann Georg Reuter war dort Bürgermeister und Stadtrichter, ein ernster, überaus tätiger Mann, der außerdem noch eine bedeutende städtische Ökonomie betrieb und mancherlei industrielle Anlagen ins Leben rief; meine Mutter Johanna geb. Oelpke war die Tochter eines Bürgermeisters in Tribsees, Neuvorpommern, eine sehr lebendige, für alles Schöne, namentlich für die damals erwachte deutsche Literatur angeregte Frau, die aber körperlich sehr leidend war, so daß ich dieselbe nur im Bette oder gelähmt im Stuhle sitzend gesehen habe, — sie starb 1825.

Den ersten Unterricht empfing ich von ihr und verschiedenen anderen, zum Teil sehr mangelhaft gebildeten Personen. Später hielt mein Vater für zwei Vettern, die als Waisen mit mir erzogen wurden, und für mich einen Hauslehrer, Kandidaten der Theologie. Im Jahre 1824, Michaelis, kam ich auf das Gymnasium nach Friedland. Hier blieb ich $3^1/_2$ Jahre; da aber die Schule mit der Zeit sehr herunterkam, ich auch gegen den Wunsch meines Vaters die Absicht aussprach, Maler zu werden, mußte ich Ostern 1828 zweien unserer besten Lehrer, dem nachherigen Direktor Zehlicke und dem noch lebenden Konrektor Gesellius, nach Parchim folgen. Hier blieb ich bis 1831, Michaelis, wo ich mit dem Zeugnis der Reife nach Rostock ging, um dort Jura zu studieren, woraus indessen wenig wurde, da ich meine Abneigung gegen dies von meinem Vater gewünschte Studium nicht überwinden konnte. 1832, Ostern, zog ich nach Jena, auch hier wollte es mit dem Jus nicht gehen; Zeichnen, Mathematik und die Angelegenheiten der Burschenschaft füllten die etwas leichtsinnig hingebrachte Zeit aus. Ostern 1832 fuhr ich von Jena, wo in der letzten Zeit studentische Unruhen ausgebrochen waren, nach Hause und blieb dort bis Michaelis 1833, weil die Demagogen-Untersuchungen in Frankfurt zu spuken begannen. Da aber in Preußen sich bisher noch nichts Derartiges rührte, wollte ich weiter studieren, wurde jedoch auf der Durchreise in Berlin inhaftiert und saß dort bis Neujahr 1834 auf der Stadtvoigtei, von da ab bis zum 15. November auf der Hausvoigtei in Untersuchung. Ich saß

Digitized by Google

bis Februar 1837 in Silberberg, kam dann nach Glogau nur auf sechs Wochen, von dort nach Magdeburg und Ende Januar 1838 nach Graudenz, wo ich bis Juni 1839 verblieb, wo ich dann durch die Verwendung des Großherzogs Paul Friedrich nach Dömitz in mein Vaterland versetzt wurde und bis Anfang Oktober 1840 ausharren mußte, da Preußen sich das Begnadigungsrecht vorbehalten hatte.

Ich hielt mich nun bald hier, bald dort auf, namentlich bei meinem Oheim, dem Pastor Reuter zu Jabel, und wurde Ostern 1842 Landmann und blieb es, teils in Tätigkeit, teils in Untätigkeit, bis zum Jahre 1850. Bei dem Tode meines Vaters, der 1845 eintrat, waren meine Mittel zu geringe, um eine passende Ökonomie zu übernehmen; ich entschloß mich also auf den Rat mehrerer Freunde in Vorpommern, Preuße zu werden und in der Stadt Treptow an der Tollense Privatlehrer. 1851 heiratete ich die Tochter des Pastor Kuntze zu Roggenstorff. 1856 zog ich nach Neubrandenburg und Johanni 1863 nach Eisenach.

Im November 1853 gab ich den ersten Teil von „Läuschen un Rimels" heraus, nachdem ich schon lange vorher allerlei Gelegenheitsgedichte, Polterabendscherze, die 1854 gesammelt herauskamen, meistens in plattdeutscher Sprache verfaßt hatte. 1854—55 erschien „De Reif' nah Belligen", 1855—56 redigierte ich ein Lokalblatt „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern". 1856 erschienen mehrere, sehr stark verunglückte dramatische Versuche, von denen indessen zwei auf dem Wallner-Theater verschiedentlich zur Aufführung kamen. 1857 schrieb ich „Kein Hüsung", 1858 den zweiten Teil von „Läuschen un Rimels", 1859 „Hanne Nüte". 1860 erschien der erste Teil von „Olle Kamellen", 1861 „Schurr-Murr", 1862 der zweite und dritte Band „Olle Kamellen", 1863 der vierte und 1864 der fünfte.

Das wäre denn nun wohl das von Ihnen Gewünschte. — Ich bitte Sie jedoch, wenn Sie von diesen Notizen Gebrauch machen wollen, nicht ausdrücklich zu erwähnen, daß das Material von mir selbst geliefert ist; es hat dies Schreiben in eigener Angelegenheit für mich stets etwas Empfindliches, Widerstrebendes."

Diese noch unpublizierten Mitteilungen aus dem Jahre 1865, da Reuter auf der Höhe seines Ruhmes stand und in der alten wie neuen Welt gleich enthusiastisch gefeiert wurde, haben ein besonderes Merkmal: die Bescheidenheit. In einfach schlichter

Digitized by Google

Weise werden die Werke aufgezählt, welche berufen waren, zu den klassischen Büchern unserer Nationalliteratur zu gehören; nicht ein einziges schmückendes Beiwort findet sich da. Auch die Erwähnung seiner trübseligen verlorenen Jugendzeit geschieht ohne jede Bitterkeit: so dokumentiert sich echte Reinheit des Herzens und Geistesgröße.

Er war auch ein treuer Freund und Kamerad, einen bessern gibt es nicht. Davon hier ein Beispiel! Der originelle, in „Läuschen un Rimels“ sowie „Stromtid“ verewigte Rektor Ludwig Reinhard aus Boitzenburg, Junggeselle, war als Redakteur eines freisinnigen Blattes nach Koburg übergesiedelt und mehrfach von dem Reuterschen Ehepaare nach Eisenach geladen. Im Herbst 1867 kehrte der bekannte Schweriner Hofbaurat und demokratische Reichstagsabgeordnete Demmler, ein gemeinsamer Freund von Reuter und Reinhard, dort zu Besuch ein und kam auf den Gedanken, im Bunde mit Fritzing und Luising, „arm Lurwig“, dessen Körper sich einer Riesenlänge und großer Fülle erfreute, zu Weihnachten ein seinem leiblichen Umfange entsprechendes „Lotterbett“ zu schenken. Gesagt, getan. „Nun sollen Sie auch die Freude haben“, schrieb Frau Luise dem wieder in Schwerin Weilenden am 21. Dezember, „sich unsern alten Reinhard am heiligen Abend im allerbequemsten Divan streckend zu denken; denn bequem ist er geworden, mein Reuter hat ihn zur Zufriedenheit ausprobiert, und zum heiligen Abend wird er unserm Freund ins Haus gebracht als Julklapp: über sieben Fuß lang und im Verhältnis breit und weich, wird seinen Zweck erfüllen. Wie wird sich der gute Mann freuen, daß Freunde seiner gedacht! und Sie sind es, dem wir diese Freude danken; mir hat sie schon so viele angenehme Stunden gemacht.“ Seinem Demmler schilderte Reinhard alsbald die gelungene Überraschung in folgender Dankepistel: „Sitz' ich da auf meinem Stuhl und drechsle an einem Artikel herum, als die Magd auftritt und ihren Mund auftut: ‚Unten ist ein Mann, der ein Sofa an Sie abzugeben hat'. Darauf ich: ‚Hier waltet ein Irrtum ob, das Möbel ist für den herzoglichen Hofmaler bestimmt, welcher meinen Namen trägt. Schon einmal ist unter dieses Hauses Dache eine Kiste abgeliefert worden, als für mich bestimmt, die nach bald erkanntem Irrtum wieder abgeholt wurde.' Sprach's und drechselte weiter. Kommt des Hauses rötlich behaarter Wirt und spricht: ‚Hol's der Deibel, der Sofa ist Ihnen, hier lesen S' den Frachtbrief!' Richtig. Andern Tages kommt ein plattdeutscher Schreibebrief von Fritz

Digitized by Google

Reuter, und ich erfahre, daß Du, o menschenfreundlicher Verräter, bei Reuters in Eisenach ein tragweites Wort gesagt von meiner Sofalosigkeit. Der besagte Brief Reuters trägt Deinen Namen an der Spitze der Unterschriften. Ihr habt's aber zu schön gemacht, und ich danke Dir hierdurch mit einem vollgemessenen Drittel meiner sämtlichen Empfindungen und mit einem Hoch, das eine aufrichtigere Grundlage hat als das Hoch, das alljährlich im weißen Saal zu Berlin von loyalen Untertanen erschallt." — Das erwähnte, überaus launige Schreiben, welches durch seine Kürze doppelt drastisch wirkt, lautet:

Luting! Luting!

De olle lange Demmler ut Swerin was hier un was bi Di west un hadd kein „Lotterbed" bi Di gewohr worden, un dunn dacht hei, wat Demmler is, un dacht sei, wat mine Fru is, dat sick dat för so'n ollen Burßen, as min oll Luting is, sine ollen Knaken woll schicken ded, dat hei sei mal grad un lang utrecken künn; un dunn dachten wi, wat wi beiden Reuters sünd, un wat hei is, Demmler, wi wull'n Di tausamen so 'ne glückliche Rauh taun Wihnachten schicken.

Nu legg di hen un slap woll!

Dine ollen Fründen
Demmler.
Fritz Reuter un Fru.

Ein Geschichtchen von Reuter und Frau mag hieran sich reihen. Oberstleutnant von Studnitz in Eisenach hatte an Frau Luise ein Buch geliehen und, da dieselbe die Rückgabe vergessen, ein Erinnerungsgedicht gesandt, worauf sofort das von Fritz Reuter improvisierte, aber mit Luise Reuter unterzeichnete Verschen folgte:

War Eine, der's aufs Herz fiel schwer,
Daß sie behielt das Buch bisher —
Da legt sie sich aufs Bitten,
Und ringt die Händ'
Qualvoll ohn' End',
Daß sie versöhn' den großen Mann.
Nehmt gnädig die Entschuldigung an —
Genug hat sie gelitten.

War das Reutersche Ehepaar, das zuerst in einem schmucken Schweizerhause in Eisenach zur Miete wohnte, schon gleich nach der Übersiedelung Johanni 1863 von befreundeten wie fremden

Digitized by Google

Durchreisenden fast im Übermaß besucht worden,*) so sollte mit dem Einzug in die neuerbaute Villa Frühling 1868 dasselbe kaum noch Ruhe finden: jeder irgendwie distinguierte oder literarisch gebildete Passant wünschte den weltberühmten Verfasser der „ollen Kamellen" von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so daß die ebenso besorgte wie praktische Gattin auf den guten Gedanken kam, die Störenfriede wenigstens zeitweise durch ein Schild an der Türe fern zu halten, worauf zu lesen stand: „Dr. Fritz Reuter vormittags nicht zu sprechen."

Aber wie erfreut waren beide, als sich ihr bester Freund anmeldete! Der Ökonomierat Fritz Peters, früher auf Thalberg, dann auf Siedenbollentin, unweit Treptow in Vorpommern, wo Reuter als „Strom", als „Schulmeister" und Ehemann an Luisings Seite schwere und doch schöne Jahre zugebracht hatte, mußte in ein böhmisches Bad und beabsichtigte nun, in Eisenach zu rasten. Auf die Kunde hiervon schrieb Reuter am 18. August 1868:

Das sind ja goldene Aussichten für uns! und von Euch ein wahrhaft erhabener und woltätiger Einfall! Wenn Ihr aber die Reise antretet, dann kommt zuerst zu uns — Wat Einer hett, dat hett hei —, wir sind zu Hause, meine Schwägerinnen reisen morgen ab, und dann haben wir schönen Platz, und schnacken können wir dann ungestört. Darum will ich nun auch weiter nichts sagen, alles bis aufs Mündliche aufsparen. —

Nachschrift: Wir haben eine kleine Reise gemacht, daher die etwas verspätete Antwort, und gestern war der Besuch von dem alten Heidemann schuld an der Verzögerung.

Dazu von Luisens Hand: „Nicht zu vergessen! — Meldet uns ja den Tag und die Zeit Eures Eintreffens, muß ja das

*) So hat Frau Luise Reuter begonnen, eine Liste der „angekommenen Fremden" anzulegen, aber bald damit aufgehört, weil die Zahl derselben zu groß war; sie verzeichnet während der Zeit von Juli bis September 1863 nicht weniger als 116 Besucher und von Februar bis Oktober 1864 sogar 148. Darunter treffen wir viele bekannte Persönlichkeiten z. B. Prof Karl Bartsch, Geheimrat Eduard Böcking, Dr. Moritz Busch, Prof. Wilhelm Dilthey, Geheimrat Hermann Grimm und Frau Gisela, Heinrich Hoffmann-Fallersleben, Gartendirektor Ferdinand Jühlke, Dr. Hans Köster und Frau, Geheimrat Moritz Lazarus, Konsistorialpräsident v. Müller-Koburg, Prof. Friedrich Oetker, Emil Palleske, Prof. Ludwig Pietsch, Hofmaler Prof. Theodor Schloepke, Dr. Julian Schmidt, Geheimrat Richard Schröder, Hermann Schulze-Delitzsch, Otto Speckter, Ludwig Walesrode, Prof. Moritz Wiggers, sowie die beiden unlängst verstorbenen Herren Oberpräsident v. Bennigsen und Staatsminister v. Miquel.

Digitized by Google

Haus mit Besinnung kehren, Euch zu Ehren. Jedoch von Reuter! so was zu vergessen! Na, wie ich mich freue! — Ihr alten Menschen! —"

Einen Einblick in unseres Dichters geistige Werkstatt gewährt die nachstehende, mir verbürgte Anekdote. Zu Eisenach im vertrauten Kreise kam das Gespräch auf den in Arbeit befindlichen letzten Teil des Romans „Ut mine Stromtid". Namentlich die Damen flehten förmlich, doch ja Luise Hawermann und Franz von Rambow ein Paar werden zu lassen. Reuter sträubte sich mit allen möglichen Argumenten dagegen, vermochte aber schließlich den schmeichelnden, geradezu rührenden Bitten mehrerer Verehrerinnen nicht zu widerstehen und willigte ein, doch in einer Art und Weise, die deutlich genug erkennen ließ, wie wenig er, der die sozialen Zustände seiner obotritischen Heimat genau kannte, damit innerlich einverstanden war. Denn, mit starker Betonung, äußerte er fast ärgerlich: „Wat en richtigen meckelnborgschen Eddelmann is, de friegt nich de Dochter von sin' Entspekter." — —

Zahllos sind die begeisterten Anerkennungsschreiben, welche dem gefeierten Manne aus allen Schichten des deutschen Volkes, von hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt, zugingen. Zu seinen Bewunderern zählte kein Geringerer als Jakob Grimm, der Meister unserer Sprache. Den zweiten Band „Ut mine Stromtid" sollte der Greis nicht mehr erleben. „Welch wahre, wenn auch wehmütige Freude," so dankte seine Nichte, „haben Sie der Mama und uns allen gemacht, Heiligabend! Sie wissen längst, welche große Freude dem Onkel Ihre Bücher bereiteten, und wie oft haben wir ihn mit den lüttjen Druwäppels Lining und Mining geneckt; er las es immer spät abends, wenn ich in sein Zimmer kam —, er hatte das Buch wunderhübsch mit grünem Leder binden lassen, und so wird's auch dieser Band; ich konnte mich erst gar nicht entschließen, weiter zu lesen, weil einem immer der liebe Onkel dabei vor Augen trat, wie es ihn gefreut haben würde!"

Ein hervorragender Poet, Robert Hamerling, schrieb an Reuter: „Ihnen gegenüber verlange ich nicht der Autor des ‚Ahasver in Rom' und des ‚König von Sion' zu sein oder zu heißen, sondern einzig, was ich seit etlichen Jahren mit Stolz bin: der wärmste Ihrer Verehrer in Süddeutschland — einer der mutigen Österreicher, welche das Vorurteil, Plattdeutsch sei für den Süddeutschen unverständlich, rasch und gründlich überwunden haben. — Längst hatte ich mir eine Gelegenheit gewünscht, Ihnen dies zu

Digitized by Google

sagen. Nun will der junge steierische Volksdichter Rosegger eine deutsche Fahrt antreten und hatte die Idee, mich um eine Art von Empfehlungsbillet an Sie zu bitten. Rosegger hat bis ins zwanzigste Jahr als Bauernbursche auf dem Lande gelebt; jetzt ist er Autor einiger stark verbreiteter lyrischen und erzählenden Bücher in steierischem Dialekt. Wenn der junge Mann die Zahl Ihrer Besucher, d. h. Quäler, vermehrt, so verzeihen Sie ihm dies um des Umstandes willen, daß er Ihnen die Huldigung einer der entferntesten deutschen Grenzmarken überbringt, welche nun auch erobert zu haben, Ihnen zu erfreulicher Genugtuung gereichen muß."

Leider haben Reuter und Rosegger sich nicht gesehen. Letzterer teilt mir mit, daß reine Bescheidenheit ihn schließlich doch abhielt, den berühmten niedersächsischen Geschichten-Erzähler in seinem Tuskulum zu stören.

Ja, aus dem kleinen Knaben, der einst im Forst zu Ivenack umhertummelte und die Vogelstimmen belauschte, die er so reizend in „Hanne Nüte" nachgeahmt, war längst ein Eichbaum geworden, im deutschen Dichterwalde einer der größten und besten. In Isenack ward er des inne, hat er mit rührender Dankbarkeit die vielen Beweise ungeheuchelter Liebe und Verehrung über sich ergehen lassen. Wenn von Einem, dann gilt von Fritz Reuter der Spruch:

Nur der verdient ein Denkmal groß und erzen,
Der selbst sich eins gesetzt im Völkerherzen.

Europäische Kunstausstellungen 1902.

Von Franz Servaes (Wien).

II.

Nordische Kunst.

Aber ganz in der Nähe von Düsseldorf können wir schon wieder Halt machen: in Krefeld, wo in dem neugegründeten Kaiser Wilhelm-Museum eine merkwürdige Ausstellung zu sehen war. Dr. Deneken, der Direktor dieses Museums, ein rühriger moderngestimmter Schleswig-Holsteiner, hatte daselbst in umsichtig

Digitized by Google

zusammengebrachten Kollektionen fast die gesamte künstlerische Kultur der vier nordischen Reiche (Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland) vorzuführen verstanden. Je mehr die nordischen Völker, zumal innerhalb des letztvergangenen Jahrzehnts, in den Vordergrund des künstlerischen Interesses eingerückt sind, desto verdienstvoller war diese Veranstaltung, die in solcher Vollständigkeit noch nirgendwo außerhalb Skandinaviens versucht worden war. Trotzdem werden wir uns die dort empfangenen Eindrücke durch Wahrnehmungen aus anderen Kunstausstellungen (Berlin, Paris, namentlich aber Wiener Sezession) gelegentlich ergänzen können.

Den Ausgangspunkt für die modern-nordische Kunstbewegung bildet fast ausschließlich Paris. In den siebziger und achtziger Jahren empfing dort eine Anzahl hochbegabter und längst seitdem berühmt gewordener Maler ihre künstlerische Prägung, der Däne Kroyer, der Norweger Thaulow, der Schwede Zorn, der Finne Edelfelt und manche andere. Unbedrückt durch den Zwang von Traditionen, warfen sich diese Künstler mit überschäumendem Jugendmut auf die neuen technischen Errungenschaften, denen sie den rauh-frischen Inhalt ihrer Seelen zutrugen. Von den vier Genannten erhielt sich merkwürdigerweise der Däne am ursprünglichsten, während die drei anderen heute (wenn auch mit sehr individuellen Noten) fast der modernen französischen Malerei beizuzählen sind. Von allen aber, die in Paris ihre Weihe empfangen hatten, ging ein sehr starker Impuls auf die Heimat zurück, wo sich alsdann mit überraschender Schnelligkeit, zweifellos mitangeregt durch die hohe Blüte der modernen Literatur und Poesie, der künstlerische Umschwung vollzog. Daheim nahm nun diese Kunstübung in kürzester Zeit eine ausgeprägte Heimatsnote an, nicht bloß inhaltlich sondern auch formal. Man möchte sagen, daß hier die moderne Maltechnik eine wahre Goldprobe bestanden habe, insofern sie eine eminente Anpassungsfähigkeit bewies, die, fern von aller Rezeptschablone, jedem individuellen Talent auch eine individuelle Ausdrucksweise ermöglichte, ja förmlich aufdrängte.

So zeigen sich die Dänen in der modernen Malerei durchaus als jene liebenswürdigen, feinsinnigen, graziös-humorvollen Menschen, die sie ihrem ganzen Charakter nach sind. In Severin Kroyer sind diese Wesenszüge aufs schönste vereint und zugleich von einer lebendigen, breitwirkenden Kraft durchströmt. Zwei Bilder, die in Paris zu sehen waren, zeigten die hohe Vollendung seiner Kunst, ein Porträt Björnssons und ein Sommerabend am Sund (den Maler selbst mit Gattin und Dogge). Auf diesen Bildern

Digitized by Google

spürt man die weiche dänische Luft, die zarte Milde der dänischen Sonne, den feinen Seedunst, der über das Eiland sich verbreitet. Aber in dieser Atmosphäre stehen die Gestalten straff und stark. Vorzüglich ist namentlich Björnsson, wie er energievoll, nur wenig blinzelnd, gradaus in die Sonne blickt. Die Dänen sind Stubenmenschen, und der ideale Maler der dänischen Stube ist Hammershoj. Er mag von Whistler angeregt sein; denn man findet bei ihm die delikate silbergraue Tönung des großen Amerikaners. Doch machen Hammershojs Sachen trotzdem den Eindruck unbedingtester Echtheit. Die Schummerigkeit gebrochener Halbtöne, das vage Ringen einer gedämpften Sonne mit mildweichen Schatten stellt er ganz unübertrefflich dar. Bei Einar Nielsen mußte ich an den Dichter Jacobsen denken. Etwas kranke bläßliche Menschen stellt er vor uns hin, mit überfeinen Händen und sehnsüchtig horchenden Augen, aristokratische Seelen in gebrechlichen Leibern. Dafür mag Harald Slott-Möller die alte dänische Fröhlichkeit repräsentieren. Auf einem ungewöhnlich ansprechenden Bild zeigt er uns beispielsweise ein frisches verliebtes junges Paar, das abends auf einer Terrasse vergnügt miteinander plaudert und zecht, während drüben am dunklen Hügel die Villenfenster wie Johanniswürmchen leuchten. Und welche Höhe hat schließlich das dänische Kunstgewerbe erreicht! Die Porzellane der Kgl. Manufaktur und von Bing Gröndahl stehen unübertroffen da; die Bucheinbände können mit den besten englischen Arbeiten konkurrieren; die Möbel von Bindesböll überraschen durch Wucht und Originalität.

Die kernigste Naturfrische, verbunden mit einem zugleich hohen und geschmackvollen malerischen Ausdrucksvermögen, findet man bei den Schweden. Wie überraschte uns Liljefors, als er vor etwa zehn Jahren mit seinen Tiermalereien hervortrat, auf denen das animalische Leben so unlösbar mit dem Naturleben verbunden ist! Auch heuer hat er mit seinem „Eidervögelstrich" die alte Höhe stolz behauptet. Neben ihm ist Kreuger der Maler des Haustieres: der Kühe und der Pferde, die er auf der Weide oder in der Schwemme uns vorführt, in jener eigentümlich klaren, etwas harten Luft, die über der schwedischen Halbinsel liegt, und in einer Technik, die etwas an Raffaëlli erinnert, aber sehr individuell auf die Wirkung ins Große hin fortentwickelt ist. Den schwedischen Winter aber malen uns Fjästad und Nordström, beide unübertrefflich, beide gänzlich verschieden. Fjästad zeigt uns die weichen deckenden Schneemassen, wie sie sich polsterartig ansammeln und die Tannenzweige niederbeugen, und er läßt

Digitized by Google

den Reif weithin über beeiste Flächen glitzern. Das sammelt er in geschlossene Massen, so daß feingetönte Gobelinwirkungen daraus entstehen. Nordström ist ganz Naturalist. Er malt die klare kalte Winterluft, die weithin die Fernen durchblitzt und eine kryſtallene Durchsicht verschafft, die etwas Bezauberndes hat. Man fühlt bei ihm die Kälte fast auf der Haut brennen. Die schwedische Kinderstube endlich und die aufstrebende Jugend hat in Larsson ihren Schilderer, fast möchte man schreiben: Verherrlicher gefunden. So frisch, stramm, rotbackig und vergnügt malt er uns diese ganze Welt, aber auch so unverzierlicht und unverzärtelt an Seele und Leib, daß man die Echtheit der Natur erkennt.

Den Schweden verwandter als die Norweger sind die Finnen. Von ihnen nenne ich hier nur den einen Gallén (Wiener Sezession). Auch er zeigt jene Frostklarheit und Winterschwärmerei wie seine schwedischen Brüder. Aber in dieser Landschaft erblickt er die alte legendarische Welt seiner Heimat, Jokouhainen, Kullerwo und Ilmarinen, und wie die Helden alle heißen, die Schwerter schmieden, Feinden auflauern oder erschlagen am Strande liegen, von der Mutter beweint. Doch nicht bloß auf die alten Sagen, auch auf die alten Gestaltungen greift Gallén zurück, auf die primitiven Stilisierungen, die er mit reichem modernen Geist neu zu beleben trachtet. Ob diese kühnen Versuche alle gelungen sind, möge dahinstehen. Manche dieser Bilder haben für unser Gefühl etwas Fratzenhaftes, andere wieder überraschen durch die eminente Steigerung ihres Ausdrucks.

Schon vor Gallén ging mit noch größerer Konsequenz und mit bedeutend mehr Phantasie einen sehr verwandten Weg der Norweger Gerhard Munthe, den man in Krefeld ganz besonders eingehend studieren konnte. Auch er greift auf alte Stilmuster zurück, die er für die in seiner Heimat von alters her blühende, neuerdings (hauptsächlich durch Frau Frida Hansen) wiedererweckte Bildweberei als Vorlagen zu verwenden trachtet. Munthes Kompositionen haben aber auch, abgesehen von ihren kunstgewerblichen Tendenzen, einen hohen Wert durch die Rassigkeit ihres Stiles und durch die Grandiosität ihrer in allen Gruselreichen des Märchens und der Mythologie heimischen Spukphantasie. Bis in die von unheimlichem Leben erfüllte, wie aus Meerestiefen heraufgekrochene Ornamentik erstreckt sich der Zug von Munthes Darstellungen. Dazwischen sieht man tote Recken über spritzende Wogen ins Höllentor hineinsprengen, unheimliche

Digitized by Google

Fischdrachen über dunkle Meere rudern, verliebte Knappen das gelbe Haar der angebeteten Königstochter kosen, oder erschrockene Kinder das nächtliche Gruseln vor den Fenstern in ihren Hemden ängstlich anstarren. An Phantasie Munthe ebenbürtig, aber im Formalen durch eine Welt von ihm geschieden, ist sein Landsmann Edvard Munch (Berliner Sezession). Kein Künstler hat wie er mit allen Traditionen gebrochen, gewiß zum Teil zu seinem eigenen Schaden. Aber dafür schenkt er uns auch tatsächlich eine neue Welt: die Märchenwelt der modernen Seele. Munch späht nicht in die Vergangenheit, um Mythen zu entdecken; sie blühen ihm auf allen Wegen wie Butterblumen entgegen. Unser ganzes Leben ist ihm damit durchsetzt, der Alltag über und über damit erfüllt. Aber wer mit wachen Augen Märchen sieht, der kann naturgemäß die Dinge der Außenwelt nicht mit der korrekten Beobachtungsgabe eines Impressionisten in sich aufnehmen. Die Außenwelt verwandelt sich vor ihm, wird von den Farben und Schleiern der Innenwelt wie mit Spinngeweben überzogen. Und darum ist bei Munch alles anders, als es unser Auge zu erschauen gewohnt ist; in vielem unvollkommener, primitiver und selbst kindischer, aber dafür erfüllt mit einem seelischen Beben und Gären, wie nichts anderes in der Geschichte der Malerei. In einem großen Zyklus schildert Munch die Liebe und das Schicksal bis in die letzten Geheimtiefen seelischen Erlebens. Die ganze Welt wird zu einem Mysterium. Aber wir fühlen, daß dieses Mysterium nichts willkürlich Angedichtetes ist, sondern daß wir alle darin stecken, ohne es zu wissen. Davon erwächst, mögen wir uns auch anfangs sträuben, aus Munchs Malereien eine große Gewalt, der unsere Seele sich beugt.

Wiener Kunstleben.

Das Kunstleben Wiens spielt sich anders ab als das jeder anderen Stadt. Klimatische Verhältnisse und gesellschaftliche Gewöhnungen schließen hier den Sommer für Kunstveranstaltungen aus. Diese beginnen vielmehr frühestens Ende Oktober und enden spätestens Mitte Juni. Sie umfassen also eine Saison, zu der es in anderen Städten still ist, und wo fast einzig private Kunstsalons das Interesse der Kunstfreunde in Bewegung halten. Eine zweite Folge dieser Sachlage besteht darin, daß in Wien nur ganz ausnahmsweise „große" Kunstausstellungen abgehalten werden. Vielmehr ist es das Bestreben der drei großen Wiener Künstler-

Digitized by Google

gesellschaften, der „Künstlergenossenschaft", des „Hagenbundes" und der „Sezession", nach Möglichkeit intime geschlossene Veranstaltungen zu treffen, und die Privatsalons schließen sich ihnen hierin an. Da nun jede der drei Künstlergruppen im Lauf der Saison in der Regel drei Ausstellungen veranstaltet, die, wenigstens bei der Sezession und beim Hagenbund, jeweilig einen ganz prägnanten Charakter tragen, und da überdies auch das „Österreichische Museum" in den Monaten vor Weihnachten einen umfassenden Überblick über das moderne österreichische Kunstgewerbe veranstaltet, so umfaßt die Wiener Saison mindestens zehn mit höheren Prätensionen auftretende Kunstausstellungen. In der Regel kommen jedoch noch ein paar weitere hinzu, die meist abermals das Kunstgewerbe betreffen. Diese bunte aber gut organisierte Fülle setzt selbstverständlich ein überaus kunstempfängliches Publikum voraus, und unumwunden muß man gestehen, daß Wien dieses besitzt. Es hat sogar, den verschiedenen Künstlergruppen entsprechend, ein ausgesprochenes Parteipublikum, das seine jeweiligen künstlerischen Anschauungen mit einer Leidenschaftlichkeit verficht, die oft die ganze „Gesellschaft" wochenlang in zwei feindliche Lager spaltet und bis in die Parlamentsverhandlungen hinübergreift.

Am meisten traditionellen Charakter tragen die von der „Genossenschaft" im Künstlerhaus veranstalteten Ausstellungen. Man ist hier auch am weitherzigsten in der Zulassung von künstlerischen Arbeiten und nimmt fast unbesehen ganze Wagenladungen aus Berlin, Paris oder Karlsruhe entgegen, die sich dann leider ziemlich oft als recht minderwertig herausstellen. Auch von den Einheimischen stellen hier manche aus, deren gesellschaftliche Geltung größer ist als ihr künstlerisches Ansehen, und die außerhalb Wiens niemand kennt. Ferner trifft man hier die in Europa bekannten Porträtisten Pochwalski, Angeli, Horowitz und Laszlo, von denen letzterer gegenwärtig am höchsten steht. Dann eine Anzahl tüchtiger Landschafter, wie Darnaut, Tomec, Zetsche, Charlemont. Unter den Bildhauern machen meist die Medailleure (Scharff, Schwartz, Marschall 2c.) die beste Figur.

Der „Hagenbund" ist in seiner jetzigen Verfassung die jüngste, seiner Gründung nach eine ziemlich alte Wiener Künstlergesellschaft. Im Winter 1900/01 riß er sich von der Genossenschaft, der er bis dahin als jugendliche Oppositionspartei angehörte, los und baute sich, dem Vorbilde der Sezession folgend, ein eigenes Haus, um ungehindert seine künstlerischen Überzeugungen zum

Digitized by Google

Ausdruck bringen zu können. Der „Hagenbund" vertritt mit Entschiedenheit die „Heimatskunst" und unterhält, außer nach Böhmen und Deutschland hin, keinerlei Verbindungen. Er spielt eine gemäßigt moderne Note, die „Verrücktheiten" zwar nicht völlig ausschließt, doch auch keineswegs protegiert, und setzt sich aus einer Anzahl angenehmer mittlerer Begabungen zusammen, die das Wohlwollen, welches sie genießen, sich redlich zu verdienen suchen. Die erste dekorative Begabung in diesem Bunde ist Josef Urban, der Erbauer des Hauses, das die Schule Wagners und Olbrichs, doch in seiner gefälligen Anmut auch eigene Routine verrät. Das sehr auffällige bunte Fassadenrelief dieses Baues stammt von Wilhelm Hejda, einem jungen recht talentvollen Bildhauer, der aber in seinen Einfällen und in seiner Arbeit etwas Unstetes hat. Präsident des Bundes ist Heinrich Lefler, Dekorationsmaler der Hofoper und als solcher sehr erfolgreich tätig, noch bekannter durch seine graziösen, einschmeichelnden, mitunter aber auch modisch verzierlichten Kompositionszyklen zu deutschen Märchen. Sonst beruht der Schwerpunkt des Hagenbundes auf seinen Landschaftern, von denen Ameseder, Wilt, Suppantschitsch, Bamberger besonders zu nennen wären, lauter geschmackvolle Leute, die zarten Stimmungen gerecht zu werden verstehen. Das landschaftliche Figurenbild vertreten Konopa, Goltz, Germela u. a., das Porträt Graf und Schiff, die Phantasiekomposition Hampel und Thiele. Auch die Plastik weist einige hoffnungsvolle junge Talente wie Heu und Widter auf, ferner den bekannten wienerisch-parisierischen Dekorationsbildhauer Gustav Gurschner. Das sind die hauptsächlichsten Truppen des „Hagenbundes", zu denen noch ein paar auswärts lebende Landsleute, wie das talentvolle und eigenartige Künstlerehepaar Mediz in Dresden, hinzukommen.

Ferment und Mittelpunkt des Wiener Kunstlebens bildet aber ohne Zweifel die „Sezession". Nachdem sie im ersten Ansturm einen ungewöhnlich glanzvollen Sieg erfochten, und das Geschmacksleben der Stadt in weiten Teilen fast im Handumdrehen umgestülpt hatte, ist sie im gegenwärtigen Moment ziemlich stark angefochten. Das liegt teils an der unausbleiblichen Reaktion, teils an dem etwas übermütigen Auftreten einzelner Sezessionsmitglieder, teils auch an der immer radikaleren und extremeren, oft mit Bewußtsein unpopulären und herausfordernden Tonart ihrer eigenen oder der von ihnen protegierten Kunstzeugnisse. Diese Wendung ist tief zu bedauern; denn es erscheint dadurch zweifelhaft, ob es der Sezession gelingen wird, ihre sehr wichtige

Digitized by Google

Mission zu erfüllen. Durch turnerhaftes Gegen-den-Strom-schwimmen wird sie ihr wohl kaum gerecht werden können. Das kann sich gelegentlich eine einzelne überragende Individualität erlauben, nicht aber eine Gruppe von Künstlern, die in ihrer Zusammensetzung notwendig aus überwiegend mittleren, wenn auch meist feinen und eleganten Kräften bestehen muß. Diese sollte vor allem zu ihrer Umgebung Fühlung zu gewinnen suchen. Die Wiener „Sezession" aber scheint die bereits errungene Fühlung leichtsinnig wieder aufgeben zu wollen, — weil sie statt der erreichbaren Äpfel des Lebens goldene Hesperidenäpfel erlangen möchte. Damit ist zugleich der eigentliche künstlerische Mangel dieser Leute berührt. Sie arbeiten viel zu einseitig auf das Stilvolle, Dekorative, Monumentale los, in welchem sie geneigt sind, die einzig wahre Kunst zu erblicken. Zu diesem Streben würden sie aber nur dann allenfalls berechtigt sein, wenn sie vorher jahrzehntelang eine strenge Schule des Naturalismus durchgemacht hätten. Doch hier liegt der Hase im Pfeffer: diese Schulung fehlt ihnen — und darum schweben ihre Bestrebungen zum großen Teile in der Luft. Der angeborene wienerische Geschmack, über den fast alle Mitglieder bis zu einem gewissen Grade, einige aber in ganz hervorragendem Maße verfügen, ist denn doch allein nicht stark genug, um dieses Manko zu decken. Eine ganze Zwischenstufe der Entwickelung läßt sich nicht einfach überspringen; das gibt es weder in der Natur noch in der Geschichte. Wer nicht erst bei Manet, Leibl, Liebermann genügend Halt gemacht hat, der kann nicht gleich mit Segantini, Klinger, Toorop, Hodler, Gallén und — Klimt in den höchsten Himmel künstlerischer Offenbarungswelten fliegen.

Damit nannte ich den Namen, der für die Wiener Sezession ein besonderer Ruhm, aber vielleicht auch schon ein drohendes Verhängnis geworden ist: Gustav Klimt. Stände dieser Mann für sich allein da, ich würde nichts anderes als Gutes ihm nachsagen. Denn ich liebe, verehre und bewundere Klimt wie wenig andere Künstler unserer Zeit. Vom Wohllaut seiner künstlerischen Melodien lasse ich mich willig umstricken und dahintragen. Aber für seine künstlerische Umgebung ist er, wie mir scheint, zu groß, vielleicht weil er als Führerpersönlichkeit nicht groß genug, oder doch wenigstens nicht männlich, nicht tragkräftig, nicht einfach genug ist. Klimt ist unendlich subtil und kompliziert; er ist in seinem Empfinden von frauenhafter Weichheit; er ist fast mehr eine Wienerin als ein Wiener. In die gefährlichsten, entlegensten,

Digitized by Google

verführerischsten Formen schlüpft sein behender und luftiger Geist, wie eine Libelle über Teichen und Sümpfen dahinschwirrt. Er selbst kommt kraft seiner genialen Begabung überall heil wieder hinaus, unberührt von dem Schmutz und Kot, den die Gegner hinter ihm dreinwerfen. Aber seine Jünger und Adepten laufen doch gar zu leicht Gefahr, irgendwo stecken zu bleiben. Möchten sie doch Klimt Klimt sein lassen und lieber selber in Bescheidenheit sie selber bleiben!

Was an der Wiener Sezession bedenklich stimmt, ist hiermit gesagt. Im übrigen ist sie die idealste Künstlergemeinschaft, die mir jemals vorgekommen ist. Die Lauterkeit und Selbstlosigkeit der Gesinnung, die Einmütigkeit des Zusammenwirkens, die Tapferkeit und Redlichkeit im Ausharren sind wahrhaft einzig und bewundernswert. Und als künstlerisch positivste Eigenschaft ist und bleibt immerhin der unendlich kultivierte Geschmack zu rühmen. Wo dieser ausschlaggebend wirkt, sind die Leistungen der Sezession vorzüglich, also in der gesamten dekorativen Kunst, vom Entwurf der kleinsten Nutzgefäße bis zur künstlerischen Ausgestaltung ganzer Wohnungen. Olbrich (jetzt in Darmstadt), Moser, Hoffmann, Bauer sind bloß die Namen der Führer, neben denen durchgebildete Eigentalente wie Böhm und Roller einhergehen, und denen ein ganzer Schwarm zum Teil sehr hoffnungsvoller jüngerer Begabungen beiderlei Geschlechtes folgt. Am prägnantesten tritt naturgemäß diese Lichtseite der Wiener Sezession in der Anlage und Durchbildung der in ihrem Hause veranstalteten Ausstellungen hervor. Nirgendwo anders fühlt man sich so auf Schritt und Tritt vom Hauche der Kunst begleitet wie in solch einer Wiener Ausstellung. Auch kann man nicht sagen, daß das Rahmenwerk überwiegt (wenigstens jetzt nicht mehr). Im Gegenteil, das einzelne Werk kommt zur schönsten, vollendetsten Geltung, Malerei sowohl wie Plastik. Geradezu ein Heldenstück aber hat die Wiener Sezession in ihrer letzten Ausstellung vollbracht, als es galt, Klingers „Beethoven" zu feiern. Was man auch im einzelnen beanstanden mochte, das Ganze war überwältigend. Zum erstenmal sahen wir einen modernen Tempel. Aus so billigem und vergänglichem Material er auch errichtet war, ein Geist der Weihe und der Heiligkeit wehte uns daraus entgegen. Und inmitten dieses edelabgetönten Raumes stand, wie ein antikes Götterbild, der gewaltige Heros erschütternden musikalischen Erlebens: Beethoven, von Klingers Meisterhand geformt.

Digitized by Google

Klinger und Rodin.

Über ein halbes Menschenalter lang hat Klinger an seinem „Beethoven" gearbeitet. Vierfältiger Marmor, Erz, Elfenbein und Halbedelsteine kamen bei diesem Werk zur Verwendung. Aus der Wahl dieser Materialien geht allein schon die Absicht des Künstlers klar hervor: kein realistisches Bild des Menschen, den über aller Menschheit thronenden Genius hat Klinger formen wollen. Über einer gewitterdunklen Marmorwolke erhebt sich der bronzene Götterthron, in dem Beethoven mit nacktem Oberleibe sitzt, zeusartig, zu seinen Füßen der Adler. Flugbereit blickt dieser zu ihm empor. Der Gott aber träumt und lauscht ins Weite. Aus unendlichen Sphären tönen, leise-gewaltig, Melodien zu ihm her. Er ist wie aus sich selbst und aus aller Welt entrückt, das Antlitz starr und verschleiert, die müßig im Schoß ruhenden Hände unwillkürlich zu einem Paar drohender Fäuste geballt. Von oben her aber, vom Thronsesselrand, blickt eine Reihe allerliebster neckischer Engelköpfe (aus Elfenbein), kindlich-vorwitzig, zu dem Gewaltigen hinüber . . .

Dieses Werk ist schon als technische Leistung erstaunlich. Frau Elsa Asenijeff hat darüber ein eigenes Buch geschrieben, das mit seinen Publikationen ein kunstgeschichtliches Dokument ist. Weitaus den größten Teil der Arbeit hat Klinger allein verrichtet. Nur für das Notwendigste und Äußerlichste nahm er Hilfskräfte in Anspruch. Er fühlt darin ganz wie ein biederer altdeutscher Meister, der die Herkunft der Kunst aus dem Handwerk nicht verleugnet. So hat Klinger den Marmor selbst gewählt, ja aus griechischen und pyrenäischen Bergen sich direkt herausgeholt; und nicht minder hat er ihn fast durchweg eigenhändig bearbeitet. Das Erstaunlichste aber ist der Bronzeguß des Stuhles, der nicht, wie das üblich ist, aus verschieden gegossenen Teilen zusammengestückelt wurde, sondern auf eine seit Jahrhunderten kaum mehr geübte Methode („durch verlorene Form") mittelst eines einzigen Gusses erstand. Wie heroisch dieser Versuch war, erhellt aus der einen Tatsache, daß das zu diesem Zwecke von Klinger in mehr als halbjähriger ununterbrochener Arbeit hergestellte Wachsmodell des Thrones bei diesem Verfahren bis aufs letzte Fäserchen verbrannt werden mußte, um so innerhalb des Formmantels für die Bronze Platz zu schaffen. Wie leicht hätte bei der Ungewöhnlichkeit dieser Gußmethode der Guß mißlingen können — und Klingers ganze Arbeit wäre umsonst gewesen! Nur durch peinlichste Sorgfalt und Überwachung konnte es glücken, das Werk zu vollbringen!

Digitized by Google

Es hat für unser ganzes Zeitbewußtsein etwas Wohltuendes, daß ein Künstler von so gewaltiger Konzeptionskraft wie Max Klinger zugleich auch als schlichter Arbeiter von solch strenger Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit ist. Das Charakterbild des Mannes steigt dadurch, in welchem wir einen der Größten unserer Zeit verehren. Als Bildhauer ragt, für unser Gefühl, nur noch einer mit gleicher Imposanz der Persönlichkeit neben ihm empor, der Franzose Auguste Rodin. Es war uns in diesem Sommer vergönnt, auch diesem Kunstheros anschauend näherzutreten, indem der „Manes-Bund" in Prag von Rodins Werken eine Ausstellung veranstaltete, die vielleicht die schönste und vollständigste war, die man je von den Arbeiten dieses Künstlers gesehen hat. Oder war es nur das äußerst Bestechende und Geschmackvolle des Arrangements, wodurch diese Vorführung auf mich einen so viel innerlicheren, erhebenderen Eindruck machte als die von Rodin selbst (allerdings höchst primitiv) veranstaltete Ausstellung, 1900 in Paris?

Vielleicht auch bin ich seitdem in Rodins Art tiefer und inniger hineingewachsen, und der Unterschied wird teilweise dadurch erklärt. Denn wie alle Ganz-Großen erschließt Rodin sich keineswegs auf den ersten Blick, zumal wenn man (wie das selbst in Prag der Fall war) hauptsächlich Gipsabgüsse zu sehen kriegt. Anfangs stören Einen verschiedene Äußerlichkeiten, unförmliche Hände und Füße, schwer deutbare verrenkte Körperstellungen, vor allem aber die häufige und absichtliche Unfertigkeit der Arbeiten. Darüber kommt man zunächst nicht so leicht hinweg — später sieht man es nicht mehr, ja man empfindet das anfangs Störende vielfach direkt als ein Notwendiges. Man muß nur einmal erst den Grundimpuls im Kunstschaffen Rodins stark und lebhaft herausgefühlt haben: dann verehrt man in ihm den bahnbrechenden Neuschöpfer. Rodin geht mit nichten auf eine korrekte Naturwiedergabe aus, sondern auf die zwingende Gestaltung einer Empfindung, eines seelischen Ausdrucks. Alles was jenseit dieses Zieles liegt, ist für ihn nicht vorhanden. Darum schafft er mit nie dagewesener Konzentration und mit nie dagewesener Verachtung des Details. Nur wo ihm etwas wichtig ist, da ist ihm auch kein Detail zuviel. Die Empfindung aber ist bei ihm so groß, daß sie wie eine magische Kraft den Stein durchrieselt, und seine Härte aufzuweichen scheint zur lebendigen Flaumigkeit menschlichen Fleisches und menschlicher Haut. Darum ist Rodin wie ein Zauberer, der die Fähigkeit hat, den harten Stein zu verwandeln

Digitized by Google

und verborgenes Leben daraus zu wecken. Gerade durch die Verwischung nüchterner Details mußte er diesem Ziele nahekommen; vor allem aber durch seine zweite Haupteigenschaft: durch den wundervoll beredten Rhythmus seiner Linien. Die Linie ist für Rodin gleichsam eine Offenbarung. Alles Leben der Empfindung mündet in ihren rhythmischen Fluß. Darum komponiert er seine Gestalten oft auf die Wirkung einer einzigen Linie, der eine unerhörte Suggestionskraft innewohnt. Mit Worten läßt sich das eigentlich gar nicht ausdrücken. Man muß vor dem Bildwerke stehen und es auf sich wirken lassen, wie hier eine Linie stürmische Verzweiflung, dort eine andere bebende Hingabe, eine dritte keusche Verehrung, eine vierte sinnendes Lauschen und so alle Skalen der Empfindung und des animalischen Lebens mit schmeichelnder Gewalt in uns wachrufen. Diese Fähigkeit zur suggestiven Wiedergabe eines höchsten seelischen Ausdruckes macht Rodins Genialität aus. Hier steht er einzig und unerreicht da. Hier ist er ein Gott, der aus dem Nichts schafft. Hier lebt er, wie man zwingend fühlt, sein eigenstes innerstes Leben wie etwas Dämonisches aus.

Stellt man Klinger und Rodin nebeneinander, so scheint sich in ihnen der deutsche schaffende Ernst und klassische Geist und die französische zündende Verve und kühn-moderne Empfindung wie in zwei prachtvollen höchstgesteigerten Rassetypen zu offenbaren. Soll man da fragen, wer größer ist? Das wäre eine Abgeschmacktheit, ja eine Torheit. In Klinger sehen wir die zur Zeit letzte Höhe einer gewaltigen Entwickelung, die von der Antike über die italienische Renaissance und Goethe zu ihm hinführt; in Rodin den Urheber einer neuen Bewegung, die allenfalls in Michelangelo einen Vorläufer hat, sonst aber im Urmenschlichen und Momentan-Zeitlichen die Fundgrube ihrer Kraft besitzt. Beide sind Gegensätze, und beide berühren sich auch. Sie kommen her von entgegengesetzten Polen, aber sie streben zur gleichen Höhe empor: die Kunst zum Ausdruck des Übermenschlichen zu machen.

Slavisches.

Der Prager „Manes-Bund", der uns die Rodin-Ausstellung beschert hat, ist ein Verein junger tschechischer Künstler, der etwa nach Art der Sezessionen sich organisiert hat. Die meisten seiner Mitglieder haben entweder in Paris oder in München oder in Wien Lehrjahre genossen, so daß alle Errungenschaften der modernen Kunstübung in diesem Kreise lebendig sind. Der be-

Digitized by Google

sondere Ehrgeiz ist natürlich, eine national-böhmische Kunst ins Leben zu rufen, etwa in der Art, wie es seit Dvorak und Smetana eine national-böhmische Musik gibt, die innerhalb des europäischen Gesamtorchesters ins Ohr fällt. Ich hatte in diesem Jahre keine Gelegenheit, Arbeiten dieser Prager Künstler zu sehen, aber im vorigen und vorvorigen Jahre sah ich welche in Wien. Der Gesamteindruck war ein entschieden günstiger. Bei viel eigenem lyrischen Empfinden und einem lebhaft entwickelten Farbensinn zeigen diese Künstler jenen gewissen jugendlichen Unternehmungsmut, der unerläßlich ist, wo neue Entwickelungen beginnen sollen. Svabinsky und Preisler in der phantastischen Komposition, Hudecek und Slavicek im Landschaftsbild, Sucharda und Bilek in der Plastik leisten jedenfalls sehr viel Hoffnungsvolles, zum Teil Ungewöhnliches.

Als Draußenlebender gehört zu diesem Kreise auch Joza Uprka. Und der hat in einer eigentümlichen Spezialausstellung, die hier nicht unerwähnt bleiben darf, im Frühsommer dieses Jahres seine Arbeiten und die seiner Mitstrebenden uns vorgeführt. Es geschah das in Göding, in Süd-Mähren, einem Hauptorte der Slovakei, und die Ausstellung trug einen intern-slovakischen Charakter. Das Ausstellungslokal war nicht viel mehr als eine Scheune, irgend ein Anhängsel zu einem ländlichen Gasthaus. Und ländlich, besser noch bäuerlich war die ganze Veranstaltung angelegt und herausgeputzt. Leben doch diese jungen Maler, auch der jetzt etwa vierzigjährige Uprka, durchaus als Bauern in ihrer slovakischen Heimat und sind gelegentlich selbst mit auf dem Felde tätig. Auch malen sie nichts anderes als Land und Leute ihrer nächsten Umgebung. Darum hat ihre Kunst einen so wunderbaren Charakter von bodenwüchsiger Echtheit. Dabei steht das Können dieser Leute durchaus nicht etwa niedrig, wenn auch die meisten Arbeiten etwas Skizzenhaftes behalten. Aber der eine Uprka ragt bedeutsam heraus. In gewissem Abstande läßt er an Millet und Segantini denken. Mit schlichter schöpferischer Liebe umfaßt er seine Heimat, und er stellt sie in Bildern dar, aus denen eine Persönlichkeit spricht. Ein seltsamer Farbenakkord begegnet uns häufig auf Uprkas Bildern: Weiß, Rot und Grün, dazu noch ein bräunliches Violett. Das sind die Farben, die das Leben selber ihm bietet, in den markanten Erscheinungen der Volkstrachten und in den frischen Tönen der Natur, dieser leicht von Hügelwellen durchzogenen Tiefebene. Diese Lebhaftigkeit der Farben gibt Uprkas Bildern etwas Fröhliches, das sich auch dann nicht

Digitized by Google

verwischt, wenn er etwa religiöse Stoffe behandelt. Doch zeigen seine Bilder auch sehr viel Haltung in den Linien und in der Raumverteilung, so daß keine Spur von etwas Leichtfertigem darin ist. Gleichsam die Quintessenz seines Schaffens hat der Maler in einem kleineren Triptychon gegeben, das er die „slovakische Madonna" genannt hat. Da knien Weiber und Kinder, auch Männer, in der bunten Fülle der slovakischen Trachten, vor einer nur wenig erhöht sitzenden jungen Mutter Gottes, die nach Art und Kleidung ganz eine der Ihrigen ist. Die naiv-traulichen Beziehungen zwischen Volk und Heilandsmutter sind auf diesem Bilde mit einer malerischen Unmittelbarkeit herausgebracht, die auch für den Fremdling fast etwas Rührendes hat. Jedenfalls fühlt man, wieviel Volkskräfte hier noch gläubig und sehnsüchtig in die Höhe wollen, und das gibt diesem treuherzigen Bild sein geheimnisvolles Pathos.

Noch mehr stehen wir der russischen Kunst als einem großen Mysterium gegenüber. Bedeutet sie uns, wie das russische Reich und der russische Christus, das Kommende, das, was im Schoße der Zukunft unser harrt? Unwahrscheinlich ist es nicht, daß die russische Kunst im neuen Jahrhundert, wie bereits im abgelaufenen die russische Dichtung, bedeutsam in den Vordergrund trete und der Entwickelung neue Befruchtungskeime zutrage. Was man auf europäischen Kunstausstellungen davon sah — das meiste zeigte heuer die Wiener Sezession —, verriet einen vielfach widerspruchsvollen Doppelcharakter, hinter dem man doch die große Einheit einer rassigen Gefühlswelt wittert. Man gewahrt auf der einen Seite ein ungemein zähes Sichanklammern an nationale und religiöse Traditionen, ein fast abergläubisches Sichhineinversenken in einen für uns längst überwundenen byzantinischen Formelkram und ein darin sich äußerndes dumpf-barbarisches Wohlbehagen an grausem, grellem Schmuck. Dann aber, im Gegensatz dazu, ein fast unheimliches Brausen und Gären, ein rauhes, eroberndes Umherblicken und Ansichraffen, ein Hohnlachen wider alles ästhetische Herkommen, aber mitten in der Wildheit — ein plötzliches ermüdetes Zurücksinken, skeptisch-blasiertes Lächeln und, unter allen Anzeichen dekadenter Empfindungen, ein frommes Sichbekreuzen. Anfang und Ende der merkwürdigen Entwickelung berühren sich so; aber das gleiche ist hier nicht das gleiche, vielmehr einander entgegengesetzt wie Naivetät und höchste Differenziertheit, wie Primitivität und Hyperkultur. Und eben in diesem Widerspruchsvollen verrät sich die Gärung, von der das Ganze so stark erfüllt ist.

Digitized by Google

Die Hauptsache jedoch ist, daß eine künstlerische Veranlagung sich kundgibt. Und zwar auch hier nach doppelter Richtung: eine erstaunlich sichere Wirklichkeitsbeobachtung und eine exzessive Phantastik stehen einander gegenüber. In Paris sah ich z. B. die Komposition einer Prinzessin Eristoff, die unter dem Namen „Kazak" ausstellt: eine Pietà, die zugleich eine ungeheure Meeresvision war, in den grellen Kontrasten eines feurigen Gelb und eines dunkelglühenden Blau. Das Bild war vielleicht ein Unsinn, aber sicher zugleich ein merkwürdiger Phantasie- und Temperamentsausbruch, und als solches ein Zeichen dessen, was dort unten gärt. Dann wieder tritt uns diese außerordentliche Kunst der Menschendarstellung entgegen, gleich bedeutend als sinnliche Vergegenwärtigung wie als seelische Enthüllung: z. B. das Dichterporträt von Boris Kustodieff, oder die Dame in blauem Kleide von Constantin Ssomoff, oder auch der russische Pan von Michael Wrubel. Und schließlich diese grandiosen Landschaftsmaler, Korowin, der uns auf einem mächtigen Tableau ganz Sibirien vor die Seele zaubert, und Purwit, der uns den russischen Winter mit seinen Schrecken und Zaubern fühlen läßt! Das alles ist gewiß noch nirgends in sich abgeschlossen; aber überall spürt man das Frühlingsbrausen.

Vom modernen Kunstgewerbe.

Und noch irgendwo ist Frühling, beinahe wohl schon Frühsommer: im modernen Kunstgewerbe. Wie rasch das plötzlich da war, nachdem man es ein Menschenalter lang vergeblich mit aller Sehnsucht erwartet hatte, ist den Zeitgenossen noch deutlich in der Erinnerung. Heute gilt es schon beinahe abzuwehren oder doch einzudämmen. Nicht als ob es des Guten hier jemals zu viel geben könnte — wohl aber, weil bei der Massenerzeugung des Neuen schon viel Fabrikmäßiges und Schablonenhaftes, andererseits aber auch Marktschreierisches und Sinnlos-Verzerrtes mitunterläuft.

Fast mehr ein Hexensabbat als eine Ausstellung des modernen Kunstgewerbes war die „I. Esposizione d'arte decorativa moderna", die diesen Sommer lang in Turin ein weites schönes Gelände am Po mit ihren Erzeugnissen bedeckte. So schlimm, wie es in dieser Ausstellung scheinen konnte, steht es jedoch in Wirklichkeit nicht. Man darf die Leistungsfähigkeit der modernen Nutz- und Schmuckkunst nicht nach dem Stapellager von Turin beurteilen — und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil

Digitized by Google

unter den modernen Staaten Italien fast der letzte war, der eine solche Ausstellung hätte in die Hand nehmen dürfen. Eine internationale Schaustellung, welcher Art auch immer, sollte stets nur von einem solchen Lande ausgehen, das in dem betreffenden Gebiete leistungsfähig und zu einer führenden Rolle berechtigt ist. Bei Italien ist aber hier genau das Umgekehrte der Fall. Gerade weil es 1900 in Paris die Erfahrung gemacht hatte, daß es auf dem Gebiet der modernen dekorativen Kunst noch fast gar nichts leistet, und weil es dieses Versäumnis im Geschwindschritt einzuholen trachtete, veranstaltete es bereits zwei Jahre später diese Turiner Ausstellung. Natürlicherweise hatte in dieser kurzen Frist sich nichts Wesentliches verändern können, und so wäre es nicht schwer gewesen, das Ausstellungsergebnis, wie es wirklich eintraf, vorauszusagen: Italien mußte abermals abfallen und die übrigen Länder würden kaum in der Lage sein, wesentlich Neues zu zeigen. So geschah denn auch; nur kommt noch hinzu, daß die Turiner Ausstellung, trotz ihrer Massenausdehnung, in ein paar wichtigen Punkten unvollständig war.

Beispielsweise war von englischer und französischer Kunst nur sehr Fragmentarisches und Zufälliges zu sehen. Es gab vor allem kein einziges englisches Interieur, während doch die englische Interieur-Kunst wo nicht am höchsten steht, so doch zweifellos für die gesamte moderne Bewegung auf diesem Gebiet Anstoß und Vorbild gegeben hat. Für diesen Ausfall konnte nicht dadurch Ersatz geboten werden, daß in Einzelobjekten stellenweise Vortreffliches zu sehen war, z. B. an Wandvorhängen und Tapeten, an Bucheinbänden und namentlich an Kupfergefäßen. Hingegen hätten wir den unvermeidlichen Walter Crane, der einen ganzen Saal für sich in Anspruch nahm, sehr gern bescheidener auftreten sehen: er kann nicht mehr als Repräsentant der jüngsten und höchsten Entwickelung gelten. Weniger empfindlich war, daß Frankreich ungenügend ausstellte. Denn in Frankreich, das sonst so gerne voranschreitet, zeigt sich die Tradition häuslicher Lebensgewohnheiten zäher als fast in irgend einem Lande. Das Rokoko gilt als der französisch-nationale Stil schlechtweg — darum mag man sich nicht gern davon entfernen. Aus diesem Grunde fehlt es den meist französischen Versuchen auf dem Gebiete der modernen Wohnkunst an Entschiedenheit. Ein Lavieren zwischen Altem und Neuem ist vielmehr daselbst an der Tagesordnung. Man akzeptiert wohl ein paar neue Formen, verbrämt sie indes gern mit etwas Louis seize und bricht so

Digitized by Google

dem Prinzip der modernen Formschöpfung die Spitze ab. Der kluge Händler Bing hat aus diesem Kompromiß-System sogar ein neues national-französisches „Prinzip" abgeleitet und macht damit Geschäfte. Weniger zu Konzessionen bereit ist die von J. Meier-Graefe geleitete „Maison moderne". Sie läßt zwar auch gelegentlich einige gut gewachsene germanische Schmuckformen durch ihre Dessinateurs französisch verzierlichen, aber sie bringt doch auch manches Ungebrochene, worin sich moderne Künstlerindividualitäten voll entfalten. Beide Firmen hatten in Turin ziemlich umfänglich ausgestellt, Bing vorwiegend größere Möbelstücke, Meier-Graefe eine verschwenderische Fülle meist sehr geschmackvoller und eigenartiger kleiner Objekte. Neben diesen beiden traten die eingeborenen Franzosen Plumet Selmersheim, Bigot, Charpentier an Umfang und stellenweise auch an Bedeutung zurück. Doch wußte der geniale Lalique, dieser König aller Juweliere, durch eine kleine aber feingewählte Auslage seiner Schmucksachen den Ruhm seines Geschmacks und seiner Persönlichkeit voll zu behaupten.

Recht unvollständig wirkte auch Österreich. Hier fehlte die Sezession, die kraft ihrer Begabungen die wahre Trägerin des modernen Wiener Stiles ist. Der Architekt Ludwig Baumann, der die österreichische Abteilung in Turin installierte — nicht im allgemeinen Hauptgebäude, sondern in zwei eigens von ihm erbauten Villen — zeigte zwar viel Gewandtheit und Geschmack, doch nur eine beschränkte Erfindungsgabe und vielfach abgeleitete Formen. Sein Bestes bestand wohl in der glücklichen und übersichtlichen Raumdisposition. Natürlich sickerte die Kunstweise der Sezessionisten überall durch. Denn längst haben die Fabrikanten sich diese zunutze gemacht, indem sie entweder die Künstler selbst beschäftigen oder in ihrer Art von anderen, zum Teil von ihren Schülern arbeiten lassen. So war an Schmucksachen, Gläsern, Teppichen, Eßgeschirr und auch Möbeln immerhin verschiedenes zu sehen, das von der neuen Kunstart der Wiener eine Vorstellung zu geben vermochte — neben manchem, das veraltet oder unkünstlerisch war. Wollte man einen ganz reinen Eindruck der heutigen Wiener Schmuck- und Nutzkunst erhalten, so mußte man Turin verlassen und die österreichische Abteilung der Düsseldorfer Kunstausstellung besuchen, wo sowohl Sezession wie Hagenbund ihre Geschmackskunst teils im Arrangement, teils durch Vorführung kunstgewerblicher Objekte aufs glänzendste dokumentierten. Es waren da ein paar entzückende kleine Räume geschaffen, aus denen es den Beschauer, wenn er sie betrat, gleich heimelig an-

Digitized by Google

wehte. Da sah man Schränke und Büffets, Tische und Etagèren stehen, die von höchster Kultur waren, klar gedacht und sinnig konstruiert, und darauf standen Gefäße aus Tongut und Glas oder lagen silberne Bestecke, wundersame Stickereien, reizvoll gebundene Bücher, die das Auge angenehm fesselten. Auch die Wandverzierung war delikat und erreichte stellenweise, wie in den emaillierten Tonkacheln L. Bauers, eine Höhe des dekorativen Effekts, die fast berückend wirkte.

Desgleichen mußte man nach Düsseldorf gehen, um Van de Velde zu studieren, der in Turin gänzlich fehlte, worüber die dortige belgische Abteilung, trotz versuchter Anstrengungen, einfach zusammenbrach. Es war verwunderlich, zu beobachten, wie wenig ein Mann von der Bedeutung eines Horta vom Konstruktionsprinzip der modernen Kunst durchdrungen ist: sonst hätte er nicht so sinnlose Schmuckformen seinen Möbeln willkürlich anhängen können. Dagegen wirkte der Van de Velde-Raum in Düsseldorf als ein wahres Labsal. Da war alles Kraft, Schwung, Energie, Zielbewußtsein und Phantasie. Und vor allem gab es keine Einzelheit, die nicht irgendwie zum Grundzuge des Ganzen in Beziehung stand. Das schenkte der Gesamtschöpfung in all ihrer Fülle den Ausdruck des Streng-Organischen — und daraus quillt unbewußt jenes Gefühl von Beruhignng, das unser Gemüt von einem Innenraum, in dem wir wohnen sollen, verlangt.

Um nunmehr nach Turin wieder zurückzukehren, so wird vor allem über die Arbeiten der Italiener daselbst noch einiges zu sagen sein. Die Gesamtanlage bewies die Hand geschickter Dekorateure, und etwas Dekorateurartiges zeigten auch alle einzelnen Gruppen und Gebäude. Das Bestreben, ins Moderne hineinzuspringen mit beiden Beinen, womöglich gleich kopfüber, war überall ersichtlich. Leider aber war fast durchgehends zu konstatieren, daß der gesunde Zug, der die moderne Wohnungskunst durchdringt, hier keineswegs verstanden wurde. Vielmehr klammerte man sich an die Äußerlichkeiten, brachte Motive aus Paris und Darmstadt in gräßlicher Verzerrung und Übertreibung und brachte gewisse moderne Lieblingsornamente, wie die im Zickzack gebogene Linie, das Schachbrettmuster, die quadratischen Bäume in sinnlosester Häufung an. Daß ein Haus auch eine natürliche Form haben könne, schien gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein. Elefantenhausstil und indischer Tempelstil, dreieckige Formen und ungeheuere Pylonen mit riesigen Sonnendächern, alles dieses von wildester Malerei überzogen, waren

Digitized by Google

durchaus nichts Seltenes. Besser zeigte sich die Wirkung im Inneren, und die große Rotunde der Haupthalle wäre, in ihrer kühn-energischen Konstruktion, von vorzüglicher Wirkung gewesen, wenn die töricht-überladene Dekorierung nicht so viel wieder verdorben hätte. Ging man dann prüfend weiter und betrachtete sich etwa die italienischen Zimmereinrichtungen, so kam man schier aus dem Schwulst nicht mehr heraus; bei den meisten Objekten konnte man kaum noch glauben, daß sie ernst gemeint seien. Auch in den kleineren Industrien war, etwa mit Ausnahme der Florentiner Keramiken, kaum etwas zu finden, das auf der Höhe der Zeitkultur stand.

Nächst Italien hatte Deutschland in Turin weitaus den meisten Raum für sich in Anspruch genommen. Aber der Anblick war hier, gottlob, ein völlig verschiedener. Allenthalben stieß man auf solide Arbeit, auf vernünftige Erfassung dessen, worauf es in den dekorativen Künsten im gegenwärtigen Moment besonders ankommt. Es hätte vielleicht bei dem großen Terrain, das der deutschen Kunst zur Verfügung stand, eine imponierendere und geschlossenere Gesamtwirkung erzielt werden können. Dem Grundriß fehlte es an lichtvoller Gruppierung, der Arbeitseinteilung an einem einheitlichen Plan. Aber in der Freiheit, daß ein jeder zeigen konnte, was er wollte, lag doch auch wieder ein anspornendes Element, das die einzelnen Kräfte antrieb, ihr Bestes zu zeigen. Jedenfalls ist es schon viel, daß völlig Mißlungenes kaum untergelaufen ist; daß ein gesunder und tüchtiger, praktisch verwendbarer und geschmacklich anständiger Durchschnitt einen guten Eindruck von moderner deutscher Lebenshaltung hervorrief; und daß einzelne Leistungen, wie das Atrium von Behrens in seiner milden Feierlichkeit, die Halle von Bruno Möhring in ihrer farbigen und kräftigen Imposanz und die Stuben von Olbrich in ihrer vortrefflichen Arbeit und phantasievollen Behaglichkeit mit Lebhaftigkeit an unser Kunstgefühl appellierten. Die Leitung des Ganzen lag in den Händen des bekannten Münchener Wohnungskünstlers v. Berlepsch-Valendas, dem zweifellos das Hauptverdienst dafür gebührt, daß Deutschland in Turin sich einen Ehrenplatz erkämpfte. Nach diesem Erfolg sollte es nun auch gelingen, daß diese Kunst in breiterem Maße sich des Lebens bei uns bemächtigte. Denn das ist ja doch schließlich ihr letztes Ziel: das Leben mit höherem Kunstgehalt zu erfüllen und hierdurch die Gesamtheit unseres Daseins auf eine höhere Entwickelungsstufe zu heben.

Digitized by Google

Die Lüge im Kindesleben.

Von Laura Frost.

Es wird oft darüber geklagt, daß die Kinder, daß alle Kinder lügen, und ratlos stehen die Mütter dieser Tatsache gegenüber und fragen, welche Mittel sie dagegen anwenden sollen; alle, selbst die strengsten Strafen seien bisher wirkungslos geblieben. Wenn ich zu dieser wichtigen Frage das Wort ergreife, so geschieht es, weil die Erfahrung in meiner eigenen Familie und in den Familien meiner Bekannten mir den Weg gezeigt hat, der zu diesem erstrebten Ziele führt und der, weil er von der Liebe diktiert ist und nicht auf dem System der Strafe basiert, dem mütterlichen Herzen jeder rechten Erzieherin willkommen sein wird.

Wenn eine Mutter ihr Kind zur Wahrhaftigkeit erziehen will, so ist es zunächst notwendig, daß sie selbst wahr ist. Das Kind muß sich unbedingt auf jedes ihrer Worte verlassen können. Die Bildung seines Charakters hängt in der Hauptsache von dem Beispiel ab, das es vor Augen hat. Was immer die Kinder sehen, ahmen sie nach. Wichtiger und einflußreicher, als die bloße Rede, wirkt das Beispiel durch die Tat. Somit ist die erste Bedingung für die Erzieherin ihre eigene Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit.

Die zweite Bedingung ist, daß dem Kinde die Angst vor dem Erzieher ferngehalten wird. Zu jedem, der dieses Amt hat, vor allem zu der Mutter, muß das Kind in dem Verhältnis unbeschränkten Vertrauens stehen. Es muß wissen, daß nur Gutes von ihm verlangt, aber auch nur Gutes von ihm geglaubt wird, daß es mit allen seinen kleinen Wünschen, Sorgen, Plänen, mit seinen kindlichen Bedenken und auch mit dem Eingestehen seiner Unarten und Fehler zu der Mutter kommen kann. Die Mutter versteht dieses alles und kann ihm überall helfen. Die meisten Kinder lügen aus Angst. Sie sehen das Mißtrauen in dem Auge des Erziehers, sie fühlen es im Klang seiner Worte. Und sie fürchten die Strafe. Mag diese gar nicht sehr streng sein, mögen die Worte dem Verständnis des Erwachsenen gemäß, gar nicht sehr hart klingen, das weiche Kindergemüt wird dadurch aufs höchste erschreckt und geängstigt. Es vermag den rechten Weg nicht mehr klar zu sehen und sagt etwas, was es mit ruhigem Herzen vielleicht nie gesagt hätte — es lügt.

Digitized by Google

Der rechte Erzieher darf niemals von der Voraussetzung ausgehen, daß das Kind lügen will; Verstellung ist der unverdorbenen Kinderseele fremd; viel eher soll er die Tatsache annehmen, daß die äußeren Umstände es zum Lügen zwangen.

Wenn das Kind fühlt, daß von ihm ohne weiteres geglaubt wird: was es sagt, müßte eine Lüge sein, so steht es dieser Auffassung ganz wehrlos gegenüber und — wird oft lügen, meistens ganz ohne Sinn und Verstand, nur mit der einen Berechnung, bei welcher Antwort es wohl am wenigsten Schelte bekommen würde. Der Erzieher, der dieses beobachtet hat, wird einen anderen Weg einschlagen müssen, um das Kind an Wahrheit zu gewöhnen. Er wird z. B., wenn er in einer Aussage eine Unrichtigkeit bemerkt, zu ihm sagen: „Da irrst du, mein Kind; besinne dich nur; es war doch so und so. Gewiß hast du's vergessen." Oder, wenn er erst später die Unrichtigkeit entdeckt, so wird er eben später sagen: „Übrigens war das neulich nicht richtig. Die Sache verhielt sich ja so; da hast du dich doch geirrt."

Auf diese Weise macht er es dem Kinde leicht, seine Aussage zu berichtigen, und gewöhnt es daran, das viel Einfachere stets zu sagen: die Wahrheit.

Ich kannte einen Knaben, der im Alter von acht bis zehn Jahren, wenn es sich um irgend eine unaufgeklärte Tatsache handelte, leicht zu sagen pflegte, wenn er danach gefragt wurde: „Ich glaube, ich habe es nicht getan. Aber ganz genau weiß ich es nicht mehr; möglich ist es schon." In keinem der fraglichen Fälle ist er der Täter gewesen, trotzdem nach dieser Antwort der Verdacht leicht auf ihn fallen konnte. So groß war seine Gewissenhaftigkeit und vor allem der Wunsch, keine Lüge zu sagen. Diese strenge Wahrheitsliebe äußerte sich bei ihm auch noch in anderer Art. Die Großmutter war zum Abend dagewesen, er sollte sie nach Hause bringen. Die Großmutter bedauerte ihn deshalb; er schwieg und zog sich den Überzieher an. Da sagte seine Mutter: „Aber für Werner ist es doch ein Vergnügen, mit dir zu gehen, nicht wahr, Werner?" Darauf erhielt sie die ruhige, bestimmte Antwort: „Das kann ich nicht gerade behaupten; aber ich werde mit der Großmutter gehen." In solchem Falle gehört eben auch liebevolles Verständnis dazu, um ein Kind richtig zu beurteilen. Wenigstens muß die Mutter es verstehen. Der Großmutter konnte man es wohl nicht verdenken, daß sie über diese Antwort nicht gerade erfreut war.

Einer solchen milden Mutter gegenüber wird gewiß der Ein-

Digitized by Google

wand erhoben werden, ihre Kinder hätten sicher trotzdem gelogen und viel öfter, als sie es gewußt und geglaubt hätte. Darauf möchte ich erwidern: Zehn Lügen, die die Mutter als Wahrheit glaubt, schaden nicht so viel, als wenn sie einmal an der Wahrheit zweifelt und damit irrt. Denn durch das unberechtigte Mißtrauen schafft sie in der Seele des Kindes eine große Unsicherheit und Bitterkeit. Es fühlt die Ungerechtigkeit, die ihm gerade von der Mutter entgegentritt. Dagegen im ersten Fall, wenn sie eine Lüge geglaubt hat, welches gute Kind schämt sich nicht doch, die Mutter belogen zu haben!

Ich kannte einen anderen Knaben, der tatsächlich häufig log. Die Mutter wußte das und zweifelte leicht an seinen Worten. Wieder war etwas Unrechtes geschehen, und wieder hatte der Knabe hartnäckig die Täterschaft geleugnet. Am nächsten Tage zeigte sich der Beweis für seine Schuld. „Aber kannst du denn gar nicht die Wahrheit sprechen?“ sagte die Mutter ganz verzweifelt, „was soll ich nur mit dir machen, ich kann dich doch nicht immer schlagen! Du siehst doch, daß deine Geschwister nicht lügen!“ Der Knabe hatte in verstocktem Schweigen dagestanden. Als er die schmerzvollen Worte der Mutter hörte, ergriff auch ihn der Schmerz. „Du glaubst mir ja doch nicht,“ schluchzte er leidenschaftlich; „ob ich lüge oder die Wahrheit sage, es ist alles einerlei. Nur den anderen, den Geschwistern glaubst du, wenn sie ja oder nein sagen; mir nie! Du glaubst, ich lüge immer!“ Wie ein schwerer Vorwurf traf das Wort des vierzehnjährigen Knaben die Seele der Mutter. „Du hast recht,“ sagte sie. „Ich habe dir nicht immer geglaubt. Ich verspreche dir, von jetzt an will ich dir immer glauben, ich will nie mehr an dem zweifeln, was du mir sagst. Aber versprich auch du mir, immer wahr zu sein. Und wenn du hinterher einmal denkst, es war doch nicht so, wie ich's heute der Mutter sagte, dann komme zu mir, fasse mich um und sage: ‚Ganz so war's doch nicht, Mutterchen, ich habe mich da wieder einmal geirrt,‘ — willst du, mein Kind?“

Die Mutter hat ihr Wort gehalten. Noch manchmal mußte sie zweifeln an den Worten ihres Sohnes; aber sie zeigte es ihm nie. Sie nahm seine Worte stets als etwas Unbestreitbares hin und dachte nicht weiter darüber nach. Der Knabe kam niemals sich entschuldigen, und sie verstand auch das Gefühl der Beschämung, das ihn daran hinderte. Aber sie sah mit inniger Freude die allmähliche Umwandlung seines Wesens, und sein freies, offenes Auge war ihr der schönste Lohn.

Digitized by Google

Ich las kürzlich in einem Buch über Erziehungsfragen, daß die Familie vom Staate lernen müsse, wenn das Verhältnis gegenseitigen Vertrauens nicht zur Aufklärung des wirklichen Sachverhalts führen sollte. Das Gerichtsverfahren mit dem ganzen Apparat des Richters (der Vater), der öffentlichen Anklägerin (die Mutter), den Zeugen (die Kinder) und der praktischen Belehrung über die Wichtigkeit der geforderten Aussagen müßte auch in der Kinderstube angewandt werden. Der Verfasser spricht davon, daß für das Kind eine solche Untersuchung eine schauervolle Wichtigkeit besitzt, daß der „feierliche" Apparat mit der voraufgehenden Zeugenermahnung eine leicht einschüchternde Wirkung, besonders auf sensitive Kinder zweifellos hat," daß eine, „meist unberechtigte nervöse Angst häufig zu objektiv falschen Aussagen verleitet", daß „die geistige Not eines dergestalt in Untersuchung geratenen Kindes in Parallele gestellt werden kann mit den Empfindungen des schweren Verbrechers, der da weiß, daß es sich für ihn um Kopf und Kragen handelt". Trotzdem will er das Kind allen diesen Aufregungen aussetzen. An die Führung einer solchen Untersuchung aber stellt er die hohe Anforderung, sie möge alle diese Übelstände möglichst vermeiden. Diesem öffentlichen Gerichtsverfahren soll auch die Beantwortung der Frage zustehen, ob Öffentlichkeit und Gemeinsamkeit der Zeugenvernehmungen geboten sei oder ein Separatverhör der einzelnen.

Es wird kaum Eltern geben, die im stande sind, in der vom Verfasser angestrebten Vollkommenheit eine solche Verhandlung zu leiten. Nach meinen Erfahrungen kann ich für eine solche auch nicht eintreten, sondern möchte dafür lieber empfehlen, das Verhältnis gegenseitigen Vertrauens als das wirksamste Mittel immer wieder anzurufen. Wir wollen ja unseren Kindern, soviel es geht, in ihrer Kindheit unter unserem Schutze ein Stückchen von dem verlorenen Paradies geben. Mit Freude und kindlichem Glück wollen wir sie ihnen füllen, mit sonnigem Schein so hell, daß bis in die späteste Zeit die unvermeidlichen dunkeln Stunden ihres Leben davon erleuchtet werden können. Friede soll in ihrer Seele ziehen, wenn sie der Kindheit gedenken. Und nicht wie große Menschen wollen wir sie behandeln, wie Verbrecher und Zeugen, sondern wie kleine unschuldsvolle Wesen, die den rechten Weg nicht immer wissen, die sich verirren können, und die wir liebevoll mit stützender, sanfter Hand wieder auf den rechten Weg zu weisen haben. Wenn man die anderen Kinder öfters zu Zeugenaussagen veranlaßte — wohin würde das führen? Zur

Digitized by Google

helfenden geschwisterlichen Liebe sicher viel weniger, als zu dem unleidlichen Aufpassen und Verklagen.

Ein Knabe hatte gelogen. Inmitten ihrer Kinder saß die Mutter und dauerndes Schweigen antwortete ihrer herzlich freundlichen Frage:

„Sagt mir doch, liebe Kinder, wer hat denn das getan?" Als sie nach mehreren resultatlosen Fragen hinzusetzte: „Ich bin so traurig, daß ihr mir's nicht sagt. Es schadet ja nicht so viel, was da getan ist. Aber wer es gewesen ist, könnte sich wohl melden, wenn ich darum bitte." Da wandte sich das jüngste Kind, ein fünfjähriges Mädchen, ihr zu: „Ich habs getan. Sei doch nicht böse." Die Mutter strich ihr liebkosend über das errötete Gesicht: „Ein andermal sag's früher. Laß mich nicht so lange darum bitten." Der Friede war wieder hergestellt. Aber die Mutter sah mit Staunen, wie plötzlich der zwei Jahre ältere Bruder das Kind zärtlich umfaßte: „Willst du mit mir spielen? Mit deinen Puppen? Wir ziehen sie an und fahren mit ihnen in den Wald, willst du?" Sie wollte, und sie saßen beide an der Erde, die Puppen auf dem Schoß, und fuhren in den Wald, der neben ihnen auf dem großen blumigen Teppich sich ausbreitete. Das kleine Mädel war selig, daß der Bruder so lieb zu ihm war. Beim Gutenachtsagen fragte die Mutter ihr Töchterchen: „Nun erzähle mir einmal ordentlich, wie du das vorhin gemacht hast." Das Kind schwieg. Als die Mutter nochmals fragte, fing es bitterlich an zu weinen. „Ach, frage doch nicht mehr. Ich kann nicht so viel lügen." Und die Mutter vernahm, es hätte sich nur zur Täterschaft bekannt, weil es ihm so leid getan hatte, die Mutter traurig zu sehen.

Mir will scheinen, daß eine Kinderstube, in welcher derartiges vorkommen kann, weit mehr vom Geist der Liebe durchweht ist, als eine solche, in der ein Gerichtsverfahren üblich ist. Diese Kinder wußten alle, wer das Unrecht getan. Sie hatten geschwiegen, weil sie den Bruder nicht anklagen wollten. Wie zerknirscht kam nachher der kleine Sünder an! Das liebevolle Benehmen des Schwesterchens hatte Eingang in sein kleines trotziges Herz gefunden.

Wenn nun gegen die obigen Ausführungen der berechtigte Einwand erhoben wird, es seien nicht alle Kinder gleich gut veranlagt; vielen sei der Hang zur Lüge angeboren, andere treibe ihre Phantasie zur Lüge; auch in der Art ihrer Zutraulichkeit zur Mutter wären sogar Geschwister mitunter ganz verschieden; es

Digitized by Google

gäbe Kinder, deren scheue Verschlossenheit keine noch so große Milde bekämpfen könnte — dann läßt sich darauf nur erwidern:

Und wenn euer Kind so geartet ist und keine Kunst der Mutterliebe dagegen zu helfen scheint, so nehmt auch seine Unart mit der Langmut hin, die der Erzieher haben muß. Immer mit der festen Hoffnung auf ein Besserwerden, auf das Wachsen des Verständnisses in der jungen Seele auch für eure Liebe. Höret nie auf zu versuchen, derselben Einfluß zu schaffen. Wo die Liebe nichts erreicht, da erreicht die Strenge gewiß nichts. Ein Gerichtsverfahren würde zu den vorhandenen angeborenen Fehlern noch neue anerziehen: Verstocktheit, Trotz, tiefe Verbitterung. Das sind schwere Schäden im Seelenleben eines Kindes.

Allen Müttern möchte ich zurufen:

Glaubt an das Gute in der Seele eurer Kinder, hütet und pflegt es, damit es wächst und kräftig wird. Ihr habt aus der Hand des Schöpfers ihre Seelen bekommen, weich wie Wachs, das ihr formen könnt. Bewahrt sie vor schlechten Einflüssen, gebt ihnen ein gutes Beispiel. Seid ihr Vorbild, dem sie rückhaltlos nachfolgen können. Vor allem aber liebt sie und vertraut ihnen, und laßt euch mit derselben vertrauenden Liebe von ihnen wieder umfassen! Wo Liebe und Vertrauen herrschen, da gibt es keine Lüge.

Das Wesen des Christentums.

Von Julius Kaftan.

1.

Sind wir noch Christen? — so hat Strauß vor nun 30 Jahren gefragt und diese Frage verneinen zu können geglaubt. Hätte er recht gehabt, dann wäre es heute eine Sache der historischen Wissenschaft geworden, das Wesen des Christentums zu diskutieren, immer noch interessant genug, da es sich jedenfalls um ein wichtiges Stück unserer geschichtlichen Vergangenheit

Digitized by Google

handelte, aber keine Frage, die die Gemüter im Blick auf die Gegenwart unseres Volkes oder im Ausblick auf seine Zukunft zu bewegen brauchte. Statt dessen muß es heißen, daß kaum eine andere Frage wichtiger ist als die religiöse Frage. Wird unser Volk ein christliches bleiben? Werden wir es wieder zu einer einheitlichen christlichen Kultur bringen? Wird auf die Jahrhunderte des Kampfs eine neue Periode des Gleichgewichts der geistigen Interessen folgen? eine Zeit, in der eine gemeinsame große Lebensform wieder ein Band der Einheit um alle, um die meisten und besten Glieder des Volkes schlingt?

Freilich — andere Fragen und andere Interessen stehen in der Diskussion des Tages voran. Namentlich die, ob unser Volk seine Stellung unter den Völkern wird behaupten können, oder ob wir zu spät erkannt haben, daß die Zeiten andere geworden sind, und wir nicht in unseren Grenzen stark sein können und blühen, wenn wir nicht einzugreifen vermögen, weit über diese Grenzen hinaus, in den großen Streit der Völker, um einen unserer wachsenden Zahl entsprechenden Platz an der Sonne zu erlangen. Oder die andere, ob es gelingen wird, die soziale Schichtung des Volkes im Sinn vermehrter Gerechtigkeit neu zu gestalten, so daß es keinem Deutschen unmöglich gemacht ist, sein Brot zu finden und einen Lebensinhalt zu gewinnen, der über den Sorgen des Tages liegt. Weltmacht oder nicht — soziale Reform oder nicht — das sind die Schlagworte, die am lautesten tönen, die Streitfragen, in denen am heftigsten Partei genommen wird.

Dennoch ist die religiöse Frage schließlich die wichtigste unter allen. Denn es gibt auf die Dauer keine materielle Wohlfahrt ohne sittliche Kraft. Und die verborgenen Wurzeln, aus denen diese dem einzelnen wie einem Volke zuwächst, das sind die Richtpunkte, die sein Empfinden und Wollen beherrschen, d. h. aber die Religion, die der Mensch oder das Volk hat.

Sehr kurzsichtig wird oft über diese Zusammenhänge geurteilt. Man meint, weil es manch tüchtigen Mann gibt, der die Religion vernachlässigt oder verwirft, so sei damit erwiesen, daß es auch ohne Religion gehe, daß sie Empfindungssache des einzelnen sei, mit der es jeder halten möge wie er wolle, daß sie aber für das wirkliche Leben nichts bedeute. Als wenn diese Zusammenhänge, was da wirklich notwendig ist und sich bedingt, am einzelnen Individuum nachgewiesen werden könnten! Nicht der einzelne Mensch, sondern das Volk, der Mensch im großen,

Digitized by Google

kommt da in Betracht. Und wiederum nicht eine Spanne Zeit wie die Lebensdauer einer Generation kann darüber belehren, sondern nur eine Periode, die eine Folge von Geschlechtern umfaßt. Stellt man die Frage aber dem entsprechend, dann wird man finden, was ich eben sagte, daß es schließlich die sittliche Kraft eines Volkes ist, die sein äußeres Schicksal bedingt, und daß diese wieder nicht allein, aber in erster Linie davon abhängt, ob aufrichtige Frömmigkeit in ihm lebendig ist, eine Frömmigkeit, die es befähigt, Opfer zu bringen, durch den Schein auf das Wesen der Dinge zu sehen, gegen den Augenschein letzte Zielpunkte zu erfassen und zäh, ja trotzig daran festzuhalten.

Das wäre die entscheidende Probe für die Notwendigkeit der Religion, ob ein Volk sich ohne sie auf die Dauer in der Geschichte zu behaupten vermöchte. Aber diese Probe würde den Untergang bedeuten. Sie wird von keinem Volk gemacht, das noch lebendig ist und eine Zukunft hat. Vielmehr kommt für ein gesundes und zukunftsfreudiges Volk nach einer Zeit der religiösen Erkaltung und Entfremdung eine Periode, in der die Frage nach der Religion wieder laut wird und die Gemüter bewegt. Allem Anschein nach gehen wir einer solchen Zeit entgegen und dürfen wir hoffen, daß es unserem Volk an einer derartigen Selbstbesinnung nicht fehlen wird.

Ausschließlich die christliche Religion ist es aber, die für uns in Betracht kommt. Nicht bloß, weil sie unsere Vergangenheit beherrscht hat und die Seele unseres Volkes hat prägen helfen. Nein auch, weil nur das Christentum eine Religion für lebendige Völker ist, die die Herrschaft über die Welt zu erringen und zu behaupten vermögen. Was wir an geistiger Religion — und nur um solche kann es sich handeln — neben dem Christentum finden, hat seinen Ort in trägen oder absterbenden Teilen der Menschheit, die nicht mitsprechen im Rat der Völker und nur eine Zukunft haben werden, falls sie sich zur Aneignung christlicher Kultur befähigt erweisen.

Wenn einzelne Philosophen oder Gelehrte uns dergleichen exotische Gewächse anpreisen, so ist das nicht mehr als eine müßige Spielerei. Sie verkennen dabei, daß die Religion, wo sie lebendig ist, nicht einen besonderen Kreis im geistigen Leben ausmacht, sondern dessen alles beherrschendes und prägendes Zentrum ist. Die Güter, an denen unser Leben hängt, die Grundsätze, die wir selbstverständlich finden, ja die Formen, in denen wir denken und

Digitized by Google

handeln, stammen aus unserer christlichen Vergangenheit. Wollten wir etwa eine indische Erlösungsreligion statt des Christentums wählen, würden wir geistigen Selbstmord begehen.

Oder dasselbe noch anders gesagt. Lebendige Religion gibt es nur als ein Ganzes von bestimmten Gedanken und entsprechenden Folgerungen für die praktische Lebenshaltung. Was diese Folgerungen sind und wie beides zusammenhängt, darüber kann wieder nur die Geschichte als die Erfahrung im großen belehren. Findet ein Denker Gefallen an Gedankenkreisen, die ihm in außerchristlichen Religionen begegnen, etwa weil sie seinen philosophischen Voraussetzungen entgegenkommen, so kann er sie sich aneignen und im übrigen der europäische, auf christlichem Boden wurzelnde Mensch bleiben, der er ist. Was ist nicht alles im einzelnen Fall möglich! Wenn er dann aber eine Religion nach diesem Muster konstruiert oder weissagt, so ist er in einem seltsamen Wahn befangen, der allem spottet, was Geschichte und Erfahrung lehren. Niemals kann aus solchen Spekulationen religiöses Leben sprießen, das innere Wahrheit hätte, kraftvoll und wirksam wäre. Über dergleichen Velleitäten wird die Geschichte unseres Volkes, ja muß sie zur Tagesordnung übergehen. Was für uns in Betracht kommt, ist das Christentum und dieses ausschließlich.

Aber was hat es denn mit dem Christentum für eine Bewandtnis? worin besteht sein Wesen? Vielerlei Ansichten werden darüber laut. Über tote Dinge, die nun der Geschichte angehören und nur noch ein antiquarisches Interesse haben, werden wir uns leicht einig. Was unter uns lebendig ist, was in unser inneres Leben hineinragt, das sieht jeder mit seinen Augen. Da ist der Streit der Meinungen nicht überhaupt zu vermeiden. Und sehr irrig wäre es, anzunehmen, daß diejenigen zu einem objektiven Urteil befähigt sind, die für ihre Person das Christentum ablehnen oder bekämpfen. Auch aus ihrer Auffassung erhellt, wie sehr es noch unter uns lebendig ist. Denn sie haben nun das Interesse, das Christentum in einem Licht zu sehen und zu zeigen, in welchem es als überlebt oder gar als verwerflich erscheint.

Also das kann nicht anders sein, als daß jede Äußerung über das Wesen des Christentums in irgend einem Maß subjektiv bedingt ist. Es hat schließlich den Grund, daß es sich um ein Gebiet handelt, auf dem die ursprüngliche Form davon zu reden prophetische Verkündigung, apostolisches Zeugnis, Bekenntnis einer innerlich ergriffenen Seele ist.

Digitized by Google

Doch ist es möglich, nicht im bloß Subjektiven stecken zu bleiben, sondern etwas zu sagen, was über den Streit der Meinungen hinausreicht. Das Christentum ist nicht bloß inneres Leben in seinen Bekennern, sondern vor allem auch eine geschichtliche Größe. Freilich, geschichtlich wieder so mannigfaltig und weit verzweigt, als Glaube und Weltanschauung, als Moral und Lebensordnung, als Kultus und Institution in die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens hineinragend, überdies im Lauf der Zeit so wesentlichen Wandlungen unterworfen gewesen, daß man auf den ersten Blick daran verzweifeln möchte, hier eine Einheit zu finden und aufzuzeigen. Aber wir dürfen getrost sagen, daß die wissenschaftliche Forschung auch hier in dem Jahrhundert, das nun hinter uns liegt, große Fortschritte gemacht hat, und daß sich Gesichtspunkte festgestellt haben, von denen jeder ausgehen muß, der über das Wesen des Christentums Rechenschaft geben will.

Einmal steht fest, daß das Christentum eine Religion ist — nicht ein Versuch der Welterklärung, nicht eine Moral, nicht eine Summe von Institutionen und Ordnungen, sondern eben eine Religion, jenes alles auch, aber so, daß das die geistigen Lebensformen sind, in denen sich inneres religiöses Leben gestaltet und Ausdruck verschafft. In diesem inneren Leben liegt das Band der Einheit, das alles verbindet, was zum Christentum gehört und den Namen des Christlichen in Anspruch nehmen darf. Nach dem Wesen des Christentums fragen heißt auf dies Innerste die Aufmerksamkeit richten, es zu verstehen und zu erklären suchen.

Ist aber das Christentum eine Religion, dann werden wir zweitens sein eigenartiges Wesen nur an einem Vergleich mit andern Religionen deutlich machen und objektiv feststellen können. Einen andern Weg zur Erkenntnis gibt es nicht, hier so wenig wie bei ähnlichen Aufgaben. Will ich zeigen, was es um das Deutschtum ist und die deutsche Art, so muß ich das deutsche Volk mit andern Völkern vergleichen. Will ich eine bestimmte Richtung der Kunst objektiv umschreiben, so muß ich zum Vergleich mit andern Kunstrichtungen greifen. Und so durchweg, wo es sich um Schilderung des geistigen Lebens handelt. So also auch, wenn wir nach dem Wesen des Christentums fragen. Nur die Zusammenstellung mit andern Religionen kann uns den Schlüssel zu einem Verständnis bieten, das nicht bloß subjektive Auffassung und Ansicht ist.

Digitized by Google

2.

Doch möchte ich etwas anderes zum Ausgangspunkt nehmen, eine Beobachtung nämlich, die sich aufdrängt, wenn man die Auffassungen des Christentums überblickt, die neuerdings vertreten worden sind. Es ist darin ein gewisser Gegensatz zu bemerken, der leitende Gesichtspunkt ist ein verschiedener. Die eine Ansicht stellt das Christentum in die Reihe der Erlösungsreligionen, in denen Verneinung der Welt und Entsagung die Hauptsache ist. Die andere betont den ethischen Charakter der christlichen Religion, die Aufgaben, die sie in der Welt stellt, die Ziele, die sie in diesem Leben zu verwirklichen anweist.

Schopenhauer vor allem hat die erstgenannte Ansicht vertreten. Er zweifelt nicht, daß das Christentum wesentlich mit den indischen Erlösungsreligionen zusammengehört. Was vom Christentum darin nicht aufgeht, sein Theismus, der Gottesglaube, den es verkündigt, das erklärt er für das jüdische Element in ihm, von dem man absehn, das man ausscheiden müsse, wenn man das Wesen des Christentums rein und ungetrübt erfassen wolle. Das Gebot der Nächstenliebe führt er auf das Mitleid als das Fundament aller wahren Moral zurück. Auch darin findet er also nichts, was positive Aufgaben in der Welt stellt. Die Welt ist in aller Beziehung nur dazu da, um verneint und verleugnet zu werden.

Nicht wenige sind Schopenhauer in dieser Beurteilung des Christentums gefolgt. Man begegnet ihren Spuren auf den verschiedensten Gebieten. Um nur eines zu nennen: in der Ethik ist die Gegenüberstellung der positiven aktiven Moral des Altertums und der negativen passiven Moral des Christentums zu einem geläufigen, wiederkehrenden Schema der Betrachtung geworden.

Und wer nun das Evangelium, überhaupt das Neue Testament aufmerksam liest, findet leicht, daß diese Töne in der Tat durch dasselbe hindurchklingen. Sie werden häufig weniger beachtet, weil wir durch Erziehung und Gewöhnung darauf eingestellt sind, andere Gedanken als die leitenden anzusehen und uns von ihnen in der Einordnung des einzelnen bestimmen zu lassen. In Wirklichkeit ist es nicht unmöglich, das ganze Neue Testament unter dem Gesichtspunkt Schopenhauers zu lesen und zu verstehen.

Es hilft dem Menschen nichts, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er darüber das Leben einbüßt, das über der Welt liegt.

Digitized by Google

Wer das (irdische) Leben festhält, wird das (wahre) Leben verlieren; jenes muß man preisgeben, um dieses zu erringen. Von allem muß der Jünger Jesu sich lösen, von Weib und Kind, von Vater und Mutter, sonst ist er sein nicht wert. Das Auge gilt es auszureißen und den Fuß abzuhauen, wenn sie Ärgernis geben: besser ein Krüppel zum Leben eingehen, als mit ganzem Leib zur Hölle fahren.

So hat Jesus seine Jünger gelehrt — es ist daher nicht zu verkennen, daß die Loslösung von der Welt ein Grundelement der inneren Verfassung und Lebenshaltung ist, zu der er anweist und den Weg öffnet. Es ist unmöglich, dies alles auf den Gedanken zurückzuführen, daß die Liebe zu den Brüdern Selbstverleugnung bedingt, und diese daher um der Liebe willen den Jüngern zur Pflicht gemacht wird.

Bei Paulus aber ist es der leitende Grundgedanke aller Verkündigung, daß die alte Welt mit Jesus gestorben und eine neue Welt mit seiner Auferstehung aus dem Grabe hervorgegangen ist. Nicht bildlich, symbolisch ist das gemeint wie in unserer heutigen Kirchensprache, sondern ganz real: bei der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft des Erlösers wird auch in die äußere Erscheinung treten, was der Sache nach in seinem Sterben und Auferstehen bereits geschehen ist. Niemand gehört daher zu Christus, der nicht im Glauben diese Erfahrung macht: die Erlösung von der gegenwärtigen Welt des Fleisches. Und bei Johannes ist der Gegensatz zur Welt so ausgeprägt, daß man schon gnostischen Dualismus in seiner Lehre hat finden wollen. Ist das nun zwar übertrieben, so ist doch richtig, daß wir auch bei diesem letzten großen Zeugen des Urchristentums scharf ausgeprägt den Gedanken der Erlösung wiederfinden — den Gedanken der Erlösung, die hier wie immer Erlösung *von der Welt* bedeutet.

Dazu kommt, daß die Kulturaufgaben, die in der Welt liegen, nirgends im Neuen Testament den Gegenstand der Aufmerksamkeit bilden. Sie werden nicht verneint, aber der Jünger Jesu verhält sich gleichgültig dagegen. Nicht diese Welt, sondern die zukünftige Welt, die nun gegenwärtig geworden ist und bald vollends offenbare Wirklichkeit werden wird, erfüllt ihm Sinn und Willen.

So hat die Auffassung Schopenhauers wesentliche Anknüpfungspunkte im ältesten Christentum, das wir kennen — ganz abgesehen davon, daß das Christentum dann in der Welt des

Digitized by Google

Altertums seine erste Ausgestaltung gefunden und dabei die Müdigkeit einer absterbenden Welt in sich aufgenommen hat, wodurch das mönchisch-asketische Lebensideal zum obersten in der alten und mittelalterlichen Kirche geworden ist, was vollends den Eindruck zu verstärken dient, daß Weltverneinung und Erlösung von der Welt der oberste leitende Gedanke unserer Religion sei.

Dennoch finden wir neben dieser Auffassung eine andere, die das eigentliche Wesen des Christentums in seiner ethischen der Welt zugewandten Seite sucht und, indem sie die bis jetzt besprochenen Elemente der urchristlichen Verkündigung für die zeitgeschichtliche Form des Anfangs erklärt, kein Gewicht weiter darauf gelegt wissen will.

Um auch hier einen illustren Vertreter zu nennen, so ist es vor allem Kant gewesen, der das Christentum unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt hat. Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, von der er weiß, ist die reine moralische Religion, Erkenntnis der sittlichen Gebote als göttlich, Glaube an Gott als den obersten Gesetzgeber, Richter, moralischen Regenten der Welt. Und sie findet er im Christentum verwirklicht, dessen Grundgedanke der vom Reiche Gottes als der vollkommenen moralischen Gemeinschaft der Menschen ist. Auf protestantischem Boden ist diese Auffassung erwachsen, der Protestantismus, der das asketische Ideal des Mittelalters verwirft, statt der Weltverneinung Weltbeherrschung zum Ziel macht, scheint hieran geknüpft zu sein. Durch die protestantische Theologie, namentlich auch der Gegenwart, klingen diese Gedanken daher laut hindurch — nicht in der einseitig moralisierenden Weise Kants, aber doch so, daß alles im Christentum auf die ethischen Zwecke und Ziele bezogen wird.

Und es ist nicht zu bestreiten, daß das Neue Testament auch in diesem Sinn gelesen und verstanden werden kann. Jesus hat das Gebot der Nächstenliebe dem höchsten Gebot der Liebe zu Gott gleichgesetzt, d. h. er hat ihm absolute Bedeutung zugeschrieben, ein oberstes Gesetz der Welt darin erkennen lehren. Und zwar so, daß es sich nicht um Mitleid bloß handelt, sondern um Förderung des Lebens und Verwirklichung eines positiven Zieles. Überhaupt ist es gar nicht zutreffend, irgend die Verneinung für einen letzten Gedanken des Christentums zu nehmen. Das Ja steht in ihm voran, die Bejahung der zukünftigen Welt, deren Anbruch das Kommen Jesu als des Christ (des Messias) bedeutet: die Verneinung ist nur das Korrelat dieser Bejahung,

Digitized by Google

der Ausdruck dafür. Schiebt man in den neutestamentlichen Gedankenkreis die Tatsache ein (wie man denn muß), daß das Ende nun eben noch nicht erschienen war, und der christlichen Gemeinde eine Entwickelung in der Zeit bevorstand, dann ist nicht zu folgern, daß es bei verneinenden Gedanken im Christentum bewenden muß, sondern vielmehr, daß diese verneinenden Gedanken hinter der positiven (ethischen) Aufgabe zurücktreten müssen.

Bei Paulus ferner fehlt kaum irgendwo der Hinweis auf die ethische Abzweckung jener großen Umwandlung der Christen, die er als Teilhaben an Christi Sterben und Auferstehen schildert. Was aber namentlich erwähnt werden muß: als ein Teil der Christen zu Thessalonich in der Erwartung des nahen Endes die Arbeit aufgab und müßig zu gehen begann, hat der Apostel ihnen entgegengehalten, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, daß es Christenpflicht ist, mit stillem Wesen zu arbeiten und sein eigen Brot zu essen. Man sieht hier deutlich, daß die Abkehr von der Welt im Christentum etwas anderes bedeutet als in der Philosophie des späteren Altertums und im philosophischen Pessimismus unserer Tage. Die alttestamentliche Grundlage des Christentums bedingt durchaus eine positive Stellung zu den Aufgaben dieser Welt, *solange diese Welt dauert*. Die Kulturarbeit wird nicht verneint und bekämpft, sondern als selbstverständlich, mit der Schöpferordnung gegeben vorausgesetzt, in die Ethik nur deshalb nicht aufgenommen, weil sie etwas Natürliches und um des Lebens willen Notwendiges ist.

Wieder hat Johannes wie kein anderer unter den neutestamentlichen Autoren das Thema des höchsten Gebotes aufgenommen, daß Gottesliebe und Bruderliebe unzertrennlich zusammengehören. Aus dem eigenartigen Gewand seiner Sprache und Begriffe treten uns je und je auf überraschende Weise diese Grundgedanken des ursprünglichen Evangeliums als die letzte und wichtigste Wahrheit entgegen. Und so hat es auch in der Kirche keine Zeit gegeben, die die ethischen Gedankenkreise der Bibel vernachlässigt hätte: der Protestantismus hat sie nur hervorgezogen und ihnen unter Verwerfung der angeblich höheren Moral des Mönchtums den obersten Platz im Lebensideal der Christenheit zugewiesen. Man kann ganz wohl die Geschichte des kirchlichen Christentums dahin deuten, daß die Entwickelung hiermit einen zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrenden Zielpunkt erreicht hat — unter Abstoßung alles dessen, was teils in der urchristlichen Erwartung

Digitized by Google

des nahen Endes, teils in den eingedrungenen Gedanken spätantiker Philosophie begründet war.

So stehen die beiden Auffassungen neben- und gegeneinander. Fast scheint es, als müßten wir zwischen beiden wählen. Fast scheint es, als gäbe es hier nur ein Auf und Ab, indem bald die eine und bald die andere — je nach den sonst vorwaltenden Tendenzen einer Zeit — vorschlägt und die Gemüter beherrscht. Wer etwas älter geworden ist, hat dergleichen Wechsel und Umschlag schon erlebt.

Aber es scheint nur so. Die Wahrheit ist, daß das eigenartige Wesen des Christentums darin besteht, beides aufs innigste miteinander zu verbinden, die Erlösung von der Welt und doch die positive (ethische) Arbeit an der Welt als Mitarbeiter Gottes. Wer die geschichtlichen Ausdrucksformen der Religion, Dogma und Kultus, Moral und Institutionen, lesen und deuten gelernt hat, der findet leicht, daß es sich im Christentum stets darum gehandelt hat, diese beiden Tendenzen zusammenzubringen und miteinander zu vereinigen. Namentlich ist es sehr irrig, zu meinen, daß die Erlösung von der Welt im Protestantismus verworfen und alles hier nur auf die ethische Arbeit an der Welt gestellt sei. Nein, die Reformatoren haben aus der Geschichte gelernt, daß die Formen des mönchischen Lebens nicht zum Ziel, nicht zur wirklichen Erlösung führen, daß diese etwas Innerliches ist, nur so wirklich erlebt und festgehalten werden kann, und daß es die Aufgabe ist, die Arbeit an der Welt mit ihr zu verbinden. Beides fällt nicht auseinander, sondern sucht und bedingt sich gegenseitig: nur wer von der Welt frei geworden, kann wirklich in der Welt Gott dienen, und nur wer seine ganze Kraft an diesen ethischen Gottesdienst setzt, wird die Freiheit von der Welt innerlich behaupten.

Das ist es also, worin das Wesen des Christentums besteht: es ist ethische Erlösungsreligion — mit welcher Definition kurz zusammengefaßt sein soll, daß die Vereinigung von beidem, Erlösung aus der Welt und ethischer Arbeit an der Welt, ihm sein charakterisches Gepräge gibt.

3.

Als ethische Erlösungsreligion nimmt das Christentum auch seinen Platz für sich unter den Religionen der Menschheit ein. Die religionsgeschichtliche Betrachtung und Vergleichung führt auf eben diese selbe Auskunft über sein Wesen.

Digitized by Google

Als ein buntes und wenig übersichtliches Vielerlei erscheint zunächst, was uns die Religionsgeschichte zeigt. Viel zu sehr bleibt die Aufmerksamkeit der Forscher immer noch an dieser bunten Decke haften, an den wunderlichen Gebilden der Mythologie und religiösen Metaphysik, an den Kultusformen und Satzungen der Frömmigkeit, statt hinter dem allen die Religion selbst zu suchen. Das zu tun haben wir Theologen von Schleiermacher gelernt und sind in dieser Beziehung der Religionshistorie voraus. Denn in Wahrheit unterliegt keinem Zweifel, daß wir nur so wirklich die Sache fassen und erkennen lernen.

Richten wir uns nun danach, dann ist vergleichsweise einfach, was allen religiösen Erscheinungen zu Grunde liegt: ein inneres Erleben der Seele, das sich oft auch da als ungefähr identisch erweist, wo die Ausdrucksformen sehr verschiedenartig sind. Zweierlei ist es, worum es sich bewegt, einmal darum, alles, was das Leben in der Welt wertvoll macht, durch den Schutz der Götter zu erhalten, bezw. zu weihen und zu einem höheren Wert zu erheben, indem es zu den Göttern, die über der Welt sind, in Beziehung gesetzt wird; andererseits ist es in irgend einem Maß Ziel und Gegenstand des Strebens, über die Welt hinaus einen höheren Lebensinhalt in Gott und durch Gott zu gewinnen. Das scheint sich auf den ersten Blick zu widersprechen, sofern in der einen Linie die Güter dieser Welt hochgehalten, in der andern Linie alles, was zur Welt gehört, um eines höheren, des höchsten Gutes willen daran gegeben wird. Aber die Wirklichkeit ist voll solcher Widersprüche. Und beides kommt hier doch darin zusammen, daß es sich in Stufen über einander erhebt, Erhöhung des Lebens im einen wie im andern Fall gesucht wird. Womit aber nicht ausgeschlossen werden soll, daß nicht beide Tendenzen oft genug in der Wirklichkeit gegeneinander stoßen.

An diese Grundtendenzen der Religion schließt sich auch die doppelte Entwickelung an, die im religiösen Leben der Menschheit erkennbar ist. Die eine mag als Ethisierung, die andere als Vergeistigung bezeichnet werden. Jene entspringt daraus, daß die sittlichen Werte sich den sinnlich-natürlichen Gütern gegenüber als die höheren durchsetzen, und sie es daher auch sind, auf deren Erhaltung und Weihe durch die Götter die Religion vor allem bezogen wird. Das ist ein Prozeß, der überall eintritt, wo ein Volk zu geschichtlichem Leben kommt, und sich um so energischer vollzieht, je stärker der Pulsschlag des geschichtlichen Lebens in ihm wird, ein Fortschritt also, dessen Hebel weniger in der Reli-

Digitized by Google

gion selbst als im sittlichen Leben liegt. Die andere Entwickelung entspringt aus der in in aller Religion wirksamen Richtung des Menschen über die Welt hinaus auf Teilnahme an Gott und seinem Leben. Vergeistigung ist das, weil dies höchste Gut des Lebens in Gott und mit Gott nur geistig vergegenwärtigt werden kann. Erlösung ist hier das Stichwort, weil es die Tendenz ist, die Welt hinter sich zu lassen, um in Gott, nur in Gott zu leben

Wenn ich recht urteile, ist es das innerste Getriebe des religiösen Lebens, das wir uns damit vorgehalten haben. Und ebenso scheint mir nicht zweifelhaft zu sein, wie das Christentum sich in dies Ganze einordnet. Es liegt da, wo die beiden Entwickelungslinien sich schneiden. Eben — es ist ethische Erlösungsreligion. Indem es die Erlösung von der Welt verheißt und erstreben lehrt, als Ziel des Menschen nur dies kennt und anerkennt, das ewige Leben in Gott, steht es mit den anderen, namentlich den indischen Erlösungsreligionen in einer Reihe; wodurch es sich von ihnen unterscheidet, ist, daß es eine Rückbeziehung des Erlösten auf das Leben in der Welt kennt, die sittliche Entwickelung als ein unentbehrliches Mittel für die Teilnahme an Gottes Leben wertet und in ihr ein Mitarbeiter Gottes werden heißt. Als die vollendet sittliche Religion tritt es neben die ethischen Volksreligionen; wodurch es sich von ihnen unterscheidet, ist nicht bloß, daß es mit seinen sittlichen Idealen statt eines einzelnen Volkes die ganze Menschheit umspannt, sondern namentlich, daß es alles sittliche Leben wieder auf einen höchsten, ewigen, über die Welt hinausragenden Zweck, das Leben in Gott, bezieht.

So faßt das Christentum als ethische Erlösungsreligion alle Tendenzen des religiösen Lebens der Menschheit in sich zusammen und ist doch nicht ein eklektisches Konglomerat von allem Möglichen, sondern eine konkrete, individuell bestimmte Religion mit scharf geschnittenen Charakterzügen. Es ist schwer zu sagen, inwiefern eine Entwickelung der Religion über das Christentum hinaus sollte stattfinden können. Auf diesen Gedanken kann nur verfallen, wer in seiner Würdigung der Religion weniger auf das innere Leben, das sie ist, als auf die Gedankenkreise, in denen der Glaube Gestalt gewonnen hat, achten zu sollen glaubt.

Aber freilich, hiermit ist nun einstweilen nur das Allgemeinste über das Christentum gesagt. Es etwas näher auszuführen ist unerläßlich. Und das geschieht am besten, indem wir die beiden Grundgedanken, den von Gott und den von der Offenbarung, ins Auge fassen.

Digitized by Google

4.

Der aller Religion eigentümliche Gedanke, der sie beherrscht und über ihr Wesen entscheidet, ist der Gottesgedanke: wie die Religion, so der Gedanke von Gott, den sie verkündigt, und wie der Gedanke von Gott, so die Religion, in der er der herrschende ist.

Daß der ursprüngliche Buddhismus eine Religion ohne Gott war, ist freilich eine lehrreiche Tatsache, die bei einer umfassenden Orientierung über das Wesen der Religion nicht unbeachtet bleiben darf. Aber das eben Gesagte wird nicht dadurch widerlegt: kommt doch weiterhin auch im Buddhismus der Gottesgedanke wieder auf. Hier darf es wirklich heißen, daß die Ausnahme die Regel bestätigt. Und die Regel lautet: keine Religion ohne Gott!

So kann man auch das Wesen einer bestimmten Religion wie der christlichen vor allem an dem erkennen, was sie von Gott sagt und lehrt. Ja, da das Christentum eine geistige Religion ist, gilt es von ihm in besonderem Sinn. Denn der geistigen Religion gehört es zu, daß in ihr die Seligkeit des Menschen als Erhebung zum göttlichen Leben gedacht wird. Da ist der Gottesgedanke also nicht bloß wie auch sonst überall der Grundgedanke der religiösen Weltanschauung, sondern ebensowohl der der praktischen Frömmigkeit, die sich in der Vereinigung mit Gott vollenden soll.

Und wie lautet nun der Gottesgedanke des christlichen Glaubens? Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß Gott im Christentum als die höchste Energie des persönlichen Willens und damit als persönlicher Geist erkannt wird. So haben ihn schon die Propheten in Israel verkündigt. In der Predigt Jesu von Gott als unserem Vater vollendet sich die Offenbarung, die zu solcher Erkenntnis anweist. Wer diesen Gedanken von Gott aufgibt, bewegt sich aus der christlichen Religion heraus.

Allerdings sind im philosophischen Denken immer wieder Zweifel aufgetaucht, ob es angängig sei, dem absoluten Gott Persönlichkeit beizulegen. Und diese Zweifel sind wohl auch in die christliche Theologie eingedrungen. Biedermann z. B., einer der bedeutendsten Theologen der jüngsten Vergangenheit, in seiner Philosophie von Hegel ausgegangen, verneint die Möglichkeit, den absoluten Gott persönlich zu denken, und lehrt in seiner Dogmatik demgemäß.

Digitized by Google

Aber gerade Biedermanns Theorie als Ganzes genommen beweist am besten, daß es unmöglich ist, in der christlichen Religion den Gedanken vom persönlichen Gott aufzugeben. Er selbst nämlich fordert trotz jener Verneinung, der Christ solle in seinem Glauben bei dieser Vorstellung von Gott bleiben. Er begründet es daraus, daß es der Frömmigkeit eigentümlich sei, sich in Vorstellungen (nicht in Gedanken) zu bewegen: gebe der Fromme aber die Vorstellung vom persönlichen Gott auf, so trete unvermeidlich an deren Stelle die andere Vorstellung von Gott als einer geistigen Naturkraft, und sinke die Religion damit unter die Stufe des Christentums herab. Also nicht als eine dem gewöhnlichen Denken anhaftende Schwäche wird es angesehen und ihm zugestanden, Gott im frommen Glauben als Person zu vergegenwärtigen, sondern es wird von allen, auch von denen, die zum philosophischen Denken befähigt sind, gefordert, weil sonst der geistige Charakter der Frömmigkeit Schaden leide. Wie ist diese Theorie zu erklären, die in so seltsamer Weise Ja und Nein verbindet? Offenbar daraus, daß Biedermann als Christ den Gedanken von Gottes Persönlichkeit gar nicht entbehren zu können sich bewußt war, obwohl er ihn als Philosoph preisgeben zu müssen meinte. Mag es sich denn mit jenen philosophischen Bedenken verhalten wie es will, so ist das Christentum jedenfalls an diesen Gedanken von Gott gebunden. Biedermann gerade ist der beste Zeuge dafür.

Einen Vorbehalt freilich müssen wir dabei machen. Den nämlich, daß es in gewisser Weise eine bildliche Rede bleibt, was wir von Gottes persönlichem Wesen sagen. Anders als in Bildern, d. h. aus dem endlichen Leben entnommenen Analogien, vermögen wir überhaupt nicht positiv über Gott zu denken und von ihm zu reden. Insofern liegt auch ein Körnchen Wahrheit in der Theorie Biedermanns, die zunächst so wunderlich erscheint. Ihr Irrtum, der sie so widerspruchsvoll macht, ist die Voraussetzung, daß wir Gott näher kommen und sein Wesen adäquater erfassen, wenn wir über ihn in den abstraktesten Gedanken und Worten der Wissenschaft denken oder reden. Das mag dem Mystiker angemessen erscheinen, der darin schwelgt, Gottes Wesen in negativen und überschwenglichen Begriffen zu schildern. Aber das ist dann eine Form der Religion neben anderen, nicht liegt dem eine allgemein gültige Regel des Erkennens zu Grunde. Daher der Christ mit Recht entgegenhalten wird, er kenne die Wahrheit besser, es sei freilich ein Bild, was er von Gottes

Digitized by Google

persönlichem Wesen und Leben sage, aus dem Endlichen entnommen, aber nur weil Gott in einer Weise die Vollendung persönlichen Wesens sei, wie wir Menschen es mit unserem Denken nicht zu erfassen und in unserer Sprache nicht wiederzugeben vermöchten, so also, daß dies Bild nichtsdestoweniger der adäquateste Ausdruck für Gottes Wesen sei und bleibe, den es unter Menschen und für Menschen gebe.

Durch den Bund mit dem griechischen Geist in den Anfängen der Kirche ist der Intellektualismus in das christliche Denken eingedrungen. Unter dessen Bann stehen wir zum Teil immer noch und meinen, wir müßten Gott finden, wenn wir den Weg der Wissenschaft bis zu Ende gingen. In Wahrheit finden wir Gott nur durch die Religion, deren Denken aus dem innersten Erleben des Geistes entspringt. So bedeutet auch der christliche Glaube an den persönlichen Gott nicht, daß wir mittelst dieses Gedankens von Gott die Welt zu erklären vermögen. Er bedeutet vielmehr, daß wir im persönlichen Leben den *höchsten Wert* inne werden, den es gibt, und daher nicht zweifeln, sondern eben *glauben*, daß in ihm auch die alle Wirklichkeit letztlich beherrschende Macht liegt, und folglich Gott persönlicher Geist ist — nach dem Grundgesetz, unter dem aller echte Glaube steht: es ist so, weil es so sein soll.

Deshalb ist es aber auch nicht nur so von der gewöhnlichen Erfahrung und geschichtlichen Beobachtung abgezogen, wenn hier die Unvereinbarkeit des Christentums mit jedem anderen Gottesglauben behauptet wird. Es ist wirklich so, daß mit diesem Gedanken von Gott das Leben der Seele, die Selbstbeurteilung und innere Haltung aufgegeben wird, in denen das Christentum letztlich besteht. Und darum muß es sein Bewenden dabei haben: kein Christentum ohne den Glauben an den persönlichen Gott!

Ohne diesen Glauben wäre das Christentum auch nicht die ethische Erlösungsreligion, die es ist. In ihm allein ist die doppelte Stellung zur Welt, die der Christ einnimmt, einheitlich begründet, daß er sich in der Erhebung zu Gott aus der Welt erlöst weiß und doch zur sittlichen Arbeit in ihr verpflichtet.

Das macht ein vergleichender Blick auf die indische Erlösungsreligion und die ihr verwandte Mystik besonders deutlich. Deren Jünger, der keine positive Aufgabe in der Welt kennt, empfindet den Gedanken von der Persönlichkeit Gottes als unerträgliche Schranke: er sucht ja in der Religion über sich selbst hinauszukommen, das eigene persönliche Leben hinter sich zu lassen, in-

Digitized by Google

dem er mit seinem Ich im Allleben der Gottheit aufgeht: wie sollte er an einen persönlichen Gott glauben wollen oder können? Anders der Christ! Er erfährt die Erlösung aus der Welt als Befreiung von allen Hemmnissen des persönlichen Lebens und sucht die Vollendung darin, daß er sich nach Gottes Bild zu immer geschlossenerem persönlichen Leben erhebt. Wie könnte er anders als der Erkenntnis Gottes gewiß sein, daß in ihm das persönliche Leben sein Urbild hat, und Gott von Ewigkeit ist, was zu werden ihm selbst als höchstes Ziel vorschwebt?

Auf diesen Gegensatz innerhalb der Religion — angedeutet ward es schon — führen sich auch die vorhin erwähnten philosophischen Bedenken gegen den christlichen Gottesglauben zurück. Die Geschichte lehrt, daß sich mit dem Intellektualismus stets eine Hinneigung zu Mystik und Pantheismus verbindet. Aus der Verquickung des christlichen Denkens mit dem Intellektualismus sind in Philosophie und Theologie von jeher die Zweifel an Gottes persönlichem Wesen hervorgegangen, die Versuche, diesen Gedanken von Gott abzuschwächen oder umzubiegen. Ebenso regelmäßig geht die Gegenwirkung gegen diese Zweifel von der praktischen Frömmigkeit, überhaupt von den die Geschichte der christlichen Völker beherrschenden praktischen Idealen aus. Besonders auf protestantischem Boden verhält es sich so. Und wer weiß, vielleicht werden wir es in der protestantischen Welt einmal dahin bringen, den Intellektualismus wirklich zu überwinden und dann einsehen zu lernen, daß der beste geistige Besitz, den wir haben, und die Zukunft unserer Kultur an den christlichen Gottesglauben gebunden ist — was der einzig mögliche, aber auch völlig genügende Beweis für diesen Glauben wäre.

Allein, das sind Zusammenhänge und Probleme, die eigentlich eine besondere Betrachtung fordern würden. Hier genügt es, gezeigt zu haben, daß es zum unveräußerlichen Wesen des Christentums gehört, an den persönlichen Gott zu glauben, und das Wesen des Christentums daher an diesem Glauben besonders deutlich erkannt wird.

5.

Jede Beschreibung des Christentums, auch eine noch so kurz gefaßte, bleibt unvollständig, wenn sie nicht darauf eingeht, daß der christliche Glaube dem geschichtlichen Stifter unserer Religion eine besondere Stellung in der Religion selbst zuschreibt. Schleiermacher hat gezeigt, daß die Erkenntnis und Pflege des

Digitized by Google

Christentums in seinem eigenartigen Wesen mit der Wertschätzung und Betonung des Glaubens an den Erlöser steigt und fällt. Wo man innerhalb der Christenheit geneigt war, das spezifisch Christliche hinter dem allgemein Religiösen zurücktreten zu lassen, da verblaßte sein Bild. Wo man die Eigenart der christlichen Religion hochhielt oder wieder neu schätzen lernte, da finden wir auch den Glauben betont, der Jesus den Christ aus allen Menschen heraushebt und zu ihm als dem göttlichen Mittler aufsehen lehrt. Es muß daher zum Wesen des Christentums gerechnet werden, daß es in einzigartiger Weise an die Person Jesu Christi geknüpft ist.

In der Tat hat Jesus selbst seinen Jüngern gegenüber eine besondere Stellung in Anspruch genommen. Die geschichtliche Form dafür, die aus dem Alten Testament stammte, war die, daß er sich als den Messias bezeugte, als den Christ Gottes — wonach wir bis auf den heutigen Tag Christen heißen. Weiterhin hat sich die Gemeinde des Anfangs um den Glauben an seine Auferweckung und baldige Wiederkunft geschart. Als die Kirche sich dann auf griechischem Boden bildete und konsolidierte, ist das Dogma von der Gottheit Jesu Christi ihr Grunddogma geworden. Und auch nach der Lockerung der alten strengen Formen des Glaubens ist es das immer wiederkehrende Streben der Theologen geblieben, in neuer Weise diesen alten Glauben zum Ausdruck zu bringen.

Hierzu findet sich in der außerchristlichen Religionsgeschichte keine Parallele. Moses und Muhamed sind als Propheten Gottes aufgetreten, die zuerst für sich selbst empfangen hatten, was sie der Gemeinde brachten. Buddha hat allen Menschen den Weg der Erleuchtung und Selbsterlösung zeigen wollen, den er vorangegangen war. Aber weder jene noch dieser — und sie sind die einzigen, die zum Vergleich herangezogen werden können — haben wie Jesus das Schicksal der Welt an ihre Person geknüpft oder sind im Glauben der Gemeinde mit Gott zusammengefaßt worden. Die spätere Vergötterung Buddhas unter den Buddhisten ist kein Analogon dazu, sondern Erneuerung des Götzendienstes, die mit geistiger Religion nichts zu schaffen hat.

Aber wie ist denn diese geschichtliche Tatsache, die unbestreitbar ist, zu verstehen? Inwiefern hängt sie mit dem Wesen des Christentums zusammen?

In jeder Religion begegnet der Glaube an eine Offenbarung der Götter, deren Schauplatz die Welt des Menschen ist. Fehlen

Digitized by Google

kann das nirgends. Religion ist nur wirklich, wo irgend eine Beziehung zwischen Gott und den Menschen angenommen wird, die nicht ohne eine Betätigung Gottes in der Welt des Menschen vorgestellt werden kann. Und diese Betätigung Gottes oder der Götter in der Welt ist eben die Offenbarung, an die der Fromme seinen Glauben knüpft. Nach den Gedanken über diesen Zusammenhang, die wir als Christen oder überhaupt Bekenner einer geistigen Religion mitbringen, mag in manchen Religionen die Vorstellung von der Offenbarung sehr wunderlich und nur rudimentär vorhanden erscheinen. Überhaupt fehlen kann sie nicht, da sie zum Wesen der Religion gehört.

In den geistigen Religionen ist es die Welt selbst, in der die Offenbarung erkannt wird. Denn in ihnen wird Gott der Welt gegenübergestellt und doch auf alles in ihr bezogen. Folglich ist es die Welt als Ganzes, die irgendwie für göttliche Offenbarung genommen wird. Sehr verschieden gestaltet sich aber der bestimmtere Gedanke von der Offenbarung, je nachdem, ob in der Beurteilung der Welt die Zusammenfassung von Geist und Natur oder die Unterscheidung von beiden das Übergewicht hat.

Den Indern erscheint das geistige Leben der Menschen als Stufe des Naturlebens oder, was im Effekt auf dasselbe hinauskommt, die Natur als Offenbarung geistigen Lebens, das hinter dem Schein der äußeren Körperwelt liegt. Worauf es ankommt, ist, daß beides dem Wesen nach für identisch gilt. Aus der Gottheit ist alles geflossen und in die Gottheit kehrt alles zurück. Der Glaube ist ein pantheistischer, die mystischen Erlebnisse der Seele bilden den Höhepunkt der göttlichen Offenbarung, die in allem Seienden stattfindet.

Ganz anders der christliche Glaube! Er macht einen spezifischen Unterschied zwischen Natur und Menschenwelt. Gott ist persönlicher Geist, die Natur ist das Werk seiner Hände, offenbart daher seine Macht und Weisheit, aber das eigentliche Gebiet der Offenbarung ist die Menschenwelt und deren Geschichte. Deshalb wird auch die Entstehung der Welt nicht als ein Hervorgehen aus der Gottheit verstanden, sondern als Schöpfung gedacht, d. h. unter dem Bilde einer persönlichen Tat vorgestellt. Und die Offenbarung Gottes, in der er selbst den Menschen gegenwärtig, faßbar, erreichbar wird, ist nicht das Allleben der Welt, sondern die geschichtliche Entwickelung der Menschheit.

Hier haben wir die Wurzel des spezifisch christlichen Offen-

Digitized by Google

barungsglaubens. Sie liegt in der Selbstbeurteilung des (persönlichen) Geistes, was sein Verhältnis zur Natur betrifft. Es handelt sich nicht um einen Unterschied in Vorstellungen oder Gedanken, die mit der Religion selbst nur in einem entfernteren Zusammenhang ständen, sondern um einen Unterschied im Innersten der Religion selbst. Das Christentum als Religion ist an diesen Offenbarungsglauben geknüpft, der Gott in der Geschichte suchen heißt und ihn hier finden lehrt.

Ohne Analogien in der übrigen Religionsgeschichte ist dieser Glaube, wie er bis jetzt formuliert ward, übrigens nicht. Wir finden vielmehr, daß überall, wo dem sittlichen Faktor überwiegende Bedeutung in der Religionsgeschichte zugeschrieben wird, auch der Glaube an eine Offenbarung Gottes in der Geschichte auftaucht, meist in der Form, daß die Götter an der Geschichte des Volkes beteiligt sind, in sie eingreifen und namentlich bei den das Sonderdasein dieses Volkes bedingenden Ereignissen in sie eingegriffen haben. Es gehört zum Wesen einer Volksreligion, wie die gemeinsamen sittlichen Güter des Volkes in den Mittelpunkt der Religion zu stellen, so den Glauben an eine Offenbarung der Götter in der Geschichte anzuknüpfen.

Die Religion Israels steht in der Reihe solcher Volksreligionen, nur daß in ihr die Weltreligion im Werden begriffen ist und weiterhin die Schranken der Volksreligion zu überwinden im Begriff steht. Diese Überwindung ist dann im Christentum zum geschichtlichen Ereignis geworden. Sehr begreiflich daher, daß der christliche Offenbarungsglaube sich an die Formen anschließt, die dieser Glaube sonst schon in den Volksreligionen angenommen hat. Wie aber das Christentum die Ethik über die nationalen Schranken hinaushebt und die Menschheit als den Schauplatz der sittlichen Rechte und Pflichten erkennen lehrt, so verwandelt sich die Offenbarungsgeschichte für den christlichen Glauben in eine Geschichte der Menschheit, die nur zeitweilig mit den Geschicken eines bestimmten Volkes verflochten war.

Diese Zusammenhänge liegen in der Religionsgeschichte deutlich vor: es ist im Wesen des Christentums begründet, daß es die Offenbarung Gottes in der Geschichte sucht uud die Offenbarung, die als wirkliches Geschehen sich auf nationalem Boden zuträgt, doch über alles Nationale hinaushebt. Niemand sollte daher bestreiten, daß in dem alten Bekenntnis von Jesus Christus „wahrer Mensch und Gott“ ein tiefer Sinn liegt. Knüpft doch das Christentum an das Kommen des Sohnes weiter die Ausgießung

Digitized by Google

des Geistes über alles, was Mensch heißt, d. h. die frohe Botschaft, daß allen der Weg zur vollen Vereinigung mit Gott geöffnet ist.

Aber nun taucht die Frage auf: warum der eine im Unterschied von allen andern? warum nicht die Ausgießung des Geistes, wie immer geschichtlich zustandegekommen, ohne die Menschwerdung des Sohnes? D. h. läßt sich auch das religionsgeschichtlich und religionspsychologisch als ein notwendiges Moment im Christenglauben begründen?

Müßige Frage, wird vielleicht mancher urteilen, da nun eben einmal die Tatsache vorliegt, daß wir beides miteinander und aufeinander bezogen im Christentum finden. Indessen, müßig ist die Frage nicht. Sie hat für uns heute den Sinn, daß sich fragt, ob wir diesen Glauben an den einen und ein besonderes Sein Gottes in ihm zur geschichtlichen Form des Anfanges zu rechnen haben, oder ob es ein bleibendes Hauptstück des Christenglaubens ist.

Manche ernste und fromme Männer, Theologen wie Philosophen, sind der Meinung, das könne gar keine Frage sein, über diese Formen des urchristlichen und altkirchlichen Glaubens seien wir längst hinaus, gerade die religionsgeschichtliche Betrachtung lasse hierüber keinen Zweifel. Natürlich, nicht in dem Sinn, daß sie die bleibende Beziehung des Christenglaubens auf Jesus Christus überhaupt verneinen wollen, aber sie ordnen sie anders in den Zusammenhang ein, als der alte Glaube tut. Sie verlangen, um der Wahrheit willen hierüber keinen Zweifel zu lassen und das Christentum nicht an Formen des Glaubens zu knüpfen, die dahin seien, im geistigen Leben der Gegenwart unmöglich geworden.

Nun läßt sich meines Bedünkens in dieser Sache nichts beweisen. Die Versuchung liegt zwar nahe. Hat doch selbst Hegel gemeint, aus seinen Prämissen die Gottheit des einen nicht bloß als einen notwendigen Gedanken des christlichen Glaubens (worum es sich hier allein handelt), sondern überhaupt als denknotwendig deduzieren zu können. Ich fürchte aber, daß alle Versuche ähnlicher Art, auch mit bescheidenerer Zielsetzung, so wenig überzeugend sein werden, wie es derjenige Hegels war. Man wird vielmehr unumwunden zugestehen müssen, daß hier etwas Tatsächliches, begrifflich nicht zu Konstruierendes vorliegt. Denen zuzustimmen, die hier nur eine geschichtliche, früheren Zeiten angehörige Form des Glaubens sehen wollen und die Eigenart des Christentums ohne sie festhalten zu können meinen, davor warnt die vorhin erwähnte Beobachtung Schleiermachers. Oder sollte es zufällig

Digitized by Google

sein, daß bisher wenigstens Christentum und Christusglaube aneinander gebunden waren, jenes mit der Zeit verflachte, wenn dieser aufgegeben ward? Sollte nicht darin ein tatsächlicher Beweis dafür liegen, daß der Glaube an Jesus Christus zum Wesen des Christentums selber gehört?

Der Christ wird sagen, es sei überhaupt falsch, so etwas deduzieren zu wollen. Im Christentum wenigstens sei der Offenbarungsglaube nicht ein Produkt der Religion, sondern die Religion ein Produkt der Offenbarung. Folglich dürfe man auch nicht fragen, ob sich der christliche Offenbarungsglaube in seiner bestimmten geschichtlich vorliegenden Form, als Glaube nämlich an die Gottheit Jesu Christi, aus dem allgemeinen Wesen des Christentums ableiten lasse. So vielmehr müsse die Frage gestellt werden, ob nicht zum spezifischen Wesen des Christentums etwas gehöre, was nur als Folge dieser Offenbarung und des Glaubens daran verstanden werden könne. Auf dem andern Weg laufe man überhaupt Gefahr, subjektiven Konstruktionen zu viel einzuräumen; nur wer die geschichtlichen Tatsachen zum Ausgangspunkt nehme, werde in den wahren Zusammenhang der Sache eindringen.

In der Tat öffnet sich bei dieser Betrachtungsweise ein Blick auf das Wesen des Christentums, der nicht versäumt werden darf, und der alles, was bisher darüber gesagt ward, durch ein wesentliches Moment zu ergänzen dient. Ich meine dies, daß das Christentum nicht aus einer natürlichen Entwickelung des Geistes hervorgewachsen, sondern wie keine andre außer ihr eine geschichtlich-positive Religion ist, bleibend an einen als übernatürlich vorausgesetzten Ausgangspunkt in der Geschichte angeknüpft.

Um es noch anders zu sagen: Das Christentum ist von Anfang an nicht bloß als göttliches Geschenk, sondern immer zugleich als *Aufgabe* empfunden und erfahren worden. Daß es der göttlichen Offenbarung zu *gehorchen* gelte, hat die Forderung von jeher gelautet. Es ist dem Christentum daher wesentlich, Autoritäten für das innere Leben aufzurichten und Unterwerfung unter sie zu verlangen. Die römisch-katholische Veräußerlichung dieser Elemente des Christentums bringt mit sich, daß uns Protestanten die Richtung auf die Freiheit des Gewissens näher liegt und wichtiger erscheint. Wir dürfen jedoch darüber nicht verkennen, daß jenes auch einen wesentlichen Charakterzug des Christentums ausmacht und — würde ich hinzufügen — daß gerade die Freiheit des Gewissens den inneren Gehorsam gegen Gottes Autorität und Offenbarung zur Voraussetzung und Grund-

Digitized by Google

lage hat. Fragen wir aber, woher dieser Charakterzug des Christentums stammt, dann erhellt, daß er durch den Glauben an die absolute Offenbarung Gottes in der Geschichte bedingt ist, d. h. durch den Glauben an Jesus Christus, der ihn aus allen Menschen heraushebt und über sie erhebt.

Die Volksreligion, deren Glaube sich an die geschichtlich gewordenen sittlichen Güter des Volkes knüpft, ist eine natürliche Religion. Sie läßt sich als zur Menschheitsreligion weiter entwickelt denken, ohne daß sie aufhört, das zu sein: was so herauskäme, wäre die ethische Religion der Humanität. Eine natürliche Religion ist ebenso die mystische Erlösungsreligion, in der ein andrer wesentlicher Zug der religiösen Entwicklung zur vollen Auswirkung gelangt. Aber das Christentum als ethische Erlösungsreligion verbindet beides miteinander, indem es im überweltlichen Reich der persönlichen Geister ein absolutes Ziel der Menschheit setzt. Dem entspricht, daß es keine natürliche Religion ist, sondern eine geschichtlich-positive, die aus einer absoluten Offenbarung Gottes in der Geschichte entspringt und sich nur in der Beziehung auf diesen ihren geschichtlichen Ausgangspunkt behaupten kann.

Ich erinnere an die beiden einander entgegengesetzten Auffassungen des Christentums, von denen die Rede war. Schopenhauer macht aus dem Christentum eine Erlösungsreligion, wie die andern auch; Kant verwandelt es in die ethische Religion der Humanität. Diese einseitigen Auffassungen gehen daraus hervor, daß man dem Christentum seinen übernatürlichen Charakter, seinen absoluten Ursprung in der Geschichte nimmt und es dabei auch in seinem Wesen verändert.

Solchen Bestrebungen gegenüber, das Christentum den modernen Überzeugungen anzupassen und es zu dem Ende seines übernatürlichen Charakters zu entkleiden, muß daher betont werden, daß man so zu keiner vollständigen Auffassung vom Wesen des Christentums gelangt. Wie es in der Geschichte vorliegt, bleibt es nicht, was es ist, ohne seinen spezifischen Offenbarungsglauben; man kann nicht davon absehen, ohne es auch innerlich zu verändern, ohne ihm etwas zu nehmen, wodurch es sich als Religion, als inneres Erleben und innere Haltung der Seele von andern Religionen unterscheidet.

Ob es sich empfiehlt, auch den alten Ausdruck des christlichen Offenbarungsglaubens festzuhalten, daß es sich nämlich handle um die Gottheit Jesu Christi, lasse ich hier unerörtert. Wo-

Digitized by Google

rauf es mir ankommt, ist nur dies, daß der Glaube selbst in der oben besprochenen Weise zum Wesen des Christentums gehört und nicht bloß zu den Rinden, in denen es ursprünglich gewachsen ist. Oder mit andern Worten: wie es kein Christentum gibt ohne den Glauben an den persönlichen Gott, so auch nicht ohne den Glauben an Jesus Christus — Glaube in dem Vollsinn genommen, daß, was Objekt des Glaubens ist, mit Gott zusammengehört und nicht von dieser Welt ist.

England nach dem süd-afrikanischen Kriege.

Von S. Heckscher (Hamburg).

Als wir auf dem Gymnasium die geschichtliche Entwickelung Preußens auswendig lernen sollten, da mußten wir uns irgend eines Gymnasial-Historikers geschichtlichen Leidfaden anschaffen, dessen Aufbau und Inhalt sich durch Einfachheit und lakonische Knappheit auszeichneten und der hinter den Ziffern der einzelnen Regierungszeiten nicht viel mehr enthielt als die Angabe: Der Markgraf erweiterte durch siegreiche Kämpfe das Gebiet um . . . .; ein anderer mehrte seinen Besitz durch eine geschickte Heirat oder Erbschaft und ein dritter mußte dieses und jenes Gebiet wieder aufgeben. Zu den Namen der Markgrafen und Kurfürsten gesellte sich bisweilen auch der eines Nichtkriegers, ähnlich wie in der Siegesallee, wo neben all den Schwerterbewaffneten auch ein Waffenloser in Stein verewigt ist. Aber diese Namen, die für uns Sekundaner kaum mehr als Schall waren, vermochten unsere Überzeugung nicht zu erschüttern, daß über die Bedeutung des Herrschers die Tatsache allein entscheidet, ob unter seinem Szepter die Grenzen des Landes erweitert wurden oder nicht.

An diese knabenhafte Geschichtsauffassung wurde ich lebhaft erinnert, als ich bei einem kürzlichen, mehrwöchentlichen Aufenthalt in England, wenn auch nicht gerade häufig, auf die

Digitized by Google

naive Betrachtung stieß, der südafrikanische Krieg habe dem englischen Volke den Besitz zweier neuer Provinzen verschafft, England stehe deshalb größer und mächtiger da als je zuvor; nichts könne diese Tatsache aus der Welt schaffen, und alles Gerede vom Niedergange, vom Verlust am Prestige, von Zerrüttung der Finanzen seien Dinge, die mit einer gesunden nationalen Geschichtsauffassung schlechterdings nichts zu schaffen hätten.

Der politisch reifere Engländer hingegen wollte an den großen Triumph der englischen Sache trotz der fast bedingungslosen Übergabe der Buren nicht ohne weiteres glauben, wie es denn überaus charakteristisch ist, daß sich jeder Engländer, abgesehen von der kleinen Schar jener schülerhaft Harmlosen, scheut, die Eroberung der beiden Republiken als einen Beweis sich mehrender Macht seines Vaterlandes ins Feld zu führen. Nur so erklärt es sich, daß Chamberlain und das Offiziösentum als des südafrikanischen Krieges eigentliche Bedeutung den engeren und erprobten Zusammenschluß des Mutterlandes und seiner Kolonien in den Vordergrund drängten, und daß insbesondere Chamberlain, um dieses etwas dürftig fundierte Kolossalgebäude zu krönen, unter bombastischen Ankündigungen und himmelstürmenden Prophezeiungen die Kolonialkonferenz zusammenrief. Sie sollte der ganzen Welt, die schon an den Fall des englischen Weltreiches frohlockend zu glauben begann, recht deutlich zu Gemüte führen, daß der südafrikanische Krieg die politische und militärische Macht Englands zum mindesten um die Wehrkraft seiner selbständigen Kolonien vermehrt hätte. Denn, argumentierten die Chamberlain freundlichen Blätter, vor dem Kriege sei dem Mutterlande die Aufgabe zugefallen, aus eigener Kraft nicht nur sich, sondern auch die Kolonien zu schützen; im letzten Kriege seien nun zum ersten Male die Söhne der Kolonien freudig und begeistert zu den englischen Fahnen geeilt; die Kolonialkonferenz solle dieser neuen, auf dem Schlachtfelde erprobten Waffenkameradschaft eine staatsrechtliche Grundlage verschaffen. Dieser Gedankengang, diese Beweisführung und dieser Ausblick hatten unzweifelhaft etwas Bestechendes für die englische Volksseele, die, bedrückt und gedemütigt, jedem Trost willig Gehör lieh, der geeignet schien, über die beschämenden Ereignisse des südafrikanischen Krieges den Schleier der Vergessenheit zu breiten. Chamberlain hatte gewonnenes Spiel, wenn die Konferenz zu den Ergebnissen führte, die dem englischen Volke in so verlockende Nähe gerückt waren. Und wie das englische Volk, so wartete die ganze übrige politische

Digitized by Google

Welt mit atemloser Spannung, ob den großen Verheißungen die Tat folgen würde. Ängstliche Gemüter auf dem Kontinent sahen bereits neben der gigantischen politischen Neubildung eine vollständige Umwälzung internationaler handelspolitischer Beziehungen und fabelten von einem neuen, durch die Abschließung der Kolonien gegen den nichtenglischen Markt bewirkten wirtschaftlichen Aufstieg Englands. Die ersten spärlichen Nachrichten, die Chamberlain über den Verlauf der Verhandlungen der Öffentlichkeit zugehen ließ, schienen die kühnsten Erwartungen zu rechtfertigen und waren ganz danach angetan, die Befürchtungen der anderen zu steigern. Allein so vorsichtig und verbrämt auch schließlich das eigentliche Resultat der Konferenz als brief official Memorandum veröffentlicht wurde, wer durch die Chamberlainsche Übertünchung hindurchsehen konnte, erkannte, daß Chamberlains kühner Plan vollkommen gescheitert war und daß sogar die Beratungen im Kolonialamte die dauernde Unvereinbarkeit wichtiger Interessen mit unerfreulicher Klarheit ergeben hatten.*) Lediglich taktische Gründe zwangen den Kolonialminister, an dem Phantom des Greater Empire festzuhalten, und hinderten ihn, die ganze Schale seines Zornes über Männer wie Seddon, Barton und Laurier auszugießen. Aber auch die Gutgläubigkeit des englischen Volkes und sein fast fatalistisches Vertrauen zu Chamberlain hatten ihre Grenzen. Dazu kam noch, daß der Konferenz die seltsame Verbrüderung des kanadischen Premierministers, Sir W. Laurier, mit den leitenden Politikern Frankreichs unmittelbar auf dem Fuße folgte. Wie in andern Fällen, so versuchten die Offiziösen auch diesem unfreundlichen Bilde gegenüber das Höchste an Kunst der Verdrehung und Selbsttäuschung. Hatte doch Sir W. Laurier am Schlusse der Verhandlungen das Glas seinem mächtigen Herrn und Herrscher, dem englischen Könige geweiht, eine, man sollte meinen, selbstverständliche, nichtssagende Höflichkeit. „Seht ihr", frohlockte aber die Chamberlainsche Presse, „die Kanadier halten treu zur englischen Herrschaft; mehr noch, sie sind das Bindeglied zwischen England und Frankreich und werden den tief eingewurzelten Groll der Franzosen gegen uns begraben

*) Von diesem Urteil vermag ich auch heute nicht abzugehen, nachdem mir nunmehr, einige Wochen nach Niederschrift meines Stimmungsbildes, das eben veröffentlichte Blauchbuch über die Konferenz zu Gesicht gekommen ist. Weiß doch selbst der Standard über ihr Resultat nichts Besseres zu sagen, als daß „the more ambitious propositions suggested were rejected or postponed".

Digitized by Google

helfen." Was aber hatten die Pariser Besprechung und die Zusammenkunft in Lille tatsächlich gezeigt? Daß die Kanadier sich den Franzosen aufs innigste verwandt fühlen, daß sie die Yankees bitter hassen und daß sie an dem künstlichen Verhältnis zu England nur deshalb festhalten, weil und solange England in der Lage ist, die Selbständigkeit Kanadas gegen die Annektionsgelüste der Vereinigten Staaten zu sichern. In dem Augenblicke aber, wo Kanada das Vertrauen zu der Macht Englands verliert, dürfte, so wage ich zu prophezeien, die vollständige Trennung Kanadas von England die unmittelbare Folge sein. Alsdann wird Kanada versuchen, in ein engeres staatsrechtliches Verhältnis zu Frankreich zu treten, mitbestimmt durch Beziehungen der Race und Religion, vor allem aber getrieben durch die schon hervorgehobene unüberwindliche Abneigung gegen jede Gemeinschaft mit den Vereinigten Staaten. Daß man in England diesen Toast auf den König als ein großes Ereignis zu preisen wagte, ist ein weiterer Beweis für die Bereitwilligkeit des englischen Volkes, auch die unbedeutendsten Geschehnisse zu einer Tat aufzubauschen, nur um die innere Unruhe zu beschwichtigen.

Nicht genug an dieser Apotheose der Kolonialkonferenz! Ein unfreundlicher Zufall wollte es, daß, während die leitenden englischen Blätter über die künftigen Beziehungen des Mutterlandes zu den Kolonien munter weiter fabulierten, Lord Hopetoun, der General-Governor Australiens, mißmutig von seinem Posten zurückkehrte, weil The Commonwealth of Australia sich einfach geweigert hatte, seiner staatsrechtlichen Pflicht gegen den englischen General-Governor nachzukommen und ihm die substantial allowances zu gewähren. Dabei hatten es die Australier nicht einmal für nötig erachtet, auf ihre trostlose finanzielle Lage entschuldigend hinzuweisen. Nichts dürfte nun das wirkliche Verhältnis der Kolonien zu England besser illustrieren als die Art, wie die Times trotz ihres verhaltenen tiefen Hasses gegen die Arbeitertyrannis in Australien in einschmeichelnden Melodien den Australiern ins Gewissen redete, ohne auch nur ein einziges Wort der Drohung oder des Zwanges einfließen zu lassen. Die Methode des „Buffens" verfängt eben nicht gegenüber den Kolonien.

Während sich nun nach dem Scheitern der Kolonialkonferenz das politische Interesse der Engländer auf die Entwickelung der neuen Kolonien und auf die Neuordnung der dortigen Verhältnisse zu konzentrieren begann, trafen die ersten Nachrichten über die

Digitized by Google

Verhandlungen im Kap-Parlament in London ein, die, wenn es noch einer Bestätigung bedurfte, untrüglich erwiesen, daß die Versöhnung der beiden weißen Racen in Südafrika nach dem Kriege zu einer absoluten Unmöglichkeit geworden war. Eine köstliche Satire ist daneben die wachsende Unzufriedenheit der englischen Minenmagnaten, die in großer Angst vor der Besteuerung der Minen Ende Oktober dieses Jahres Herrn Chamberlain in einer Konferenz rundweg haben erklären lassen: „Der Krieg wäre vermieden worden, wenn die englische Regierung sich nicht im kritischen Augenblick aufs Intriguieren verlegt hätte; die Minister seien für alle Fehler, für mangelnde Kriegsbereitschaft, für ihre sorglose Vergeudung von Millionen verantwortlich." Wer wird sich da noch wundern, daß Chamberlain auf dem Wege nach Süd-Afrika ist. Daß die konservative englische Presse in hellster Verzweiflung sich in den unparlamentarischesten Formen gegen den englischen Governor, Sir J. Gordon Sprigg, erging und ihn als den eigentlichen Sündenbock hinstellte, ist ein weiterer Beweis für die Tatsache, daß die leitenden Persönlichkeiten die Blicke des englischen Volkes hier einmal durch maßlose persönliche Angriffe gegen einen der ehedem wildesten Jingos von den wahren Problemen abzulenken suchen.

Auf gleicher Linie bewegt sich die skrupellose Hetze gegen Deutschland. „The Germans, it remains my firm belief, continue to be potentially our most unrelenting and dangerous foes", so ließ sich kürzlich der frühere englische Botschafter in Wien vernehmen, und nicht anders denkt heute das englische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit. An dieser Stimmung wird, fürchte ich, auch die Reise unseres Kaisers nicht das geringste ändern. Die wüste Deutschenhetze ist ein nur zu willkommener Blitzableiter für das Kabinet Chamberlain, und keiner schürt hartnäckiger und bewußter die deutsch-feindliche Stimmung in England als Chamberlain selbst. Zu dieser Haltung treiben ihn nicht nur politische Zwecke, sondern daneben auch rein selbstsüchtige Motive. Haben doch am Ende des südafrikanischen Krieges die maßlosen deutschen Angriffe den schwankenden Thron Chamberlains gestützt und den Zusammenbruch der Chamberlainschen Herrschaft hinausgeschoben. Chamberlain hofft wohl, daß wir uns zu neuen Anklagen hinreißen lassen und seine Stellung noch einmal retten. Denn wen das Ausland leidenschaftlich angreift, der wird dem Engländer erst recht lieb und wert. Wohl weil der Instinkt des Volkes in dem Angriff des Auslandes eine

Digitized by Google

versteckte Furcht vor seinem Staatsmanne wittert. Das Auffallende an der Stimmung gegen uns ist nun die unverkennbare Tatsache, daß die Engländer den Russen und Franzosen, deren Presse bekanntlich vielfach leidenschaftlicher als die unsrige für das kleine Heldenvolk eingetreten ist, ihre Haltung im Kriege nicht nachtragen. Oft, wenn ich mit Engländern über ihr Verhältnis zu uns sprach und sie auf diese merkwürdige Erscheinung hinwies, wenn ich ihnen vorhielt, daß unsere Sympathie für die Buren niemals so weit gegangen ist, Engländer und vermeintliche Engländer, wie es in Paris geschah, mit Steinen zu bewerfen, dann wandte man mir ein: das wäre an sich richtig aber . . . wir und nicht die Russen und Franzosen trügen die eigentliche Schuld an dem Kriege, denn wir hätten seit Jahren die Absicht verfolgt die beiden Republiken zu überrumpeln und ein großes Deutsch-Südafrika zu bilden. Unserem Plan hätte England zuvorkommen müssen, wollte es nicht seine Kapkolonie und Natal gefährden. Diese Fabel und andere ähnliche von gleicher Kühnheit werden mehr und mehr zu einem Gemeingute des englischen Volkes. Daß unser Wettbewerb auf dem Weltmarkte nicht danach angetan ist, dergleichen deutsch-feindliche Legendenbildung zu verhindern, bedarf kaum der Erwähnung. Zudem haben sich die Engländer unter den Nachwirkungen der Palmerstonschen Zeit jahrelang mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Germany ein Staatsgebilde von Englands Gnaden sei und daß es, wie es Rußland etwa von Bulgarien erwartet, mit Recht fordern könne, daß deutsche Politik sich kritiklos im Gleise englischer bewege. Als vor einigen Jahren die leitende englische Presse dem deutschen Kaiser empfahl, sich politischen Rat bei der Königin Viktoria, seiner Großmutter, zu holen, kam diese festgewurzelte politische Auffassung einmal plump und ungeschminkt zum Ausdruck. Nicht daß diese selbstbewußte, oftmals väterlich wohlwollende, Betrachtung heutzutage im englischen Volke noch lebendig sei! Aber unsere Haltung während des südafrikanischen Krieges wird uns auch um deswillen ganz besonders verdacht, weil wir im Gegensatz zu den übrigen Nationen eine vermeintliche Dankesschuld, die uns, wenn auch nicht mehr Vasallen- so doch Freundespflichten auferlegte, beiseite gesetzt haben. Aus diesen Momenten heraus erklärt sich der flammende Haß, der den Engländer gegen uns Deutsche gegenwärtig beseelt. Man verfolge nur die englische Presse, man achte auf die Karrikaturen in den englischen Witzblättern, auf die politischen Anspielungen in den

Digitized by Google

kleineren Theatern und Singspielhallen, auf die Blicke seiner englischen Umgebung, bisweilen auch auf ihre Bemerkungen, wenn man auf dem Bus, in der Bahn, im Restaurant zu seinem Nachbarn in deutscher Sprache plaudert oder sich durch seine Tracht und sein Aussehen als Deutscher verdächtig macht. Wir dürfen uns über diese Stimmung auch nicht hinwegtäuschen lassen durch eine gewisse, uns überall entgegentretende Hochachtung des Engländers vor unserem Kaiser, die aber einzig seiner Persönlichkeit, und nicht dem Deutschen gilt und die von der Begeisterung, in die sie vorübergehend übergeschlagen war, nichts mehr verspüren läßt. Als ich Pfingsten vorigen Jahres London besuchte, erblickte ich überall das Bild unseres Kaisers, in den illustrierten Zeitschriften, in den Bilderläden von Oxfort- und Regent-Street, in der City, selbst in ärmlichen Stadtteilen, in Whitechapel, in Bethnal Green, dort kostspielige Photographien in vollendetster Ausführung, hier elende Penny-Drucke auf Pappe. Diesmal habe ich nur ein einziges Bild unseres Kaisers in London gesehen und zwar im deutschen Klub „Athenäum". Schon wagt eine der einflußreichsten englischen Revuen, The National Review, zur Begrüßung unseres Kaisers auszusprechen, daß der eigentliche Gedankengang Wilhelm II. der folgende sei: „when we have a sufficiently strong fleet, we can throw of the mask and reveal ourselves as the enemy of England. But the kaiser is clever enough to add: Meanwhile I will entangle England politically so as to poison her relations with other Powers and to render it impossible for her to make counter naval preparations".

Mir liegt nichts ferner, als mich in die Reihe derer zu stellen, die sich der Entfremdung der beiden Völker freuen. Im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß es in beider wirtschaftlichem Interesse und nicht zuletzt im Interesse einer gesunden Weiterentwickelung deutscher und englischer Kultur liegt, daß wir allmählich wieder eine Brücke zueinander finden. Aber wir müssen zuvörderst volle Klarheit über das gegenwärtige Verhältnis der beiden Nationen zueinander gewinnen. Unsere heimatlichen Englandfreunde begehen gewöhnlich den fundamentalen Fehler, daß sie nur uns ins Gewissen reden und daß sie in der Stimmung jenseits des Kanals nur ein Echo unserer Anfeindungen zu hören wähnen. Das offizielle England ist klug genug, um in dem Schreien unserer paar Chauvinisten, die am liebsten der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwürfen, nicht die Stimme des deutschen Volkes zu vermuten. Aber es paßt anders in ihre

Digitized by Google

Melodie und so kommt es, daß sie unsere Alldeutschen gerne mit dem deutschen Volke identifizieren und daß unsere Englandfreunde mit ihren Jeremiaden als klassische Zeugen die öffentliche englische Meinung mit vergiften helfen. Die Art, wie die englische Presse solche Stimmen und andere Zeitungsausschnitte wiedergibt, die geeignet sind, England und Deutschland weiter zu verhetzen, erweckt fast den Eindruck, als ob die auswärtigen englischen Zeitungskorrespondenten förmlich nach einem gemeinsamen Plane das Werk der Verfeindung fördern. Daneben hat es die englische Presse zu einer wahren Virtuosität gebracht in Erfindung und in Entstellung irgend welcher politischer Begebenheiten, um insbesondere in Rußland und in den Vereinigten Staaten gegen uns Stimmung zu machen. Ich brauche nur an die jüngste Tartarennachricht des Standard aus Odessa zu erinnern, an unsere viel schillernden geheimen Pläne gegen die Niederlande, die die englische Presse uns andichtet, und an ähnliches. Auch das neueste Werk dieser unsauberen Intriguanten, die dreist ersonnene Unterredung zwischen dem Grafen Wolff-Metternich und Sir Frank Lascelles, reiht sich würdig den alten an. Erst wenn unsere Philobritten mit Festigkeit diesen und ähnlichen Machinationen entgegentreten, werden sie auf einen Erfolg ihrer Mühen hoffen dürfen. Vorläufig scheint es, als wenn englische Politiker ernstlich meinen, daß England der hunderterlei Schwierigkeiten, die sich seit dem Beginne der Chamberlainschen Politik aufgetürmt haben, besser Herr wird, wenn Deutschland in internationale Verwickelungen gerät. Als ob das südafrikanische Problem auch nur um einen Schritt der Lösung näher rückte, wenn Deutschlands Machtstellung in Europa erschüttert würde! Ich kehre damit zum Ausgangspunkte meiner Betrachtungen zurück.

Die Eroberung der beiden südafrikanischen Republiken ist, ganz abgesehen von der Leidensgeschichte des Krieges selbst, das schlimmste Geschick, was das englische Volk seit den Zeiten der blutigen Maria betroffen hat. Keiner wird voraus sagen können, ob Südafrika in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren die englische Herrschaft abschütteln wird. Schon heute aber wird man an die Loslösung der Holländischen Staaten wie an eine Naturnotwendigkeit glauben müssen. Kaum ist der Krieg beendigt, so zeigt sich, daß die holländische Partei in Südafrika stärker ist als irgend wann zuvor. Alles Trennende zwischen Transvaal- und Orangestaat-Bur, zwischen Natal- und Kapland-Holländer, das in mannigfachen Beziehungen vor Ausbruch des Krieges bestand, ist ver-

Digitized by Google

gessen und ausgelöscht. Ein Gedanke erfüllt alle, der nationale. Eine Hoffnung läßt alle Leiden erdulden; die auf Befreiung. Es ist gänzlich verfehlt, auf die glänzenden kolonisatorischen Fähigkeiten der Engländer hinzuweisen. Was ihnen bei Fellahs, bei Hindus und Negern bewundernswert gelang, wird ihnen bei den Buren und Afrikandern versagt bleiben. Die einzige offene Frage bleibt, in welcher Weise sich die Trennung Südafrikas von England vollziehen wird. Wofern Staatsmänner vom Schlage eines Chamberlains auch fernerhin die Geschicke Englands leiten, wird ein neuer Krieg unvermeidlich sein, der England Südafrika und seine Großmachtstellung kosten würde. Gewährt man aber der Entwickelung in Südafrika weiten Spielraum, so läßt sich eine ähnliche Loslösung voraussehen, wie diejenige Ausstraliens. Selbst der Generalgouverneur mag der Idee zur Liebe bleiben, um gleich der alten Uniform in einem Museum an vergangene Zeiten zu erinnern. Die tatsächliche Trennung aber ist unvermeidlich und nur, wenn sie sich friedlich vollzieht, wird England sie verwinden können, wie einst den Abfall Nordamerikas. Ich bin überzeugt, daß Dewet und Delary, mit denen ich die unvergeßliche Freude hatte, in London einige Stunden zu plaudern, und ebenso Botha, fest entschlossen sind, ihre Untertanenpflicht gegen den englischen König treu zu erfüllen. Sie werden jedoch ihre Landsleute niemals auf ihre Seite bekommen, wenn nicht England den Buren in naher Zeit Autonomie gewährt und dadurch selbst den Grund legt zur Befreiung Südafrikas von englischer Herrschaft. Würde unter diesen Umständen, wird man einwenden, nicht der einfache Selbsterhaltungstrieb England gebieten, den Buren jede eigene Verwaltung zu verwehren und Südafrika wie eine Kronkolonie zu regieren? Dann winkt eben die andere Alternative: der Krieg und der voraussichtliche Abstieg Englands an die Seite Spaniens.

Wenn daher die zukünftige Politik Englands in Südafrika für das Schicksal des britischen Weltreiches von ausschlaggebender Bedeutung ist, so schließt die glückliche Lösung dieser einen eminent wichtigen Frage natürlich nicht aus, daß andere internationale Verwickelungen oder der Verlust seiner hervorragenden Stellung im Welthandel England gemeinsam mit den heillosen Zuständen in Irland um seine Großmachtstellung bringt.

An erster Stelle ist es die asiatische Frage, welche England vor die schwierigsten Aufgaben stellt. Wohl hat sie durch den Abschluß des Bündnisses mit Japan ein anderes und für England freundlicheres Gesicht erhalten. Trotzdem wird man außer

Digitized by Google

in Downing-Street von einer Popularität dieses Bündnisses nirgends etwas spüren. Zwar mag der Durchschnittsengländer, dem man eine gewisse politische Reife nicht absprechen kann, über die Notwendigkeit und Tragweite des Bündnisses immerhin im klaren sein. Aber diese Erkenntnis läßt ihn die glänzenden Zeiten stolzer selbständiger Kraft nicht vergessen. Noch weniger täuscht ihn das siegreiche Ende des afrikanischen Krieges über den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Niederlagen auf afrikanischem Boden und jener fast demütigenden Mésalliance hinweg. Während der Krönungsfeier, bei der Flottenschau in Spithead und auch später bei dem Besuch japanischer Kriegsschiffe in englischen Häfen ließen sich die englischen Behörden die Mühe nicht verdrießen, mit ihren neuen japanischen Freunden zu paradieren. Japan war andrerseits klug genug, seine tüchtigsten Offiziere, seine besten Leute und neuesten Kriegsschiffe nach England zu entsenden, um den Eindruck zu beleben, daß England sich seines neuen Bundesgenossen nicht zu schämen brauche. So sehr man nun den Stolz begreift, der ein Volk erfüllt, das sich nach einer glänzenden, kaum fünfzigjährigen neuen Geschichte aus dem Rufe des asiatischen Barbaren zum Ruhme eines modernen Kulturvolkes emporgerungen hat, ebenso lebhaft empfindet man, daß das alteuropäische, aristokratische Volk der Engländer diese homines novi nur mit süß-saurer Miene in die Arme schließt und daß es sich ungern erinnern läßt an den jähen Wechsel aus einer splendid isolation in eine vielbespöttelte Mésalliance.

Was Wunder, daß das englische Volk seinen Glauben an die Größe Chamberlains und an alle um Salisbury herum gründlich verloren hat! Klanglos ist Salisbury aus der politischen Welt verschwunden. Kaum ein Wort des Bedauerns, im günstigsten Falle eine biographische Skizze von der Wärme eines lexikographischen Handbuches! Er ist aus dem Gedächtnis der lebenden englischen Generation wie ausgelöscht. Hingegen hielt das englische Volk bis vor einigen Monaten an Chamberlain fest, wenn es ihm auch dämmerte, daß die Staatskarre unter seiner Ägide tüchtig verfahren war. Aber man erwartete immer und immer wieder von der Schlauheit und der rücksichtslosen Energie Chamberlains wahre Wunder. Auch diese Zeiten nähern sich jäh ihrem Ende, und, wenn nicht alle Zeichen trügen, so schaut heute schon die überwiegende Mehrheit des englischen Volkes nach dem Staatsmann aus, der die Wunden der Chamberlainschen Zeit heilt und den Charlatanismus und jene Politik großer Worte, die unter

Digitized by Google

Chamberlains beherrschenden Einfluß ihre wüstesten Orgien gefeiert haben, entrechtet. Wie mag es in Chamberlains Seele ausgesehen haben, als die Menge ihn auf seiner Fahrt nach dem Colonial Office mit eisigem Schweigen begrüßte, während sie den Burengenerälen, mit denen er unterhandeln wollte, enthusiastisch zujubelte. Wenn etwas geeignet ist, außer diesen und ähnlichen Symptonen den Umschwung der öffentlichen Meinung in England zu dokumentieren, so sind es die beiden letzten Nachwahlen zum Unterhause, die eine in Leeds, die andere in Sevenoaks. Obwohl sonst nach einem alten Erfahrungssatze und aus sehr naheliegenden völkerpsychologischen Gründen Wahlen, die unter dem frischen Eindruck eines siegreich beendigten Krieges stattfinden, zu Gunsten der Regierenden ausfallen, bedeuteten diese beiden Wahlen eine völlige Niederlage Chamberlains.

Wahrscheinlich wäre es längst zu einer Auflösung des Parlaments gekommen, wenn unter den liberalen Staatsmännern auch nur einer wäre, den man der schwierigen Lage voll gewachsen hielte. Der König selbst, dem eine hohe staatsmännische Begabung nachgerühmt wird, soll ein entschiedener Gegner Chamberlains sein. Aber Eduard VII. wird zu den staatsmännischen Fähigkeiten des Führers der Opposition, Campbell Bannermann oder des Sir Harcourt nicht Vertrauen genug haben, um dem Schicksal irgendwie vorzugreifen. Daß aber die nächsten Parlamentswahlen zu einem Siege der Liberalen führen werden, unterliegt kaum einem Zweifel, mag auch die Zerfahrenheit im liberalen Lager noch bis vor kurzem in der Geschichte der Parteidisziplin ihresgleichen suchen. Erst seitdem die Education Bill eingebracht ist, hat sich die Situation wesentlich geändert. Der gesamte Liberalismus erhebt sich wie ein Mann gegen diesen Versuch, die Schule der Kirche vollständig auszuliefern. Eine Bewegung, nicht unähnlich jener deutschen gegen den preußischen Volksschulgesetzentwurf, wächst sie lawinenartig und reißt zahlreiche Anhänger aus den konservativen Reihen mit sich fort. Um diesen entschlossenen Widerstand ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in England seit Jahren die Erziehungsfrage einen breiten Raum in der öffentlichen Diskussion einnimmt, und daß es dem Engländer allmählich in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß hier etwas im argen liegt. Vor allem wird man Rosebery, von dem sonst niemand weiß, an wen er glaubt, das Verdienst nicht absprechen können, daß er seine Landsleute bei jeder passenden Gelegenheit auf den unglaublichen Tiefstand des englischen Schul-

Digitized by Google

wesens hingewiesen hat. Sobald der Engländer einmal weitgreifende Schäden in seinem Wirtschaftsleben oder in seinen staatlichen Einrichtungen als solche erkannt hat, pflegt er mit Entschiedenheit und Zähigkeit an der Reform zu arbeiten. Daß gleichwohl die Schulreform nur langsame Fortschritte gemacht hat, muß darauf zurückgeführt werden, daß zwei Kräfte parallel laufen und wirken: Neben dem Verlangen nach einer Neuorganisation der Schule und anderer Bildungsstätten die tief wurzelnde Überzeugung, daß die Stählung des Körpers die Vorbedingung für die Schulung des Geistes sei. Aber die Erkenntnis, daß eine gründliche technische und wissenschaftliche Bildung notwendig ist, um im Wettbewerb der Völker nicht an die Wand gedrückt zu werden, ist dem englischen Volke lebendig geworden. Die alte Auffassung, daß Sprachkenntnisse, daß das Studium an technischen Hochschulen und daß moderne Universitäten gerne gegönnte Privilegien für das Volk der Dichter und Denker seien, ist ohne Einschränkung fallen gelassen. An ihre Stelle ist das Bestreben getreten, es dem Nachbarn gleich zu tun. Wenn wir uns vorstellen, welche unermeßlichen Schwierigkeiten sich der Reform unserer Mädchenerziehung entgegenstellen, so haben wir einen Begriff von dem großen Reformwerke, zu dessen Vollendung das englische Volk entschlossen ist. Aus welchen Gründen das herrschende Kabinett allen verständigen Erwägungen zum Trotz daran geht, das kaum begonnene Werk zu unterminieren, gehört zu den unlösbaren Rätseln, an denen das Ministerium Chamberlain so reich war. Beiläufig bemerkt, spielen die übrigen Mitglieder des herrschenden Kabinetts neben Chamberlain nur eine untergeordnete Rolle, wie denn auch der gegenwärtige Premierminister Balfour völlig in den Hintergrund tritt. Daß trotzdem Chamberlain nicht auch äußerlich an die Spitze des Ministeriums getreten ist, hat seinen Grund in der schon erwähnten persönlichen Abneigung des Königs gegen den ehemaligen Birminghamer Fabrikanten.

Noch in einer anderen Beziehung hat sich in England ein bemerkenswerter Wandel vollzogen. Seit Jahren hat die englische Presse mit der Treue des Chronisten die Entwickelung der deutschen Sozialdemokratie verfolgt und aufgezeichnet. Sobald sich nur die entfernteste Gelegenheit bot, um von dem Wachstum unserer Arbeiterpartei, von dem Verlauf sozialer Kämpfe und von düsteren Ausblicken unserer Kapitalistenpartei zu berichten, fehlten die englischen Zeitungen niemals, um grau in grau zu malen. Wer noch vor kaum drei Jahren mit einem Engländer über

Digitized by Google

deutsche Verhältnisse sprach, machte in den meisten Fällen die Erfahrung, daß sich in den Köpfen der Engländer eine geradezu märchenhafte Vorstellung von der Macht der deutschen Sozialdemokratie eingenistet hatte. Hiermit verband sich in der Regel noch die Überzeugung, daß Deutschland am Vorabend blutiger sozialer Kämpfe stehe und daß sich das junge Kaisertum über kurz oder lang an den inneren wirtschaftlichen Kämpfen das Rückgrat brechen würde. Das ist anders geworden, seitdem man vor der eigenen Tür kehrt und die Gefahr der Trades-Unions Gegenstand lebhaftester Erörterungen geworden ist. Die Trades-Unions haben unter den Nichtarbeitern ohne Frage an Freunden verloren. Es gibt eine Reihe hervorragender Männer in England, die über den Verdacht egoistischen Kapitalisteninteresses weit erhaben sind und die die Entwickelung der Trades-Unions für den Rückgang der englischen Industrie vornehmlich verantwortlich machen, eine Auffassung, die übrigens auch Karl Schurz mit großer Entschiedenheit vertrat, als ich ihn im vorigen Jahre über einige wirtschaftliche und politische Fragen sprechen hörte. Mag nun dieser Vorwurf übertrieben sein, so viel läßt sich bei der wohlwollendsten Beurteilung nicht verkennen, daß die Trades-Unions in wesentlichen Zügen einen zunftartigen Charakter mehr und mehr annehmen. Eine Zunft der gelernten Arbeiter kann aber ohne Zweifel auf das industrielle Leben ebenso lähmend wirken, wie die Zünfte engherziger Kleinmeister auf das gewerbliche. Der Kongreß der Trades-Unions, der vor wenigen Wochen in London tagte, hat in der englischen Presse eine wahre Hochflut von Anklagen gegen die englischen Arbeiterorganisationen ausgelöst.

Wer heute in Queenborough den Fuß auf englischen Boden setzt, wird in dem Pier zahlreiche halbverkohlte Balken bemerken. Vor mehreren Jahren hat eine Feuersbrunst diesen Pier nahezu vollständig zerstört. Als ich Mitte September in Queenborough ans Schiff ging, sah ich neben den verkohlten neue Balken. Es scheint also der Neubau in Angriff genommen zu sein. Weshalb es zu diesem Anfange mehrerer Jahre bedurfte, wird niemand verstehen. Aber das Schicksal dieses Piers ist charakteristisch für das England unserer Tage. Nicht mehr die alte Entschlossenheit, der frische Wagemut, der kühne Unternehmungsgeist. Überall Stagnation. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das große Weltreich trotz seines unermeßlichen Reichtums inmitten einer fürchterlichen Krise lebt; eine Krise, die sich über alle Gebiete des öffent-

Digitized by Google

lichen und des politischen Lebens erstreckt. Aber ebenso unverkennbar regen sich die Kräfte, die zur Gesundung führen können.

Wir Deutschen haben allen Grund, aufrichtig und lebhaft zu wünschen, daß England diese Krise erfolgreich überwinden wird. Handelspolitisch gibt uns die amerikanische Gefahr die Hoffnung ein, daß England in alter Kraft gemeinschaftlich mit uns ihr trotzen möge. Politisch würde ein geschwächtes England die bedenklichste Rückwirkung auf unsere Stellung zwischen Rußland und Frankreich ausüben. Also auch diese Erwägung muß unsere Wünsche beleben.

Nur unerbittliche Offenheit wird England und Deutschland einander wieder näher bringen.

Neue Kunst.

Von Mela Escherich.

„Wo die Teutschen ihren eignen Reichtum wüßten und sich selbst verständen, was sie im Wappen führeten: sie würden keinem Volke weichen." Sebastian Frank.

Seit dem Eintritt unserer heutigen europäischen Kulturstaaten auf den allgemeinen Schauplatz der Weltgeschichte haben wir zwei große Kunstepochen erlebt, welche wie leuchtende Sonnentage aus dem Dämmer der Jahrhunderte des Halbkönnens, Halbwollens und Halbschlafens aufstrahlen, — die italienische Kunstblüte, die sogenannte Renaissance und das Zeitalter Rembrandts, die Neuzeit. Heute stehen wir den ersten Lebensregungen einer dritten Periode gegenüber — der Wiedergeburt der deutschen Kunst.

Wenn wir unsere heutigen künstlerischen Bestrebungen verstehen wollen, so müssen wir uns klar machen, welche Traditionen bisher für uns maßgebend gewesen. Wir müssen den Unterschied der großen Kunstepochen der sieben letzten Jahrhunderte zu begreifen suchen, müssen den Prinzipien der Kunst nachgehen. In

Digitized by Google

der Verschiedenheit der Prinzipien erkennen wir die Verschiedenheit der Zeiten.

Die Ideale der Renaissance gipfelten in einem kategorischen Ichmenschentum. In Kunst, Religion, Politik, kurz allen Gebieten des Lebens finden wir gleich vorherrschend ein stark persönliches, heroisches Element. Mit der Neuzeit, deren Beginn wir auf das Geburtsjahr Rembrandts setzen wollen, tritt ein völlig neues Prinzip in Kraft, das Prinzip der sozialen Weltanschauung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Es ist eigentlich falsch und zum mindesten verwirrend von einer holländischen Renaissance zu sprechen, denn Rembrandt hat keinen holländischen Vorläufer. Das Wort „Renaissance" müßte überhaupt aus der Welt, in der es nur Durcheinander anstiftet. Es giebt keine Zeit, die ein besonderes Recht auf den Namen hätte; andererseits ist aber jeder Schritt in der Kunst eine Renaissance.

Die Malerei der neuzeitlichen Epoche zeichnet sich schon äußerlich durch die völlige Wandlung der Ausdrucksmittel an. Jede Beziehung zur Antike wird energisch zurückgewiesen. Die alte Sphäre der Form wird verlassen, das Licht tritt seine Herrschaft an. Die Kluft, die zwischen der sogenannten holländischen und der italienischen Renaissance klafft, ist eine ungeheure; zwei Weltalter stehen sich gegenüber wie einst Christentum und Antike. In fünfhundert Jahren wird man das besser ermessen können als heute, wo wir der Spaltung noch verhältnismäßig nahe stehen.

Von Rembrandt zu uns ist kein so großer Schritt als wie von Rembrandt zu Rubens. Rubens steht drüben am anderen Ufer. Mit ihm verlodert die Renaissance in letzter Abendglut. In ihm stilisiert sich das Barock des Katholizismus, das Jesuitentum.

Holland liegt in einer andern Sphäre. Religion, Politik, Kunst — alles steht unter dem Zeichen der Reform.

Und damit beginnt unsere Zeit. Wenn wir heute aus dem Reichsmuseum zu Amsterdam heraustreten, so glauben wir die Modelle Rembrandts, Hals', van der Helsts zu begegnen. Das sind noch ganz dieselben Typen wie im 17. Jahrhundert. Wir sind mitten unter ihnen oder besser gesagt, sie, die Meister von damals, sind mitten unter uns.

In das Quattrocento, in das Cinquecento müssen wir uns *versetzen*, um seine Kunst zu verstehen. Es ist eine ungeheure, wundervolle Formen- und Farbenwelt; aber es ist nicht mehr die unsere.

Digitized by Google

Mit Rembrandt und seiner Zeit beginnt das, was uns alltäglich ist. Die Übermittelung seiner Ideen geschieht nicht mehr wie bisher in Form und Farbe, sondern in Licht. Er formt, er malt, er empfindet Lichtwirkungen, Lichtgedanken. An Stelle der schönen Linien treten die Lichtwerte. Die Farbe an sich hat ihre Rolle ausgespielt. Sie ist nur mehr Masse, die erst durch Anhäufung von Helligkeit oder Schatten Bedeutung und Charakter erhält.

Darin liegt aber der Charakter der neuen Zeit begründet. Technik ist keine Äußerlichkeit. Sie ist die Sprache der Kunst, der Kultur. In ihr verrät sich das Innerste der Dinge.

Das Prinzip des Helldunkels muß gewissermaßen als Protestation gegen die Orthodoxie des Barock, der sterbenden Renaissance betrachtet werden.

Mit dem Heroenkultus mußte selbstverständlich auch der Kultus der Form, das Ideal des „schönen Menschen" fallen. Wie gegen den inbrunstschwangeren Jesuitismus die nüchterne Verstandeslehre des Luthertums, so tritt gegen das Schwelgen in Form und Farbe die Berechnung der Lichtwerte auf. Die neue Epoche ist eine ungleich nüchterne gegen die vorige. Der große Pan ist tot. Im leidenschaftlichen Kampf gegen das Barock geht die süße Naivetät des Quattrocentos verloren.

Die Kunst sucht nun nach Problemen. Über dem allgemein Physischen verliert sich das Wichtige der Persönlichkeit oder vielmehr was sonst als das Wichtige galt — das Äußerliche. Die Gestalten wandeln sich völlig in Träger der Ideen.

Die gesamten Anschauungen dieser neuen Welt erfahren eine Umwertung vom Aktiven ins Passive.

Der Grundzug aller modernen politischen, sozialreformatorischen, pädagogischen und religiösen Tendenzen ist die Unterdrückung des Individuums, das Aufgehen des einzelnen in der Masse, der Sieg des Unpersönlichen. In diesem Sinne verbrüdern sich Charaktere wie Rembrandt, Ruskin, Richard Wagner, Tolstoi, Uhde. Sie bilden eine stille Gemeinde, schließen eine Gedankenkette über Jahrhunderte hinweg und aus einer weit, weit ferneren Zeit tritt noch einer zu ihnen — Jesus von Nazareth. Er steht im Bund der Träger sozialer Ideen als der ersten einer.

Wenn die Renaissance in der Darstellung der Madonna das Problem des Weibes zu erforschen suchte und ihr dies in höchstem Maße gelang, so bleibt dagegen der Neuzeit der Vorrang, das Problem des Gottmenschen gelöst zu haben. Die italienische Kunst

Digitized by Google

besitzt keinen Christus, der sich mit dem Rembrandts und seiner Geistesnachfolger messen könnte.

Das ist selbstverständlich. In der Renaissance malte man für Fürsten und Priester. Da erschien die Gottheit in Glorie und ein Widerschein fiel auf den Donator, der auf dem Bilde nicht fehlen durfte. In der heutigen religiösen Kunst sehen wir den Messias in Lumpen unter Armen und Proletariern. Die Religion ist kein Götterkult mehr, sondern eine Lebens- und Heilslehre. Damit ändert sich auch die ästhetische Tendenz der Kunst in eine sittliche.

Rafael und Max Liebermann stehen sich nicht schroffer gegenüber als die Zeitgenossen Rubens und Rembrandt. Man betrachte „Die Kreuzabnahme" des einen und des andern. Für den vlämischen Meister war das Motiv nichts weiter als eine grandiose Aktstudie, für den holländischen ein Vorgang von weittragendster Bedeutung. Die Fackel, deren Licht die Szene erhellt und alles Unwesentliche in tiefem Dunkel läßt, ist keine willkürliche Zutat; sie ist ein Symbol des Lichtes, das vom Ort des Erlösungswerkes ausgeht.

Rembrandts Kunst ist eine mehr reflexive als naive. Darum ist ihr auch ein fast schwermütiger Zug eigen. Wie ernst stimmt uns „Die Anatomiestunde" (Museum im Hag). Es ist kaum zu fassen, daß das die Arbeit eines Sechsundzwanzigjährigen ist! Das Bild hat etwas Anklagendes, wehmütig Höhnendes. „Das ist nun Euer Ideal" scheint uns das überlegene Lächeln des Professors zu sagen, der eben mit dem Sezieren begonnen hat. „Das ist der Mensch, nach dem ihr die Gesetze aller Dinge bemessen habt. Die Form ist nichts, wenn der Körper tot ist, nur Leben verleiht Schönheit. Mechanismus ist alles. Aber das Geheimnis des Lebens beruht in etwas anderm." Neugierig drängen sie sich heran, den „Mechanismus" zu schauen, und über die Gruppe weg strömt eine breite Lichtwelle und legt sich triumphierend auf den leblosen Körper.

Etwas ganz Neues ist es auch, wie Rembrandt das Wunder darstellt. Man sieht, die alte Kindergläubigkeit ist dahin. Es gibt wohl mancherlei Dinge, die man sich nicht erklären kann; aber an Wunder glaubt man nicht mehr. Und doch ist vielleicht Rembrandt der erste, der Wunder malt; denn für die Renaissance war das Übernatürliche natürlich. Für sie gab es keine Grenze zwischen Himmel und Erde, Gott und Mensch, Möglichem und Unmöglichem. Wenn Botticellis oder Rafaels Engelknaben sich um die Madonna und das Jesuskind drängen, so kommt niemand

Digitized by Google

auf den Gedanken, daß sich hier Wunderbares vollzieht. Die Renaissance zog alles ins Bereich des Begreiflichen. Das Unglaublichste erschien selbstverständlich.

Wie anders die Neuzeit!

Bezeichnend für die neue Auffassung ist Rembrandts im Louvre befindliches Bild „Der Engel verläßt Tobias". Das Wunderbare, Übernatürliche ist hier mit einer furchtbaren, dämonischen Kraft zum Ausdruck gebracht. Der Reisebegleiter des jungen Tobias hat sich plötzlich in einen Engel verwandelt und entschwirrt mit spukhafter Hast den Augen der Erschrockenen. Der alte Tobias fällt erschüttert auf die Knie und auch die alte Frau neigt sich in einem Gemisch von Schrecken und Andacht, während in den Zügen des jungen Tobias und der jungen Frau mehr zweifelndes Staunen vorherrscht. Die Jugend will „wissen", wo das Alter ergeben glaubt.

Noch schärfer betont sich diese Richtung in der „Verkündigung bei den Hirten" (einer Radierung von 1634). Ein Motiv, das sonst die Verkörperung friedlicher Stimmung war, wird ein aufregendes Ereignis, magisches Licht strahlt vom Himmel herab, „die Nacht wird hell wie der Tag". In panischem Schrecken rennt das Vieh durcheinander und auch die Hirten wollen die Flucht ergreifen. Hier ist nichts von dem süßen „Friede den Menschen auf Erden!" zu verspüren; man fühlt nur das Ungewöhnliche der Erscheinung. So läßt Rembrandt auch in dem Tobiasbild den kleinen Hund sich erschreckt an die Frauen drängen und den entschwebenden Engel anbellen. Damit ist so recht das Entsetzen der Kreatur vor dem Übernatürlichen gekennzeichnet, ein Zug, der der Renaissance völlig fremd ist.

Wie sehr wir bis in die neueste Zeit mit der holländischen Kunst von zirka 1630 zusammenhingen, beweist ein Blick auf unser vergangenes neunzehntes Jahrhundert. Der große Einfluß, den Frankreich auf die moderne Kunst ausgeübt, war kein individueller; er basierte wiederum auf dem Einfluß Rembrandts. Die Franzosen Manet, Millet, der Italiener Morelli, der Engländer Briton Rivière, der Holländer Israels, der Deutsche Liebermann, ja selbst der Schwede Zorn — all die Großen aller Länder, was wären sie ohne Rembrandt?

Es ist viel Wasser den Rhein hinabgelaufen seit der Geburt des Müllersohnes von Leyden; aber das tiefste Wesen der

Digitized by Google

Kunst hat sich seitdem bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts wenig verändert. Es war nach der Antike die zweite große Epoche der Kunst.

Heute stehen wir vor einer dritten. Die erste hieß Italien, die zweite Holland, — die dritte wird Deutschland heißen.

Wir sind berufen, das Banner aufzunehmen und den Völkern voranzugehen.

Italien ist erschöpft, Rußland noch nicht an der Reihe. England, Frankreich und Deutschland kommen heute in Betracht. Englands Kunst ist deutsch. Der Prärafaelismus gründet nicht allein in der Nazarenergemeinde. Sein Ursprung geht bis in die deutsche Gotik zurück. Die Meister der Kölner Schule sind die wahren Vorläufer von Rosetti, Burne Jones, Millais. Was Frankreich betrifft, so haben wir ihm viel, viel Technik zu verdanken; aber schon jetzt zeigt sich, daß es an künstlerischem Kraftvermögen mit uns nicht Schritt halten kann. Frankreich vermochte uns nur mehr durch den Impressionismus, die letzte Phase der Rembrandtepoche, sicher zu geleiten.

Wir bleiben allein auf dem Schauplatz. Wir sind die Berufenen, die großen Traditionen weiterzuführen.

Traditionen, welche? — Italienische, holländische? — Haben wir nicht auch eine deutsche Kunst? Und wie wäre es, wenn wir diese große, herrliche Kunst, die deutsche Renaissance benannt, als Vorläuferin unserer kommenden betrachten wollten? Das soll keine Überhebung sein. Es soll uns nur anspornen zum Streben nach dem Höchsten. Deutschlands große Kunstblüte war kurz. Sie welkte, wie alles Große in Deutschland, an zu großer Hochachtung vor dem Fremden dahin. Die Kraft Dürers, Grünewalds, Baldungs ist noch nicht erschöpft, so wenig als die niederländische Kunst mit den Eycks erschöpft war. Wir haben noch das Recht der Jugend, mutig in die Zukunft zu sehen. Draußen lernen und es drinnen verwerten, das Fremde nützen, aber nicht nachäffen, die Errungenschaften der fremden Kunstepochen achten, aber den heiligen heimischen Boden aus eigener Kraft bebauen — das wäre eine wahre deutsche Renaissance!

Wir müssen uns vor allem klarmachen, worin sich die neue Kunst von der früheren unterscheidet. Welches ist ihr Prinzip, das ihr das Recht gibt, sich selbständig den früheren Epochen gegenüber zu stellen?

Wir haben gesehen, daß die Renaissance das Individuum, das Charakteristische der Persönlichkeit in den Mittelpunkt ihrer Be-

Digitized by Google

strebungen stellte. Wir haben gesehen, daß die Neuzeit dem entgegen strebte. Das Ideal der Gemeinsamkeit siegte über das Ich. Nicht die Person, sondern die Idee stand im Vordergrund. Sogar der Präraphaelismus fügte sich unter die Herrschaft dieses Prinzips. Heute stehen wir auf einem dritten Standpunkt. Die Persönlichkeit wie die Idee ist für uns überwunden, beides löst sich in der universellen Harmonie auf.

Die Beziehung des einzelnen zum Ganzen ist das Prinzip unsrer jungen, zukünftigen Kunst. Und in diesem Sinne finden wir die Wurzeln unsrer Kraft in unsrer alten deutschen Kunst. Wir brauchen nicht Dürer und immer Dürer zu studieren. Nein, eine ganze Fülle von Gestalten drängt sich uns zugleich vor Augen, von denen wir lernen, lernen, endlos lernen können.

Da haben wir Grünewald, Striegel, Baldung, Schongauer, Lochner, Kranach und eine Menge, deren Personalien noch nicht wissenschaftlich festgestellt sind; aber ihre Kunst ist da und das ist die Hauptsache. Lernen wir, wie sie die Figuren in Beziehung zur Landschaft und umgekehrt die Landschaft in Beziehung zu den Menschen brachten — darin liegt das ganze Gesetz unsrer neuen Kunst.

Es ist auch natürlich, weil der Deutsche wie kein andrer mit seinem Boden verwachsen ist. Darum ist dieses Prinzip nie ganz verloren gegangen. Es lebte in Elsheimer, Schwind, Richter, in Zeiten, wo scheinbar fremde Einflüsse alles Heimische verdrängt hatten. Es war ein Fortglimmen unter der Asche.

Und heute? Heute sehen wir auf eine Schar Künstler, die alle dieses Prinzip hochhalten, deren Namen man einst als Vorkämpfer der neuen großen deutschen Kunst nennen wird, wie heute die Schöpfer des italienischen Stiles: Giotto, Masaccio, Donatello.

Wir haben Thoma, Klinger, Volkmann.

Unsrer Zeit fehlt der höfische Glanz, fehlt die behagliche Ruhe des Bürgertums. Wir stehen im Jahrhundert der Arbeit, des Arbeiters. Darum ist unsre Kunst Volkskunst im edelsten Sinne, alles andre Dichten und Streben ist herrenlos wie Blätter im Winde.

Darum tritt das Porträt, das Sittenbild heute mehr und mehr zurück, die Landschaft und das Märchenbild stehen gegenwärtig in Blüte.

Das Märchen ist der Volksseele entsprungen. Wir wissen nicht, wer es erdacht. Es ist nicht die Erfindung eines einzelnen,

Digitized by Google

sondern die Poesie der Masse. Von allen kommt es, zu allen geht es.

Darum muß es der neuen Kunst lieb sein, die die Seele des Ganzen sucht. Nicht mehr die Menschen-, sondern die Menschheitsseele.

So auch in der Landschaft. Ich erinnere an Bracht, Leistikow, Dill. Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den alten Epochen! Früher malte man entweder die Landschaft mit Menschenstaffage wie Poussin, Claude de Lorrain oder die Menschen mit Landschaftsstaffage wie der größte Teil der Niederländer, Italiener, Spanier; aber immer stand Mensch und Landschaft zusammenhanglos nebeneinander. (Die deutschen Maler bildeten wie schon oben gesagt eine Ausnahme.) Vielleicht erkannte Michelangelo dieses Fehlende in der allgemeinen Harmonie und wählte deshalb zu seinen Menschenbildern auch Menschen als Staffage.

Heute bedürfen wir des Menschen nicht mehr, um das Seelische auszudrücken. Wir erkennen die Psyche der Landschaft, das Menschliche im Baum, im Berg, in der Wolke.

Und nun ist es nicht mehr schwer, das Ganze in Einklang zu bringen. Das eine darf nicht mehr Staffage des andern sein. Jede Art Staffage ist überwundener Kulissentand. Es gilt nur mehr ein Auflösen der Details in das Gesamte. Ob das Detail nun Mensch, Tier, Baum, Wolke, Stein ist, das ist Nebensache. Das eine ist so gut ein Stück des Ganzen wie das andere. Nichts genießt Vorzug. Wird etwas weggenommen, so leidet das ganze Bild darunter.

Wir alle sind Teile der großen Allnatur und bilden zusammen einen mächtigen Organismus, eine herrliche Harmonie. Dies ist unsere wissenschaftliche und religiöse Anschauung. Mit ihr trifft sich das Bekenntnis der neuen Kunst.

Harmonie aller Teile! Das ist das Evangelium der Vorkämpfer des neuen Stiles.

Es ist kein neuer Gedanke. Schon das Streben der Antike ging danach, und ebenso erschien der Renaissance die vollkommenste Harmonie als das höchste Schönheitsideal. Aber jede Zeit suchte dies Ideal auf anderm Wege zu erreichen.

Wir suchen es, indem wir in die Gesamtheit der Dinge zu dringen streben. Damit greifen wir über die holländische Kunstperiode zurück. Neben der Errungenschaft des Lichtes wollen wir jene der Form gelten lassen, aber in fortgeschrittenem Sinne, nicht mehr als Form an sich, sondern als Ausdruck der Harmonie.

Digitized by Google

Wir legen nicht mehr den Hauptwert auf einen schönen Akt, sondern auf ein schönes Bild. Daß wir das bereits tun, beweist nichts mehr als unsre Vorliebe für Thoma, der (wie oft) der Harmonie des ganzen Bildes zuliebe sich im Detail die gröbsten Verzeichnungen leistet. Das ist für unsern heutigen Geschmack erlaubt. (Natürlich darf es nicht in dem Sinne Schule machen, daß jeder, der etwas „verzeichnet" hat, sich triumphierend auf Thoma beruft.)

Die Psyche des toten Stoffes — das ist das neue Problem, das seit Jahrhunderten die deutsche Poesie, das deutsche Gemüt durchdämmert. Wir wollen es wecken und zu dem erheben, wozu es berufen ist. Wir wollen unsre Kunst zu dem machen, was sie sein kann und soll. Wir wollen in die Bresche treten und die großen Traditionen aller Zeiten in Ehren fortführen. Wir wollen unsre junge Kraft daranwagen. Wir wollen das Recht an uns reißen, die große Kunst, die Italien und Holland Unsterblichkeit verliehen, in neuer Form weiterzusetzen, daß die Nachwelt dereinst von einer deutschen Kunstepoche rede. Also Mut! Die Kraft ist uns dazu gegeben.

Zola, der Naturalismus und wir.

Von Willy Rath.

Mit einer schönheitfremden Brutalität, die man indessen fast stilgerecht nennen könnte, hat der Tod den weitestbekannten unter den lebenden Vertretern des französischen Schrifttums hinweggerafft. Die tiefe Nachwirkung solchen Eingreifens kann es kaum mehr verstärken, daß der Dichter aus der Arbeit herausgerissen wurde. Selten wird ja der Sorgenlöser einen Helden der Feder müßig treffen. Und faßt man das künstlerische Gewicht der beiden letzten Romanreihen „Les trois villes" und „Les quatre évangiles" ins Auge, so muß gesagt werden, trotz der ungebrochenen Arbeitlust und -kraft, daß mit dem Abschluß der Rougon-Macquart Emil Zolas Lebenswerk getan, seine eigentliche, ihn künftighin charakterisierende Aufgabe erfüllt war.

Digitized by Google

Mit unerhörtem Nachdruck hatte er seine Sache auf den „Naturalismus“ gestellt. So mußte er mit seiner stillschweigenden Aufgabe dieses Prinzips in den Hintergrund geraten. Mit der Herrschaft des Naturalismus ging auch des Hauptrepräsentanten unmittelbarer Einfluß auf die europäische Literatur zu Ende.

Ohne das Hinzutreten eines andersartigen Moments, ohne Zolas ehrlich enthusiastisches, wenn auch von Ehrgeiz mitbestimmtes politisches Auftreten in der „Affaire“ wäre es bei seinem Hinscheiden ganz klar geworden, daß wir, daß wenigstens die jüngere Generation der Gegenwart sein Wirken schon heute historisch würdigen kann und muß. Wo nur die literarische Bedeutung zu werten ist, wie hier, dort kann einer solchen objektiven Erfassung nichts im Wege stehen.

Der Name Emile Zola war, vollkommen nach dem Willen des Trägers, ein Programm geworden. Mehr als einmal wurde im letzten Jahrzehnt die Überwindung dieses Programms konstatiert. Die große Abrechnung jedoch konnte erst jetzt stattfinden; des naturalistischen Meisters Werkstattschluß gab die Gelegenheit zu allgemeinster, abschließender und klärender Aussprache. Wenn alle Wellenkreise verebbt sind, die Zolas Versinken im Meer der der Literaturen aufrührte, dann ist der Tod des Schul-Naturalismus endgültig und offenkundig besiegelt. Der Name Emile Zola blieb aber zugleich Eigentum eines ungewöhnlichen Menschen. Und es ist in diesem Fall von besonders hohem Reiz, die Beziehungen zwischen Individuum und „Richtung“, zwischen Urheber und Werk, zwischen Kulturmensch und Zeitgehalt hin und wieder laufen zu sehen. Hat es doch kaum je einen Poeten gegeben, der über die bewußten Grundlagen und über die Ziele seines Schaffens klarere Rechenschaft vor der zeitgenössischen Öffentlichkeit abgelegt hätte als der Erfinder des „Experimentalromans“.

Auf seinen eigenen, bemerkenswert ungeschminkten Mitteilungen beruht denn auch zum größten Teil, was über Zolas Lebensgang, namentlich über die Anfänge bekannt ist. Seine Herkunft, die zu berücksichtigen nach Darwin, Taine und Zola ja unerläßlich ist, verbindet ihn mit verschiedenen Zweigen der südeuropäischen Rasse. Die Mutter war Französin, Pariserin. Der Vater, zuerst Offizier unter Napoleon, dann Ingenieur, gehörte einer venezianischen Familie an. Des Vaters Mutter war Griechin. Emil Zolas Großvater und Urgroßvater dienten unter den letzten Dogen als Offiziere. So verknüpft sich durch seinen Vater, der beim ersten Eisenbahnbau auf dem europäischen Kontinent mitwirkte, eine alte

Digitized by Google

Welt voll geheimer Reize mit dem nüchternen Freilicht des modernen Europa. In Emiles siebentem Jahr (1847) starb der Vater, der unerfahrenen Mutter wenig mehr zurücklassend als Forderungen für den Kanalbau von Aix (in der Provence), die nur zu unglücklichen Prozessen führten. Mehr und mehr brach Armut über die Familie herein. Mit achtzehn Jahren verließ Emile den sonnigen Süden und folgte der Mutter nach Paris, um zunächst die Lycealstudien abzuschließen. Es folgten traurigste Jahre. Beim Baccalaureats-Examen fiel der Kandidat Zola, trotz guten Leistungen in den Naturwissenschaften, durch — wegen „Unfähigkeit in Literatur"! Auch ein zweiter Versuch mißlang. Da die Mittel der Mutter nun erschöpft waren, mußte das Studium aufgegeben und ans Verdienen gedacht werden. Unter äußersten Entbehrungen, nur kurze Zeit mit einem Monatsgehalt von sechzig Francs angestellt, verbrachte er zwei Jahre, die ihn mit allen Seiten des Pariser Zigeunerlebens bekannt machten. Die poetischen Versuche, die er schon früh auf dem Gymnasium zu Aix begonnen, wurden in dieser Epoche der erwachenden Ruhmesträume unermüdlich fortgesetzt.

Endlich, im Jahre 1862, erhielt Zola eine Stelle im Verlagshaus Hachette, die ihm 100 Francs monatlich einbrachte. Anfangs zwar wurde ihm hier nur das Öffnen der Bücherpakete anvertraut, bald aber avancierte er, und seine Beschäftigung mit den Zeitungkritiken über Bücher des Verlags brachte ihn in Berührung mit den Autoren, darunter Taine und anderen bekannten Schriftstellern. Er nahm nun seine Mutter zu sich und widmete alle Abende dem Schreiben kurzer Geschichten, sprach aber im Geschäft mit niemand von dieser Tätigkeit. Hachette gab das Erstlingswerk, das ihm sein Kommis heimlich auf das Pult gelegt hatte, mit den Worten zurück: „Sie sind ja ein Revolutionär." Der junge Mann fand indessen einen andern Verleger, der (1864) seine „Erzählungen an Ninon" herausgab.

Der Verfasser erhielt zwar keinen materiellen Gewinn daraus, sah aber seinen Namen bekannt werden. Er begann an mehreren Zeitungen mitzuarbeiten. Im folgenden Jahre ließ er seinen ersten Roman „La confession de Claude" (Claudes Bekenntnis) erscheinen und verzichtete auf die Lohnarbeit bei Hachette, um sich ganz der Schriftstellerei zu ergeben. Damals war er bereits mit fünfhundert Francs monatlich beim Événement (dem späteren Figaro) angestellt. Seine dort veröffentlichten Berichte über die Kunstausstellungen im „Salon", gesammelt 1866 in Mes Maines

Digitized by Google

(Was ich hasse), erregten das größte Aufsehen; sein kühnes Eintreten für die Realisten und Pleinairisten zog ihm heftige Feindschaften zu. Der Kritiker mußte schließlich dem Empörungsturm der Abonnenten weichen.

Der Romanschriftsteller war nun flügge. In den Jahren 1866—1868 erschienen vier Bücher, von denen Thérèse Raquin am stärksten wirkte, eine kriminalistische Studie, die bereits ebenso viel Kraft und Talent, wie Virtuosität im Fratzenhaften verriet. Dann nahm der junge Literat, seiner Kräfte bewußt, erfüllt von der gärenden Macht der neuen evolutionistischen Idee und gespornt vom leidenschaftlichen Willen zur Macht, sein großes Werk in Angriff: Les Rougon-Macquart, „Natur- und Sozialgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich." Der erste Band soll nur unglücklicher Zwischenfälle halber verspätet herausgekommen sein, nämlich im Jahre 1871 statt 1869. Wer den Roman gelesen hat, begreift es anders, warum La fortune des Rougon (Wie die R. ihr Glück machten) nicht mehr unter dem Regiment Napoleons die Presse verließ. Diese Schilderung des Staatsstreichs von 1851 aus seinen Wirkungen in ein Provinznest des fernen Südens, diese grenzenlose, teilweise karrikierende Verhöhnung des Bonapartismus hätte der „Erwählte von sieben Millionen" wohl kaum ungerochen gelassen. In den ersten beiden Jahrzehnten der dritten Republik folgte nun Band auf Band. Block fügte sich auf Block, und im Jahre 1893 war das Gebäude vollendet. Doktor Pascal (Rougon) war der Schlußstein. Der Arzt, der überlegene Forscher, der schon im ersten Buch mit weiser Objektivität auf die wüsten Niederungen des Rougon-Macquartschen Familienlebens hinabschaut, beherrscht hier im zwanzigsten das Feld und sammelt die Ergebnisse des — Zolaschen Riesenexperiments.

* * *

Bevor wir sehen können, was Zola uns Deutschen von heute ist, müssen wir wissen, was er seiner Zeit, der Zeit seiner mittleren Schaffensjahre, und seiner Nation war. Und da gilt es zu unterscheiden zwischen dem, was er zu geben glaubte, und dem, was er in seinen Hauptwerken tatsächlich gegeben hat.

Ungeheures Befremden faßt jeden ästhetisch Gebildeten, wenn er Zolas Theorie vom „roman expérimental" kennen lernt, wie dieser sie in dem Essai auseinandersetzt, der an die Spitze des gleichnamigen Sammelbandes (1880) gestellt ist.

Digitized by Google

„Die Rückkehr zur Natur", heißt es da, „die naturalistische Entwickelung, die das Jahrhundert fortreißt, treibt allgemach alle Kundgebungen der menschlichen Intelligenz in eine und dieselbe wissenschaftliche Bahn. . . . . Die Experimentalmetode ist von Claude Bernard in seiner „Einführung zum Studium der experimentalen Medizin" mit wunderbarer Kraft und Klarheit aufgestellt worden. Dieses Buch eines Gelehrten, dessen Autorität entschieden ist, soll mir als solide Basis dienen. Ich finde darin die ganze Frage behandelt und kann mich darauf beschränken, als unabweisbare Argumente die Zitate zu geben, die mir notwendig sind. Meist wird es mir genügen, das Wort „Arzt" durch das Wort „Romancier" zu ersetzen, um meinen Gedanken klar zu machen und ihm die Strenge einer wissenschaftlichen Wahrheit zu verleihen."

Nach dieser vielsagenden Einleitung wird mitgeteilt, wie Bernard sich bemüht habe, die Heilkunde von dem empirischen Verfahren abzubringen und vermittelst einer rein experimentalen Methode zu wahrer Wissenschaftlichkeit zu erheben. Und wie dieser Arzt das auf unorganische Körper angewendete Verfahren der Chemie und der Physik auf das Studium lebender Körper übertragen habe, so will der Romantheoretiker seinerseits beweisen, daß die Experimentalmethode, wenn sie zur Kenntnis des physischen Lebens führt, auch zur Kenntnis der „vie passionelle et intellectuelle" führen müsse. „Es ist nur eine Frage des Grades auf demselben Weg, von der Chemie zur Physiologie, dann von der Physiologie zur Anthropologie und zur Soziologie. Der Experimentalroman liegt am Ende." Es bedarf, nach so klaren Worten, keines Eingehens auf die wissenschaftlich gemeinten Spitzfindigkeiten der weiteren Ausführungen, z. B. über den Unterschied von observation (Studium der Einzelerscheinungen so wie die Natur sie bietet) und expérience (Studium der Einzelerscheinungen so wie die Natur sie nicht bietet). Genug, daß wir erfahren: Ebenso wie der moderne Mediziner ist der Romanschreiber „geschaffen aus einem Beobachter und einem Experimentenmacher", und: „Der Romanschreiber geht auf die Suche nach einer Wahrheit." Es folgt ein sehr lehrreiches Beispiel: „Ich nehme z. B. die Figur des Barons Hulot in Balzacs ‚Cousine Bette'. Die allgemeine Tatsache, die Balzac beobachtete, ist die Verheerung, die das verliebte Temperament eines Mannes bei ihm, in seiner Familie und in der Gesellschaft anrichtet. Sobald er nun seinen Stoff gewählt hatte, ist er von den beobachteten

Digitized by Google

Fällen ausgegangen, dann hat er sein Experiment angestellt, indem er Hulot einer Reihe von Prüfungen unterwarf, ihn durch gewisse Milieux hindurchgehen ließ, um das Funktionieren des Mechanismus seiner Leidenschaft zu zeigen." Ein bezeichnendes Wort sei noch angefügt: „Claude Bernard sagt: Der Experimentator ist der Untersuchungrichter der Natur. — Wir Romanschriftsteller sind die Untersuchungrichter der Menschen und ihrer Leidenschaften."

Wie ist es möglich, fragt man sich, von Staunen überwältigt, daß ein angesehener und sonst so verstandesscharfer Schriftsteller, daß ein Könner derartige Dinge drucken läßt, Dinge, die heute nicht einmal zur Widerlegung reizen, weil ihre wahnwitzige Torheit und Verkehrtheit ihnen zu deutlich an der Stirn geschrieben steht! Daß Zola diese simple Vertauschung von Kunst und Wissenschaft wortwörtlich ernst genommen habe, erscheint mir als ausgeschlossen. Die Annahme, daß es ihm, um Balzac zu übertrumpfen und den Antipoden Victor Hugo zu entthronen, vor allem galt, die größtmögliche Sensation zu erregen, daß er gewaltsam überstiegene Forderungen erhoben habe, um durch ein ganzes System zu verblüffen und zu reizen, diese Annahme liegt verführerisch nahe und wird durch einzelne seiner eigenen Aussprüche über das Verhältnis von Zweck und Mittel gestützt. Die Elementarbegriffe des Kunsterkennens konnten ihm unmöglich fremd sein. Er kann nicht verkannt haben, daß die Parallele Medizin-Poesie eine umschreibende Wortspielerei sei, eine künstliche Zusammenstellung von Kräften, denen sich einige äußere Ähnlichkeiten abgewinnen ließen, die aber in ihrem Wesen grundverschieden blieben. Daß er dennoch theoretisch so weit ging, wird aber noch andere Ursachen haben. Der Trieb des Italieners zum Systembauen, die vom Vater ererbte Richtung auf das Naturwissenschaftliche, die Oppositionlust gegenüber dem Romantisch-Pathetischen und dem Französisch-Akademischen, und zuguterletzt seine maßlose Dilettantenbegeisterung für die Erfolge der Wissenschaften, die das neunzehnte Jahrhundert kennzeichnen, haben offenbar mitgewirkt. Und nur wenn er sich in kühleren Stimmungintervallen einmal wieder bewußt ward, daß diese paradoxe Methodik denn doch nicht ernst zu nehmen sei, dann mag er sich augurenhaft in vertraulicher Zwiesprache getröstet haben: „Es schadet nichts; der Bande von Publikum kann man nicht derb genug kommen, wenn man gehört werden will. Ich will ihr so viel Bände und so viel Absonderlichkeiten an den

Digitized by Google

Kopf werfen, daß sie mich schließlich nicht ignoriren kann. Und das kommt dann meinem tatsächlichen Schaffen und dem Naturalismus, an den ich wirklich glaube, zugute."

* * *

Dem echten Künstler pflegt das peinlichst empfindliche Unterscheidungvermögen für die gegenseitige Abgrenzung von Kunst und Wissenschaft angeboren zu sein. Einem Genie von ästhetisch-philosophischer Kultur wird es schlechterdings unmöglich sein, die begrenzten, technisch freilich sehr bedeutsamen Fortschritte der modernen Wissenschaften so blind zu überschätzen, daß es darin eine wesentliche Veränderung des menschlichen Erkenntniszustandes fände und mit Zola spräche: L'homme métaphysique est mort. Das Geheimnis des Samenkorns, den Untergrund der menschlichen Tragikomödie hat keine „positive" Wissenschaft je auch nur mit einem Strahl erleuchten können.

Zolas Weltweisheit hat keinen Ewigkeitzug. Es ist charakteristisch für ihn, daß er, soweit sein Bewußtsein in Frage kommt, ganz im Endlichen, im Zeitlichen und Materiellen stecken blieb. Der Charakter der Epoche, in die seine geistige Entwicklung fällt, vermag ihn freilich erheblich zu entlasten. Er war nicht der einzige kluge Kopf unter seinen Zeitgenossen, der sich vom Rausch des Fortschritts, von der Popularisierung der Wissenschaftergebnisse mitreißen ließ und an den endgültigen Sieg des Materialismus glaubte. Heute, da die Wissenschaft wieder ein wenig Bescheidenheit gelernt hat und auch gröbere Geister wieder einzusehen beginnen, daß der „metaphysische Mensch" so lebendig ist wie je und bis ans letzte Ende der Menschenwelt lebendig bleiben wird, heute müssen wir uns bemühen, jene ältere Generation mittelbar zu verstehen, um sie gerecht beurteilen zu können. In der rückhaltlosen Art, wie Zola die Lehren Comtes, Darwins, Taines und Bernards aufnahm, Hypothesen als festwurzelnde Wahrheiten verwendete und Ideen gleich der Vererbungtheorie begeisterungvoll zu Tode hetzte, liegt übrigens gerade ein Beweis für seine Künstlernatur, für das Übergewicht der Phantasie über die nüchterne Logik. Und genau wie sein Vorbild, der Positivist Comte, endete auch Zola bei einer mystischen religion de l'humanité. Der metaphysische Rest ist eben mit keiner Art Vogelklapper zu verscheuchen. Wird er durch die eine Tür ausgetrieben, so tritt er durch die andere herein.

Man hat mehrfach behauptet, Zola sei gar kein Naturalist,

Digitized by Google

sondern ein später Romantiker. Wie aller Streit um Ismus und Asmus läuft auch dieser zuletzt auf eine Spiegelfechterei mit blanken Worten hinaus. Wenn Emile Zola kein Naturalist ist, dann gibt es überhaupt keinen Naturalismus. Daß es einen konsequenten Naturalismus in der Kunst nicht gibt und geben kann, das zu beweisen wäre allerdings leicht; denn Kunst ist Wiedererschaffung von Natur durch Auslese des für die jeweilige Idee Wesentlichen. Aber das Wort ist auch anders zu deuten. Zola selbst hat es entschieden abgelehnt, für einen Natur-Abschreiber gehalten zu werden: „Ein dummer Vorwurf, den man uns naturalistischen Schriftstellern macht, ist der, wir wollten einzig Photographen sein. Wir mögen noch so viel erklären, daß wir das Temperament, den persönlichen Ausdruck akzeptieren, man fährt nichtsdestoweniger fort, uns zur Antwort einfältige Beweisgründe dafür zu bringen, daß es unmöglich ist, streng wahr zu sein, daß es nötig ist, die Tatsachen zu arrangieren, um ein Werk irgend einer Kunst zu verfassen (constituer)." Dann meint er, mit der Anwendung der Experimentalmethode höre jeder Streit auf: „Wir gehen wohl von den wahren Tatsachen aus, die unsere unzerstörbare Grundlage sind; aber um den Mechanismus der Tatsachen zu zeigen, müssen wir die Phänomene hervorbringen und dirigieren; da liegt unser Anteil an der Erfindung, an dem Genie im Werk." Wir fragen dagegen: was sind wahre Tatsachen? was kann es bei der unendlichen Fülle des Lebens an ewig einander widersprechenden Tatsachen beweisen, wenn die eine oder die andere davon herausgegriffen wird? und was bleibt noch von der unzerstörbar wahren Basis, wenn die Einzelerscheinungen von einem Phantasiearbeiter „produziert und dirigiert" werden müssen?

Wirklich, der „wissenschaftlich-experimentale" und der absolut naturreine Naturalismus sind zwei Undinge, eines des andern wert. Dennoch, da der Ausdruck „Naturalismus" vom allgemeinsten Wort unserer Sprache abgeleitet ist, warum sollte er nicht, außer anderem, eine existenzberechtigte Kunstrichtung bezeichnen können? Der mögliche Naturalismus wäre vielleicht am bequemsten negativ zu fassen: diejenige Kunstanschauung, die alles Nichtnatürliche: konventionelle Beschneidung, Pathos und kalte Stilisierung, Tendenzfärbung und Phantastik, grundsätzlich vermeidet. Aber was ist natürlich und nichtnatürlich? Ist nicht dem geborenen Lyriker der Vers etwas höchst Natürliches? Wie ist bei starkem, ethischem Drang die Grenze zwischen unnatürlicher

Digitized by Google

Tendenz und natürlicher Wiedergabe empfangener Eindrücke polizeilich festzusetzen? Und wenn wir es mit „Wirklichkeit" versuchen — was ist wirklicher als Konvention, Pathos, Träume? Wir müssen positiv zu definieren suchen, ungefähr so: Naturalistisch nennen wir diejenige Kunst, die stofflich das Gebiet der sinnfälligen Wirklichkeit ohne Rücksicht auf Schönheit umfaßt und formal die wahrgenommene Natur jeweils unter der tunlich geringsten Veränderung in das Kunstwerk aufnimmt, dem Künstler also jenseits der Beobachtung und Stoffwahl möglichst geringen Spielraum läßt. „Tunlich" und „möglichst" sind allerdings herzlich relativ. Damit haben wir uns der allbekannten, knapperen, aber noch dehnbareren Formel genähert: „Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, durch ein Temperament hindurchgesehen." Diese Naturalistendefinition, die Zola nebst der Milieu-Lehre von Taine entlehnte, darf auf fast alle Kunstwerke angewendet werden, da Natur und Temperament zu den schwerst einzufangenden Begriffen gehören.

Zola könnte nach beiden Fassungen als Naturalist bezeichnet werden, und ebensowohl in dem schlohweißen „Traum" (Le rêve) oder in dem verhältnismäßig harmlosen Warenhausroman „Zum Glück der Damen" (Au bonheur des dames), wie in dem schauderreichen Landroman La terre. Es ist eine Laien-Übereinkunft, nur die Behandlung „häßlicher" oder kraß sexueller Stoffe für naturalistische Kunstübung zu halten. Allerdings haben die Naturalisten, und nicht zuletzt Zola, in der Praxis dieser Verwechslung Vorschub geleistet, da sie auf der Suche nach neuen Stoffgebieten vorzugsweise dahin gelangen mußten, wohin die ausschließlich dem „Schönen" folgenden Klassiker und Romantiker so gut wie nie den Fuß gesetzt hatten. Wenn man nun in Zola einen verkappten Romantiker sehen will, so hat das einen kleinen Kern von Berechtigung, da, ihm kaum bewußt und seiner Theorie sehr entgegen, die Phantasie die Kraft ist, auf der seine universale Wirkung zum großen Teil beruht. Indessen fehlen bei ihm gänzlich die Momente der Wirklichkeitflucht und Gegenwartflucht, der Freude am künstlerischen Spiel, auch am (bewußten) subjektiven Gefühlsausdruck. Weit eher, wenn denn etikettiert sein soll, verdient Emil Zola ein Symbolist genannt zu werden. Wenn aber in der Tat Naturalismus und Symbolik oder (z. B. bei Gerhart Hauptmann) Naturalismus und romantischer Idealismus, in der Formgebung auch Dialekt und feierlichste Verslyrik, sich organisch miteinander vertragen, so ist damit die Be-

Digitized by Google

langlosigkeit aller Schulenwirtschaft und Programmreklame erfreulichst dargetan.

Jede künstlerische „Schule" ist mit der Erbsünde empfangen, ist bereits in der Stunde der Geburt zum Tode verurteilt. Das Gute indessen, das sie dem Programm zuwider zu Tage fördert, bleibt der Nachwelt unverloren. Sterben mußte denn auch der Naturalismus, insoweit er „Schule war, insoweit er die typische Ismus-Anmaßung besaß, alleinseligmachend sein zu wollen. Geboren werden aber mußte der Naturalismus nach dem Gesetz vom ewigen Wandel des Bestehenden, demzufolge jede Evolution zugleich Reaktion ist. In der Literatur wie in der bildenden Kunst, wie schließlich im Charakter der Gesamtkultur geht es ähnlich zu wie in der englischen Politik: eine Partei ist immer an der Regierung, eine andere in der Opposition, und morgen oder übermorgen tauschen beide ihre Rollen. Die Literaturumwälzungen stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit den Wandlungen des Zeitgeistes, die Literatur nimmt teil an der Bewegung: vom Leben fort — zurück zum Leben. Daher pflegt jede Literaturströmung auch zweifelhafte, unvergorene Errungenschaften der Zeit mit sich zu führen. Scheidet man jedoch diese Fremdstoffe aus, so ist stets ein gesunder Kern zu finden. Größer und höher gefaßt, ist nach jeder Art idealistischer Bewegung irgend eine Art von Naturalismus, nämlich von voraussetzungloser Erneuerung und Stärkung am Quell der lebendigen Wirklichkeit für die Kunst ein Bedürfnis. Man denke an die Anfänge des englischen Dramas, an den deutschen Sturm und Drang. Die Rückkehr zur Natur ist aber niemals Selbstzweck, sondern lediglich ein immer wieder in neuer Form anzuwendendes Mittel zur Korrektur der Abweichungen vom Wege der alllebendigen Harmonie, denen die freie Entwicklung der Menschenkünste nicht entgehen kann noch soll. Es wird behauptet, daß auf diesem Zickzackwege allmählich höhere Kunst gewonnen werde. Ich wage da nicht zu entscheiden, neige aber zu der Annahme, daß nur ein Fortschritt zu immer stärkerer Differenzierung, zu einer Zerfaserung, die freilich auch Verfeinerung sein kann, erreicht werde und daß von diesem Fortschreiten erst noch zu beweisen sei, inwiefern es einen positiven Gewinn bedeute, inwiefern das Vorwärts auch ein Aufwärts bringe.

Man muß zweifeln, ob der Naturalismus eine unbedingte Bereicherung der Kunst durch völlig Neues gebracht habe. Aber es kann nicht bestritten werden, daß er eine notwendige und frucht-

Digitized by Google

bare Erneuerung in der Literatur (gleichwie in den bildenden Künsten) hervorrief, zu einer Zeit, da der Klassizismus längst durch Epigonentum erschöpft und die Romantik, die ja namentlich im Frankreich des jüngeren Victor Hugo schon eine Art rhetorischen Naturalismus erzeugt hatte, ihrer Aufgabe der Vorbereitung hinreichend nachgekommen war. Der Naturalismus ist demnach ein organisches Bindeglied geworden, ein von uns nicht mehr zu umgehendes Durchgangsstadium, wenn wir zu einer neuen Kunst, zu einer modernen Höhenkunst gelangen wollen, die wir uns gern als eine Synthese von lauterem Idealismus, blühender Phantasie und ehrlichster psycho-physiologischer Grundarbeit vorstellen. Von dieser ersehnten Zukunftkunst, die eine neue Etappe der Linie Hellas—Shakespeare—Goethe sein würde, ist die enge Sinnenkunst Emile Zolas sicherlich durch eine unmeßbare Entfernung getrennt. Dennoch ist seine Erscheinung, als die eines rüstigen Mitarbeiters am großen Werk, in den Lebensbedingungen der neueren Literatur wohlbegründet.

* * *

Als Schaffender hätte Zola von sich sagen dürfen: Ich bin besser als meine Theorie. Der vernichtende Vorwurf wenigstens, nichts anderes zu sein als pseudowissenschaftliche Verstandesarbeit, bleibt seinen Romanen erspart. Es sind ganz richtige Romane, nach einer eigenen Methode gebaut, aber keineswegs eine Literaturgattung neuen Wesens mit unerhört neuartiger Technik vorstellend. Dem Steckenpferd der Vererbungtheorie kommt keine Bedeutung zu. Die eigentliche Experimentmarotte wurde im Lauf der Praxis rasch vergessen oder doch so diskret betätigt, daß ein greifbarer Unterschied von anderen Werken, in denen der Verfasser nach altem Rezept eine „Idee" ausführt, nicht zu finden ist. Zolas Hauptwerke bilden den Abschluß, nicht gerade den Höhepunkt der Entwicklung, die vor ihm den realistischen Roman von den vereinzelten Anfängen im achtzehnten Jahrhundert bis zu Flauberts „Madame Bovary" (1857) geführt hatte. Sie bringen sicherlich keinen stilkünstlerischen Fortschritt gegenüber dem kühl-aristokratischen Beyle-Stendhal (1783—1840) oder gegenüber dem feinironischen Beobachter und sauberen Verarbeiter Flaubert (1821—1880), der seinerseits wieder kein sehr eigenkräftiger Seelengestalter war. Sie bringen ebensowenig eine Überbietung von Beyles oder Balzacs (1799—1850) eindringlicher Psychologie. In beiden Hinsichten ist bei Zola eher ein Rückschritt wahrzunehmen. Seine soziologischen

Digitized by Google

Anschauungen und Absichten sind von seinem anerkannten Meister Balzac herübergenommen, der sich bereits mehr als Naturforscher denn als Dichter fühlte und als das Sondergebiet seiner Forschung die Sittengeschichte der gleichzeitigen und der zuletzt verflossenen Epoche betrachtete. „Die Gesellschaft", das spricht Balzac schon aus, „macht aus dem Menschen, je nach der Umgebung, in der seine Handlungart sich entfaltet, ebenso viele verschiedene Menschen, wie es im Tierreich Spielarten gibt." Auch Zolas Unternehmung eines Riesenzyklus ist nur eine Nachfolge von Balzacs Comédie humaine, die in sechs Abteilungen mit neunzig Erzählungen ein ganzes Frankreich wiedererschuf. Von Flaubert und den Brüdern Goncourt, die alle drei persönlich mit ihm befreundet waren, lernte er die Verehrung der „exakten" Einzelbeobachtung und das bienenemsige Festhalten der „documents humains" in dem Notizbuch, diesem Wappenzeichen des Naturalismus.

So vereinigte er Vorhandenes verschiedener Art in seiner Schaffensweise, die wiederum von vielen nachgeahmt wurde; denn eben durch die Konzentration des vorher Errungenen gewann er den Rang sozusagen eines klassischen Naturalisten. Das Neue in den Rougon-Macquart kann danach — welche Ironie des literarischen Schicksals! — kaum in mehr als in dem liegen, was die Persönlichkeit, das tempérament des Halbitalieners beisteuerte: die gleichmäßigere Durchführung der physiologischen Lebensauffassung, die mehr oder weniger latente Tendenz, die daneben in dieser „objektiven" Kunst seltsamerweise Platz hat, Vorliebe und Begabung für die Schilderung des Unheimlichen und des Kolossalen, endlich das komplementäre Element zur antimetaphysischen Naturumfassung: die Symbolik, die in solchem Fall auch ungerufen hinzuzutreten scheint, um die vergessene Fee Seele zu rächen — wenn anders das Erzeugnis der observation Einlaß in den Bereich der Dichtung finden soll. Im Eifer der Verteidigung gegen den allgemeinen Vorwurf, die Naturalisten wählten nur häßliche Stoffe, bekennt Zola selbst einmal: „Hat der unedle (ignoble) Verfasser des „Totschlägers" nicht den zweiten Teil der „Sünde des Abbé Mouret" geschrieben, eine adamische Idylle, eine Art Symbol, ideale Liebe in einem Garten, der nicht existiert?"

Um einen Begriff von Zolas einzelnen Arbeiten zu geben, wird es niemand einfallen, von Charakteren und Seelenentwicklungen zu sprechen. Auch in dem Roman, der sich mit dem innerlichsten Stoff, mit dem Geistes- und Empfindungleben des verzweifelt

Digitized by Google

ringenden Künstlers beschäftigt, in L'Oeuvre (Das Kunstwerk), dringt die Beobachtung nicht gar tief in die geheimen Gänge des Seelenlebens und läßt wohl fesselnde, wahre Zustandsschilderungen, aber kein lebendiges Werden erwachsen. Nana ist ein grandios erfaßter Typus, die Dirne an sich, aber keine frei handelnde Psyche. In den anderen Teilen der Rougon-Macquart tritt der einzelne und der innere Mensch, der nach altmodischer Anschauung zugleich der nächste und der höchste Gegenstand der Dichtkunst bleibt, gegen die Umgebung mehr oder weniger zurück. Meist verschwindet er vollkommen, erdrückt von der Milieumalerei, und es bleibt nur eine verschwimmende Erinnerung an die eigentümliche Atmosphäre eines der Lebenskreise, aus denen sich das Kulturweltgetriebe zusammensetzt. Das Milieu ist Zolas wahre Liebe, der eigentliche Held seiner Romane. Oft, und mit zunehmenden Jahren öfter und öfter (man vergleiche die späteren Bücher Lourdes, Rom u. s. w.), beschränkt sich dabei die Schilderung durch lange Strecken auf bare Beschreibung und Notizenabladung. Oft aber wird ein bezwingender Schein wirklich ineinander greifenden Viellebens erzeugt, mitunter eine unvergeßlich stark über uns hereinflutende Stimmung, und immer das ungemein lebhafte, selbst wider den Willen überzeugende Abbild einer mit sicherer Hand umgrenzten Einzelwelt.

So gab La fortune des Rougon die Kleinstadt und die Kleinstädter des Südens, Son Excellence Eugène Rougon das politische Cliquenwesen unter Napoleon III., La curée (Die Hetzjagd) und später L'argent (Das Geld) das Paris der Gründer und der Abenteurer, der Börse und des feilen Journalismus. (Von La curée gibt der Autor, nicht ohne Ironie, nachher seinen Gegnern zu bedenken, daß er hier doch „versucht habe, ein Eckchen dessen zu malen, was ‚hübsch' ist und ‚gut riecht'.") Den stillen Krieg des Klerikalismus und des Jesuitismus gegen die Selbständigkeit des Staats- und Familienlebens, das Ringen zwischen individueller Freiheit und Dogmatismus spiegeln La conquête de Plassans (Die Eroberung von Plassans) und die erwähnte Faute de l'abbé Mouret. Das ganze Räderwerk eines modernen Warenhauses, der ohnmächtige Todeskampf des althergebrachten Kleinhandels gegen das gefräßige Riesengeschäft, die Ausbeutung einer ganzen Stadt durch die verblüffend organisierte Spekulation auf die Schwächen des Weibes wird uns in Au bonheur des dames vorgeführt. Aber die stärkste Gewalt der Darstellung offenbart die Reihe jener Massengemälde, die den niedrigsten Sphären des

Digitized by Google

Daseins, den Nachtseiten des Alltagslebens, der Bestie im Menschen gewidmet sind. Zum Miterleben deutlich steht es uns vor den Sinnen, wie in L'assommoir (Der Totschläger), die Schnapskneipe einen ganzen Volksteil vergiftet, die Früchte der Arbeit verschlingt, Glück und Scham erstickt und allen Greueln Tür und Tor aufreißt. Das Reich der Markthallen mit allem Volk, das sich von der Fütterung des großen Raubtiers Paris nährt, mit den genügsamen Gemüsebauern, den pfiffigen Schankwirten, den keifenden Fischweibern, den fetten Wurstlerpaaren, mit Händlern und Händlerinnen aller Art ersteht in wirrer, düftereicher Lebensfülle in Le ventre de Paris (Der Bauch von Paris); zugleich ist darin die Welt der niedrigen satten Selbstzufriedenheit, die Welt der „Dicken", der seelenlosen, gesetzestreuen Wiederkäuer an den Pranger gestellt. Der Riesenkörper des Eisenbahnwesens gewinnt in La bête humaine (Die Bestie im Menschen), der Gesamtapparat der Bergwerksarbeit in dem mächtigen Germinal (Der Keimmonat) ein unheimliches Leben. Die unterirdischen Kräfte der Landarbeit werden wach, die Gier nach Erdbesitz erhebt sich wie ein mörderischer Dämon in La terre (Die Erde). In „Nana" verkörpert sich die allgemeine, fast naive Unzucht einer Generation, die vom Raubbau lebt und deren „Zusammenbruch" (La debâcle) durch einen leichtfertigen Krieg mit dem gesünderen Nachbarvolk beschleunigt wird. Die Furie der Schlachtfelder schreitet, allerdings nicht im klassischen Faltenwurf des Gewandes, sondern in gräßlicher Nacktheit durch die subjektiv unparteiische Darstellung des Zusammenstoßes von 1870/71. Der ganze Zauber des Katholizismus entfaltet sich schicksalbestimmend in dem „Traum" (Le rêve) einer engelweißen Jungfrau, um die sich himmlische und irdische Liebe streiten. Dieses keusche Mädchenbuch Zolas, unmittelbar nach La terre zur Versöhnung der Gemüter geschrieben, überrascht den, der nur seine düsteren, sinnenwilden Werke kennt; doch ist es eine schwüle Keuschheit, eine wie Weihrauch betäubende Unschuldphantasie, mit denselben Mitteln erzeugt wie die Lebensausschnitte gegenteiligen Inhalts.

Überall ist suggestive Beschreibung die Grundlage des Zolaschen Schaffens. Wo nicht das Übermaß zur Schau gestellter Notizen ermüdet oder autodidaktisches Auftrumpfen mit Detailkenntnissen verstimmt, wird durch die Zuverlässigkeit des Berichtes unmerklich das Vertrauen des Lesers gewonnen und durch die nimmer nachlassende, die Hauptpunkte in immer neuen Variationen wiederholende Eindringlichkeit der Mitteilung eine Wirkung erzielt, die

Digitized by Google

einer leichten Hypnose gleichkommt. Diese Beschreibung kann nicht wahllos ausgeübt werden, schleppt aber noch weitaus zu viel Rohstoff mit, als daß sie reiner Kunst gleichkäme. Wo jedoch auf der Höhe der Darstellung (der Beweisführung, würde Zola etwa sagen) die Vergrößerung der Gesichte in dem Romanschreiber das Pathos des Bußpredigers und Weltverbesserers auslösen will, da wird es in Gestalt von knappen, gewissermaßen verhaltenen Visionen frei, die das Menschliche selbst im Unorganischen erblicken. Manchmal streift er dabei eine höhere Schönheit. Manchmal kommt er allerdings über den theatralischen Effekt nicht hinaus; so auch in der vielgerühmten Schlußpointe der Bête humaine, die überhaupt das verzerrteste und, neben La terre, das mit überflüssigen Scheußlichkeiten am meisten überladene Werk seiner Einbildungskraft ist. So kühn der Zweikampf auf der Lokomotive angelegt ist, die nüchterne Durchführung macht nicht recht warm; und die wirkungvolle Idee, der Lokomotive auch eine Bestie in den Leib zu geben, wird durch die wohlfeil verwegene Symbolik der Fahrt ins Ungewisse ein wenig unvermittelt ins Nichtwirkliche und so über den toten Punkt hinausgetrieben. Theatralische Momente finden sich auch sonst genug. Zum Teil fallen sie der republikanischen, besser: der antikaiserlichen Tendenz zur Last. Der Haß gegen das Regime Louis Napoleons, dessen falschen Glanz der entbehrende Jüngling und der reifende Gesellschaftkritiker aus nächster Nähe gesehen hatte, ließ häufig den Wunsch nach schärfster epigrammatischer Zuspitzung keimen, mochte auch die Wahrscheinlichkeit Gefahr laufen, dadurch zu kurz zu kommen. Unwahrscheinlichkeit ist überhaupt ein Kennzeichen seiner Methode, zu vereinfachen, zusammenzuziehen, unbekümmert zu arrangieren. In dem Intermezzo Une page d'amour (Ein Blättlein Liebe), das einmal reine Leidenschaft behandelt, aber in der Durchführung viel Gequältes hat, ebenso in Le ventre de Paris, Au bonheur des dames u. a. findet sich all das Typische, das der Urheber braucht, in zwei, drei Nachbargebäuden beieinander; in L'assommoir, Pot-bouille (Die Sudelküche, in einer scheinvornehmen Pension spielend) genügt gar ein einziges Haus. In dem großen Paris begegnen sich Partner, wenn die Sache es will, jederzeit mit größter Leichtigkeit. Teilweise gehören dergleichen Zufallsschiebungen im engen Zirkel zum Motiv, teilweise ist es bloße bequeme Manier, die dadurch nicht begründeter wird, daß sie bewußt angewandt ist. Das „Romanhafte", das Zola so tapfer bekämpft,

Digitized by Google

stellt sich damit unversehens wieder ein, wenn es auch in der Hauptsache nicht mehr zur Herrschaft gelangen kann. Ob es dem romanischen Künstler überhaupt gegeben ist, auf all die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten des ihm eingeborenen Effekt Pathos dauernd zu verzichten, scheint sehr fraglich.

* * *

Mit Kunstkleinigkeiten konnte sich Zola schon darum nicht abgeben, weil seine Kraft in der Bändigung der Massen steckt. In der psychologischen Erfindung verfällt er leicht der Unnatur. In der Massenorganisation aber ist er Meister. Zur Hochachtung vor dem Objekt, zur ungemeinen Feinheit der beobachtenden Sinne und Gegenwärtigkeit des Gedächtnisses kommt die seltene Orientierunggabe, der ordnende Überblick. Auf solchem Wege glückt es ihm, ländliche und städtische Kleinwelten wiederzugeben, die organisch wirken. Nicht wie ein tyrannischer Eroberer, sondern wie ein Mitlebender, nur als der primus inter pares lenkt er sein Volk. Virtuos, mit gänzlicher Hingabe setzt er die verpestende Macht des Kleinlich-Bösen, des Verleumdungklatsches und des Futterneides in Szene, ohne sie tragikomisch zu überwinden. Die seelische Unfreiheit, die alle seine Figuren lähmend niederhält, die ewigen Sklavenaufstände der niederen Instinkte, die unheimlichen Wallungen des Blutes zum Blut, sei es durch Genuß oder durch Verbrechen — all das ist seiner Natur nicht völlig fremd. Nicht als sei er etwa im Leben der geringsten seiner literarischen Untaten fähig — er, der (in der Vorrede zu L'assommoir) mit Fug ausrufen konnte: „Si l'on savait combien le buveur de sang, le romancier féroce, est un digne bourgeois, un homme d'étude et d'art, vivant sagement dans son coin, et dont l'unique ambition est de laisser une oeuvre aussi large et aussi vivante qu'il pourra!" Aber ein geheim verwandtes Empfinden zieht ihn zu diesem irdischen Fegefeuer. Es mag, außer der Rassenerbschaft vom Volk der Dolch- und Bombenhelden her, auch eine Gehirnentzündung, die ihn im achtzehnten Jahr fast ums Leben gebracht hätte, primitivere Triebe seines homme physiologique in seinem Unterbewußtsein genährt haben. Das wäre hier nicht zu erwähnen, wenn er nicht selbst in der Erzählung seiner Jugend darauf hinwiese: „Ich habe oft gedacht, daß diese Krankheit meine Natur und mein späteres Leben stark beeinflußte, vielleicht eine Änderung in meinem Gehirn erzeugte und sogar zur Entwicklung gewisser Talente führte."

Digitized by Google

Zum gewaltigen Unterschied aber von seinen dämonisch passiven Typen, hinter denen immer ein blutgierig folterndes Verhängnis zu lauern scheint, besaß Zola die Intelligenz, die Bildung, die Pflichten der Begabung und den großen Willen zur Tat. Auch darin war er ein treuer Sohn seiner Zeit, daß er in der Epoche des Industrialismus und Amerikanismus ein energischer, streitbarer Großunternehmer war — nur auf einer etwas höheren Stufe als die Dollarjäger.

Der ungeheure Buchhandelserfolg seiner umfangreichen Lebensarbeit hat den Neid und die Ehrabschneidung begreiflicherweise nicht ruhen lassen. Und die politischen Feinde haben beim Tod des Verhaßten Gift und Druckerschwärze nicht gespart, in Frankreich die Nationalisten aller Schattierungen, bei uns und in Österreich verschiedene Organe des jesuitischen Klerikalismus. Feinden und Neidern hat es der „Dichter des Schmutzes" ja leicht gemacht, ihn falsch zu lesen. Man braucht am Ende nur die äußersten Ausschreitungen der Romanmenschen aufs Konto des Verfassers zu setzen, den Sittenschilderer mit seinen „unsittlichen" Stoffen zu identifizieren — und man hat eine derbe Waffe. Es ist, nachdem das Leben und Schaffen dieses Mannes offen vor uns liegt, entweder Perfidie oder Dummheit, ihm auch nur die Fähigkeit zur Spekulation auf die Lüsternheit zuschreiben zu wollen, ganz abgesehen von dem minder zart entwickelten Schamgefühl des Romanen, des französischen Schriftstellers. Zolas Beweggründe waren stets sittlich, ja zum Schaden des künstlerischen Elements vielfach moralistisch. Seine Absichten waren nicht frei von irrtümlichen Einseitigkeiten und von Übertreibung, aber überall männlich-ernst auf die Sache gerichtet. Daß auch Ehrgeiz ihn spornte, ist selbstverständlich; nur alberne Heuchelei kann sich anstellen, als sei in dieser mächtigen Triebfeder das geringste Arg zu finden, und gar da, wo zum Überfluß der Erfolg die Berechtigung des Strebens anerkannt hat. Nicht zu leugnen ist, daß die Lüsternheit der Leser sich der Bücher bemächtigte, die mit rücksichtlosem Freimut das Geschlechtsleben in den Bereich der Schilderung zogen. Aber es war zu allen Zeiten der Fehler Unverständiger und Böswilliger, den redlichen Urheber für den Mißbrauch verantwortlich zu machen, der ihn selbst am empfindlichsten kränkt. Eine andere Frage ist es, ob künstlerische Gründe gegen einiges in den sexuellen Szenen spreche, ob alles da Ausgeführte im Gesamtrahmen von Zolas Dichtung notwendig sei. Und die zweite Frage wird, wie schon vorher

Digitized by Google

berührt wurde, keineswegs unbedingt zu bejahen sein. Aber alles, was dem Künstler Zola abgerechnet werden muß, kommt gerade dem sittlichen Menschen, dem Kulturarbeiter Zola zu gute.

Mit ehrlicherem Wollen als er, mit heißerer Hingabe als dieser gesteigerte Typ des schwerpunktlosen Bildungphilisters hat keiner der Zeit gedient. Und dieser Dienst wird den allergrößten Teil seines Werkes die Unsterblichkeit kosten. Der Schöpfer der Rougon-Macquart ist tatsächlich ein glänzender Kulturschilderer seiner Epoche und seiner Nation geworden. Er vereinigt Vorzüge des Geschichtschreibers und des Dichters. Aber aus eben diesem Grunde ist er keines von beiden ganz in dem Maße geworden, wie es die Gesamtbedeutung seiner Persönlichkeit ermöglicht hätte. Er gibt nur ein Bild, das „naturalistisch" und republikanisch gesehene, nicht das Bild des II. französischen Kaiserreichs. Die sozialen Träume seiner letzten Bücher haben im Grunde nur die Geltung von Dokumenten für unsere Wünsche und — für den Idealismus Emile Zolas. Mag indessen von dem, was durch seine Feder gegangen, viel oder wenig am Leben bleiben, das steht doch wohl über jedem Zweifel: Eine Gestalt so voll Charakterreiz und gedrängter Kraft kann aus der Geschichte Frankreichs und Europas nicht mehr ausgelöscht werden.

Uns Deutschen ist Zola kaum in irgend anderem verwandt als in der Liebe zur Wahrheit. Ein Vorbild kann er uns darin werden, daß er ein getreuer Arbeiter war und ein ganzer Kerl. Wir mußten über ihn hinweg. Wir brauchten ihn zwar nicht nachzuahmen, aber wir mußten von ihm lernen, ehe wir weiter zu schreiten begannen. Am Ende schulden wir ihm noch Dank, daß er, wollend oder nicht, das Ende des hoffnungslosen Materialismus beschleunigen half. Wie wir uns die nächsten Hochziele deutscher Kunst vorstellen mögen, darauf wurde in diesen Betrachtungen hoffend hingewiesen. Eine Prophezeiung soll damit nicht unternommen sein. Fürs erste gilt es, zu arbeiten, und nicht minder fürs zweite und so fort. In Erwartung der Größeren ist der Boden zu bereiten, damit eine neue markig-harmonische Kunst entstehen könne, die dem deutschen Wesen und einer vorurteilsfreien Weltanschauung entspreche. Verschließen wir uns nicht dem Fremden, aber prüfen wir es auf Herz und Nieren. Geben wir dem tatenlosen Pessimismus, der Furcht vor allem Gefühlsaufschwung den Abschied und halten wir zugleich fest an der heiligen Achtung vor allen Offenbarungen des Seins.

Digitized by Google

Und wenn Dichter unter uns sind, so sollten sie sich weder dem schmutzigen Alltagsteufel noch der heimatlosen Hexe Schön-Himmelblau verkaufen, weder dem Luzifer Superklug noch irgend einem Herrn Ismus.

Der Wassertropfen.

Von Anton Freiherrn von Perfall.

Es war ein Erwachen aus einem starren weißen Traum, im wonnig warmen Licht. Ein seltsames Drängen zur Lösung, im Kampf mit dem festen Willen, ein Eigener zu bleiben.

Der letztere siegte.

Er ballte sich krampfhaft zusammen, glitt blitzschnell einen glänzenden Eiszapfen hinab.

Da hing er nun an der Spitze, von goldigem Lichte umspielt, — — oh, wenn es nur ewig — — und unter ihm gähnte der Abgrund.

Er fühlte sich immer schwerer werden, seinen Halt verlieren. Unsägliche Angst erfaßte ihn, Abschiedsweh, die Furcht vor dem Abgrunde. — — Er krallte sich fest, — umsonst! Er fühlte wie er sich dehnte, — sich löste — sank —

Die Angst der Vernichtung kam über ihn, da unten nicht zu zerschellen auf den weißen Steinen.

Da fühlte er sich aufgefangen, — unversehrt lag er in einem duftigen Nest von Latschennadeln.

Wär' gar nicht schlecht da, wenn der seltsame Drang nicht wäre! So drückte er die Nadeln auseinander, lief den Zweig hinab, ließ sich auf einen andern fallen.

Da war er schon wieder im Schwung, von Ast zu Ast, von Nadel zu Nadel! Jetzt war es wirklich lustig! Nur zusammenhalten! Nur zusammenhalten!

Auf einmal klang ein so bekannter Ton unter ihm, — wie eine ferne Erinnerung tauchte es auf, — ganz ferne — — ein Rieseln und Klingen, ein Springen, Spritzen, Fließen. — —

Digitized by Google

Da ergriff es ihn wie alte Liebe — —

Mit einem Ruck löste er sich von der letzten Latschennadel und mitten hinein unter die lustigen Kameraden. —

Wie ihn die umdrängen, geschwätzig fragen, — und dabei geht's unaufhaltsam dahin durch glatte Rinnen, über Gestein und Geröll, holter die polter! Nur zusammenhalten! Nur zusammenhalten!

Immer schwieriger wird's! Von allen Seiten reißt's und zieht's und plappert's und quirlt's!

Dann ging's wieder im jähen Fall hinunter, daß ihm Hören und Sehen verging, — an einen Stein angeprellt, — daß das ganze Seelchen zitterte, — in die Luft geschleudert, wieder hinein in den Quirl. — Nur zusammenhalten! Nur zusammenhalten!

Endlich gelang es ihm, dem Gewirre seitwärts durch eine schmale Rinne zu entwischen, — — und ganz still ward's auf einmal, — das Drängen und Drücken hörte auf, — eine kleine Gumpe hatte ihn aufgenommen, abseits von dem Getümmel.

Ist's da heimlich! Friedlich lagerten die Genossen, vom Sonnenlichte umspielt. Eine riesige blaue Blume beugte sich über ihn, Käfer summten, Schmetterlinge gaukelten vorüber.

Er lehnte sich an den Felsen, ließ sich sanft von einem Lüftchen schaukeln. — Draußen quirlte und brauste das Leben. Er schlief ein und träumte von dem weißen Frieden, der ihn geboren.

Eine Woche war schon vorüber, da packte ihn das alte Drängen. Er fühlte sich matt in der schläfrigen Ruhe. Und wenn es auch Beulen kostet und das Seelchen zittert, schöner ist's doch, als hier in träger Ruhe faulen.

Aber kein Ausweg, wie er auch herumsuchte an den steilen Wänden. —

Da kam die Erlösung, — furchtbar, schauerlich, — aber sie kam! —

Nacht war's, die Steine brüllten im Bett, das Brausen und Quirlen wuchs zum Donner. Die Genossen umdrängten ihn ängstlich, — da — — ein wilder Sturz, ein Krachen und Dröhnen, — die Felsen wichen, das Gefängnis öffnete sich und hinunter ging's im schwarzen Gischt. — Mein Gott! Jetzt halt' ich nimmer! Jetzt halt' ich nimmer!

Da faßte er Stand, gerade noch zur rechten Zeit. Ein Stück Rinde war's! Unter einer Schuppe verkroch er sich.

Hei, jetzt begann eine lustige Fahrt! Unter ihm, über ihm

Digitized by Google

brüllte und kollerte, sauste und schleifte es im wilden Aufruhr der Elemente, — er aber lag ganz still im finstern Winkel der Schuppe.

Lange dauerte es, er mußte weit gekommen sein. Grelles Licht fiel herein, das Gepolter hörte auf, — da lief er neugierig vor. —

Im sanften Zug schaukelte das Gefährte im braunen Gewässer. Silbergraue Weiden tauchten ihre Zweige in die Flut, Vögel sangen, schmatzend sprangen die Fische, die Sonne schien. — Adieu, liebe Rinde, jetzt geht's wieder aus einem andern Ton, und kopfüber vor Vergnügen stürzte er aus der Schuppe.

Schöner war es noch nie! Dieses harmonische Ziehen zwischen den Weidenbäumen, dann wieder Verweilen in schattigen Tümpeln. Dieses Spielen mit dem Licht, mit den glänzenden Fischen!

Nur einmal wär's fast schief gegangen!

Es war ganz nahe am Ufer, das Scherzen mit einem Binsenstengel ließ ihn auf alles vergessen, — da sah er plötzlich ein mächtiges Haupt über sich. — Es beugte sich herab. Eine jähe Strömung erfaßte ihn, — er mußte ihr folgen, — — schon sah er seine letzte Stunde gekommen, — einen roten Schlund über sich, — — da nahm er alle seine Kräfte zusammen und klammerte sich an seinem weichen Rande fest. Das Haupt hob sich mit ihm. Ein lufterschütterndes Schnauben mahnte ihn an eilige Flucht.

An einem silberflüssigen Faden ließ er sich herab in die Flut. — Nie soll ihn mehr Binsenspiel betören, immer schön mitten in der Strömung bleiben, dann fehlt sich nichts.

Graue Tage kamen. Der Nebel braute zwischen den Weiden. Träge floß der Bach durch flache Gründe. Dann und wann ein Mühlrad, das sein lustiges Fangspiel mit ihm trieb, von Schaufel zu Schaufel, und im silbernen Regen wieder zurück, oder ein Kahn mit singenden Knaben, dem er folgte. —

Aber einmal, das wird er nie vergessen. — Der Vollmond stand zwischen den schwarzen Ulmen. Ein Flimmern und Glasten von Welle zu Welle, — zitternde Streifen in den stillen Weidenbuchten. Zwei schneeweiße Wesen, bis zum Gürtel in der Flut. — Sie haschen sich, die kleinen Hände versenden leuchtenden Sprühregen!

Schon wollt' er abseits vorübertreiben, da fesselte ihn der Anblick. Er stemmte sich gegen die Strömung. Da schnellte er

Digitized by Google

schon in die Höhe, von den kleinen Händen erfaßt, im hohen Bogen hinüber zur Gefährtin.

Er blieb im blonden Gelock hängen, rieselte herab auf weiche schneeige Schultern, auf einen Alabasterhügel; und schon wieder gefaßt von hurtigen Fingern und wieder zurück, und wieder her in tollem Wirbel, bis er in einer rosigen Schale hängen blieb, um von da das köstliche Spiel in Ruhe zu genießen. —

Dieser frische Duft, diese zarte Wärme!

Da bleibt er, — schöner kommt's nie wieder. Ja, hat sich was! Er muß wohl lästig gefallen sein mit seinem Hin- und Herrollen, um ja nichts zu versehen. — Ein kleiner Finger bog sich herein — fast hätte er ihn zerdrückt, — gerade daß er entwischt — und schon faßte ihn wieder der Zug der Wellen.

Vergebens stemmte er sich, strebte er zurück zu den schneeweißen Leibern. Fort ging's, langsam, aber sicher. Nur einen sehnsüchtigen Blick noch, — dann legte sich eine häßliche Weide vor, — das Gelächter vertönte, — der Mond zog hinter Wolken. —

Schwarze Nacht! Fast hätte er das Zusammenhalten vergessen im süßen Traum, ein derber Stoß an einen Baumstamm mußte ihn wecken.

Als es Tag geworden, merkte er eine seltsame Veränderung. Die Strömung war ungleich stärker, und als er sich auf eine Welle hob, sah er die Ufer weitab, und wenn er auch so grau und schmutzig war, wie all das Wasser ringsum, in dem er trieb, dann — dann — möchte er den lieblichen Weißen selbst nicht mehr begegnen, so schämen tät er sich.

Und gar so klein! Seine ganze Selbstachtung schwand. War es denn noch der Mühe wert, sich zusammenzuhalten in der Masse? Kommt's da noch auf ihn an? —

Das war ein bedenklicher Augenblick! Er überwand ihn aber und bewahrte seine Eigenart.

Schwer gemacht wurde es ihm aber. Anstatt des kleinen Kahnes mit den singenden Knaben, dem er so gerne gefolgt war, plumpe schnaubende Klötze, die er noch tragen helfen mußte, die Licht und Luft raubten, allerhand schmutziges Zeug über ihn und seine Genossen ergossen. — Kein Mühlrad mehr — keine heimlichen Buchten, kein Vogelsang, keine summenden Käfer, auch die lustigen Fische nicht mehr, die blitzschnellen — alles vorbei, — Arbeit und Langeweile!

Und das Volk, das sich beimischte, weiß Gott woher — schmutziges, stinkendes, — kaum eine Spur mehr von einem rich-

Digitized by Google

tigen Wassertropfen! Aber das war noch das Beste, — so zwang ihn der Ekel zum Zusammenhalten, ihn, den auf der Höhe, in weißen Frieden Geborenen. —

Lange ging die Reise, ermattend lange, — da trat in einer finsteren Nacht eine ganz seltsame Veränderung ein.

Es ging einmal wieder recht stürmisch her, irgend ein Hindernis schien sich der Strömung entgegenzusetzen. Das war ein ewiges Zurückdrängen und Wiedervorgeschobenwerden, Versinken, — und zu sehen war nichts, als da und dort feurige Funken, aber zu hören um so mehr.

Das brüllte und tobte, daß er unwillkürlich an die andere Nacht zurückdenken mußte, als er aus dem stillen Steinbett gehoben wurde, — das war Kinderspiel dagegen damals.

Aber er fürchtete sich gar nicht, er hatte längst wieder Sehnsucht nach etwas Besonderem, — nach Kampf, nach Erregung, — nur heraus aus dem ewigen Einerlei — —

Wenn ihn nur nicht das Fremdartige beunruhigt hätte, das sich in seinem eigenen Innern vollzog, ein sonderbares Durchdringen von etwas Bitterem, Beißendem!

Wenn es nur erst Tag würde, damit er doch wenigstens weiß, um was es sich handelt. —

Und es wurde Tag. — Hatte er sich doch aufgelöst, — oder träumte er?

Endlos wälzten sich die Wasser, weiß gekrönte Berge, grünblaue Täler! Eben jetzt hob es ihn in seligem Schwung, und hoch oben, schwindelnd, sah er einen Feuerball sich heben aus der springenden Flut. Eben wollt' er, vor Ehrfurcht und wonnigem Behagen auf alles vergessend, zu dem weißen Schaum sich gesellen, den seine Genossen gebildet, da ging schon wieder abwärts die Reise. Der Feuerball verschwand hinter den Bergen, das grüne Tal nahm ihn auf und erlöste ihn von der Gefahr der erdrückenden Größe da oben. Er fühlt sich wieder, trotz seiner Kleinheit. Wärst du nicht, wären auch die hochragenden Berge nicht, und der Feuerball ging über dem Leeren auf, — so lehrte ihn das Tal.

Und kein Tag verging, bis er sah, wie recht es gehabt — Berg und Tal war verschwunden, in endlosem Frieden ruhten die Wasser und darüber erhob sich in ernster Größe der feuerige Ball. Es war alles nur ein Spiel, — Berg und Tal, Höhen und Tiefen, alles nur armselige Tropfen wie er.

Jetzt fühlte er sich zu Hause, es gab keine Arbeit mehr,

Digitized by Google

keinen Zwang des Stromes, — und doch keine Langeweile, — ein wohliges Gleichmaß kam über ihn, ein seliger Friede, — die Zeit verlor ihren Sinn. Er wußte selbst nicht mehr, wie viel davon verflossen, — das Ufer fehlte, das einzige Maß bisher.

Aber eines goldenen Morgens da tauchte es wieder auf, — weiße zackige Felsen. Da fühlte er sofort, wie lange er so geträumt, — unendlich lange — und ein plötzliches Sehnen erfaßte ihn, er wußte selbst nicht mehr wonach, nach dem Ufer, nach dem zackigen Felsen, — und das Sehnen ward zum Streben, zur Bewegung, — ganz sanft segelte er hin, von Welle zu Welle, — dann wurde das Verlangen immer stürmischer. — Er fing zu springen an, — und auf einmal hatte er es erreicht mit einem kühnen Schneller.

Da lag er unter dem weißen Felsen auf einem weißen Stein. Noch einmal hob sich die Welle, wie um ihn zu holen, dann quirlte sie zurück — und er blieb liegen, ganz allein.

Fast bereute er es schon, — da färbte der Stein sich rot, — und der Fels, — und er selber, — — und die Erinnerung erwachte — gerade so war es schon einmal auf hoher Firn, gerade so rot, — und auch so ein Fels, — dann ging's hinab in den Schlund — der barmherzige Latschenzweig — dann die Reise im dunklen Schacht — der geschwätzige Bach — das Gegurgel und Gequirl zwischen den Steinen — die liebe stille Gumpe — und dann die Sturmnacht! — Dann unter den Weiden, den Mühlen, — der Kahn mit den singenden Knaben — und das Mädchen mit dem goldenen Haar, — die rosige Muschel. — — Da verweilte er am längsten. Dann kam die schlimme Zeit, Frondienst, Schmutz, Gesindel. — Noch schlimmer schien sie, als sie wirklich war, — zuletzt der Morgen — das Erwachen auf der Höhe, — das stille Glück des Tales.

Und doch packt ihn von neuem das Sehnen. Wonach denn nur, du Narr? — Nach dem Anfang etwa? Nach der hohen Firne, wo es begonnen? — Und all die Mühsal noch einmal? — — Warum denn nicht? Und das weiße Mädchen — und die singenden Knaben — und das stille Glück des Tales!

So stritt es in ihm. Schon blickte er sehnsüchtig nach der Welle aus, die ihn wieder hole, — — da schoß die Sonne ihre ersten Strahlen hinter dem Felsen hervor.

Es wallte in ihm, es dehnte sich. — Er wollte sich halten — und fühlte doch ein unendlich süßes Lösen. — — Der Traum

Digitized by Google

schwand, die Erinnerung — der Sonnenball — die weiten Wasser. — —

Er dehnte sich, öffnete sich mit leisem Knistern und stieg auf, — ein Hauch, ein unsichtbares Wölkchen hoch über den weißen Felsen, über das endlose Meer — und doch immer noch er.

Siehst du die Wolke ziehen über die weiße Firne? Darin segelt er seinem Anfang zu, in ewig neuer Begierde des Werdens.

Kunstberichte.

Aus den Berliner Kunstsälen.

Von Hans Rosenhagen.

Aus guter Erfahrung weiß jeder aufmerksame Beobachter des deutschen Kunstlebens, daß in gewissen Kunstberichten niemals häufiger von der „Seele" im Kunstwerk gesprochen wird, als wenn die künstlerische Unfähigkeit ins Gedränge kommt. Es muß dieser wieder einmal herzlich schlecht gehen. Ihr größter Kummer scheint der Erfolg zu sein, den die impressionistische Malerei in Berlin hat; denn aus allen Ecken und Winkeln tönen Jammerrufe, daß mit dem Vordringen des Impressionismus mehr und mehr die „Seele" aus den Werken der Kunst verschwände. Weiß der Himmel, was jenen Klageweibern als Seele erscheint! Jedenfalls sind sie um ihre groben Organe, die seelische Eigenschaften in einem Kunstwerk erst dann wahrnehmen, wenn sie faustdick und dreimal unterstrichen dargeboten werden, nicht zu beneiden. Weil der Impressionismus darauf verzichtet, wortreiche Erzählungen zu liefern oder sich mit Geschichte und Literatur zu beschäftigen, ist er doch nicht seelenlos. Daß er durch Handgreiflichkeiten zu wirken verschmäht, liegt eben in seinem Wesen. Daß aber gewisse Leute solche Handgreiflichkeiten brauchen, um vor Kunstwerken überhaupt etwas zu empfinden, ist ihr Pech. Und wenn sie dazu noch behaupten, daß die deutsche Kunst durch den Impressionismus französisch würde, so geben sie nur zu erkennen, daß sie nicht einmal ihre Augen zu gebrauchen wissen. Malen doch Uhde, Trübner, Slevogt, Liebermann, Corinth und Ludwig von Hoffmann impressionistisch; aber wer dürfte sagen, daß ihre Kunst nicht deutsch sei. Die ängstlichen Seelen, denen der Impressionismus eine Gefahr für die deutsche Kunst zu sein scheint, kennen sich offenbar in der Kunstgeschichte

Digitized by Google

schlecht aus. Sonst würden sie wissen, daß in jedem wirklichen Künstler genug Assimilationsvermögen steckt, um fremde Kunstelemente ohne Rest zu verarbeiten. Was haben Böcklin von den italienischen Renaissancekünstlern und den alten Niederländern, Leibl von dem Franzosen Courbet, Menzel von dem Franzosen Pesne, die Künstler von Fontainebleau von dem Engländer Constable, Liebermann von dem Franzosen Millet gelernt und sind nicht Planeten, sondern Fixsterne am Himmel der Kunst geworden! Gewisse Dinge sind eben nicht aufzuhalten. Ob es sich um eine weltbewegende Entdeckung, um einen neuen musikalischen oder malerischen Ausdruck handelt, ist ganz gleichgültig. Wer sich die „Avantagen seiner Zeit" nicht zu nutze macht, bleibt zurück.

Wieviel „Seele" die impressionistische Malerei ausdrücken kann, zeigt in der Ausstellung bei Paul Cassirer ein Bild von Josef Israels. Darauf ist kein Ton, kein Strich, von dem man ein zuverlässiges Signalement liefern könnte, aber das Ganze gibt mit vollkommener Schärfe ein Menschendasein, einen historischen Typus, Vergangenheit und Gegenwart. Das Bild des 78jährigen holländischen Meisters stellt einen „Thoraschreiber", einen alten, gebrechlichen Juden dar, der in einem ärmlichen Gemach, an einem Holztisch sitzt und mit zitternder Hand andächtig die Gesetze des Herrn in krausen hebräischen Schriftzeichen mit einem Gänsekiel auf eine lange Pergamentrolle schreibt. Leise flutet durch ein Fenster zu seiner Rechten das Tageslicht über seinen mit einem Käppchen bedeckten Schädel, über das von tausend Falten durchzogene Gesicht, über die welken Hände und das weiße Pergament und verkriecht sich in den dunklen Winkeln des Gemachs, wo irgendwo zwei Krücken stehen. Ganz ruhig ist es um den Alten, All' seine Aufmerksamkeit, sein ganzes Dasein ist auf die Arbeit gerichtet. Und er lebt. Man meint, die müden Augen zwinkern, die schreibende Hand sich bewegen zu sehen. Man könnte die Geschichte des alten Juden erzählen, und man müßte dabei an Rembrandt denken, der sich seine Modelle aus dem Amsterdamer Judenviertel geholt, zumal auch die Art der Malerei, die Benutzung des Lichtes als verbindenden Mediums, die durchsichtigen Schatten an ihn erinnern. Wer in solchem Bilde nicht Seele findet, hat wohl selbst keine. Und wieviel Seele und Empfindung und große Kunst gehört dazu, Landschaften zu malen, wie Wilhelm Trübner sie hier zeigt. Seht nur her, ihr Klageweiber! Ist das nicht Impressionismus und ist das nicht zugleich so echt deutsch, was heißen soll: stark und empfindungsvoll, wie man nur wünschen kann? Aber ihr versteht Trübner nicht, weil er sein Gemüt nicht feierlich auf einem Präsentierbrett daherträgt, sich nicht sentimental gebärdet und keine phantastischen Spiele treibt. Er ist aber doch der eigenartigste und feinste unter den lebenden deutschen Landschaftern. Keiner erfaßt wie er so fest und treu den Charakter einer bestimmten Gegend. Auf seinem Bilde „Ermatingen" ist ganz die heitere Anmut der Natur am Bodensee zu finden, seine Bilder vom Kloster Amorbach und Schloß Lichtenberg geben vollkommen die besondere Schönheit des Odenwaldes. Wie wohltätig ist sein tiefes, glänzendes Grün, wie gut und wahr die Luft auf seinen Bildern! Mit einer wundervoll breiten und meisterhaften Malerei gibt er die zartesten Reize der Natur wieder. Es ist schwer zu entscheiden, welche von seinen hier zahlreich vorhandenen Landschaften die besten sind. Indessen dürften die ältere „Landschaft mit der

Digitized by Google

Fahnenstange" und die beiden Ansichten von „Schloß Lichtenberg", einmal frei, sonnenbeschienen, auf einem Hügel liegend, das andere Mal vom Garten aus gesehen, wohl den Preis verdienen. Dazu sind ein paar ältere Arbeiten, ein Frauenbildnis, zwei Hundeportraits und ein „Christus im Grabe" ausgestellt, um den Umfang von Trübners außerordentlicher Begabung denen, die den Künstler noch nicht kennen, klar zu machen. Eine durch schöne und seltene Drucke ausgezeichnete Sammlung japanischer Farbenholzschnitte erhöht das Interesse an dieser, noch Werke von Leistikow, Ulrich Hübner, Monet und Toulouse-Lautrec enthaltenden Ausstellung.

Bei Eduard Schulte ist Peter Severin Kroyer mit einer umfangreichen Sammlung von Skizzen, Studien und Bildern eingezogen. Von allen dänischen Malern ist er wohl der im Ausland am meisten bekannt gewordene. Er hat auch entschieden etwas Internationales in seiner Kunst. Es beruht auf einer gewissen akademischen Art, sich mit der Erscheinungswelt abzufinden. Man muß leider sagen, daß dieses Akademische in Kroyers Bildern bedenklich zu überwiegen beginnt. Was war er für ein großer Künstler, als er vor zwanzig Jahren seinen „Hutmacher" malte, diesen schwitzenden Kerl neben dem glühenden Kohlenbecken, der den Filz auf die Form preßt und dem ein halbnackter Bengel hilft! Das Bild ist leider nicht hier, wohl aber jenes „Künstlerfrühstück in Skagen", das er 1883 malte, in voller Begeisterung für die Grundsätze Manets. Dieses Bild, auf dem man neun junge Künstler in einem Gartenzimmer, um einen mit den Resten eines Weinfrühstücks besetzten Tisch zwanglos vereinigt sieht, ist der Vorläufer für jene Reihe von großen Gruppenbildern, die auf allen großen Kunstausstellungen der letzten Jahrzehnte Kroyers Namen weithin bekannt gemacht haben. Man sieht hier von den meisten die Skizzen, aber nur eine davon „Das Atelierquartett" läßt ahnen, mit welchem Geschmack und mit welcher künstlerischen Sicherheit der Maler solche schwierigen Aufgaben gelöst hat. Das Gelingen dieser Werke erweckt die Vermutung, daß Kroyer ein bedeutender Portraitmaler sei. Aber er ist nichts weniger als das. Seine Portraits geben anstatt Charaktere Posen. Wenn Schauspieler die Rollen von Holger Drachmann, von Björnson oder Georg Braudes, von Schandorpf oder Jonas Lie auf dem Theater darstellen sollten, würden sie es in der Art, wie Kroyer sie hier geschildert hat, tun. Dazu ist alles äußerst konventionell gemalt, ob es sich um ein Freilichtportrait oder um ein intimes Bildnis im Hause am Eßtisch, am Schreibpult oder auf der Rednerbühne handelt. Daß nur die Dargestellten und nicht die künstlerische Leistung Interesse erwecken, beweisen die verschiedenen Frauen- und Kinderbildnisse des Malers, die genau so durchschnittlich wirken wie die Schöpfungen von mittelmäßigen Künstlern. Zu bewundern bleibt höchstens die Geschicklichkeit der Hand, über die Kroyer verfügt, und sein zeichnerisches Vermögen. Der Mangel eines wirklichen Kolorits läßt die letzten Schöpfungen des Künstlers, die ihn gerade beim deutschen Publikum so populär gemacht haben, wie „Dame am Strande", „Spaziergang am Strande", — sie sind ausschließlich auf den Akkord von Gelb und Blau gestellt — geradezu süßlich erscheinen. Eine hübsche Arbeit ist noch vorhanden: „Am Frühstückstisch", den Künstler und seine schöne Gattin mit einem lebhaft sprechenden Gast darstellend. Ein intimes, liebenswürdiges, mit äußerster Feinheit durchgebildetes Stück, das trotzdem die ganze Frische eines vor der Natur entstandenen Werkes und einheitlichen

Digitized by Google

Ton besitzt. Mit ihm nähert sich der Künstler auch der eigentlichen dänischen Kunst am meisten. Das Bild ist 1893 gemalt. Seitdem ist die künstlerische Fähigkeit Kroyers mehr und mehr zurückgegangen. Die letzten Arbeiten, meistens Bildnisse, sind so konventionell wie möglich und gehen — eine Darstellung Holger Drachmanns im Garten mit Sonnenflecken läßt es leider unzweifelhaft konstatieren — bis zur Konkurrenz mit der Photographie herunter. Das Ende eines großen Talents, das die Ziele der Kunst aus den Augen verlor, um seine Erfolge auszunützen. — Der übrige Inhalt des Salons bietet nichts Erwähnenswertes.

Niemals hat die Ausstellung von Keller & Reiner solche Scharen von Besuchern angezogen wie jetzt, wo Max Klingers vielbesprochener „Beethoven" dort zu sehen ist. Selten auch wohl hat ein Werk der Kunst die öffentliche Meinung derartig lebhaft beschäftigt. Man sprach schon seit Jahren davon. Die Besucher von Klingers Atelier wußten nicht genug Rühmens von dem Wunderwerke zu machen. Die starke Wirkung, die es auf die meisten ausgeübt, erklärt sich wohl hauptsächlich aus der Idee, die bei Gebildeten allerei interessante Vorstellungen auslöst. Die Erhöhung des Schöpfers der Neunten zum Gott, dem, eines Befehls gewärtig, der Adler des Zeus zu Füßen sitzt, verbunden mit einer künstlerischen Ausführung, die an den cryselephantinen olympischen Zeus in der Schilderung des Pausanias erinnert. Es ist nicht das erste Mal, daß das deutsche Publikum von einer philologischen Idee hingerissen wird und sie für künstlerisch hält. Kaulbachs Wandgemälde im Treppenhause des Berliner Museums haben es genau so begeistert gefunden. Wenn man von dieser Idee absieht und Klingers Beethoven von der künstlerischen Seite betrachtet, bietet er wenig Erfreuliches, wenn man auch zugeben muß, daß er auf dem Wege zum Wiedergewinn einer polychromen Plastik eine wichtige Stufe bedeutet. Aber unzweifelhaft ist er eins der stillosesten Werke, die je geschaffen wurden, und darin fast dilettantisch, daß tausend Nebensächlichkeiten wichtig behandelt sind. Beethoven ein Gott. Vortrefflich! Aber dann sei er's auch. Der schwammige, verfettete Körper eines schlechten Aktmodells, den ihm Klinger gegeben, ist ganz und gar nicht göttlich. Von einer Plastik verlangt man eine gute Silhouette, einen in sich geschlossenen Komplex von schönen Linien. Wo sind sie? Der Gott sitzt in einem bronzenen Sessel, der ihn als Erscheinung mit blankpolierten Seitenlehnen, Emaillen und stark mitredenden elfenbeinernen Engelköpfchen an der Rücklehne übertönt. Der Adler vor ihm, an sich eine gute Leistung, sitzt ganz zufällig da. Man könnte ihn fortnehmen, ohne daß der Beethoven darum anders wirkte. Was tragen die Reliefs auf der Außenseite des Sessels zu der Wirkung des Ganzen bei? Nichts, aber auch gar nichts. Sie könnten fehlen, zumal sie nicht dem Charakter der Bronze entsprechen und bedenklich an die Reliefs von Begas am Bismarck-Denkmal erinnern. Das sind grobe Fehler in der Anlage, die dadurch nicht wettgemacht werden, daß im Kopf des Beethoven, trotz einer zu kleinlichen technischen Behandlung, ein starker geistiger Ausdruck, in der Haltung der Hände eine gewaltige, innerliche Erregung gegeben ist. Eine ungeheure Summe ernsthafter Arbeit steckt in Klingers Schöpfung. Aber es ist unmöglich, den Wert eines Kunstwerkes von der darauf gewendeten Mühe abhängig zu machen. Sonst wären ja alle künstlichen Werke Kunst. Klinger hat sich an den Entwurf von 1887 gehalten, der um eine

Digitized by Google

Zeit entstanden ist, wo der Künstler sich über das Wesen der Plastik noch gar nicht klar war. Darf man ihn loben, daß er fünfzehn Jahre lang an diesem Entwurf festgehalten, obgleich er ihn auf Grund fortgeschrittener Erfahrung selbst nicht mehr für glücklich gehalten haben kann? Das geht doch nicht an; denn dieser Beethoven steht gegen Klingers neuere Arbeiten, dem „Drama", dem „Liszt", dem „Nietzsche" weit zurück. Die Idee, die dem Publikum so ungeheuer imponiert, hätte jeder phantasievolle Oberlehrer haben können. Auf das Künstlerische kommt es an, und dieses ist keinesfalls auf der Höhe dessen, was man von dem heutigen Klinger verlangen kann. Wenn Klinger nicht mit dem Gewicht seines Namens und seines Ansehens hinter diesem Werke stünde — es hätte nicht annähernd das Interesse erregt, das es gefunden. Über der Bewunderung für einen Künstler muß aber die Achtung vor der Kunst stehen. Man bezeugt diese nicht, indem man einem beliebten Künstler einfach zujauchzt, sondern dadurch, daß man mit Ernst untersucht, was sein Werk unter den vorhandenen unsterblichen bedeutet. Und Klingers „Beethoven" wird, abgesehen von seiner Wirkung auf die Entwickelung der polychromen Plastik, in der Kunst und im Leiziger Museum kaum eine andereRolle spielen, als die einer Sehenswürdigkeit, wie sie Rottmanns und Kaulbachs Fresken in der Neuen Münchner Pinakothek und im Berliner Museum, ohne große Kunstwerke zu sein, seit Jahrzehnten spielen.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Feuersnot, ein Singgedicht in einem Akt von Ernst von Wolzogen, Musik von Richard Strauß, spielend in München „zu fabelhafter Unzeit".

Das Werk fängt sehr hübsch mit einem Chor an. Nicht einer von den Dutzend-Chören, der Vorbereitungen zu einem Fest mit Gesang begleitet, sondern ein frischer, derbfröhlicher Kinderchor der außerordentlich geschickt mit dem Beginn der Handlung in Verbindung gebracht ist. Mit Diemut, des Bürgermeisters schönem Töchterlein, neckt er sich herum und den über den Büchern weltfremd gewordenen Kunrad der Ebner klopft er aus seinem geheimnisdunkelen Hause auf die helle Gasse. Wie anschaulich wird da herumagiert und wie herzhaft dazu gekreischt. Dann welch hübsche, echt opernmäßige Kontrastwirkung der in das gassenmäßige Lärmen der Kinder hineintretende vornehme Kunrad, umgeben von der Luft einer anderen Welt. Kunrad ist geblendet vom Sonnenschein und Diemuts Schönheit; und des Unterschiedes dieser beiden Lichtquellen vergessend, eilt er auf Diemut zu und küßt sie mit der gleichen tiefatmenden Herzlichkeit, mit der er eben das volle Sonnenlicht getrunken. Diese auftaktlose, vor überflüssigen Zeugen dargebrachte Huldigung ärgert Diemut; sie will sich rächen.

Soweit spielt sich die Handlung, abgesehn von einem unnötigen Hinhalten vor dem Kusse, lebendig und frisch ab. Nun aber gerät das Werk auf abschüssige Bahn. Diemut lockt zur Ausführung ihrer Rache Kunrad

Digitized by Google

in den Förderkorb, der vor ihrem Hause herabgelassen ist, angeblich um Kunrad zu sich in ihr Kämmerlei zu ziehn, in Wirklichkeit um ihn in halber Höhe schweben zu lassen und dem Lachen der herbeigerufenen Menge preis zu geben. Schon dieses Motiv ist wohl episch brauchbar, für die Bühne aber unmöglich. Der Held mit dem ich sympatisieren soll, kann nicht vor meinen leiblichen Augen in eine derartig lächerliche Lage gebracht werden, ohne daß mein Interesse für ihn in eine falsche — weil unbeabsichtigte — Richtung gerät. Die Textdichter — Richard Strauß ist an dem Zustandekommen des Textbuches stark beteiligt — haben auch nicht gewagt, die Situation konsequent durchzuführen. Denn als nun der zornige Kunrad mit einer Zauberkraft, deren wir uns bei diesem jungen, aufrecht-geraden Ritter nicht versehen hätten, dem höhnenden Volk zur Strafe alles Licht hat verlöschen lassen, nehmen die Textdichter Anstand, Kunrad zu der nun folgenden Abrechnung mit den Widersachern im Korbe zu belassen; sie empfinden selbst, daß jemand, der im Förderkorbe zwischen Himmel und Erde baumelt, für eine ernste Sprache schlecht plaziert ist, und Kunrad „hat sich in der Finsternis an dem Seile auf den Söller geschwungen", eine Fähigkeit, die er während der Helligkeit nicht besaß. — Und nun der schwächste Punkt des Werkes:

Bei allen Parallelitäten des gesprochenen und des gesungenen Dramas, haben die beiden Kunstgattungen doch sehr gewichtige Unterschiede, die eben daher stammen, daß das eine Werk gesprochen und das andere gesungen wird. In einem gesprochenen Drama kann eine Abrechnung sehr wohl die Spitze des Werks bilden, in einem gesungenen Drama nur unter der Voraussetzung, daß ich Zeuge der Unbilden, die Gegenstand der Abrechnung sind, gewesen bin; denn nur dann verstehe ich genügend viel von den Worten, um selbst in die erlösende Stimmung zu geraten, in der sich der Abrechnende befindet. Wenn aber Kunrad dem Volke auseinandersetzt, daß die Münchener sich blamiert haben, als sie Richard Wagner aus München verdrängten, wie soll ich aus der Situation auf den Inhalt dieser Auseinandersetzungen kommen. Und sollte ich Wort und Inhalt doch verstehen, weil ich das Textbuch sorgfältig gelesen habe und der Sänger vollendet deutlich ausspricht, dann frage ich mich: ja warum singt mir der das vor; das atmet ja keine Stimmung, aus der die Musik herausblühen kann; die Musik läuft ja hier nur nebenher ohne als überzeugendes Ausdrucksmittel empfunden zu werden. Und der Höhepunkt der Oper muß doch so beschaffen sein, daß die Musik ein Steigerungsmoment bildet.

Und was setzt denn Kunrad da auseinander? — Wagner lebt schon lange in unserer Vorstellung als der große Künstler, dem es vergönnt war, sich nach jeder Richtung hin vollkommen auszuleben. Wir sehen die Hindernisse nicht mehr, die er überwunden hat; es wird auch niemand annehmen wollen, daß er vielleicht noch Gewaltigeres geschaffen hätte, wenn die Münchener in Gunstbezeugungen gegen ihn mit König Ludwig gewetteifert hätten. Viel gerechtfertigter wäre wohl die Annahme, daß Wagner erst durch die Überwindung der vielen Schwierigkeiten der große Wagner geworden ist, um den uns Deutsche die ganze Kulturwelt beneidet. Was also soll das Aufwärmen dieser Episode, die weder in seinem Schaffen noch in seiner Persönlichkeit bemerkbar geblieben ist. Es könnte so scheinen, als ob es Richard Strauß auch weniger um das Verkanntsein Wagners als

Digitized by Google

um das eigene zu tun war. Trotz aller scheinbaren Andeutungen kann ich mich zu dieser Annahme nicht entschließen. So kleinlich-rechthaberisch handelt ein großer und nunmehr auch viel bewunderter Künstler nicht an seiner Vaterstadt; am wenigsten ein Künstler, der einen Guntram-Text geschrieben hat, eine Dichtung von einer sittlich-weitschauenden Höhe und Schönheit, wie sie nur den größten Meisterwerken eignet.

Der Ausgang des Werkes ist nicht dazu angetan, die vorangegangenen Schwächen vergessen zu machen. Es tritt da plötzlich ein neuer Gedanke auf: „All Wärme quillt vom Weibe, all Licht von Liebe stammt" u. s. w. Um als tiefster Tiefe-Grund der ganzen Vorgänge gelten zu können, taucht dieser Gedanke zu spät und zu unvorbereitet auf; die Textdichter benutzen ihn auch nur als die an Diemut gestellte Aufforderung, das Licht wieder aufflammen zu lassen — — — Natürlich flammt das Licht wieder auf, aber der Zuschauer hat die wiedergewonnene Helligkeit mit dem unangenehmen Gefühl zu bezahlen, daß man ihn genötigt hat, eine indiskrete Rolle zu spielen.

Vielleicht stände man dem Text freundlicher gegenüber, wenn die musikalische Behandlung das Ganze so rasch und leichthin genommen hätte, daß das Werk vorüber ist, ehe die Bedenken und Ablehnungen groß geworden sind. Die Straußsche Musik behandelt jedoch den Stoff so, als ob er in allen Teilen unanfechtbar wäre. Kunrad hat etwa zehnmal so lange im Förderkorbe zu sitzen, als zum Verständnis des Vorganges nötig ist; und vor dem Wiederaufflammen des Lichtes wird die Zeit so hingehalten, als ob es sich um einen dramatischen Höhepunkt von solcher Kraft oder um einen Vorgang von solcher Stimmung handelte, daß nur ja alles, aber auch wirklich alles herausgeholt werden müßte. Hier wirken diese Längen nur peinlich. —

Was die Musik selbst anlangt, so ist sie den besten Straußschen Werken nicht ebenbürtig. Die wundervolle Stileinheit, die wir z. B. in „Tod und Verklärung" und „Till Eulenspiegels lustige Streiche" als Offenbarungen höchster Kunst bewundern, ist hier nicht gewahrt. Es geht reichlich bunt zu, trotzdem einige Motive oft, ja sehr oft herangezogen sind. Entzückend ist alle Musik, die mit den Kinderchören zusammenhängt, durchaus abweichend von dem, was wir bisher unter dem Begriff Kinder-Musik verstanden haben und doch sofort überzeugend und einleuchtend. Köstlich ist die Musik, als das Volk vor dem Auftreten des Burgvogts abzieht, und alles überflutend sind die Tonmassen, die nach dem Harfengliſſando den Schluß einleiten. Das kann nur Richard Strauß machen, dieses beängstigend zitternde Leuchten, diesen frühlingsschwangeren Wirbelsturm, der das ganze Orchester bis auf den Grund aufwühlt. Dafür sind aber viele Stellen zu schwerfällig, zu dick, manches nicht einmal interessant; wo z. B. stammen die gottverlassenen Einleitungstakte der Oper her? — Nicht zum Vorteil gereichen der Musik auch die vielen musikalischen Anspielungen und Scherzchen, die von außen in das Werk hineingetragen sind. Da tauchen auf: das Walhall-Motiv, ein Münchener Volkslied, eine absichtlich banale Schmacht-Melodie u. s. w. Und diese musikalischen Sonderbestandteile werden nicht durch die Bühnenvorgänge lebendig; sie illustrieren nur Worte, die ihrerseits schon Reflexionen sind. So erscheint dieser Teil der Musik nicht recht wahr und wirkt zerstreuend. — Daß im übrigen in der Partitur eine Fülle von Geist und Virtuosität zu finden ist, braucht man demjenigen

Digitized by Google

nicht zu sagen, der jemals eines der großen Orchesterwerke von Strauß gehört hat.

Die Wiedergabe des Werkes unter des Komponisten Leitung war des höchsten Lobes wert. Vom Regisseur bis zum Triangel-Spieler setzten alle ihre besten Kräfte für das Gelingen der außerordentlich schwierigen Aufgabe ein. Eine besondere Anerkennung möchte ich nur Fräulein Destinn nicht vorenthalten; sie war in keinem Augenblick der konventionelle Operntypus einer transzendentalen Jungfrau, sondern war sich beständig bewußt, daß in der Feuersnot ein derbknochiger Realismus Trumpf ist.

Theater.

Von Karl Strecker.

Nicht um die Erfinder von neuem Lärm . . .
dreht sich die Welt. Nietzsche.

Daß die lautesten Dinge nicht immer die wichtigsten sind, zeigt wieder einmal der Lärm, der wochen- oder monatelang vor dem Gastspiel der Sarah Bernhardt geschlagen wurde, und der lange noch, als die Künstlerin schon mit leichtem Herzen und schwerem Säckel zu ihren gezähmten Leoparden heimgekehrt war, in der Presse diesseits und jenseits des Wasgauwaldes nachhallte. Der „Temps“ hielt es für angebracht, seinen Lesern die fette Ente aufzutischen: Frau Bernhardt sei in Berlin von Publikum und Kritik schroff abgelehnt worden. Tatsächlich hat man die Künstlerin bei uns mit unzweideutiger Achtung, ja geradezu mit Ehren empfangen. Direkt abfällig wurde allseitig nur ihr Hamlet verurteilt — im übrigen haben wir wieder einmal gezeigt, wie ein Wort, das Klopstock einst mahnend an uns Deutsche richtete, noch immer zutrifft:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Volk gerecht wie du;
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist.“ —

In der Tat: wir sind das höflichste Volk von der Welt. Madame Bernhardt nennt uns Pendulendiebe, wir grüßen sie zum Dank durch den unberufenen Mund des Herrn Fulda als „die größte lebende Künstlerin Frankreichs“; sie spricht jahrzehntelang öffentlich von den sales Prussiens, wir quittieren darüber mit einer Einladung in unsere Hauptstadt; sie beschimpft in Kopenhagen den deutschen Gesandten in ungezogenster Art, wir rächen uns, indem wir ihr das Haus des Königs von Preußen einräumen, ihr 75000 Mark in die Tasche stecken und ihr lebhaften Beifall zujubeln. Frau Bernhardt hat zweiunddreißig Jahre hindurch ihrem Haß gegen uns hysterischen Ausdruck gegeben — woher plötzlich die überraschende Sonnenwende ihrer Gunst?

Digitized by Google

. . . Es ist ein eigen Ding, wenn man in die Jahre kommt und noch immer den alten Traum seines Lebens von Gold und frischem Lorbeer träumt. Da heißt es: Zugreifen! nicht wählerisch sein! die Jahre warten nicht. Dieser praktische Vernunftschluß lag für Frau Bernhardt um so näher, als gerade in letzter Zeit der Stern der „Göttlichen" in ihrer Heimat bedenklich zu erbleichen begann. Gerade in dem Winter 1891/92 hatte ihre Künstlerschaft wie ihr Talent als Bühnenleiterin erheblich weniger Bedeutung gehabt als zuvor und mit der französischen Bühnenliteratur der Gegenwart hatte sie die Fühlung gänzlich verloren. Was sie in dem vergangenen Winter neues brachte, beschränkte sich auf eine gänzlich mißlungene „Francesca da Rimini" des englischen Romandichters Marion Crawford, im übrigen bewegte sich Frau Sarah in ihrem alten kleinen, längst bekannten Rollenkreise: Phädra, Kameliendame, Aiglon, Theodora. Unter diesen Verhältnissen war eine neue, eigenartige Reklame, eine Auffrischung ihres Ruhmesglanzes mit dem Golde der sales Prussiens gerade an der Zeit. Und ohne lange zu zögern, beschenkte Frau Sarah uns mit ihrer Gunst und Kunst.

Es war eine welkende Kunst. Das stilisierte tragische Theater, die alte klassische Tragödienschule der Comédie française, jene antikisierende Starrheit der Kunstform, jener eintönige Rhythmus, der auch einigen jungen, dem Konservatorium entwöhnten Köpfen an der Seine heute schon nicht mehr genügt — konnte uns nicht warm machen. Denn auch die schönste erkaltete Form ersetzt das Leben nicht. Wir träumen es uns hinein in die marmornen Gebilde eines Michel Angelo, eines Klinger und sind glücklich in solchem Traum — aber bei der warmblütigen Kunst der Bühne wünschen wir es zu *sehen*, seinen heißen Atem zu spüren. Überlieferte Typen können uns Jüngern einer neuen Zeit nicht genügen, zumal uns Germanen nicht, die wir im Individualisieren von jeher das Höchste der Kunst suchen. Daß Frau Bernhardt in *ihrem* Stil noch immer, trotz der durch Reife gedämpften Kraft, Vollendetes leistet, erkennen wir an. Auch können wir uns wohl vorstellen, wie diese Künstlerin auf die Franzosen berückend gewirkt haben muß. Ihre prachtvolle Beherrschung aller äußerlichen Mittel, ihre verblüffende Kunst, alle Einzelzüge fein und glänzend auszuarbeiten und doch einheitlich zu einem Gesamtbilde zu verschmelzen, ihre wirkliche Überlegenheit in der großzügigen lebendigen, zugleich feinsten und stärksten Leistung als Phädra — wo man in Höhepunkten der Darstellung doch etwas von der ihr bestrittenen Seele, von innerlichem Empfinden zu spüren glaubte, — das alles mußte wohl, zumal in früheren Jahren, leichtblütige Pariser hinreißen und auch bei uns ist es nicht ohne Eindruck geblieben. Aber niemals hat uns Frau Bernhardt bis ins Innerste hinein ergriffen und erschüttert, sie hat keine erobernde Gewalt über unseres Menschen Kern. Daß etwas Fremdes zwischen uns stand, kam uns erst ganz zu Bewußtsein bei ihrem Hamlet — da sahen wir eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihrem und unserem künstlerischen Empfinden sich auftun. In Taines, nach unseren Begriffen wirklich sehr verkehrter Hamletauffassung wurde bei dieser Darstellung aus dem großen Wunderwerk der Weltliteratur eine Farce, hohle Deklamation im Stil der klassischen Alexandrinertragödie wechselte mit nüchternem Konversationston ab. Wir, die wir diese Dichtung von jeher wie ein Werk deutschen Geistes, als einen Besitz unseres eigensten

Digitized by Google

Wesens liebten, empfanden es wie eine Kränkung, daß barbarische Rotstiftstriche viele der schönsten Stellen blutig geschlachtet hatten, daß kindische Mätzchen den hohen Sinn der Dichtung verwirrten. Eine lächerliche Ophelia, eine übertrieben „schlotterichte" Königin, ein Polonius, Laertes, Horatio als kindliche Jahrmarktshanswürste, denen überdies die Hälfte ihrer Rollen genommen war, so ging dieser Hamlet, dreimal schrecklicher als der Geist auf der Terrasse an uns vorüber. Schlimmer aber als alles war das perverse Unterfangen dieser reklamefrohen Spielerin, die große heilige Welt, die für uns in der Hamletdichtung umschlossen daliegt, als Hintergrund einer ihrer Hosenrollen zu mißbrauchen. Ich will von den zahllosen Mätzchen, mit denen sie die Dichtung zu einer Harlekiniade herabwürdigte, schweigen, sie wurden fast gleichlautend von der gesamten Presse aufgezählt. Was Frau Bernhardt uns als Dänenprinzen vorstellte, war ein matter, wehleidiger Knabe, ein zierliches Püppchen mit dünnen Beinen und kokettem blonden Lockenwust — dazu denke man sich das ehrwürdige Antlitz einer Matrone, dicke Ränder unter den Augen, tiefe Furchen um die kirschrot gefärbten Lippen . . . In dieser niedlichen Maske weinte Frau Bernhardt bald nasse Tränen, bald lachte sie das Lachen eines Kindes, bald verschleierten sich ihre Augen greisenhaft, bald zuckten sie wie lechzende Tigeraugen auf, spitz, tückisch und begehrlich — eine Kameliendame in Hosen! Genug davon. Es war eine Versündigung an Shakespeare, eine Beleidigung des deutschen Geschmacks . . . Frau Bernhardt soll die Absicht haben, uns im nächsten Jahr wieder zu beglücken. Nun wohl, wir werden sie ohne Erregung, wenn auch höflich empfangen. Mit ihrem Hamlet aber möge sie uns verschonen, oder wir könnten unsere nationale Höflichkeit doch einmal vergessen.

— —

Spreu, eitel Spreu ist es, was unsere Bühnen inzwischen an Neuheiten gebracht haben — in wenig Wochen schon wird es in alle Winde zerstoben sein und nicht ein winziges Gold-Körnchen ist auf der Tenne liegen geblieben. Fassen wir uns kurz. Der Münchner Rechtsanwalt Max Bernstein, der in gewissen Zwischenräumen immer einmal mit einem konventionellen Drama durchzufallen pflegt, durfte diesmal am Deutschen Theater mit seinem bürgerlichen Schauspiel „d'Mali" einen sanften Achtungserfolg erleben. Bernstein ist ein kluger, wohlwollender Mann und aus der Verbindung dieser beiden Eigenschaften erwächst für den Zuschauer ein gewisses Gefühl der Sympathie und Behaglichkeit beim Betrachten seiner Szenen. Mehr aber vermag er nicht. Trotz der meisterlichen Darstellung am Deutschen Theater blieben wir von der ersten bis zur letzten Szene kalt. Die einzig interessante Gestalt in dem Stück ist ein alter Streber, dem der Jurist Bernstein offenbar einmal im Leben begegnet ist: ein Mann, der rücksichtslos, reif, praktisch im Leben steht und das Schicksal der Seinen nach den bewährten Erfahrungssätzen eines Landgerichtsdirektors regelt. Um diesen alten glatten Herrn gruppiert sich der dritte Akt sehr geschickt in zwei großen, leider allzugroßen, Szenen, deren Dialog in mancher hübschen und treffenden Bemerkung, das Mißverhältnis zwischen dem Recht des Gesetzbuches und dem Recht des Lebens zeigt. Im letzten Akt stolpert der Verfasser hilflos zwischen den Personen, die er hingestellt und den Dingen, die er aufgerührt hat, umher, vergebens sucht er nach einem Ausweg, deren

Digitized by Google

sich ihm tatsächlich mindestens ein viertel Dutzend bieten, er findet keinen und was aus dem ganzen Konflikt wird, erfahren wir nicht. Das ist neuester Stil.

Die bemerkenswertesten Neuheiten der bisherigen Spielzeit — abgesehen von Monna Vanna — haben wir an einer kleinen Bühne erlebt, die aus dem nunmehr gänzlich zerflossenen wüsten Chaos der Überbrettelei sich langsam aber in festen Umrissen heraushob, als ein selbständiges, in sich geschlossenes Ganze, ein Kunsttempelchen, in dem ernstes Streben und tüchtiges Können ihr Heim aufgeschlagen haben, ich meine „Schall und Rauch“ unter den Linden. Was diese Bühne hervorbringt, ist fast immer der Beachtung wert. Sie hatte die Kühnheit, Auguste Strindbergs Schicksalkomödie „Rausch“ einzustudieren, ein, trotz sehr nachlässigem Szenenbau erschütterndes Lebensbekenntnis aus des Dichters unglücklichster Periode, jener Pariser Zeit, wo er von allen und allem verlassen, nur von grenzenlosem Unglück begleitet — hinter den Mauern der Kirche letzte Zuflucht fand. Es ist eine individuelle Offenbarung von so seltsamer Rücksichtslosigkeit gegen das eigene Ich, wie wir sie kaum bei Rousseau jemals finden. In genialem Wahnwitz legt der Dichter die Sehnen und Nerven des eigenen Herzens bloß, um seine Funktionen zu studieren. Strindbergs seltsame Stellung zum Weibe, die in ihm wechselnde Anziehungs- und Abstoßungskraft vor und nach genossener Liebe wird im „Rausch“ mit einer beispiellosen psychologischen Sezierkunst vor uns aufgedeckt. Das Erstaunlichste vielleicht, was in der Behandlung dieses Problems bisher überhaupt auf der Bühne dargestellt wurde, ist eine Szene zwischen den beiden Liebenden, bei denen sich schon Haß mit Liebe mischt: sie wollen von einander los und fühlen sich doch noch miteinander verbunden. Meisterhaft wurde diese Szene von Emanuel Reicher und Gertrud Eysoldt lebendig gemacht — — wie diese beiden, eng aneinandergekauert, auf einer Bank im Pariser Luxembourggarten unter blätterstreuenden Herbstbäumen sich von einander losringen wollen und es doch nicht vermögen, wie sie herausgestoßene Worte des Hasses mit Worten der Liebe und Worten der Resignation mischen, bleibt dem Zuschauer unvergeßlich. Beide Darsteller hatten auch in einer anderen Neuheit ihrer Bühne die tragenden Rollen, in „Ackermann“, einer Charakterstudie, als deren Verfasser sich am Tage nach der Aufführung Felix Holländer und Lothar Schmidt bekannten. Das ganze Interesse des Dramas vereinigt sich auf die eine Gestalt des alten Geizhalses Ackermann, der nach harter Jugend sich zum Reichtum durchgekämpft hat und nun in grausamer Herzverknöcherung seine Schätze hütet. Einen einzigen Wunsch hat er noch: er will einen Erben haben, einen Sohn von seinem Fleisch und Blut, dem er seinen Reichtum hinterlassen kann, damit die „Aasbande“ — so nennt er im stillen liebkosend seine Verwandten — es nicht bekommt. Er heiratet ein hübsches junges armes Ding und sein Wunsch geht in Erfüllung: der Erbe kommt. Der Alte ist vernarrt in das Kind, um seinetwillen erträgt er die Tyrannei seines Weibes und die stete Nähe der Schwiegermutter — bis ihm endlich untrügliche Beweise in die Hände fallen, daß er nicht des Kindes Vater ist. Die jähe Vernichtung seiner einzigen Freude und Hoffnung verwirrt seinen Verstand, in einem Tobsuchtanfall hat er noch soviel Besinnung, daß er den heraufsteigenden Wahnsinn fühlt — in fiebernder Hast wirft er alle seine Wertpapiere, den ganzen Reichtum in das Kaminfeuer, damit er den

Digitized by Google

Verhaßten nicht in die Hände fällt. In diesem Schlußakt spürt man — im Gegensatz zu den beiden vorangehenden Aufzügen, die ein verblichenes naturalistisches Muster bedeuten — die kühn zugreifende Hand eines Dichters. Felix Holländer, auf dessen Konto man diesen Akt wohl buchen darf, ist mit der unerläßlichen Bühnentechnik noch nicht genügend vertraut, ihm fehlt noch die dramatische — Vorsicht. Wir werden im Bretter- und Leinwandreich einmal Besseres von dem Verfasser des Thomas Truck zu erwarten haben, denn seine Kunst kommt von Können her.

Bedeutende Hoffnungen hatte unsere Hofbühne allem Anschein nach auf das neueste Wildenbruchstück gesetzt. In sehr sorgfältiger Einstudierung, mit prunkvollster Ausstattung ging „König Laurin", eine Tragödie in fünf zu langen Akten in Szene. Dennoch war es nichts. Zwar kam es, dank der vielen Freunde, die dieser ehrliche, warmblütige Dichter im Zuschauerraum hatte, äußerlich zu einem Erfolg, aber innerlich fühlte jeder eine schmerzliche Enttäuschung und die Kritik bestätigte sie am andern Tage. Mancherlei dichterische Feinheiten der ersten beiden Akte ertranken in einem Meer von Weitschweifigkeit, der dritte Aufzug ermüdete und eine sehr spannende Szene im vierten vermochte so wenig wie das außerordentlich theatralische Ende das Drama als Ganzes zu retten. Aus den weltgeschichtlichen Konflikten zwischen den Goten und Byzantiner-Römern baut Wildenbruch weit jenseits der geschichtlichen Wahrheit (was wir ihm nicht verübeln), aber auch jenseits der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit (was wir ihm sehr verübeln) ein ausgeklügeltes dramatisches Problem auf, das ohne genügende psychologische und sachliche Rechtfertigung mit Symbolen bis zum Sinken überladen ist. Den alten, ewig jungen Kampf zwischen Licht und Finsternis will der Dichter darstellen an der hellen blonden Rasse der edlen Goten und der finstern schwarzen Rasse der tückischen Byzantiner. Die schleichende Finsternis siegt schließlich mit — Geschrei und Kampfgetöse, der Dichter aber unterliegt seinem Stoff. Ein alter Freund greller Buntheit, ein Liebhaber gewaltsamer Bühnenüberraschungen, zieht er eine Summe von Äußerlichkeiten um den Kern der Dichtung herum, welche ihn verhüllen, die Handlung verzerren, die Charaktere verwirren. Und zu vieles spielt im toten Winkel. Die Gegensätze prallen zu spät, nach zu umständlicher Vorbereitung aufeinander. Wir sind schließlich gleichgültig geworden, unser Interesse ist zu sehr zersplittert und während die buntscheckigen Bilder unaufhörlich an uns vorüberziehen, denken wir schließlich an alles andere, nur nicht an einen „König Laurin". „Die Tochter des Erasmus" steht eine Treppe höher . . . Den Kampf zwischen Licht und Finsternis wollen wir heute wirklich etwas feiner, geistiger geführt sehen, als mit tönenden Worten, gespreizten Phrasen, Fanfarengeschmetter, Kampfgetümmel, Augenblenden und Massenmord. Nicht immer die lautesten Dinge sind uns die wichtigsten. Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt. Unhörbar dreht sie sich.

Digitized by Google

Streiflichter.

Im letzten Heft konnte nur noch kurz des Nicht-Empfanges der Boerengenerale durch den Kaiser gedacht werden (S. 270 f.). Eine abermalige Erwähnung verdient aber diese Tatsache. Nicht in sich, sondern weil durch sie ein helles aber wenig erfreuliches Licht auf unser Verhältnis zu England fällt. Nebenbei tritt hier die geradezu maßlose Ungeschicklichkeit der offiziösen Presse wieder einmal zu Tage. Dreimal äußerte sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" zur Sache, aber trotz der dreimaligen offiziösen Expektoration blieb die Sachlage ungeklärt! Ist es denn wirklich der Regierung nicht möglich, für Geld und gute Worte jemand zu finden, der deutlich schreibt und damit viel weitläufiges und sehr wenig erfreuliches Gerede und Geschreibe verhindert? Mir scheint, es ist „verdammte Pflicht und Schuldigkeit" gerade der offiziösen Presse pythische Sprüche zu vermeiden und, was zu sagen ist, klar zu sagen. Wenn auch nicht im Nicht-Empfang durch den Kaiser — die Boerengenerale sind bis jetzt von keinem Staatsoberhaupt empfangen worden —, so doch in der ostentativ ablehnenden Haltung unserer Regierung gegenüber den Transvaal-Helden sehe ich ein unkluges und für die Regierung eines großen Landes unwürdiges Nachgeben an englische Anmaßung. Unklug ist es für eine Regierung, sich dauernd in Gegensatz zu stellen zum klar und deutlich ausgesprochenen Volksempfinden; unwürdig ist es für die Regierung eines großen Landes, unberechtigten und drohend geäußerten Wünschen ausländischer Blätter Rechnung zu tragen. Worum handelte es sich denn? Um einen politischen Akt? Nein! Es handelte sich darum, tapferen Männern, denen die ganze Welt Bewunderung zollt, einen Beweis der Achtung zu geben. Das haben die Regierungen aller Länder getan, in denen die Boerengenerale bis jetzt waren. Nur die deutsche Regierung ist dieser edlen Sympathiekundgebung fern geblieben, und zwar in verletzender Form. Berlins Bevölkerung hat, indem sie jede antienglische Kundgebung vermied und nur ihrer Begeisterung für die Helden Ausdruck verlieh, bewiesen, daß sie Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat. Unsere Regierung hat leider bewiesen, daß bei ihr weder Herz noch Kopf auf richtigem Flecke saßen. Nicht Kopf, denn sie wußte nicht die Grenzlinie zu ziehen zwischen politischer, antienglischer Demonstration und rein menschlicher Anerkennung; nicht Herz, d. h. Mut und Selbstbewußtsein, denn sie schritt nicht gleichmütig hinweg über den anmaßenden Ausdruck unberechtigter Empfindlichkeit. Und dieser Mangel von Kopf und Herz der schönen Augen unseres lieben „Vetters" wegen! Du lieber Himmel! Würde in umgekehrtem Falle der liebe „Vetter" sich wohl um unsere schönen Augen gekümmert haben?! Es ist eine beißende aber wohlverdiente Ironie, daß man jetzt vielfach von Lord Bülow und Viscount of Richthofen sprechen hört. Erfreuliche Erscheinungen sind solche „Lords" und „Viscounts" in deutschen Landen und in leitender Stellung nicht. Ein „Streiflicht" genügt nicht, um unsere Gesamt-Stellung zu England allseitig zu beleuchten, aber auch an dieser Stelle muß hervorgehoben werden: wahren wir unsere Würde, unser Selbstbewußtsein; nur dann werden wir Achtung genießen.

Digitized by Google

Der Reichstag hat seine Pforten und die Reichsboten haben die Schleusen ihrer Beredsamkeit wieder aufgetan. Gewaltige Wassermassen sind in kürzester Frist über den Königsplatz hinweg gerauscht. Doch — und damit lasse ich den Scherz — es galt ernster Angelegenheit. Die Zolldebatte, die an ihren Ausgang sich knüpfende Frage: was wird aus unseren Handelsverträgen, d. h. wie wird sich unser internationales Wirtschaftsleben für die nächste Zukunft gestalten, ist von höchster Bedeutung. Bis heute (11. November) steht noch immer Standpunkt gegen Standpunkt; ja von Tag zu Tag schärfen sich die Gegensätze. Was soll werden? Ein Krieg aller gegen alle. Allerlei Vorschläge, die Verwirrung zu entwirren, tauchen auf. Einer unter ihnen scheint mir der Beachtung wert. Professor Hans Delbrück schlägt vor, ein Gegenstück zum Schweizer Referendum einzuführen, d. h. Kaiser und Bundesrat das Recht zu geben, Gesetze, die der Reichstag abgelehnt hat, einer unmittelbaren Volksabstimmung zu unterbreiten. Der Gedanke ist demokratisch. Aber sollen Worte, Schlagworte uns schrecken? Ein guter Kern steckt zweifellos in der Forderung solch eines Plebiszits. Der gesunde Sinn des Volkes würde, wenn er unmittelbar, nicht wie im Reichstag als verknöcherter Parteiniederschlag, zum Ausdruck käme, in den meisten Fällen ungleich treffender und — was besonders hervorzuheben ist — ungleich maßvoller sich äußern, als es durch den Mund der mit der Parteischablone im Kopf und der Parteibrille vor den Augen ausgestatteten Parteiführer geschieht. Die Steine des Anstoßes im Zolltarif sind nicht, wie die Parteiführer in stetig sich steigernder Übertreibung behaupten, Blöcke auf dem Wege des wirtschaftlichen Fortschrittes und Gedeihens. Das Geschrei vom „Wohl und Wehe der Landwirtschaft“ auf der einen und vom „Brodwucher“ auf der andern Seite ist Parteigeschrei und Zeitungsgewäsch; nur ein Körnchen Wahrheit aber viel Unwahrheit enthält es. Das seine Stimme unmittelbar abgebende Volk würde in dies Geschrei nicht einstimmen. Leider läßt sich nicht behaupten, daß die Regierung und insonderheit der Reichskanzler glücklich und geschickt in dem nun schon seit Monaten tobenden Parteikampfe operiert haben. Ausnahmsweise unterschreibe ich, was die ultramontane Kölnische Volkszeitung über den Grafen Bülow sagt. Die Auslassungen treffen den Nagel auf den Kopf, d. h. sie kennzeichnen Bülowsche „Staatskunst“:

„Zu lange Diplomat ist Graf Bülow gewesen, um Verständnis dafür zu haben, daß man im innerpolitischen Leben, im Ringen der Parteien eine bestimmte Fahne herausstecken, ein Programm vertreten muß, wenn man reüssieren will. Er will sich auf keinen bestimmten Stuhl setzen und gerät so zwischen die Stühle. Das Diplomatisieren versteht er vorzüglich; er würde von der Wilhelmstraße bis zum Königsplatz auf Pianotasten gehen können, ohne daß ein Laut ertönte. Soll er aber im Gegensatze der Parteien Farbe bekennen, so drückt er sich regelmäßig, denn er will nicht einsehen, daß das in innerpolitischen Kämpfen unumgänglich ist und daß ein leitender Staatsmann die Parteien anders behandeln muß, wie fremde Regierungen. Bei Rivalitäten zwischen England und Rußland hat er ganz recht, eine bestimmte Stellungnahme zu vermeiden, aber wenn z. B. die Linke im Kampfe gegen die Konservativen steht, kann er nicht nach diesem Rezepte handeln und auf die Frage nach den Anschauungen

Digitized by Google

der Regierung ein großes Fragezeichen an die Wand malen. Im Grunde genommen beruht auch seine Stellungnahme im Tarifstreite darauf, daß er weder „antiagrarisch" noch eigentlich „agrarisch" erscheinen und es weder mit der Rechten, noch mit der Linken verderben will. Diese unausrottbare Neigung zum Ausweichen in prinzipiellen Fragen hat ihm jetzt die erste Niederlage eingebracht und wird ihm, wenn er so fortfährt, noch weitere und schwerere bringen."

So ist es. Aber weit schlimmer als Niederlagen des Grafen Bülow — seine endgültige Niederlage wäre gar nicht schlimm — ist der Niedergang des Ansehens der Regierung, der durch die in Bülow verkörperte Halbheit und Charakterlosigkeit bedrohliche Fortschritte macht. Wir sind so weit, daß niemand selbst die feierlichsten Versicherungen vom Regierungstisch mehr ernst nimmt. Ein bedauerlicher Zustand! Trotz allem „Kurs" haben wir in Wirklichkeit keinen Kurs. Wie tief das Ansehen der Regierung und des „leitenden" Staatsmannes gesunken ist, trat besonders deutlich nach der zollpolitischen Rede des Reichskanzlers am 21. Oktober hervor. Niemand rührte sich zu irgendwelcher Erwiderung! Nicht als ob alle, wie man sagt, erschlagen gewesen wären durch die Wucht Bülowscher Worte. Nein, die Stummheit war vollendete Gleichgültigkeit. Der Volksvertretung waren die Auslassungen des obersten Reichsbeamten „Wurst" und „Luft". Jeder wußte: die Regierung, Bülow, kann auch anders.

Trakehnen! Nicht das berühmte staatliche Hauptgestüt als solches, sondern die in ihm vorhandenen sozial-kulturellen Zustände müssen uns leider hier beschäftigen. Sanitätsrat Paalzow und Lehrer Nickel hatten öffentlich schwere Anklagen gegen die Gestütsverwaltung erhoben. Landstallmeister von Oettingen, als der zunächst Betroffene, klagte wegen Beleidigung. Der Prozeß, der über eine Woche die 7. Strafkammer des Landgerichts I in Berlin beschäftigte, verdient die sehr ernste Beachtung aller derer, die es gut meinen mit dem preußischen Staat. Mit Bedacht schreibe ich dies Wort. Denn was hier in einer staatlichen Anstalt seit langer Zeit mit Wissen und teils auf Anordnung der staatlichen Behörden geschah, ist weit schlimmer, weit gefährlicher für den preußischen Staat als irgendwelche sozialdemokratische Verhetzung, gegen die man staatlicherseits so wettert. Durch das im Prozeß aufgedeckte Verhalten der staatlichen Gestütsverwaltung ist Trakehnen zur Zuchtstätte berechtigt erbitterter, berechtigt unzufriedener Gesinnung geworden und zwar gerade desjenigen Standes, dem Preußen, dem das ganze deutsche Volk so viel verdanken: des Volksschullehrerstandes. Alles andere des Prozesses: die behauptete Verschwendung fiskalischen Eigentums, seine unberechtigte Verwendung für private Zwecke u. s. w., lasse ich beiseite. Es verschwindet gegenüber dem aufgerollten Bilde: wie Preußen — ja Preußen, denn Trakehnen ist eine staatliche Anstalt — seine Schullehrer behandelt. Hier ist kein Vertuschen am Platz, sondern die schärfste Verurteilung in schärfster Form. Um so mehr, als die für den Volksschullehrerstand maßlos unwürdigen Trakehner Verhältnisse der Staatsregierung seit Jahren bekannt waren. Denn schon am 1. Februar 1900 legten die Abgeordneten Kopsch und Rickert im Abgeordnetenhaus diese wunden Stellen bloß. Aber es blieb in den meisten Punkten alles beim alten. Hätte man noch den „Trost", daß die beklagenswerten Zustände in Trakehnen den Personen, ihrem

Digitized by Google

persönlichen Ungeschick oder Übelwollen zur Last fallen. Aber die Schmach ist eben, daß wir es dort mit einem System zu tun haben, das am Anfang des 20. Jahrhunderts im Kulturstaate Preußen, auf staatlichem Besitztum sein Unwesen treibt, zum schwersten Schaden für Kultur und sozialen Fortschritt; ein System so schlecht, so antikulturell, wie es kein sozialdemokratischer „Zukunftsstaat" aufweisen würde. In Trakehnen ist der Landstallmeister, als Gutsvorsteher des 17000 Morgen großen Gutsbezirks, Brotgeber und Vorgesetzter von sechs Schullehrern; er hat disziplinare Gewalt über sie, die, wie der Prozeß offenbar gemacht hat, sehr kräftig gehandhabt wird. Einen Lokal- und Kreisschulinspektor gibt es für Trakehnen nicht. Beschwerdeinstanz für die Lehrer in Trakehnen ist nicht die Schulabteilung der Regierung in Gumbinnen, sondern — der Landwirtschaftsminister! Also Ausnahmezustände im weitesten Umfang, und zwar durchaus unwürdige Ausnahmezustände. Denn daß ein Landstallmeister Vorgesetzter über Schullehrer und mit disziplinarer Gewalt über sie ausgestattet, daß die Beschwerdeinstanz für Lehrer der Landwirtschaftsminister ist, muß als unwürdig und den Stand der Lehrer herabsetzend bezeichnet werden. Man kann ein sehr guter Landstallmeister und Landwirtschaftsminister sein, d. h. man kann sehr viel von Pferden, Vieh und Landwirtschaft verstehen und doch ein herzlich schlechter Vorgesetzter für Lehrer und eine ungeeignete Beschwerdestelle für sie sein. Um das sozial-kulturelle Chasser-Croiser in Trakehnen vollständig zu machen, fehlt nichts, als daß die Trakehner Hengste und Stuten dem Kultusminister unterstellt werden. Einzelheiten, die über Behandlung der Lehrer durch ihre landwirtschaftlichen Vorgesetzten zu Tage getreten sind, klingen unglaublich: für Besuche, welche Trakehner Lehrer in außerhalb des Gutsbezirks gelegene Ortschaften machen wollen, müssen sie die Erlaubnis des Landstallmeisters einholen, der sich sehr häufig durch untergeordnete Stallbeamte vertreten läßt; Wagen, auf denen Schweine transportiert werden, dienen auch den Lehrern als Beförderungsmittel; der Landstallmeister äußert die liebenswürdige Absicht, die Lehrer zu „zwiebeln"; er tut den Kulturausspruch: „Für die Schule wird nichts getan, für die Pferde alles; vor den Schulbauten haben die Ställe den Vorzug". Dieser Theorie entsprach die Praxis: es gab in Trakehnen Schulräume, in die es hinein regnete und schneite, die sich nur bis auf 6° erwärmen ließen u. s. w. Im letzten Heft habe ich „Kulturbilder" aus der ultramontanen Welt vorgeführt; daß diesmal der preußische Staat „würdige" Gegenstücke zu ihnen liefert, ist eine tief beklagenswerte Tatsache. Denn es bleibt leider nicht bei diesem einen preußischen „Kulturbild" aus Trakehnen. Auch in Beuthen, Celle und Altona war inzwischen staatliche „Kultur" tätig. In Beuthen wurde der Redakteur einer Zeitung, der wegen Preßvergehens zu 8 Tagen Gefängnis verurteilt worden war, mit einem Zuchthäusler und gemeinen Sträflingen gefesselt durch die Straßen geführt! In Celle wurde ein achtbarer Braunschweigischer Bürger wegen Versäumnis eines Zeugentermins in geradezu unerhörter Weise behandelt; und in Altona ist eine Frau einem polizeilichen Verfahren zum Opfer gefallen, das jeder Beschreibung spottet. Man greift sich unwillkürlich an den Kopf und vergewissert sich durch Landkarte und Kalender, daß man wirklich in Preußen lebt, und daß man wirklich 1902 schreibt. Dann aber legt man beides — Landkarte und Kalender — mit sehr

Digitized by Google

bitterm Gefühl weg. So also wird der Kampf gegen die „staatsfeindliche" Sozialdemokratie geführt! Bessere Bundesgenossen können sich die Sozialdemokraten gar nicht wünschen, als das staatliche System in Trakehnen und die staatlichen Maßnahmen in Kattowitz, Celle und Altona.

Neben diese unerfreulichen preußischen Kulturbilder lassen sich glücklicherweise zwei erfreuliche stellen: die internationale Tuberkulosenkonferenz, die in Berlin getagt hat, und die Eröffnung des neuen Heims für die Kunsthochschulen in Charlottenburg. Ein wesentliches Verdienst an dem energisch unternommenen internationalen Kampfe gegen den großen Feind der Volksgesundheit, gegen die Lungentuberkulose, gebührt dem preußischen Staate. Ihm sei Dank dafür. In der äußern Veranstaltung des Kongresses trat vielleicht das Gesellschaftlich-Äußerliche etwas stark hervor. Der aus Staatsmitteln errichtete Prachtbau in der Hardenbergstraße ist eine würdige Wohnstätte, würdig der Größe des Erbauers, würdig der kulturellen Bedeutung der in sie einziehenden Künste.

„Jüdische Kehltöne" ist ein Lieblingsausdruck der Kreuzzeitung, sobald es sich um Auseinandersetzungen mit Blättern handelt, in deren Redaktionen sie Juden vermutet. Es ist zu bezweifeln, ob die „Kehltöne" der Redaktionsmitglieder der „Kreuzzeitung" anders und wohltönender klingen als „jüdische". Aber nicht zu bezweifeln ist, daß durch solche und ähnliche Redeweisen eine der ersten Pflichten der Presse gröblich verletzt wird: die Pflicht des Anstandes auch dem Gegner gegenüber. Und deshalb habe ich diese „Kehltöne" erwähnt.

Konfessionelle Verbohrtheit. Sie stirbt nicht. In Lippspringe, dem bekannten Kurort für Lungenkranke sollten auf Antrag der letztjährigen Generalversammlung des Kuratoriums die bis dahin konfessionell geleiteten Heilanstalten in paritätische umgewandelt werden. Die diesjährige Generalversammlung entschied sich aber für Beibehaltung des getrennt konfessionellen Charakters der Anstalten. Die Führung bei diesem Siege konfessioneller Einseitigkeit hatten übernommen: auf katholischer Seite der Paderborner Dompropst Wigger und der Landrat von Savigny; auf evangelischer Seite der Landrat von Ledebour und Pastor Siebold. Die katholische Presse jubelt: „Das Ergebnis der Abstimmung bedeutet einen entschiedenen Sieg des konfessionellen Prinzips". Allerdings; aber dieser „entschiedene Sieg" ist eine entschiedene Niederlage für den konfessionellen Frieden. Konfessionelle Krankenhäuser, konfessionelle Friedhöfe, konfessionelle Tanzkränzchen, konfessionelle Badeanstalten, konfessionelle Aborte: Alles hat dies letzte Jahr entstehen sehen. In den letzten Tagen ist der konfessionelle Dr. hinzugekommen. Ein Doktor der katholischen Theologie hatte seinem Namen statt des Dr. das D vorgesetzt. Darob große Entrüstung in der katholischen Presse: Das D sei wesentlich protestantisch, ein katholischer Theologe solle sich schämen, diesen protestantischen Buchstaben zu gebrauchen und ein katholischer Verlag solle sich schämen, ihn zu drucken. Nur so weiter! Das Ergebnis wird sein: Die Vertiefung der konfessionellen Kluft zum konfessionellen Abgrund. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode."

Immer breiter macht sich ein grober, verderblicher Unfug, anders kann ich es nicht bezeichnen: Die Charakterbestimmung aus der Handschrift. Große Inserate von „graphologischen Anstalten" erscheinen fort und fort in Zeitungen; sie fordern auf, vor Verleihung einer Vertrauens-

Digitized by Google

stellung (Sekretär, Kassierer, Buchhalter, Erzieher, Dienstbote u. s. w.) den Charakter der Bewerber aus deren Handschrift „feststellen" zu lassen; sie eröffnen Abonnements auf diese „Feststellung". Aufgabe der Presse ist es, gegen diesen Unfug, der gewiß schon manchem ehrlichen Menschen das Fortkommen erschwert, vielleicht unmöglich gemacht hat, gegen diese Quelle von Argwohn und Mißtrauen vorzugehen und den „Graphologen" das Handwerk zu legen.

Einen sozialpolitisch — vielleicht auch strategisch? — sehr bedeutsamen Schritt hat der neue Eisenbahnminister Budde gemacht durch die Anbahnung der Verstaatlichung von 6 Privatbahnen, 5 im Osten und 1 im Westen der Preußischen Monarchie. Es ist ein Schritt auf gutem Wege. Die Vorteile für das Erwerbs- und Wirtschaftsleben bei Zusammenfassung der Hauptverkehrsmittel in eine Hand sind offensichtlich. Nur muß dann auch diese Hand kaufmännische Grundsätze in Verwaltung der zentralisierten Verkehrsmittel walten lassen. Auch die Reisen des Herrn Budde nach Süddeutschland und die Erörterung verkehrs-wirtschaftlicher Punkte mit den dortigen Staatsmännern sind ein erfreuliches Zeichen für den offenen und weiten Blick unseres Eisenbahnministers. Wirtschaftliche Stärke und Einheit sind wesentliche Erfordernisse für Deutschlands politische Größe und Macht. Volkswirtschaft und Politik bilden zwei sich gegenseitig bedingende Faktoren im Leben einer Nation.

Recht bedenklich scheint es im Südosten unseres Erdteils auszusehen. Aus der mazedonischen Frage ist ein mazedonischer Aufstand geworden und die traditionelle türkische Grausamkeit zeigt sich auch hier wieder. Baschibozuks und regulär-türkisches Militär erschießen und massakrieren Weiber, Kinder und Greise. Wann wird, zur Ehre von Kultur und Zivilisation, die türkische Frage gelöst, d. h. wann wird dem türkischen Staatswesen, dieser péché de l'Europe, wie schon in den 50er Jahren Thiers es richtig benannte, ein Ende bereitet? Ich verkenne nicht die großen Schwierigkeiten dieses Unternehmens, aber Einigkeit der Mächte kann die Schwierigkeiten überwinden; und Kultur und Zivilisation sollten doch wirkungsvolle Triebkräfte zur Erreichung dieser Einigkeit sein. Gesunde Politik, auch nach ihrer internationalen Seite hin, kann nur auf der Grundlage von Kultur und Zivilisation gedeihen.

Böhmen hat mit den entdeckten Veruntreuungen bei der St. Wenzels-Vorschußkasse, die ein päpstlicher „Hausprälat" verübt hat, einen argen kirchlichen Skandal erlebt. Hämische oder höhnische Bemerkungen liegen mir fern. Peccatur intra et extra, und jede Partei kann, da sie aus Menschen besteht, bei solchen Vorkommnissen sagen: heute dir, morgen mir. Von der ultramontanen Presse gilt aber bei dieser Gelegenheit wieder einmal: sie mißt mit zweierlei Maß. Jede persönliche Verfehlung irgend eines evangelischen Pastors wird sorgfältig und breit in Sperrdruck der katholischen Lesewelt aufgetischt; die Verfehlungen auf der eigenen Seite, wie hier die des Prälaten Drozd, werden gewissenhaft verschwiegen. Auch eine Art, der „Wahrheit" zu dienen.

Eben vor Redaktionsschluß wird der Name des neuerwählten Kölner Erzbischofs bekannt: der bisherige Weihbischof Dr. (bei Leibe nicht D.!) Antonius Fischer. Ultramontane Heißsporne werden enttäuscht, die

Digitized by Google

nicht-ultramontane Welt darf vielleicht — die Zukunft muß es lehren — zufrieden sein: denn Herr Fischer gehört mehr der religiösen als der ultramontan-politischen Richtung im Katholizismus an. Charakteristisch für seine religiöse Auffassung ist sein Ausspruch bei Eröffnung der „Aachener Heiligtumsfahrt": „ob die Reliquien echt oder unecht sind, verschlägt nichts; trotz eventueller Unechtheit können sie doch mit gutem Gewissen verehrt werden". Erleuchtetes religiöses Bewußtsein offenbart sich in solchen Worten ja nicht. Immerhin ist ein unwissenschaftlicher „gläubiger" Seelenhirte besser als ein „wissenschaftlicher" ultramontaner Hierarch.

Ein „Streiflicht" auf die Brandenburgische Provinzialsynode, die viel des Interessanten bot, kann ich Raummangels wegen erst im nächsten Heft werfen. Auch dann ist es nicht zu spät, denn das zu Beleuchtende, der Beschluß gegen die „liberalen" Theologieprofessoren, bleibt stets aktuell.

11. XI. 1902. Graf von Hoensbroech.

Bücherbesprechungen.

Die Heimatkunst ist viel älter als das Schlagwort, mit dem sie nun benannt wird. Sie ist wohl ungefähr so alt wie die Dichtung überhaupt. Die bewußte Heimatkunst im Sinne von Landschaftdichtung ist kein Endziel, sondern ein dienendes Glied der Vaterlandskunst, die höher und weiter reicht. Das wird auch von Führern und Trägern jener nicht verkannt. Eine natürliche Gliederung des reichen, noch immer gesunden Organismus unsrer Kunst prägt sich darin aus. Eine Überschätzung der engeren Heimatkunst könnte gewiß eine Zersplitterung erzeugen und die Wiedergewinnung einer hohen gesamtdeutschen Kultur verzögern. Mehr als die Landschaft gilt die Menschenseele, die ihr ja erst eine Seele verleiht. Tiefer als die köstlichste Stammeseigenart bewegt uns die ewige Eigenart der menschlichen Natur mit ihren blutsfreundlichen und todfeindlichen Beziehungen zur übermächtigen Allnatur. Eine schädliche Überschätzung der Landschaftkunst ist keineswegs zu befürchten, schon darum nicht, weil deren stärkste Kräfte oftmals den Auftrieb zur Menschheitkunst in sich tragen.

Ein Heimatdichter wie Gustav Frenssen vereint bereits das Pflügen des mütterlichen Erdreichs mit dem Säen der Körner, die dem ganzen Volk zu gute kommen. Über seinem dritten Werk hat man die beiden ersten über Gebühr vernachlässigt. Wem „Jörn Uhl" mehr geworden ist als ein Modebuch, wer dem Dichter ganz nahe kommen will, der wird auch nach

Digitized by Google

der „Sandgräfin“ und den „Drei Getreuen“ greifen*) und wird es nicht bereuen. Das Thema „Müh und Arbeit“, der Charakter des Helden bringt es mit sich, daß dem „Jörn Uhl“ etwas Karges, Eintöniges anhaftet, das der Oberflächliche rasch mit langweilig zensiert. Die beiden früheren Bücher, bezeugen, daß Frenssen die Gaben spannender Darstellung, weitfliegender Phantasie und weltmännischer Heiterkeit ebenso wohl besitzt, wie den Ernst, die Güte, die Kunst eindringliche Stimmung zu erzeugen. So erhalten wir ein frischeres, reicheres Bild seiner Persönlichkeit, eine vielfältigere Erwartung für sein künftiges Werk und einen höchst intimen Einblick in sein Werden. Alle drei Bücher bringen Durchlebtes, den Künstler Frenssen zeigen sie auf drei Stufen. Die Sandgräfin erinnert in der buntverschlungenen Handlung an den romantisch bewegten Realismus, nicht indessen an den Liberalismus, von Spielhagens Problematischen Naturen, an die Liebe zur Tüchtigkeit und an unsere Lieblingsgestalten in Freytags Soll und Haben, an die Vermengung von Adel und Bürgertum in beiden Höhepunkt-Werken. Unverkennbar offenbart sich darin eine dem Autor kaum mehr bewußte Einwirkung der Jugendlektüre. Aber es zeigt sich auch bereits seine eigene Menschenkenntnis, seine Heimatliebe, seine angeborene große Liebe zur produzierenden Arbeit, sein Humor, nebenbei eine moderne, der Wirklichkeit wohl noch immer nicht ganz entsprechende Vorurteilslosigkeit in der Auffassung der Standesunterschiede. Die Sprache ist im Erzählenden noch gelegentlich schwankend zwischen Schlichtheit und subjektiv-humoristischer Färbung, im ganzen weniger einheitlich, aber auch weniger prätentiös-schwer als im Jörn Uhl, im Dialog noch weniger nach den Charakteren und den Kulturstufen differenziert als dort. Was der alte treue Diener der Familie von Knee an Seelenfeinheit, Bildung und Redesicherheit offenbart, würde jedem Künstler, Gelehrten oder Geistlichen Ehre machen. Dennoch ist es nicht kalte Buchsprache, es ist die stille Beredsamkeit des Verfassers, die auch in allen auftretenden Personen zu Wort kommt. Die Grundlage der Handlung stellt einen sinnreichen Mechanismus dar, in dem alle Rädlein glatt in einandergreifen und kein Rest bleibt. Der glückliche Kampf um Freiheit und Besitz eines alten Geschlechts in Holstein gegen alten Betrug und der erfolglose Kampf der zwei letzten Töchter des Geschlechts gegen ihre Liebe zu zwei tüchtigen Männern bilden den Inhalt. Die Falschen müssen weichen, die Guten gewinnen. So ordnet sich alles.

Weniger Symmetrie herrscht schon in den Drei Getreuen. Zwar die große Unglaublichkeit, wie Heim Heiderieter (des Dichters Stellvertreter unter den drei Heimatgenossen) seiner Liebe dreimal im Leben begegnet, ersetzt eine ganze Sammlung von Unwahrscheinlichkeiten. Dennoch ist hier schon echter epischer Fluß. Der Erziehungroman, der in der Sandgräfin angedeutet und dann im Jörn Uhl mit Konzentration und Reife gestaltet ward, ist hier erreicht. Der Umstand, daß drei Helden, neben dem dichtenden Heidehofbauer der heldisch-staatsmännische Strandiger und sein Vetter, der materialistische Willensmensch, im Mittelpunkt stehen und mit unglücklicher wie glücklicher Liebe versorgt werden müssen, teilt das Interesse, vermehrt es aber auch. Den eigentlichen Inhalt bildet der Kampf um die Heimat. Die über-

*) Beides im Verlag G. Grote, Berlin.

Digitized by Google

schwenglichen Pläne der drei zehnjährigen Jungen, die um die Zeit der Schlacht bei Gravelotte am Ufer der Nordsee zu Pferde auf die Feinde fahnden, gehen nicht recht in Erfüllung, aber Kraft und Reiz der Heimat, der faustische Kampf mit der See um das nahrunggebende Land und der Friede im Hafen einer reinen Liebe bieten Ersatz für ausgebliebenen Glanz, und im mannhaften Wirken mit dem Volk und für das Volk gleichen sich die Gegensätze aus. Manches ist idealisiert, und jener Literaturfreund, der kürzlich schreckensstarr im Jörn Uhl die Zucht des Naturalismus vermißte, würde hier und bei der Sandgräfin verzweifelt die Hände ringen. Das hindert aber „Die drei Getreuen" nicht, einen höheren, geläuterten Naturalismus zu besitzen, einen freien Blick für die Wirklichkeit, ein starkes Gefühl für die nationalen Forderungen der Zeit, für Schönheit und Kraft in allen Erscheinungen. Ich möchte dieses Buch, trotz einzelnen Unvollkommenheiten, als Lektüre für die wirklich „reifere" Jugend wärmstens empfehlen. Das darf jedenfalls von allen wahren Freunden der Frenssenschen Dichtungen gesagt werden, daß sie erfreut sehen werden, wie die künftigen Bücher eine glückliche Vereinigung des im Jörn Uhl Erreichten mit der heiteren Schwungkraft der ersten beiden Erzählungen darstellen.

In die „Stille Welt"*) von Frenssens Heimat führen auch Timm Krögers „Bilder und Geschichten aus Moor und Heide". Ein stiller, liebenswürdiger Humor auf dem Grund eines nordisch ernsten Gemüts, eine innige Liebe zu Land und Leuten erfüllt auch sie. Die Naturschilderungen halten außerordentlich zart und doch kräftig eigentümliche Stimmungen fest. Darin, im Lyrischen, liegt der Hauptreiz der Skizzen, wiewohl diese außerdem durch eigenartige Charakterbilder und launiges Erzählen zu fesseln wissen. Kröger, seines weltlichen Amtes Notar und Justizrat in Kiel, ist ein Vertreter der reinen, restlosen Heimatpoesie. Von Frenssen scheint er sich auch durch ein landschaftliches Merkmal zu unterscheiden, das wir Binnenländer hier kennen lernen: „Die Denker und Philosophen meiner nordischen Heimat, die das Dunkelgebiet der großen Rätselfrage nach dem Ding an sich einzuengen bemüht sind, unsre Geschichtsschreiber, unsre großen Dichter, — sie mag vorzugsweise das Inselgebiet und das Flachland der Marschen erzeugen. Aber wir und das zu uns gehörige kleinere Geistesgelichter, wir Egoisten und Ichmenschen, die wir aus der Erforschung der eigenen armen Seele ein Gewerbe machen, wir, die wir so genau die Pflichten gegen uns selbst kennen und so viel merkwürdige Freude an den kleinen Dingen um uns her empfinden — wir werden hauptsächlich dort zu Hause sein, wo ein dichtes Netz von Knickhagen und Verhauen die hohe Geest durchzieht."

In einem von der Nordsee weit entfernten Winkel des Vaterlandes spielt die Erzählung, die ein anderer Heimatkünstler, der Hesse Wilhelm Holzamer, vorträgt. Auch seine „Geschichte eines Schneiders" verrät mehr vom Gemüt des Verfassers als von den Personen, denen die Handlung übertragen ist. Ich kenne nicht alles Erzählende und nichts Dramatisches von Holzamer, aber diese Lebensgeschichte des ehrlichen Peter Nockler**) bestärkt mir vor allem die Überzeugung von seiner echten, schönen Lyriker-

*) Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig.
**) Herm. Seemann Nachf., Leipzig.

Digitized by Google

begabung. Er gibt nicht die Darstellung, sondern die Chronik eines rührend schlichten Menschenlebens, darin aber einen Hauch von resignationsstillem Verstehen und mildem Verzeihen, der einer heiteren Größe nicht entbehrt. Das behäbige Dasein im Rheinmainland wird lebendig geschildert. — In der Nachbarschaft soll auch der Roman „Ohne Schuld verschuldet" von Jakob Schoembs (Dortmund, F. W. Ruhfuß) sich abwickeln. Aber wer der Versicherung des Verlegerzettels glaubt, daß „wir eine Geschichte vor uns haben, die als gute ‚Heimatkunst' angesprochen werden darf", der wird einer argen Enttäuschung nicht entgehen, wenn er die Lesung unternimmt. Schoembs will nicht wenig, er zeigt auch in einzelnen Szenen ein gewisses Erzählertalent, aber das Ganze hat weder eine Spur von Heimatkunst noch von sonst einer „guten Kunst" aufzuweisen. Es ist Unterhaltungslektüre mit einigen Ausführungen über freieres Christentum, die mit dem ganz äußerlichen Handlunggemeng gar nichts zu tun haben. Es fehlt an jedem psychologischen Reiz, an Kraft und Reife. Die Dialogsprache ist reich an amüsanten papierenen Wendungen und lahmen Vergleichen.

Dagegen kann Valentin Traudts Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben, „Leute vom Burgwald",*) vortreffliche Heimatkunst genannt werden. Es fehlt zwar nicht am herkömmlichen Optimismus im Schlußarrangement, ebensowenig an einer regelrechten Kindesunterschiebung in den Voraussetzungen, aber das darf wohl in der Dorfgeschichte nicht überstreng genommen werden, und die Vorzüge überwiegen: höchst unmittelbar wirkende Darstellung aus persönlicher Anschauung heraus, Unparteiischkeit und kräftiger Humor, der sich allerdings mehr im einzelnen zeigt, als daß er die ganze Erzählung trüge und in eine reinere Atmosphäre emporhöbe. Das elende Leben in manchen hessischen Dörfern, der Gegensatz zwischen den wenigen wohlhabenden Bauern des Oberdorfs und der armen Masse der Pilze- und Beerensammler im Unterdorf, das kühl berechnende Wesen des rechten Bauers, das Schalten der Wucherer, die schwache Moral der Dorfjugend und das praktisch soziale Wirken von Pfarrer und Lehrer, all das wirkt echt und ungeschminkt. Der Erzähler müßte nur mitunter ein wenig klarer aus der Vogelperspektive sehen und das Wesentliche schärfer herausarbeiten.

Ein süddeutsches Gegenstück zu Frenssen ist neuerdings verdientermaßen in den Vordergrund getreten, der Schwabe Emil Strauß, von dem bis jetzt drei Bücher (sämtlich bei S. Fischer, Berlin) erschienen sind. Menschenwege (1899) heißt der Erstling, ein Band „Erzählungen", der eine phantastische Skizze und zwei Novellen aus Südamerika enthält. Im vorigen Jahr folgte die „Schwabengeschichte" vom „Engelwirt", und in diesem Jahr „Freund Hein", eine Lebensgeschichte. Das Novellenbuch macht mit einer außerordentlich fesselnden Persönlichkeit, einem originellen, zugleich feinen und starken Geist bekannt, der uns stimmungvolle Bilder aus dem südamerikanischen Einwandererleben vermittelt. Die erste geschlossene Erzählung, Der Engelwirt, erscheint dagegen fast als ein Rückschritt, wenigstens als ein Verlust an Farbe, Wärme, Bewegung. Der Stoff ist ohne viel Bedenken aus dem Volksleben gegriffen. Der Engelwirt hat eine brave, hübsche Frau; der Kindersegen aber, nach dem er sich unablässig

*) N. G. Elwert, Marburg.

Digitized by Google

sehnt, bleibt seinem Hause fern. Aber was der Hausfrau versagt ist, wird der Magd beschert. Durch eine Reihe trotziger Torheiten zieht er sich die ärgsten Demütigungen im Haus und im benachbarten Heimatort der jungen Mutter zu. Jählings entschließt er sich, heimlich mit seinem Kind und der Agathe nach Amerika zu gehen, und ebenso unbesonnen wie der Plan gefaßt war, wird er ins Werk gesetzt. Drüben aber bricht Unheil über ihn herein. Bauernfänger gaunern ihm sein Kapital ab, und Agathe stirbt am gelben Fieber. Niedergeschmettert und von Heimweh verzehrt, fährt er mit dem nächsten Schiff nach Europa zurück, und die kluge, gute Frau, die all seine Verirrungen schweigend geduldet hatte, nimmt den Neumütigen mit dem Kind wieder zu Gnaden auf. Die Geschichte ist hübsch erzählt, die Torheiten des Wirtes sind aber nicht eigenartig oder spaßig genug, um den Mangel an Konflikten und an tieferer Charakteristik ersetzen zu können. Die Behandlung des Aufenthalts in Rio de Janeiro erinnert an Kalendergeschichten, und die prompt funktionierende Moral von der Geschichte überrascht bei dem Verfasser der „Menschenwege".

Das erste Buch, dessen Handlung sich ganz auf deutschen Boden stellt, Freund Hein, ist das reifste und weitaus reichste. Es ist die Geschichte einer Jugend, im Stoff und im Geist verwandt mit Mathieu Schwanns „Heinrich Emanuel" (bei S. Fischer, Berlin, 1895), aber durchaus selbstständig geschaffen. „Freund Hein" schildert die Freuden und namentlich die Leiden eines jungen Menschenkindes, in dem eine außergewöhnliche Begabung für die Musik frühe erwacht ist, das aber für die mathematischen Anforderungen des Gymnasiums schlechterdings kein Organ besitzt. Durch den Willen des wohlmeinenden Vaters wird der Jüngling gezwungen, auch die letzten Klassen abzusitzen, obwohl seine Bestimmung für die Tonkunst niemandem zweifelhaft ist und sein Aufenthalt in der Schule, trotz hartnäckigstem Fleiß in der unzugänglichen Wissenschaft, ihm immer unerträglicher wird. Heiner ist überdies ungemein sensitiv und von strengstem Pflicht- und Wahrheitgefühl erfüllt. Er verschmäht die üblichen Durchstechereien und ist unfähig zum Gehorsam. Da ihm wieder trotz aller ehrlichen Mühe ein Jahr seines Lebens, seiner Kunst von bornierter Schulmeisterbrutalität geraubt werden soll, kommt es zum Bruch. Und er wirft das junge Leben, das ihm zur Hölle gemacht wurde, von sich. — Von der feinfühligen Seelenkunst des Werkes kann diese Zusammenfassung keinen Begriff geben. Das allmähliche Erwachen des geistigen Bewußtseins und vor allem des musikalischen Innenlebens, das ganze langsame Wachsen von den Kinderspielen und den ersten Sympathien bis zu den Pforten des Manneslebens tritt uns mit dem vollen Anschein organischen Werdens vor Augen. Freund Hein ist kaum ein Heimatroman. Der Charakter der badischen Stadt ist nur skizziert. Freund Hein ist ein Erziehungroman, im weiteren und im engeren Sinn. Wie hier die Beziehungen des Sohnes gebildeter Eltern zu diesen und zu den „humanistischen" Bildungstätten beleuchtet sind, das hinterläßt den Eindruck: dies Buch mußte einmal geschrieben werden. Freilich, den einsichtigen Pädagogen unter den Lehrmeistern werden diese Enthüllungen kaum neu und nötig sein, und die anderen werden auch hieraus nichts lernen wollen. Aber die Eltern und diejenigen, denen an einer Reinigung der höheren Schulen von alter Verzopfung gelegen ist, sollten das Buch lesen. Der tragische Ausgang, so

Digitized by Google

wenigstens wie er jetzt gestaltet ist, hat nicht die volle Kraft der Überzeugung. Die Selbsttötung wäre hier doch wohl nur bei stärkerer Nervenzerrüttung und im Affekt natürlich. Das Tragische aber ist, unabhängig von der Abschlußfrage, genügend angesammelt.

Berlin. Willy Rath.

Das Jahrhundert des Kindes, Studien von Ellen Key. Autorisierte Übertragung von Francis Maro, Berlin 1902, S. Fischer, Verlag.

Alle Mütter und alle, die Mütter werden wollen, sollten dieses Buch der Schwedin lesen. Nicht weil alles in ihm richtig ist — manches fordert starken und berechtigten Widerspruch heraus — aber weil alles in ihm anregend, geistig fördernd ist und weil das Meiste in ihm zutrifft. Das Buch ist gewidmet: „Allen Eltern, die hoffen im neuen Jahrhundert den neuen Menschen zu bilden." Sein Zweck ist die Kindererziehung in weitestem Umfang. Wie weit die Verfasserin ihre Aufgabe gefaßt hat, zeigen die Aufschriften der Kapitel: „Das Recht des Kindes seine Eltern zu wählen. Das neugeborene Geschlecht und die Frauenarbeit. Erziehung. Heimatlosigkeit. Die Seelenmorde in den Schulen. Die Schule der Zukunft. Der Religionsunterricht. Kinderarbeit und Kinderverbrechen." Auf diesem weiten Felde ist alles Leben; der Pflug Ellen Keys greift tief; den von ihm gezogenen Furchen entströmt würziger, gesunder Erdgeruch. Keine Frage umgeht sie; auch nicht die sogenannten „heikeln", die Fragen über das Geschlechtsleben. Mit gesunden Augen schaut sie diese Dinge an; die leider weitverbreitete, verderblich-ungesunde „Prüderie" kann bei Ellen Key gesunden. Möchte sie es! Der hervorragendste Teil des Buches ist das Kapitel von der Erziehung. Eltern und Erziehern sollte dieses Kapitel in Fleisch und Blut übergehen. Ich wiederhole auch hier: nicht weil alles in ihm richtig oder alles in ihm schablonenmäßig nachzuahmen ist, sondern weil alles in ihm auf feinsinniger, in die Tiefe gehender Beobachtung ruht, weil alles in ihm dem Kinde, seiner Art gerecht zu werden sucht, weil alles in ihm das vergehende Geschlecht — die Eltern, Erzieher — mahnt, dem aufstrebenden Geschlecht, dem die Zukunft gehört — dem Kinde —, sich in der richtigen Weise dienstbar zu machen. Die gesamte Erziehung muß auf dieser Wahrheit aufgebaut sein. — Einen Tadel spreche ich aus: das Buch ist zu breit, zu umfangreich; Kürze wird seine Wirkung erhöhen.

Dresden. Dr. A. K.

Die Aachenfahrt, von Stephan Beissel S. J., Freiburg 1902, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Die Schrift ist zur Verteidigung der diesjährigen „Aachener Heiligtumsfahrt" (vgl. oben S. 398) geschrieben. Der Jesuit Beissel ist auf „Reliquien" geaicht; ein umfangreiches Buch hat er vor Jahren dem „heiligen Rock" in Trier gewidmet; jetzt erscheint er mit den Aachener „Heiligtümern" auf dem Plan. Beissel will „wissenschaftlich" schreiben; zahlreiche Literaturangaben durchsetzen die Schrift. Allein es ist katholische Wissenschaft, d. h. Wissenschaft mit gebundener Marschroute, mit von vorneherein feststehendem Endergebnis. Hier: die „Echtheit" der „Heiligtümer", die geschichtlich-religiöse Berechtigung ihrer Verehrung. Die „Echtheit" der

Digitized by Google

Reliquien beweist Beissel hauptsächlich im 6. Kapitel: „Die großen Reliquien der Aachener Kaiserpfalz". Wer einen Begriff von historischer Kritik, wie sie nicht sein soll, erhalten will, lese diese Ausführungen. Die unzuverlässigsten „Quellen", Quellen, denen Sagenhaftigkeit und Unglaubwürdigkeit auf der Stirne steht, werden Kronzeugen für die Echtheit. Köstlich geradezu ist, wie Beissel (S. 53 ff.) die unbequeme Tatsache behandelt, daß „jene Reliquien vor dem 11. Jahrhundert — es handelt sich um Reliquien Christi, von deren Verbleib man also ein ganzes Jahrtausend nichts weiß! — nicht ausdrücklich genannt werden". Das Buch ist ein betrübendes Zeichen mehr für die Rückständigkeit des Katholizismus und für die schlimme Tätigkeit des Jesuitenordens, diese Rückständigkeit zu erhalten.

Berlin. Professor L. L.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W., Schöneberger-Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Der Religionsunterricht in den Schulen.

Von W. Bornemann.

I. Teil.

1.

In ernster Zeit hat Kaiser Wilhelm I. das Wort gesprochen: „Ich will, daß meinem Volke die Religion erhalten werde.“ Dies Wort offenbart die Frömmigkeit und Weisheit des edlen Herrschers. Es hat weithin in frommen Herzen Widerhall geweckt, und die offiziellen Organe des Staates und der Kirche sind nach Kräften bestrebt gewesen, es zu verwirklichen. Allein was vermag der Wille auch des mächtigsten Fürsten gegenüber den Strömungen des Geisteslebens? Selbst der idealste Staatsorganismus kann aus sich heraus echte Religiosität nicht schaffen, kann sie freilich auch nicht vernichten. Jede wahre Religiosität ist selbständig und frei. Sie ist nur dort, wo Sehnsucht nach einem höheren Leben ist, wo der Hunger nach Gott und seiner Gemeinschaft in irgend einer Form die Herzen ergreift. Nur dem Volke wird die Religion geschenkt und erhalten, das ein wirkliches Verlangen, ein inneres Bedürfnis danach hat. Darum ist jenes Herrscherwort im letzten Grunde eine Fürbitte für das deutsche Volk.

Es scheint, daß diese Fürbitte des landesväterlichen Herzens nicht unerfüllt bleiben soll. Wenn nicht alles trügt, war der Tiefpunkt des religiösen Lebens und Interesses in unserm Volke um die Mitte der siebenziger Jahre erreicht, — eine weitgehende Gleichgültigkeit, Verachtung, Feindschaft gegenüber der Religion und der Kirche. Seitdem befinden wir uns in langsamem Steigen. Gewiß haben sich seitdem große Kreise unsers Volkes von allem, was Religion heißt, offen und völlig losgesagt, und zuweilen ist der Haß gegen Religiosität und Christentum so deutlich hervorgetreten, wie nie zuvor. Aber gerade der Eifer, mit dem gewisse Parteien immer wieder offiziell die Religion als reine Privatsache

Digitized by Google

hinstellen und tatsächlich doch ihre Glieder in religiöser Hinsicht bevormunden und terrorisieren, läßt erkennen, daß man die Kraft der Religion noch immer anerkennt und fürchtet. Auch scheint es ja in letzter Zeit, als wolle die Sozialdemokratie in religiöser Hinsicht wirklich etwas einlenken oder wenigstens ihre bisherige Taktik ändern. Wichtiger ist es, daß sich innerhalb des Volkslebens selbst in mannigfachen Formen das Keimen und Sprossen neuen religiösen Lebens zeigt. Es gilt nicht mehr wie vor dreißig Jahren für unanständig, in gebildeter Gesellschaft auch religiöse Fragen zu berühren. Die politischen Parteien haben alle zu dem religiösen Problem als zu einem der entscheidenden und wichtigsten Probleme Stellung genommen, und die großen Zeitungen haben für dies ganze Gebiet nicht mehr bloß Schweigen und Spott übrig. In der Literatur, in Zeitschriften und Büchern, in Schauspielen und Romanen hört man wieder laut religiöse Töne anschlagen, — vielleicht oft unrein, stümperhaft oder berechnend, aber oft auch von ursprünglichem, tiefinnerlichem Klang. In Volksversammlungen und Diskussionen berührt man immer wieder das religiöse Thema. In weiten Kreisen ist ein Drang vorhanden, sich darüber auszusprechen, zu suchen, zu fragen, sich zu verständigen. Die Sturmflut von Schriften und Erörterungen, die den „Ernsten Gedanken“ von Egidys folgten, bewies, wie stark und weitverbreitet, freilich auch wie unklar und direktionslos unter unsern Laien das religiöse Interesse ist, und wie so viele Herzen dürsten nach religiöser Erneuerung, nach Klarheit, Tätigkeit und Gemeinschaft. Darum haben auch Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums Hunderte von Zuhörern aus allen Fakultäten und Tausende von Lesern gefunden. Noch deutlicher zeigt sich das Wachstum des religiösen Interesses an der immer lebhafteren freiwilligen Teilnahme, welche die Innere Mission und die Heidenmission mit ihren mannigfachen Zweigen finden. Die religiösen Feste und Versammlungen sind in der Regel sehr gut besucht, und die „Sonntagsschulen“ oder „Kindergottesdienste“ sammeln Tausende und Abertausende aus der Jugend unsers Volkes. In neuester Zeit haben sich dazu die Evangelisationsbestrebungen und die sogenannte Gemeinschaftsbewegung gesellt. Der stärkste Beweis für das zunehmende religiöse Bedürfnis und Bewußtsein in unserm Volksleben ist vielleicht die ebenso erfolgreiche wie unermüdliche Arbeit der Sekten, bei denen meist jedes neugewonnene Glied rasch zu einem Werkzeug der Propaganda wird.

Digitized by Google

Durch diese ganze Entwickelung sehen sich die bestehenden und anerkannten kirchlichen Gemeinschaften, die sogenanten „organisierten Kirchen“ vor hundert neue Fragen und Aufgaben gestellt. Es ist eine neue Zeit angebrochen. Das spürt man überall, mag man nun auf die kirchlichen Behörden oder die Parteiversammlungen, auf die Pfarrkonferenzen oder die kirchliche Presse, auf die Geistlichen oder die Gemeinden, auf die theologischen Fakultäten oder auf die Beziehungen der Konfessionen, auf die Gottesdienstordnungen oder auf die Verfassung der Landeskirchen sehen. Auch der Staat mit seinen Ordnungen ist durch diese Veränderungen mannigfach berührt. Er hat das Band, das ihn mit der Kirche aufs engste verknüpfte, zwar gelockert, aber nicht gelöst. Er hat jedem seiner Bürger volle Gewissens- und Glaubensfreiheit gewährleistet, den Kirchen eine größere Freiheit und Selbständigkeit in ihren besonderen Angelegenheiten gegeben. Im eignen Interesse oder vielmehr im Interesse der Gesundheit des Volkslebens unterstützt er die Kirchen, so gut er kann. Das geschieht freilich nicht, ohne sie bis zu einem gewissen Grade zu beeinflussen und zu leiten, ja auch einzuschränken und zu bevormunden. Es ist kein Wunder, daß der Versuch einer neuen Grenzregulierung zwischen Staat und Kirche, wie er vor bald zwanzig Jahren in den „Hammersteinschen Anträgen“ gemacht wurde, in immer neuen Formen auf der Bildfläche erscheint.

Dasjenige Gebiet, auf dem der Staat in einzigartiger und zusammenhängender Weise sein hervorragendes Interesse an der religiösen Seite des Volkslebens praktisch und selbsttätig zur Geltung bringt, ist der Religionsunterricht auf den Schulen, der trotz der verfassungsmäßigen Glaubensfreiheit der Bürger als obligatorisches Lehrfach aufrecht erhalten wird und in den Volksschulen zumal als Herzstück oder Rückgrat des Unterrichts betrachtet werden soll. Dabei will der Staat auch hier Hand in Hand mit der Kirche arbeiten. Er kann grundsätzlich die Leitung des Religionsunterrichts, solange derselbe ein integrierender Teil des öffentlichen Schulwesens ist, nicht aus seinen Händen geben. Aber er hat den kirchlichen Organen mannigfachen Einfluß gegönnt. Bei Berufung der Religionslehrer wie der theologischen Professoren hört er die kirchlichen Behörden. Die Lehrbücher für den Religionsunterricht müssen von den Synoden gebilligt sein. Der Religionsunterricht selbst untersteht den kirchlichen Aufsichtsorganen. In allen wichtigen Fragen berät sich der Staat mit maßgebenden Vertretern der Kirche; und wenn er auch grund-

Digitized by Google

sätzlich und formell das entscheidende Wort hat, so hat er doch in vielen Fällen tatsächlich von den kirchlichen Organen und Parteien sich abhängig gemacht.

Jedenfalls sucht der Staat auch auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes den neuen Aufgaben der Zeit Rechnung zu tragen. Wenn der langjährige Leiter des preußischen höheren Schulwesens, Ludwig Wiese, noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens in einer Broschüre ein ganz neues Programm gerade für den Religionsunterricht entwarf, so war das ein bezeichnendes Symptom, wenn auch seine Vorschläge selbst kaum durchführbar gewesen wären. Auch von andern Fachmännern hat die Regierung bei verschiedenen Gelegenheiten Gutachten eingefordert. Sie hat feste Ordnungen eingeführt für die Prüfungen derjenigen Lehrer, die das Religionsfach auf den verschiedenen Stufen der verschiedenen Schulen vertreten wollen. Sie hat den Übergang von Theologen in den höheren und niederen Schuldienst erleichtert. Sie entsendet ihre Vertreter zu den Versammlungen der Religionslehrer, die in den einzelnen Provinzen stattfinden. Nachdem sie in den im wesentlichen auch jetzt noch gültigen „Allgemeinen Bestimmungen" von 1872 den Religionsunterricht in der preußischen Volksschule geregelt hatte, hat für die übrigen Schulen die berühmte Schulreformkonferenz von 1890 den entscheidenden Anstoß gegeben. Damals hat man auch für das höhere Schulwesen Preußens einen einheitlichen Lehrplan ausgearbeitet, der erst in den letzten Jahren einige kleine Änderungen erfahren hat. Endlich haben neuerdings auch die Volksschullehrerseminare neue Ordnungen und Vorschriften erhalten.

Wichtiger als alle diese obrigkeitlichen Ordnungen und Verfügungen ist es für die Sache selbst, daß in den Kreisen der Fachmänner in den letzten Jahrzehnten sich ein geradezu glühender Eifer zeigt, den Anforderungen der neuen Zeit in jeder Weise gerecht zu werden. Es ist nicht bloß bei gelegentlichen lebhaften Erörterungen in pädagogischen oder theologischen Zeitschriften geblieben; vielmehr erscheint seit dem Jahre 1890 ein besonderes Organ, die von Fauth und Köster herausgegebene „Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht", ausgezeichnet durch die Fülle und Gediegenheit des Inhalts wie durch die Weitherzigkeit, mit der die verschiedenen Richtungen und Standpunkte zu Worte gelassen werden. Eine ebenso erfreuliche Erscheinung sind die jährlichen Religionslehrerversammlungen, die seit etwa zehn Jahren in den meisten preußischen Provinzen freiwillig zusammengetreten

Digitized by Google

sind, und die mit heiligem Ernst und christlicher Brüderlichkeit und Offenheit über die schwierigen Probleme des Religionsunterrichtes beraten, — von den meisten kirchlichen Versammlungen durch Duldsamkeit und Fruchtbarkeit sich vorteilhaft unterscheidend. Auch im Stande der Volksschullehrer regt sich mächtig das religiöse Suchen und Fragen; konnte doch z. B. in Magdeburg unlängst vor mehr als 200 Lehrern und Lehrerinnen auf ihren besonderen Wunsch ein größerer Vortragszyklus über religiöse Probleme gehalten werden. Was soll ich von allen den wichtigen Fragen hier berichten, die den Stand der Religionslehrer in unausgesetzter Bewegung und mannigfacher literarischer Tätigkeit erhalten, — von der Notwendigkeit der Schulbibel, von dem Rechte und der Art des Katechismusunterrichtes, von der Notwendigkeit einer zusammenhängenden Darstellung des Lebens Jesu, von dem Verhältnis zwischen dem Konfirmandenunterricht und dem religiösen Schulunterricht, von der Verwertung der theologischen Wissenschaft und Kritik in der Schule u. s. w.? — Eine Menge interessanter Broschüren, wertvoller Programme, guter Lehrbücher, neuer Katechismuserklärungen, praktischer Hülfsmittel könnte man namhaft machen. Einen zweckmäßigen Führer durch die Literatur für den Religionsunterricht hat vor mehreren Jahren Seyring veröffentlicht; aber wieviel ist seitdem schon wieder erschienen! Allüberall ist Leben und Bewegung auf diesem Gebiete, frisches Schaffen, geduldiges Mühen, hoffnungsvolles Bauen, — gewiß auch oft scharfes Kämpfen und Widersprechen. Aber ist das nicht erst recht ein Zeichen wirklichen Lebens? Und dabei handelt es sich nicht bloß um den Kampf gegen lähmende Vorurteile und eingerostete Traditionen, gegen Trägheit und Stumpfheit. Vielmehr liegt es in der Natur der Sache selbst, daß die verschiedensten Standpunkte und Forderungen mit guten Gründen und gleichem Rechte vertreten werden können. Mannigfach wie die Empfindungen und Gedanken der Laien, sind auch die Urteile und Pläne der Fachmänner. Aber wer vermag wirkliches Leben in eine Schablone zu zwängen?!

Man hat kürzlich einmal gesagt: die Zukunft des Christentums in unserm Volke hänge direkt nicht davon ab, wie die theologischen Lehrstühle besetzt werden oder was man auf den Kanzeln verkünde, sondern von dem Religionsunterricht in den Schulen, richtiger: von den Religionslehrern. Das mag paradox klingen und übertrieben sein. Aber vielleicht ist in dem Worte mehr Wahrheit, als man auf den ersten Blick zugeben möchte.

Digitized by Google

2.

Religionsunterricht —; aber ist Religion überhaupt durch Unterricht zu erzeugen oder zu vermitteln? Steht sie, die dem Befehl des Fürsten sich versagt, zur Verfügung des Lehrers? Ist nicht gerade durch das viele Reden und Lehren, das Streiten und Kritisieren die Religion profaniert, die Religiosität unserem Volke ausgetrieben und zuwider gemacht? Ist nicht Religion freie, persönliche Selbsthingabe, ein Gottesgeschenk, eine Lebenskraft, ein Geheimnis unsrer Seele?

Gewiß, aber die Freiheit wohnt nicht in der Wildnis, und die Selbsthingabe lernt man nicht auf selbstgewählten Pfaden. Die Religion ist ein Gottesgeschenk, nicht ein menschliches Erzeugnis, aber sie wächst nicht ohne Vermittlung von Menschen. Sie ist eine Lebenskraft, nicht ein Schulfach, aber sie wird nicht gepflegt und entwickelt ohne Schulung. Sie ist im letzten Grunde ein Geheimnis, nicht eine Allerweltstatsache, aber ein Geheimnis, das offenbar werden muß, darüber wir uns klar werden sollen durch das Wort. Religion ist persönliches Leben und pflanzt sich fort von Person zu Person. Sie fließt aus dem persönlichen Leben einzelner hinaus in die menschliche Gemeinschaft, und aus der Gemeinschaft flutet sie zurück und vorwärts in das Leben der einzelnen. Selbst wenn sie sich ausbreitet durch Vermittlung von Büchern und Schriften, ist die treibende, zeugende Kraft das persönliche Leben, das in diesen Büchern und Schriften verborgen ist. Rein theoretisch ist Religion nicht mitzuteilen. Aber wo sie sich fortpflanzt, geschieht es doch durch das Wort.

Zumal das biblische Christentum, das evangelische Christentum gründet sich auf das Wort. Aber das Wort ist nicht gemeint als rein theoretische Lehre, als eine Summe heilsnotwendiger Dogmen, die man für wahr halten, ein System, das man verstehen und vertreten müßte, sondern als freies, lebendiges, praktisches Gotteswort, als Verkündigung und Zuspruch, als Gebot und Verheißung, als Ausdruck der persönlichen Erfahrung und Überzeugung. So wohnt und wirkt das Wort in jeder lebenskräftigen religiösen Gemeinschaft. Erst wenn dies Gotteswort und das von ihm gewirkte religiöse Leben theoretisch betrachtet, wissenschaftlich erforscht, didaktisch behandelt wird, entsteht die zusammenhängende, religiöse Erkenntnis und Darlegung, die objektive Lehre, das theologische System. Aber der Apostel Paulus sagt von allem diesen Erkennen, daß es Stückwerk sei, kraftlos ohne den Glauben, wertlos ohne die Liebe. Die religiöse Erkenntnis ist

Digitized by Google

nicht der Glaube, sondern ein besonderes Charisma neben dem Glauben. Man kann die umfassendste und korrekteste theoretische Erkenntnis haben in religiösen Dingen und doch ohne Glauben und ohne Liebe sein. Man kann eine sehr primitive und irrtümliche religiöse Erkenntnis haben und doch den Glauben und die Liebe besitzen. Das ist eine sehr wichtige Errungenschaft des evangelischen Christentums, die uns im Urteil vorsichtig, weitherzig und duldsam machen muß. Es ist die Voraussetzung für unsern Glauben an die eine allgemeine, christliche Kirche, an die Gemeinschaft der Heiligen, die ihre Glieder in allen Konfessionen hat. Auch kann es auf religiösem Gebiet ebenso gehen wie auf andern Gebieten, nämlich so, daß die einzelnen Elemente — zuweilen auch grundlegende Elemente — theoretisch vergessen werden oder als selbstverständlich unbeachtet bleiben oder ungleichmäßig zum Bewußtsein kommen, gerade wenn sie praktisch angeeignet sind, wenn aus dem Wissen ein Können wurde. Was wissen die einzelnen Blätter, die sich droben im Winde wiegen, von den Wurzeln des Baumes tief unten im Erdboden? Und doch ziehen sie ihre Nahrung aus ihnen und verdanken ihnen ihre Kraft.

Gleichwohl wäre es eine Torheit, wollte man theoretische Klarheit und zusammenhängende Lehre auf religiösem Gebiet für wertlos oder gar für unmöglich erklären. Echte Religiosität besteht nicht in dunkeln, unnennbaren Gefühlen und hat nicht ihre Höhepunkte in Bewußtlosigkeit, Traum und Ekstase. Jesu Vorbild und Evangelium weist uns nicht hin auf künstliche Erregung erhebender, mystischer Gefühle oder auf religiöse Empfindsamkeit und Genußsucht. Bei aller unerschöpflichen Tiefe ist sein Wort einfach, nüchtern und klar, seine Lehre geordnet und zusammenhängend. Er will nicht bloß den Willen und das Gefühlsleben, sondern auch die Erkenntnis reinigen, erheben, stärken, bereichern. Und der Apostel Paulus, für den religiöse Erkenntnis ohne Glauben und Liebe nichts ist, hat deshalb den Wert der Erkenntnis doch nicht unterschätzt. Bei sich und andern hat er das religiöse Erkennen gefördert und gepflegt. Er ist im eminenten Sinne ein Lehrer der Religion gewesen. Auch ist es bedeutsam, daß er von der „Erbauung“ in ganz anderm Sinne redet, als es gegenwärtig leider gang und gäbe ist. Heutzutage nennt man „erbaulich“ eigentlich nur dasjenige, was fromme Gefühle und Stimmungen erweckt. Für Paulus ist „erbaulich“ alles, was zur Förderung christlichen Lebens bei den einzelnen oder bei den Gemeinden dient, — die Lehre und Erkenntnis ebensogut wie die Anregung des

Digitized by Google

Willens und des Gefühls für das Göttliche. Das Christentum besteht ihm eben in der persönlichen Gesinnung; und für die Gesinnung ist die geordnete Klarheit zusammenhängender Erkenntnis nicht wertlos oder gleichgültig. Es ist — trotz mancher Irrwege und Verkehrtheiten im einzelnen — nicht ein Fehler gewesen, daß die Christenheit auf ihrem geschichtlichen Gange so viel Kraft auf die religiöse Erkenntnis und Belehrung verwandt hat, und die Dogmengeschichte ist für den, der sie versteht, nicht — wie es dem Uneingeweihten oft erscheint — eine Komödie der Irrungen oder ein Gemisch von Unsinn und Gewalt.

Damit kehren wir zu unsrer ursprünglichen Frage zurück; ist die Religion überhaupt lehrbar?

Wenn es sich dabei nur handelt um Kenntnisse über die Religion und die Religionen, so muß man zweifellos und unbedingt bejahend antworten. Sofern Religiosität und Religionen deutlich wahrnehmbare, selbständige Größen des menschlichen Gemeinschaftslebens und der Geschichte sind, kann man sie auch wissenschaftlich und unterrichtlich behandeln. Man kann ihr Wesen, ihre Geschichte, ihre Lehren darstellen. Man kann mancherlei Kenntnisse über sie, historische Tatsachen und Zusammenhänge, lehrhafte Systeme, theoretische Gesichtspunkte zur Beurteilung übermitteln. Man kann den verschiedensten Gestalten der Religionsgeschichte eine gewisse Unempfindung und mehr oder minder sachliche oder ästhetische Wertung entgegenbringen. Eine Fülle von Literatur dieser Art liegt vor. Auch jeder Unterricht kann so befruchtet werden, und man kann sogar ohne jedes Bedenken Schulprüfungen und wissenschaftliche Examina über dies ganze Gebiet abhalten. Denn es handelt sich dabei nur um das Interesse der Bildung. Es ist tatsächlich ein wesentlicher Mangel an Bildung, wenn man auf einem so wichtigen Gebiet wie dem der Religion nicht orientiert ist.

Anders wird die Antwort auf die Frage nach der Lehrbarkeit der Religion ausfallen, wenn man darunter die Mitteilbarkeit der Religion selbst durch den Unterricht versteht. Das ist der Fall, wenn der Unterricht erteilt wird im Interesse der Religion. Da gilt nun von der Religion ähnliches wie von der Kunst. Eine Kunst kann man nicht lehren, wo gar keine Anlage zur Kunst ist, oder wo der Wille des Lernenden widerstrebt, oder wo innere Gleichgültigkeit oder stärkere äußere Verhältnisse und Mächte allen Unterricht von vornherein aussichtslos machen. Und wo alle Bedingungen für den Unterricht sonst günstig sind, wird derselbe

Digitized by Google

wirklichen Erfolg nur haben, wenn der Lehrer selbst ein Künstler ist mit didaktischem Talent oder wenigstens ein Lehrer mit künstlerischem Sinn. Ebenso ist es mit der Religion. Aussichtslos ist jeder Religionsunterricht, wo die religiöse Anlage vernichtet und das religiöse Interesse erstorben ist, wo der Wille des Lernenden oder äußere Verhältnisse dem Unterrichte unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Aussichtslos ist er aber auch dort, wo der Lehrer entweder gar kein didaktisches Talent oder gar keinen religiösen Sinn hat. Aber wo diese Hindernisse nicht vorhanden sind, kann tatsächlich durch den Religionsunterricht oder besser durch die geistige Gemeinschaft des Lehrens und Lernens nicht bloß die theoretische Kenntnis der Religion, sondern die Religion selbst geweckt, übertragen und gepflegt werden. Freilich wird dann unwillkürlich der religiöse Unterricht mehr oder minder zur religiösen Gemeinschaft, die religiöse Belehrung zur religiösen Selbstmitteilung. Nicht im Sinne kühler, objektiver Darstellung, sondern als lebensvolle, persönliche Überzeugung wird dann der Stoff vermittelt. Quelle und Ziel des Unterrichts ist selbständiges religiöses Leben, und in das Zentrum der Darstellung treten die religiösen Persönlichkeiten, die Charaktere und Lebensbilder mit ihrer weltüberwindenden, gemeinschaftbildenden, gottgegebenen Kraft und Wirksamkeit. Von da aus lehrt man die religiösen Gemeinschaften verstehen mit ihren Ordnungen und Anschauungen, mit ihren Kräften und Geschicken.

Durch bloßes Demonstrieren und Disputieren, Memorieren und Kritisieren kann wirkliche Religiosität weder ausgebreitet noch eingedämmt, weder gewonnen noch vernichtet werden. Jeder wirklich fruchtbare Religionsunterricht trägt den Charakter lebendigen Zeugnisses und muß getragen sein von lebensvoller religiöser Gemeinschaft. Eine fertige Dogmatik ist weder das Offenbarungsmittel Gottes gewesen noch wird es das Ende seiner Wege sein. Auch gilt es nicht etwa, alle Christen zu Theologen zu machen. Und wenn die heilige Schrift Quelle und Norm der christlichen Religion ist, so ist sie das nicht als ein theoretisches, juristisch-theologisches Lehrbuch, sondern als ein Buch des Lebens und der Geschichte. Auf wirkliches religiöses Leben kommt es an. Das ist zu allen Zeiten eine werdende, wachsende, selbständige Größe gewesen, Geist vom Geist und kraftvoll sich ausbreitend durch ihre eigenen, echten Äußerungen und Wirkungen. Ist der Religionsunterricht eine Frucht religiösen Lebens und religiöser Gemeinschaft, so kann er nicht unfruchtbar sein.

Digitized by Google

Freilich muß man bei der Feststellung und Beurteilung des Erfolges sehr vorsichtig sein. Man kann natürlich in irgend einer Inspektionsstunde oder bei einer Prüfung feststellen, ob eine gewisse Summe von Kenntnissen angeeignet und verstanden sind. Man kann auch beobachten, ob die einzelne Unterrichtsstunde Eindruck gemacht und Teilnahme gefunden hat. Aber jenes genügt doch nur unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen Bildung, und dieses ist vielleicht ein sehr vorübergehender Erfolg. Im letzten Grunde zeigt sich die eigentliche Frucht *jedes* Unterrichts auch nicht einmal darin, ob die Schüler mit wachsendem Verständnis und Eifer ihm folgen, sondern allein darin, ob sie für *das Leben* dauernden Gewinn daraus ziehen. Mit andern Worten: der wirkliche Wert wie jeder Erziehung und jedes Unterrichts, so auch vor allem des Religionsunterrichts, kann erst nach Jahrzehnten voll gewürdigt werden. Aller Unterricht und alle Erziehung ist *Saat auf Hoffnung*. Der religiöse Lehrer sät den Samen aus. Aber er weiß, daß viel davon verloren geht. Er erlebt es oft, daß die Schüler, die durch Interesse und Kenntnisse ihm am meisten Freude gemacht haben, unter den mannigfachen Einflüssen des Lebens der Religion ganz und für immer den Rücken kehren. Aber er erlebt es auch ebenso oft, daß in Herzen, die kalt und teilnahmlos schienen, im späteren Leben das ausgesäte Wort unerwartet nachwirkt und seine Kraft entfaltet. Darum soll er in aller Treue und Gewissenhaftigkeit seine Pflicht tun und nicht nach Augenblickserfolgen, nach Bekehrungen und Erschütterungen trachten. Er soll daran denken, daß auch das Saatkorn erst eine Zeitlang im Schoße der Erde *verborgen* liegt, und daß es dann, wenn seine Zeit kommt, nicht sofort die Ähre hervorbringt, sondern zuerst den Halm, dann die Ähre und endlich den vollen Weizen in der Ähre. Es sollte keiner den Unterricht in der Religion übernehmen oder beurteilen, ohne an das Gleichnis Jesu von der stillwachsenden Saat sich immer wieder zu erinnern. Wir können den Samen aussäen. Aber der Boden, in den wir säen, ist nicht das Werk unserer Arbeit; und Sonnenschein und Regen, Wachstum und Fruchtbarkeit steht nicht in unsrer Hand, sondern bei einem Höheren, der das Leben und die Geschicke eines jeglichen lenkt.

3.

Nun aber taucht ein neuer Einwand auf, und zwar nicht bloß von seiten der religiös Uninteressierten und der Feinde

Digitized by Google

aller Religiosität, sondern auch von manchen, die sich als die eifrigsten und berufensten Vertreter reiner Religiosität fühlen, — ein Einwand, der zunächst sehr berechtigt erscheint. Die Religion, so sagt man, und alle religiöse Unterweisung ist lediglich Sache der religiösen Gemeinschaften. Der moderne Staat kann und darf von seiner verfassungsmäßigen Grundlage, nach der bürgerlichen Gleichberechtigung aller seiner Glieder, gar keinen Religionsunterricht erteilen lassen oder gar erzwingen. Er ist seinem Wesen nach religionslos und interkonfessionell, und staatlicher Religionsunterricht ist ein Anachronismus und ein Widerspruch in sich selbst. Daher ist völlige Trennung von Kirche und Staat zu fordern und Aufhebung alles staatlichen Religionsunterrichts und aller staatlichen Nötigung und Parteinahme in religiösen Dingen. Und andre fügen hinzu: auch im Interesse echter Religiosität sei diese Scheidung. Das Staatskirchentum sei die Wurzel alles Übels, eine staatlich geschützte, privilegierte, gepflegte Religion sei keine rechte Religion mehr, der vom Staate eingerichtete obligatorische Religionsunterricht habe unserm Volk jede wahre Religiosität ausgetrieben, die Freiheit und Geistigkeit christlicher Religiosität verabscheue jeden Zwang und jedes Reglementieren .... darum Befreiung der Religion aus der staatlichen Umklammerung und Entfernung des Religionsunterrichtes aus dem öffentlichen Schulwesen!

Das klingt alles sehr verständig und scheint sehr einleuchtend. Dennoch kann ich mich dem Eindruck nicht verschließen, daß es in der Regel nur der Ausdruck eines einseitigen politischen Doktrinarismus oder eines ebenso einseitigen religiösen Enthusiasmus ist, — von beiden Seiten eine theoretische Konstruktion, deren empirische Stützen einseitige persönliche Eindrücke und Erfahrungen sind; ein Postulat, dessen Durchführung schließlich genau so große Schwierigkeiten mit sich führen würde, wie die gegenwärtige Sachlage sie bietet. Man tut aber gut, diese Fragen nicht bloß nach theoretischen Prinzipien, sondern vor allem im Zusammenhang der Geschichte und der Wirklichkeit zu behandeln. In Nordamerika ist die gewünschte Ordnung der Dinge durchgeführt. Dort konnte man sie einführen, weil Nordamerika erst in der Neuzeit sein Volksleben staatlich organisierte, und man tat es, weil es unter den besonderen gegebenen Umständen das Einfachste, vielleicht das Notwendige war. Deutschland dagegen hat eine Vergangenheit, von der es sich nicht leichthin losmachen, und eingewurzelte Institutionen und Überlieferungen, die man nicht

Digitized by Google

mit einem Schlage über den Haufen werfen kann. Auch fragt es sich noch sehr, ob die amerikanische Ordnung so viel besser, ob dort Volksleben und Volksbildung so viel gesunder ist. Die Religiosität ist dort selbständiger und ungebundener, vielleicht auch lebhafter; aber ist sie wirklich so viel freier, reiner und edler? Ist sie nicht auch dort gar oft von sehr materiellen Dingen abhängig, sehr massiv, sehr äußerlich, sehr unklar? Herrscht dort nicht auf religiösem Gebiet die rücksichtsloseste, bedenklichste Konkurrenz und eine unglaubliche Zersplitterung und Konfusion? Und sind nicht oft gerade diejenigen religiösen Gemeinschaften die erfolgreichsten, die in ihren Mitteln am skrupelloseſten sind? Auch kann man nicht behaupten, daß in Amerika die Bildung in religiöser Hinsicht sehr verbreitet wäre, und man kann sogar fragen, ob nicht der Staat aus rein politischen Gründen in Zukunft einmal seine gegenwärtige Stellung zu den religiösen Gemeinschaften verändern wird. Endlich kann man nicht nachweisen, daß die religiöse Unterweisung in den vorhandenen Freikirchen überall und zweifellos besser und erfolgreicher sei als in den Staatskirchen, und ebensowenig, daß der religiöse Unterricht eines Pfarrers an sich gediegener und fruchtbarer sei als der eines staatlich angestellten Religionslehrers. Die amerikanischen Sonntagsschulen aber sind trotz aller Freiwilligkeit in ihren Methoden und Erfolgen durchaus nicht dem religiösen Unterricht in unserm staatlichen Schulwesen und in unserm Staatskirchentum überlegen oder auch nur gewachsen.

Die Gefahren des obligatorischen Religionsunterrichts im staatlichen Schulwesen sind unleugbar. Es *kann* die christliche Religion, zwangsmäßig und schulmäßig behandelt, zu einem bloßen Schulfache für Nichterwachsene degradiert werden. Die einflußreichsten Lehrer und im schlimmsten Falle sogar die mit dem Religionsunterricht betrauten Lehrer *können* dem Christentum und der Religiosität gleichgültig, verständnislos, zweifelnd oder ablehnend gegenüberstehen. Die Religionslehrer *können* durch Mangel an theologischer Durchbildung, kirchlichem Interesse, religiöser Erfahrung und innerer Freiheit die religiöse Entwickelung der Schüler schädigen oder durch schablonenhafte Behandlung, durch Einpauken und Überlastung geradezu Übersättigung und Widerwillen hervorrufen. Sie *können* das religiöse und sittliche Interesse hinter dem intellektualistischen zurücktreten lassen und eine oberflächliche religiöse Halbbildung züchten. Auch andre Dinge, wie Lehrerwechsel, volle Klassen und dergleichen, *können*

Digitized by Google

den Religionsunterricht ungünstig beeinflussen. Aber müssen alle diese Gefahren wirklich eintreten? Und sind sie nicht fast alle auch bei der rein kirchlichen oder pfarramtlichen Unterweisung zu fürchten?

Andrerseits sollte man doch auch die Vorzüge des Religionsunterrichts in den Staatsschulen nicht vergessen. Die Religion wird, wenn sie offizielles Lehrfach im staatlichen Schulwesen ist, als öffentliche wichtige und segensreiche Angelegenheit anerkannt. Christliche Lehre und Geschichte, christliches Leben und Wirken können nach einem wohlerwogenen, langerprobten, zusammenhängenden Lehrplan, nach den besten didaktischen Methoden, unter genauer Kenntnis der Schüler und unter steter Berücksichtigung der übrigen Lehrfächer den Kindern dargestellt und eingeprägt werden, und zwar in einem umfassenden, gründlichen Lehrgange. Auch Kinder aus Familien, in denen die Religion nicht gepflegt wird, können religiöse Eindrücke und Anregungen empfangen, zumal, wo auch Schulandachten gehalten werden. Zuweilen ist auch das freie Laienzeugnis des Lehrers wirksamer als der amtliche Pfarrunterricht. Freilich ist bei dem allen zu betonen, daß die Stätten für die eigentliche Pflege der Religiosität das Gemeindeleben und die Familie bleiben, und daß aller Religionsunterricht — der staatliche wie der kirchliche — wenig Aussicht auf Erfolg hat, wenn die Gemeinde und die Familie nicht religiös lebendig sind, wenn christliche Sitte und Lebensordnung, christlicher Geist und christliche Einflüsse im Elternhause unbekannt sind oder nur gerade geduldet werden.

Von seiten der Religion wird man also die Entstaatlichung des Religionsunterrichtes durchaus nicht unbedingt wünschen dürfen, so sehr man vor den Gefahren des staatlichen Religionsunterrichtes auf der Hut sein mag. Diejenigen Gebiete, die wie Bremen und einzelne Schweizer Kantone den religiösen Schulunterricht auf die untersten Klassen und auf die biblische Geschichte beschränkt haben, werden vielleicht im Laufe der Jahrzehnte von den übeln Folgen dieser Halbheit sich überzeugen und entweder zu der früheren Ordnung zurückkehren oder in der Schule den Religionsunterricht ganz streichen. Dann freilich werden sie den Pfarrern in ganz andrem Maße die Möglichkeit bieten müssen, in zusammenhängender, gründlicher Weise den kirchlichen Unterricht zu erteilen.

Allein immer dringender wird bei unsern Darlegungen die Frage: was für ein Recht und was für ein Interesse hat der moderne Staat, in seinem Schulwesen obligatorischen Religions-

Digitized by Google

unterricht zu erteilen? Darauf ist zweierlei zu antworten. Erstens: so gewiß der Staat die Absicht und die Aufgabe hat, in seinem Schulwesen dem Volke die notwendige allgemeine Bildung zu vermitteln, so gewiß hat er die Pflicht, dabei so wesentliche Elemente des Lebens und der Geschichte, wie Religion und Christentum es trotz aller Ableugnung nun einmal sind, in entsprechender Weise zu berücksichtigen. Die Forderung staatlichen Religionsunterrichtes ergibt sich aus dem Interesse der allgemeinen Bildung. Zweitens: solange die maßgebenden Regierungsorgane des Staates die Überzeugung haben, daß die Religiosität und insonderheit die christliche Frömmigkeit und Sittlichkeit die Kraft und Gesundheit des Volkslebens fördert oder gar verbürgt, solange haben sie die Pflicht, dem Volke auch im Schulwesen das religiöse Verständnis nahe zu bringen und zu vermitteln. Der staatliche Religionsunterricht ergibt sich auch aus dem Interesse der Kraft und Gesundheit des Volkslebens.

Der staatliche Religionsunterricht wird nicht erteilt im Auftrage oder im Interesse irgend einer kirchlichen Gemeinschaft, aber auch nicht im Gegensatze dazu, sondern im möglichsten Einverständnis mit den in Betracht kommenden religiösen Gemeinschaften. Auf den Zwang, den die Ordnung mit sich bringt, kann der Staat nicht verzichten. Den Zwang der Gewaltmaßregeln sollte er auf diesem Gebiete vermeiden. Auch Ausnahmen lassen sich ordnungsmäßig behandeln und zugestehen. Und es wird schwer sein, gegen den ausgesprochenen Willen der Eltern Kindern religiöse Anschauungen einzupflanzen.

Der staatliche Religionsunterricht soll dem kirchlichen keine Konkurrenz machen. Er kann ihn unterstützen, aber er soll ihm seine eigentlichen Aufgaben nicht abnehmen. Es ist dringend wünschenswert, daß hier eine Klärung und Abgrenzung stattfinde. Die Hauptschwierigkeit liegt hier darin, daß, während der staatliche Religionsunterricht nach einem festen, zusammenhängenden Lehrplan erteilt wird, jeder einzelne Pfarrer nach seinem eignen Gutdünken sich seinen Lehrplan zurechtmacht. Vielleicht herrscht in den wesentlichen Elementen eine gewisse Übereinstimmung; aber gewiß ist selbst das nicht. Und die Hauptfrage: welches ist das eigentliche Ziel für den Pfarrunterricht neben dem religiösen Schulunterricht? wird oft kaum bedacht und ist bis jetzt nicht klar und einheitlich beantwortet.

Man wird als das Ziel und die Aufgabe des Pfarrunterrichtes vielleicht am besten bezeichnen die Fähigkeit, mit relativer

Digitized by Google

und stets wachsender Selbständigkeit an dem Leben der christlichen Gemeinde, an ihren Rechten und Pflichten, Gaben und Aufgaben teilzunehmen, zunächst in religiöser und sittlicher, demnächst auch in rechtlicher Hinsicht. Danach muß der Pfarrunterricht eine Einführung in das individuelle Christenleben wie in das christliche Gemeinschaftsleben bieten. In das persönliche Christenleben einzuführen dient die Darstellung des christlichen Glaubens, der christlichen Sittlichkeit, des Gebetes, der Sakramente. Die Einführung in das christliche Gemeinschaftsleben erfolgt durch Darstellung des Gemeindelebens in seinem religiösen und sittlichen Charakter, der kultischen Ordnungen und Handlungen, der rechtlichen Ordnungen, und durch Einführung in die wesentlichen Mittel und Grundlagen der Gemeinschaft (Bibel, Gesangbuch, Katechismus) und in die Hauptzüge der christlichen Kirchengeschichte.

Hat der kirchliche Unterricht die Erziehung der Jugend zur selbständigen Teilnahme am christlichen Gemeindeleben zum Zweck, so steht der staatliche Religionsunterricht unter anderm Gesichtspunkt. Er soll nämlich, wie wir sahen, einerseits der Jugend ein wesentliches Stück der allgemeinen Bildung vermitteln, andrerseits sie, soweit es geht, erfüllen mit denjenigen religiös-sittlichen Kräften nnd Anschauungen, die für die Gesundheit des Volkslebens im Zusammenhang mit seiner bisherigen Geschichte und seinen Aufgaben von Bedeutung sind. Der staatliche Religionsunterricht wird also von vornherein einen weiteren Umfang und eine größere Elastizität haben müssen. Er arbeitet unter allgemeineren Direktiven und nicht so konzentriert wie der Pfarrunterricht. Er ist mehr geschichtlich als aktuell, mehr theoretisch als praktisch interessiert im Vergleich zu jenem. Aber solange der Staat den Wert und die Bedeutung der Religion und des Christentums für das Volksleben anerkennt, wird er die aktuelle und praktische Seite des Religionsunterrichtes nicht außer acht lassen.

Aber selbst wenn der Staat diese praktische Tendenz des Religionsunterrichtes einmal völlig aufgeben wollte, würde gleichwohl ein obligatorischer Religionsunterricht durchaus erforderlich sein im Interesse der allgemeinen Bildung. Er würde dann vielleicht einen andern Charakter erhalten, mehr rein historisch und darstellend sein, aber notwendig wäre er dennoch. Denn *ein gewisses Verständnis für Religion und Religionen gehört zur allgemeinen Bildung.* Das muß immer aufs neue betont werden und wird in der Regel nur zu leicht vergessen. Oder ist wahre Bildung etwa von vornherein nur reli-

Digitized by Google

gionslos und gegenüber den Religionen und der Religionsgeschichte völlig gleichgültig?

Man mag die Religion tausendmal totsagen und das Christentum für einen überwundenen Standpunkt erklären, — Religion und Christentum bleiben dennoch auch für die Gegenwart wie für die Zukunft geschichtliche Mächte ersten Ranges, wie sie es bisher gewesen sind. Man sehe sich doch einmal in der Gegenwart um und urteile mit nüchternen Sinnen, ob man nicht allüberall im Volksleben, in der Politik, in der Wissenschaft, in der sozialen Frage, im Weltverkehr, in der Ausbreitung der Kultur, in der Kunst, in der Presse und Literatur auf religiöse Probleme und religiöse Faktoren stößt! Dem gegenüber ist die weitverbreitete Unkenntnis unsres Volkes, zumal unsrer Gebildeten, eine sehr bedauerliche, ja geradezu schmachvolle Tatsache. Daß Konfirmanden oder Abgeordnete nicht sofort über den kranken König Hiskias Auskunft geben können, halte ich nicht für einen so schweren Vorwurf, wie seiner Zeit Stöcker. Aber Mangel an Bildung ist es, wenn zahlreiche Gelehrte und Gebildete, auch sehr namhafte Schriftsteller in der Bibel anscheinend auch in den Hauptsachen nicht mehr Bescheid wissen und die heilige Schrift in der wunderlichsten und verkehrtesten Weise zitieren. Mangel an Bildung ist es, wenn man über den Hauptinhalt des Alten Testamentes, über die Hauptzüge der Evangelien, über Jesus, Paulus, Augustin oder die Reformatoren so gut wie nichts weiß. Mangel an Bildung ist es, wenn man über die Unterschiede der Konfessionen, über das Wesen und die Ordnungen der römischen Kirche oder gar der eignen Kirche keine sichere Auskunft zu geben weiß. Kann man mit solcher Unkenntnis die Kulturgeschichte, die Literaturgeschichte, die politische Geschichte verstehen, Goethe oder Bismarck würdigen? Und wie will man dann die Gegenwart verstehen und in ihren Kämpfen und Aufgaben einen innerlich festen, zielbewußten Standpunkt einnehmen?! Die Dinge würden heutzutage anders liegen, wenn nicht so viele Gebildete in ihrem Bildungsstolz einem wesentlichen Stück der Bildung, der Religion, den Rücken gewandt hätten! Es ist wahrlich kein Fehler, sondern ein Verdienst, wenn auch der moderne Staat solchen einseitigen und fehlerhaften, hoffentlich auch vorübergehenden Zeitströmungen nicht kurzerhand nachgibt, vielmehr den staatlichen Religionsunterricht aufrechterhält und ihn nicht zu schwächen, sondern nach Kräften zu verbessern sucht. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

„Die bestehenden Verwaltungs-Grundsätze".

Von Graf von Hoensbroech.

Auch Persönliches hat ein Recht, dann vor die Öffentlichkeit zu treten, wenn es sachliche Bedeutung, sachlichen Hintergrund besitzt und weite Kreise interessiert. Das Folgende gehört, wie ich glaube, zu dieser Art von „Persönlichem".

Ende Mai v. J. überreichte ich Seiner Majestät dem Kaiser und König durch Vermittelung des Zivilkabinets mein Werk über „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit." Es lag in dieser Überreichung weder an und für sich, noch für mich persönlich etwas Außergewöhnliches. Nicht an und für sich, da zahlreiche Werke dem Kaiser überreicht werden; nicht für mich persönlich, da ich auch mein früheres Werk: „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung" dem Kaiser überreicht und dafür durch das Zivilkabinet den kaiserlichen Dank erhalten hatte.

Am 19. September v. J. erhielt ich zu meiner größten Überraschung ein vom 18. September datiertes und im Auftrag des Herrn Kultusministers vom Herrn Unterstaatssekretär Wever gezeichnetes Schreiben, des Inhaltes, daß der Herr Kultusminister „nach den bestehenden Verwaltungs-Grundsätzen die Annahme des dargebotenen Exemplares des Werkes: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit an Allerhöchster Stelle nicht zu befürworten vermochte". Zugleich wurde mir das dem Kaiser dargebotene Exemplar durch das Kultusministerium wieder zugestellt.

Aus dem kultusministeriellen Schreiben ging hervor, 1. daß das Kultusministerium über mein Werk Seiner Majestät Bericht erstattet und 2. daß das Kultusministerium die Anahme des Werkes „wegen der bestehenden Verwaltungs-Grundsätze" dem Kaiser widerraten hatte.

Ganz unerwartet fand ich mich also, in einer, wie ich geglaubt hatte, rein persönlichen Angelegenheit, dem Kultusministerium und seinen „Grundsätzen" gegenübergestellt.

Ich erbat nun vom Herrn Kultusminister eine Aufklärung über diese „Verwaltungs-Grundsätze" und erhielt von Herrn

Digitized by Google

Dr. Studt, der sich damals in Karlsbad befand, den freundlichen Bescheid, die Aufklärung werde mir nach seiner Rückkehr zu teil werden. Nachdem sich die zugesagte Aufklärung, aus mir unbekannten Gründen, längere Zeit verzögert hatte, lud mich am 8. November v. J. der Herr Unterstaatssekretär Wever ein, ihn im Kultusministerium aufzusuchen, um die „Aufklärung" entgegenzunehmen. Ich folgte dieser Einladung am 11. November.

Ehe ich das Gespräch zwischen uns beiden wiedergebe — ich bemerke, daß ich gleich im Anfange des Gespräches dem Herrn Staatssekretär meine Absicht mitteilte, eventuell, d. h. je nach Inhalt der „Aufklärung", von den Hauptpunkten der Unterredung öffentlichen Gebrauch zu machen —, hebe ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, die Gründe hervor, wegen deren ich mich für berechtigt, ja für verpflichtet gehalten hatte, diese „Aufklärung" vom Kultusministerium zu verlangen.

Es handelte sich, nach der ausdrücklichen Mitteilung des Herrn Kultusministers, um „Grundsätze", nach denen von dieser Staatsbehörde entschieden wird, ob ein Werk für die Annahme durch Seine Majestät zu empfehlen sei oder nicht. Es ist also nicht eine persönliche Angelegenheit zwischen dem Kultusministerium und mir, sondern eine grundsätzlich-sachliche, die nicht nur insofern die Allgemeinheit angeht, als diese „Grundsätze" heute auf dieses, morgen auf jenes Werk angewendet werden können — denn ich bin nicht der einzige, der Seiner Majestät Werke überreicht —, sondern ganz besonders auch insofern, als die Allgemeinheit ein durchaus berechtigtes Interesse hat, zu erfahren, welches denn der Inhalt dieser im Kultusministerium geltenden „Verwaltungs-Grundsätze" ist.

Mein Werk über das Papsttum ist von der gesamten Kritik — mit Ausschluß selbstverständlich der ultramontanen — günstig beurteilt worden.*) Vom Lobe der Tagespresse aller politischen Richtungen, vom „Vorwärts" bis zur „Kreuzzeitung", will ich absehen, den Ton lege ich auf die Kritik der führenden wissenschaftlich-literarischen Blätter Deutschlands. Eingehend und

*) Zur Beurteilung der von Unwahrheit und Entstellung durchsetzten ultramontanen „Kritik" meines Werkes verweise ich auf meine soeben erschienene Schrift: „Die katholische Kritik über mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus (Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel).

Digitized by Google

günstig haben mein Werk besprochen: das Literarische Zentralblatt für Deutschland, die Theologische Literaturzeitung, Sybels Historische Zeitschrift, das Theologische Literaturblatt, die Preußischen Jahrbücher, die Nation, die Wissenschaftliche Beilage der Allgemeinen Zeitung und viele andere. Und — was hervorzuheben ist — die Kritiker in diesen Blättern waren Gelehrte von Ruf: Viktor Schultze in Greifswald, Paul Tschackkert in Göttingen, Karl Mirbt in Marburg, Otto Zöckler in Greifswald, Karl Sell in Bonn, Hans Delbrück in Berlin, Friedrich Nippold in Jena. Die durch die Genannten vertretene deutsche Wissenschaft hatte also mein Werk als ein wissenschaftliches anerkannt. Ich muß diese günstige Kritik meines Werkes erwähnen, um verständlich zu machen, weshalb ich zu dem Verlangen mich berechtigt und verpflichtet hielt, die „Grundsätze" kennen zu lernen, nach denen das Kultusministerium die Annahme von anerkannt wissenschaftlichen Werken durch den Kaiser empfiehlt oder widerrät.

Nun zur Unterredung im Kultusministerium.

Zunächst wurde mir bestätigt, daß vom Kultusministerium dem Kaiser ein Immediatbericht über mein Werk erstattet worden sei. Auf meine Frage nach dem Inhalt dieses Berichtes, beziehungsweise nach dem Inhalt der „Verwaltungs-Grundsätze" teilte mir der Herr Unterstaatssekretär mit, daß eine Einsicht in den Immediatbericht unzulässig sei -- was ich durchaus verstehe —, daß aber der eigentliche Inhalt der in dem Immediatbericht zur Anwendung gebrachten „Verwaltungs-Grundsätze" der gewesen sei, daß, weil mein Werk „polemischen Charakter" trage, seine Annahme durch den Kaiser nicht hätte befürwortet werden können.

Ich entgegnete: „Polemik" an und für sich könne unmöglich Grund der Ablehnung sein. Denn jede Wissenschaft und besonders die Geschichte habe Recht und Pflicht zu „polemisieren", d. h. die Wahrheit dem Irrtum gegenüberzustellen und sie gegen Entstellungen und Angriffe zu verteidigen. Nur die unwissenschaftliche „Polemik" sei zu tadeln und abzulehnen. Das in Frage stehende Werk sei aber von berufener wissenschaftlicher Seite als wissenschaftlich-„polemisches" Werk anerkannt worden. Wäre der „Grundsatz" des Kultusministeriums berechtigt, wonach „Polemik" an und für sich von der Befürwortung zur Annahme durch den Kaiser ausschließe, so müßten auch Werke

Digitized by Google

Sybels, Treitschkes, Onckens, um von den Werken Luthers und der übrigen Reformatoren zu schweigen, von dieser Befürwortung ausgeschlossen sein, da die genannten Werke vielfach und sehr ausgesprochen „polemischen Charakter" an sich trügen. Meine Ansicht sei, offen gesprochen, die, daß hinter der „Polemik" als Ablehnungsgrund sich ein anderer, der eigentliche Grund berge, nämlich der, daß mein Werk für die gegenwärtig ausschlaggebende Partei, für das Zentrum, ein Ärgernis sei. Um beim Zentrum nicht anzustoßen, habe das Kultusministerium dem Kaiser die Annahme widerraten.

Auf meine Ausführungen über „Polemik" an und für sich erwiderte der Herr Unterstaatssekretär nichts. Die Rücksichtnahme auf das Zentrum bestritt er, schien sie aber, meiner Auffassung nach, indirekt dadurch zu bestätigen, daß er entgegnete, ich müsse doch zugeben, mein Werk errege in katholischen Kreisen Aufregung; hätte also das Kultusministerium die Annahme des Werkes durch den Kaiser befürwortet, so wäre das in katholischen Kreisen als Parteinahme des Kultusministeriums für ein die Katholiken beunruhigendes Werk aufgefaßt worden.

Meine Antwort war: Eine geschichtliche Darstellung habe Recht und Pflicht, die geschichtliche Wahrheit zu sagen, gleichviel, ob die geschichtliche Wahrheit althergebrachte, aber auf objektiver Unwahrheit beruhende Vorurteile zerstöre und in Kreisen, in denen solche Vorurteile herrschend seien, Anstoß errege. Immer wieder müsse ich betonen, daß es einzig und allein darauf ankäme, ob ein Werk in wissenschaftlicher Form Wahrheit darbiete. Gerade das Kultusministerium, als Hüter der Wissenschaft und Förderer der Aufklärung, habe die wesentliche Aufgabe, mitzuwirken an der Verbreitung geschichtlicher Wahrheit, des wirkungsvollsten Aufklärungsmittels. Für das Kultusministerium, wie für jeden einzelnen Menschen und besonders für jede staatliche oder kirchliche Behörde, könne und dürfe es nur eine Partei geben: die der Wahrheit und Aufklärung. Ich müsse es als ein Abirren von dieser Aufgabe und als eine schädliche Parteinahme bezeichnen, wenn das Kultusministerium einem Werke, das geschichtlich feststehende Tatsachen vorlegt und erörtert, die Türe, sei es irgend eines Untertans, sei es die Seiner Majestät, verschließt, aus falscher Rücksichtnahme auf unberechtigte, weil auf objektiver Unwahrheit beruhende Gefühle irgendwelcher Partei, möge sie nun eine politische oder konfessionelle sein.

Digitized by Google

Damit ist der wesentliche Inhalt der in sehr verbindlicher Form geführten Unterredung wiedergegeben.

Ist das Kultusministerium bei Handhabung dieser seiner „Verwaltungs-Grundsätze" im Recht? Das ist die Frage, die von allgemeinem, grundsätzlich-sachlichem Interesse ist.

Wenn diese „Grundsätze" und ihre Anwendung wirklich eine Rücksichtnahme auf das Zentrum bedeuten — und die Hervorkehrung des „polemischen Charakters" meines Werkes und der durch dasselbe entstehenden Beunruhigung in „katholischen Kreisen" legt diese Annahme sehr nahe —, so eröffnet sich ein Ausblick bei gleichen und ähnlichen Fällen, der zu sehr ernsten Bedenken Anlaß gibt. Können und werden diese „Grundsätze" dann nicht auch ihre Anwendung finden bei Berufung, Versetzung, Beförderung von Professoren mit „polemischem Charakter"? Und daß es „polemische" Professoren gibt, berechtigterweise gibt und geben muß, wird niemand bestreiten wollen. Wird die Kenntnis vom Vorhandensein solcher „Grundsätze" und die Wahrscheinlichkeit ihrer Anwendung nicht bei manchen Persönlichkeiten einen moralisch-schlechten, lähmenden Einfluß ausüben auf freimütige Äußerung wissenschaftlicher notwendiger „Polemik"? Wird dadurch nicht die Gefahr heraufbeschworen, daß die Wissenschaft ihre freie Forschung, ihren unbeugsamen Wahrheitsmut und dadurch ihren kulturfördernden Charakter erheblich einbüßt, daß zum mindesten die Möglichkeit solcher Einbuße geschaffen wird?

Diese und andere noch weiter reichende Fragen drängen sich auf bei Erwägung der „bestehenden Verwaltungs-Grundsätze" des Kultusministeriums und so geringfügig der äußere Anlaß zur Aufwerfung der Fragen war — die Stellungnahme des Kultusministeriums gegen mein Werk —, so sehr sind diese wichtigen Fragen in sich berechtigt.

Wir leben in einer Zeit, in der die Macht des im Zentrum verkörperten Ultramontanismus von Tag zu Tag wächst, in der der Widerstand der Staatsregierung gegen den großen Kulturfeind schwächer und schwächer und vor allem weniger grundsätzlich wird. Da ist es für den ungeschmälerten Bestand unserer Kulturerrungenschaften, auf denen die Zukunft unseres Volkes beruht, von Wichtigkeit, jedes Anzeichen, auch das scheinbar kleine, des Wachstums dieser antikulturellen Macht und des schwächer werdenden Widerstandes gegen sie sorgsam zu verzeichnen. Es

Digitized by Google

muß der Allgemeinheit zum Bewußtsein gebracht werden, daß die Gefahr für Freiheit des Gedankens und Wortes drohend geworden ist. Sie, die Allgemeinheit, in deren Hand Art und Beschaffenheit der Volksvertretung, des entscheidendsten Faktors, für unsere innere Entwickelung ruht, muß das Wort sprechen — da es von anderer Seite nicht gesprochen wird —: Bis hierher und nicht weiter.

Geschlechtliche Fragen in der Jugenderziehung.

Von Henriette Fürth.

Nicht fort sollst du dich pflanzen,
sondern hinauf. Nietzsche.

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist." Übertragen wir diese Gassenweisheit unserer Altvordern auf das geistige Sein und steigen wir, mit ihr ausgerüstet, in den Strom des lebendigen Lebens, der uns umflutet, so mag das Erfahren dessen, was heute sittliche Norm und geistige Erkenntnis ist, uns helfen, über die besondere Art unserer Mit- und Umwelt zu einem sicheren Urteil zu kommen, so wie es uns helfen mag, neue Wege zur echten Sittlichkeit und Geisteshöhe zu suchen und zu finden.

Eine gar bunte und bewegte Vielheit brandet uns da entgegen. Rätselfragen, an denen die Jahrhunderte unwissend und darum stumm vorübergegangen sind, türmen sich empor und heischen eine Lösung. Neue Werte werden geboren, umstritten und verteidigt und an andere, die für die Ewigkeit gegründet schienen, rührt die zerstörende Hand des wahrheitsuchenden Forschers. Da ist es schwer, das Kleine vom Großen zu unterscheiden, das Bleibende und Richtunggebende vom Vorübergehenden und Vergänglichen zu sondern.

Digitized by Google

Dennoch gibt es eines, das sich leuchtender und klarer als alles sonst aus dem Chaos der Kräfte heraushebt, und dies eine möchte ich mit dem Lessingschen Wort das Streben nach Wahrheit und ich möchte es den Mut zur Wahrheit nennen. Gewiß war auch früheren Zeiten dies Empfinden nicht fremd. Namen wie die eines Galilei, Giordano Bruno, Luther legen beredtes Zeugnis dafür ab. Heute aber hat sich dieser Mut zur Wahrheit in den Naturwissenschaften ein Feuer angezündet, eine hellbrennende Fackel, die hinauflodert zu allen Höhen und hineinleuchtet in alle Tiefen. An ihrer Flamme zergehen die Irrtümer der Jahrhunderte, und in ihrem wärmenden Strahl wächst und reift die Erkenntnis neuer Lebenswerte.

Die Naturwissenschaft, diese Lieblingstochter der Wahrheit, hat Abgründe überbrückt, über die kein Weg zu führen, und Widersprüche aufgelöst, die jeder Harmonie zu spotten schienen, und sie ist in unablässiger Arbeit dabei, die größte Tat zu vollbringen, indem sie die Menschheit von der Suprematie falsch verstandener übersinnlicher Gewalten ebenso befreit wie von tierischer Erdgebundenheit. Aus der Analyse der Kräfte, die Form und Wesen des Menschseins bestimmen, soll die große Synthese der Einheit und Schönheit alles Lebendigen emporwachsen.

Solche Gedanken sind es, mit denen wir umgehen, solche Ziele, denen wir zustreben. An ihnen messen wir das Gewesene, das Seiende und das Werdende und halten nicht inne, wie auch immer die Probleme beschaffen seien, die uns dabei begegnen.

„Kein Problem*) aber verlangt dringender nach einer Lösung als das des Geschlechtslebens, und ich glaube, daß man es nicht lösen kann, wenn man es nicht ohne Scheu in das kühle und klare Licht der Naturforschung bringt. Es ist unsere Aufgabe, solche Fragen mit Hilfe der Biologie und Psychologie vom natürlichen Standpunkt aus zu behandeln. Dabei müssen wir jede häßliche Schlüpfrigkeit ebenso meiden, wie jede krankhafte Prüderie. Das Reich der Wissenschaft ist, wie Bacon sagt, wie das Himmelreich: wir sollten, wenn wir es betreten, wie die Kinder sein und uns bemühen, uns ihm nur mit unbefangenem Geiste, reinen Händen und tapferem Herzen zu nähern."

*) Vorwort zu: Ellis: „Das konträre Geschlechtsgefühl". Leipzig. Georg H. Wigands Verlag.

Digitized by Google

I.

Das Wollen der Natur und unsere Stellung dazu.

Ein großer Widerspruch scheint zu bestehen zwischen dem erdbegründeten tierischen Dasein, das zu führen wir verurteilt sind, und den Emanationen des geistigen Lebens, das seine Quellen und Sicherheiten so ganz wo anders zu haben scheint. An diesem Dualismus krankte das Welterkennen von je und alle Philosophie versuchte bisher vergeblich, ihn zu überwinden oder zu versöhnen. Es wäre von höchstem Interesse, die Wege zu verfolgen, auf denen der Menschengeist es versucht hat, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Die engere Aufgabe, die wir uns gesetzt haben, macht uns das unmöglich. Darum müssen wir uns mit einem zusammenfassenden Hinweis auf das begnügen, was als unerläßliche Voraussetzung unserer Sonderaufgabe hier in Frage kommt.

Als der Mensch zuerst begann, sich vom Naturgeschehen und seiner Personifikation im Kult bewußt zu unterscheiden, da geschah es entweder dadurch, daß man eine übersinnliche, weltschaffende Macht annahm, die mit souveräner Willkür, wennschon mit unendlicher Weisheit und Güte das Weltganze geschaffen und geordnet haben sollte. Oder man glaubte, daß der Welt der Erscheinung, dem sichtbaren Weltganzen ideelle Vorbilder zu Grunde lägen, nach denen die Erscheinungen der Welt sich unbewußt formten. Diese ideellen Vorbilder, die uns unter dem Namen der platonischen Ideen am geläufigsten sind, beherrschen selbst heute noch, wenn nicht unsre Vorstellung, so doch unsre Ausdrucksweise, da wir von den Urbildern der Dinge zu sprechen pflegen.

Mit dieser Ursprungssetzung der bewußten in eine hinter oder über aller Erfahrung liegende Welt und mit der Herrschaftsstellung, die jener übersinnlichen Welt eingeräumt wurde, brachten wir in unser Dasein einen unheilbaren Bruch. Es wurde ein Gegensatz geschaffen zwischen dem, was die Erfahrung als unser sinnliches Selbst ergab, und dem, was wir im Sinne jener höheren Daseinsbestimmung sein sollten. Hie Geist — hie Leib! so lautete fortan das Feldgeschrei, das in der christlichen Lehre, der Synthese von Judentum und Griechentum, einen unzweideutigen und sich mächtig durchsetzenden Ausdruck gewann. Die Bemühungen der jungen Lehre, dem geistigen, der Wirklichkeit abgewandten Prinzip zur Herrschaft über alles Leibliche zu helfen, fanden einen mächtigen Rückhalt in dem Umstand, daß das dekadente und per-

Digitized by Google

verse Römertum, mit dem sie zu tun hatte, in der Tat einer Reformation und Regeneration an Haupt und Gliedern dringend bedurfte.*)

---

*) Anmerk. d. Herausgeb.: Ich muß hier der Frau Verfasserin widersprechen. Die richtig verstandene christliche Lehre hat durchaus keinen „unheilbaren Bruch in unser Dasein gebracht", weder überhaupt, noch auch in Bezug auf sogenannt Sinnliches und Geschlechtliches. Das Christentum in seiner wahren Gestalt läßt die natürlich-edle Harmonie im Menschen zwischen Geist und Leib, Seele und Körper, Tierischem und Intellektuellem ungebrochen, volltönend bestehen. Der Satz: Alles Natürliche ist gut, ist auch ein christlicher Satz. Jede „Askese", mag sie nun eine gänzliche Erdrückung und Verzerrung des Leiblich-Natürlichen und seiner Funktionen oder nur seine teilweise Herabsetzung bezwecken, ist unchristlich, d. h. ist nicht der Lehre Jesu entsprechend, gleichviel ob solche „Askese" sich katholisch oder evangelisch nennt. Jesus ist, wie der vollkommenste, so auch der natürlichste Mensch gewesen, der alle menschlichen Verhältnisse, auch die geschlechtlichen, unbefangenen, reinen Auges angeschaut, unbefangen und natürlich über sie gedacht und gesprochen, unbefangen und richtig sie gewertet hat. Nicht ein einziges „asketisches" Wort, im Sinne einer die Menschennatur und ihre leibliche, aber immer edel-natürliche Tätigkeit geringschätzenden Auffassung, ist über seine Lippen gekommen. Auch Matth. 19, 12 ist kein solches Wort. Was innerhalb des Christentums sich — leider, leider! — allmählich an Geringschätzung des Geschlechtlichen, an häßlicher Furcht und betrübender Scheu vor ihm sich herausgebildet hat; der „Bruch", der dadurch tatsächlich in unser Dasein und in so viele Gemüter und Gewissen der einzelnen gebracht worden ist, hat mit dem Christentum Christi nichts zu tun. Es ist, wie so vieles andere „Christliche", Menschenwerk, schädliches Menschenwerk, das unsägliches Elend über ungezählte Millionen gebracht hat und noch bringt, indem es fortgepflanzt wird in Familie, in Kirche und in Schule. Auch das übernatürliche, jenseitige Ziel, das dem Menschen durch das Christentum gesteckt wird, kann nur in seinem Mißverstande zum Erweise eines „Bruches" in unserm Dasein geltend gemacht werden. Dies Ziel beläßt dem Menschen nicht nur die Möglichkeit, nein, es fordert ihn auf, es treibt ihn an, sich hier auf dieser Welt in edel-natürlicher Weise auszuleben und zwar nach den zwei Seiten seines Wesens, nach der leiblichen und geistigen, die beide ein harmonisches Ganze bilden. Nicht einen „Bruch im Dasein" bewirkt der christliche Hinweis auf die jenseitige überirdische Vollendung des Menschen, sondern eine Verklärung und Hebung des Daseins und zwar in doppeltem Betracht. Einmal hilft er dem Menschen, nicht aufzugehen im Irdischen, weder im Materiellen, noch im Geistigen, er lehrt ihn die Dinge dieser Welt, die geringsten wie die höchsten, die materiellen wie die geistigen, zu gebrauchen zwar, aber sie „zu gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht," d. h. über ihnen zu stehen, nicht sie verachtend, sondern sie in Selbstbeherrschung, in Selbstzucht dienstbar machend höhern Zielen und schließlich dem höchsten Ziele, der Erreichung des Menschenideals im Jenseits Zweitens hilft er den Elenden, Unglücklichen — und sie bilden in der

Digitized by Google

War nun der Gott des Judentums eine entfernte Größe, die strafend und belohnend über einem niedrigen Geschlecht schwebte, so gab der Ideengehalt griechischer Philosophie die Möglichkeit und damit den Wunsch, das niedrige Geschlecht seinem Urtypus entgegen zu entwickeln. Und da man den Gegensatz als ein Oben und Unten empfunden hatte, war nichts natürlicher als das Begehren, die Entwickelung sich in der Richtung vollziehen zu sehen, daß man das als das Untere gedachte leibliche Sein durch das Übergeordnete überwand und ersetzte.

Das führte in seinen Konsequenzen naturgemäß zur Unterschätzung der sinnlichen Daseinswerte, zur Abkehr von allem Leiblichen und wurde zu dem Grundgesetz, daß alles, was mit der Leiblichkeit zusammenhänge, der eigentlichen Bestimmung des Menschen hinderlich, daß es also verwerflich und darum bekämpfenswert sei. Nun erhob sich ein Dilemma. Aufs engste mit der sinnlichen Welt verknüpft und nur innerhalb ihrer Grenzen denkbar war auch alles, was mit der Fortsetzung, mit der Verewigung des Menschendaseins, das ist mit der Fortpflanzung und Arterhaltung zusammenhängt. Wollte man konsequent sein, so mußte man hier an das Ende gehen und ein Dasein verneinen, das nur unter solchen Umständen erlangbar war. Man war aber nicht konsequent aus dem einfachen Grunde, weil man es nicht sein konnte, weil Folgerichtigkeit hier mit dem mächtigsten Trieb des Menschen, dem der Selbsterhaltung, d. h. also mit den

Menschheit stets die Mehrzahl — die Last und Bitternis des Lebens menschenwürdig, großherzig zu tragen; nicht stoisch, sondern religiös, d. h. im Glauben an und in der Hoffnung auf die ausgleichende, mindestens im Jenseits zur Tat werdende Liebe und Gerechtigkeit Gottes. Das auch ins Christentum übernommene alttestamentliche oder besser natürlich-menschliche: Du sollst nicht ehebrechen, enthält, im Sinne des wahren Christentums, nicht — dies „nicht" kann nicht dick genug unterstrichen werden — all die Schrecken, all die Verzerrungen, all die ungesunde und widernatürliche Prüderie, die theologisch-pädagogischer Unverstand heute und schon seit Jahrhunderten in „das sechste Gebot" hineinlegen und herauslesen. Kein Buch spricht klarer, ungescheuter über Geschlechtliches, als das Buch der Evangelien; kein Mund hat solche Dinge natürlicher, einfacher erwähnt, als der Mund des Stifters der christlichen Religion. Wären doch alle, die sich nach ihm benennen, ihm hierin gefolgt! Wir hätten in Haus, Schule und Kirche eine gesunde und zugleich christliche Sinnlichkeit, ohne den häßlichen Beigeschmack, den dies schöne, echt Menschliches ausdrückende Wort durch falsches Verstehen und zu Unrecht anerzogene Scham leider erhalten hat; wir redeten über sie eine Sprache, natürlich und christlich zugleich. „Brüchig" wird unser Dasein nur durch unechtes Christentum.

Digitized by Google

immanenten Zwecken der Natur unvereinbar gewesen wäre. Hätte man den Mut gehabt, sich das ganz klar zu machen, zu sagen: das ist notwendig, darum kann es nicht schlecht sein, und alle seine Anschauungen, Glaubenssätze und Lebensregeln auf Grund dieser Naturnotwendigkeit zu revidieren: der Menschheit wäre viel Leid erspart worden. Aber man hatte diesen Mut nicht, sowie man nicht die nötige Einsicht hatte, noch haben konnte, den Einblick in die inneren Zusammenhänge der beiden bewegenden Faktoren alles Seins wie aller Erkenntnis, und so kam man zum Kompromiß. Man beugte sich einer Notwendigkeit, einem Übel, das man nicht vermeiden konnte, hörte aber nicht auf, es zu verdammen und sich seiner zu schämen.

Man erachtete die als die vornehmsten und feinsten Naturen, die, wie man meinte, Kraft und Charakterstärke genug hatten, sich dieser Notwendigkeit, dem Tribut an die Erdgebundenheit zu entziehen, oder die wenigstens vorgaben, es zu können. Es ist einer der schwärzesten Punkte in der Anklage, die die Menschheit gegen die landläufige Moral zu erheben hat, daß sie die Menschen zwang, das natürliche Empfinden und den gewaltig anpochenden Naturtrieb zu verleugnen. Konnte man nicht geistig, d. i. sittlich in dem von der Moral vorgeschriebenen Umfang sein, so suchte man wenigstens den Schein solch erdabgewandter Geistigkeit vorzutäuschen und ging darin selbst so weit, die Ehe als ein minderes Gut zu kennzeichnen, einzig dadurch gerechtfertigt, daß die Menschheit die Pflicht habe, sich fortzupflanzen. Diese Auffassung ist heute noch einer der unverbrüchlichsten Lehrsätze der katholischen Kirche und als solcher erst jüngst wieder in einem katholisch-philosophischen Werk ausgesprochen. Es heißt dort:*) „Die Ehe ist ihrer Natur nach eine Institution, deren Hauptzweck nicht das persönliche Wohl der Ehegatten, sondern das Wohl der menschlichen Art, die würdige Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes ist." Und von der Ehelosigkeit, dem Stand des Cölibates wird gesagt, daß „er, namentlich wenn man ihn vom christlichen Standpunkt auffaßt, an und für sich vorzüglicher, höher und Gott wohlgefälliger ist als der Ehestand."**)

Aber die Natur ist eine mächtige Herrscherin, und die es wagten, ihre zentralste und selbstverständlichste Ausstrahlung, die

*) Moralphilosophie von Victor Cathrein S. J. III. Auflage. Bd. II. S. 391 ff.

**) S. 395 a. a. O.

Digitized by Google

Selbstbehauptung des Seienden, zu knebeln und zu erniedrigen, hatten einen hohen, einen allzu hohen und schmerzlichen Preis dafür zu zahlen. Aus dem Trieb, der im Sonnenlichte der Freiheit sich freudig und kraftvoll hätte entwickeln können, wurde ein schleichendes Gift, das den Menschheitskörper unheilvoll durchseucht und Geschlecht um Geschlecht hinabzieht und verdirbt.

Und nachdem man glücklich erst einmal so weit gelangt war, das Naturgewollte in sein Gegenteil, das heißt in ein Naturwidriges zu verzerren, machte man, wie das so oft geschieht, einen logischen Salto-mortale und verwandelte die Wirkung in die Ursache. Aus der Tatsache der sittlichen Verderbtheit und Unnatur schloß man auf die sittliche Verworfenheit des dem zu Grunde liegenden Triebes und verdammte in gewaltigem Verkennen die zentralste und heiligste Lebensmacht. Und dies um so nachdrücklicher, je fortgeschrittener auf der Bahn der sogenannten geistigen Erkenntnis, je kultivierter man war.

Unter solchen Umständen darf es als ein Glück betrachtet werden, daß die hohe Geisteskultur, die so häufig identisch ist mit der Verleugnung alles Triebhaften und Unkontrollierbaren, sich nur auf gewisse Volkskreise beschränkte, die zwar genug Machtmittel sowohl realer als idealer Art besaßen, den breiten Volksmassen ihre Anschauungen aufzudrängen, nicht aber die Macht, sie mit ihnen zu durchdringen. So wurde die Lehre von der Erbsünde, von der Verderbtheit alles Fleisches ein Äußerliches, dem man sich dem Worte nach unterwarf, indes eine gesunde und reflexionslose Sinnlichkeit alle Lebensäußerungen der Massen beherrschte und bestimmte. Freilich nicht als Produkt des Nachdenkens und Erkennens, sondern als Ergebnis behaglicher Gedankenlosigkeit, naiven Sichgehenlassens. Wie unbefangen man im Volk in Bezug auf diese Dinge dachte und fühlte, das geht, vielleicht mehr als aus anderem, aus der Tatsache hervor, daß lange Zeit hindurch die Sprache des verhältnismäßig spät von dieser Art von Kultur angekränkelten Deutschtums keine Bezeichnung des sittlich Anstößigen enthielt. Das einzige deutsche Wort, das nach Ihering*) hier in Betracht kommen kann, weist auf das 15. bezw. 14. Jahrhundert, also auf eine vergleichsweise späte Zeit zurück und erweist klärlich, wie fremd dem unverdorbenen Sinn des

*) „Schlüpfrig". S. dazu Ihering: „Der Zweck im Recht". II. Band. S. 466.

Digitized by Google

Volkes das sogenannt „Anstößige" ist. Und auch heute noch trennt eine tiefe Kluft die Gebildeten von dem, was im Volkstum in Bezug auf das Sittliche gang und gäbe ist. Vielfach tut man im Kreise der Gebildeten sich etwas auf die vorgeblich geläuterte Moralanschauung zu gute, die man mindestens vorzutäuschen sich verpflichtet hält, und blickt verächtlich auf das herab, was man die geschlechtliche Sittenlosigkeit des niederen Volkes zu nennen pflegt, während in Wirklichkeit die geschlechtliche Naivität und Unbekümmertheit, die uns im Volke so oft entgegentritt, dem Naturwollen weit näher steht als jene andere vergiftete und entstellte Form sittlicher Anschauung.

Trotzdem können wir uns dieser gefühlsmäßigen Unbefangenheit nicht ohne weiteres für unsre Zwecke bedienen. Das Volk vollzieht das Naturgesetz naiv, ohne überflüssiges Vor- und Nachdenken, aber es nimmt ihm gegenüber nicht den kritischen und bewußten Standpunkt ein, den wir gewinnen müssen, wenn wir das, was dem geschlechtlichen Zwecke dient, nicht nur als etwas naturnotwendig Gegebenes rechtfertigen, sondern es als das Leben selbst in seiner höchsten und umfassendsten Bejahung erkennen und ihm dementsprechend seinen Ehrenplatz erringen wollen. Um dahin zu gelangen, bedürfen wir des Rüstzeuges höchster Wissenschaftlichkeit ebenso wie der feinsten Schwingungen des Gemütslebens, wenn wir nunmehr die Frage stellen: Ist das Geschlechtsleben, sind alle die Lebensäußerungen und Vorgänge, die mit der Fortpflanzung zusammenhängen, ein notwendiges Übel, oder ist es die natürliche und darum sittlich-edele Lebensbejahung in ihrer höchsten und vollkommensten Form?

Die Antwort auf den ersten Teil unserer Frage kann nicht schwer fallen. Die Menschheit ist ein Stück des natürlichen Weltganzen und untrennbar mit ihm verknüpft. Allüberall im Weltganzen aber vollzieht sich der Werdeprozeß mit der ganzen Selbstverständlichkeit des Notwendigen. Wir sehen die Jahreszeiten mit ihrer Blüte und ihrem Verfall an uns vorüberziehen, wir beobachten überall in der Natur die Bewegungsvorgänge, die unser Denken als Werden und Vergehen begreift. Und auch im Menschenleben nehmen wir Werden und Vergehen als ein Unabänderliches hin und fallen merkwürdigerweise nur dadurch aus dem Rahmen des Naturganzen, daß wir die Vorgänge, die das Werden beim Menschen bedingen, als etwas Niedriges und Verwerfliches brandmarken. Wir haben gesehen, welch sonder-

Digitized by Google

barer Ideengang, welche Ausartung des Denkens dahin geführt hat, den vorgeblichen Gegensatz zwischen der Körperlichkeit des Menschen und dem, was er so stolz sein geistiges Teil nennt, zu schaffen. Dieser künstliche Gegensatz aber ist wider die Natur und deshalb ein Unding, das nur dadurch entstehen konnte, daß der eben erst zum Bewußtsein seiner selbst erwachte Menschengeist noch zu jung, zu unreif und unentwickelt war, um zur Klarheit über sich selbst und seinen Zusammenhang mit der Leiblichkeit zu gelangen. Darum tummelte er sich so unbekümmert und selbstherrlich in einem Gebiet, dessen Grenzen er nicht abstecken konnte, weil er nicht fähig war, sie zu übersehen, und hielt in kindischem Unverstand sein geistiges Reich für das Reich schlechtweg, zu dem die Welt des Sinnlichen nur ein unliebsames Anhängsel war. Aber diese starke Welt des Sinnlichen hat sich für die Verleugnung des entarteten Sohnes gerächt, indem sie sich ihm gewaltsam aufdrängte und ihm in beschmutzter und verderbter Form eine Empfindungswelt aufzwang, die zum herrlichsten Ausdruck echten, vollentwickelten Menschentums hätte werden können und sollen.

Und aus dem großen Widerstreit, aus dem Gegensatz zwischen der Vergeistigung und den unentrinnbaren Ansprüchen der Sinnlichkeit erwuchs die Sehnsucht nach der harmonischen Auflösung dieses Widerspruchs, nach der großen heiligen Synthese des Lebens. Die Religion hat diesen Widerspruch dadurch zu lösen gesucht, daß sie, immer die Herrschaftsstellung der geistigen Faktoren betonend, die völlige Überwindung des Irdischen in eine jenseitige Welt verlegte. Und sie hat die Möglichkeit zu dieser Überwindung aus der schwachen Hand des Menschen genommen und sie in die eines göttlichen Mittlers gelegt.*)

Aber der Religion, die im Kindheitsalter des Geistes die allumfassende Mutter war, die alle Äußerungen des sittlichen, wie des sozialen, wirtschaftlichen und künstlerischen Lebens in sich begriff, erwuchs mit der Zeit in ihrer eigenen Inkarnation, dem heranreifenden Menschengeist, ein starker Gegner. Als er erst einmal stehen, gehen und sehen gelernt hatte, fing er an, die bunte Welt der Erscheinungen rings umher zu betrachten und zu betasten. In ihre Zusammenhänge suchte er einzudringen, und wie das Kind, das sehen will, wie die Spielsachen inwendig sind und wie sie gemacht werden, so verfuhr der Mensch, zum Forscher

*) Vgl. die Anmerkung oben S. 429 f. D. H.

Digitized by Google

geworden, auch mit den Dingen rings umher, bis er zuletzt bei sich selbst ankam und das reizvolle Wunder des Menschen entdeckte. Seitdem hat er an diesem Rätsel, Mensch genannt, herumgeforscht und hat immer wieder versucht, es in seinen inneren Zusammenhängen zu kennen, zu erkennen. Dabei ist er zu eigentümlichen Ergebnissen gelangt. Er fand, daß der Geist, den man bisher als ein der sinnlichen Erscheinung Entgegengesetztes anzusehen pflegte und der nur in einer zufälligen und vorübergehenden Verbindung mit jener zu stehen schien, in Wirklichkeit untrennbar mit ihr verbunden, ein Teil von ihr war, erdgeboren und erdbegrenzt wie sie, aber durch eine fortgesetzte Differenzierung soweit von ihr entfernt, daß er als ihr Herrscher auftreten und ihr die Wege vorzeichnen konnte.

Danach auch hier ein Beherrschtwerden des Stofflichen durch das geistige Moment, ein Verhältnis, das beispielsweise in den allgemein geläufigen planmäßigen Züchtungsversuchen, die der Mensch in der Tier- und Pflanzenwelt vornimmt, zu einem zwingenden Ausdruck gelangt. Freilich scheut man sich einstweilen noch, ebenso allgemein zuzugeben, daß man in ähnlicher wennschon nicht so einfacher Weise auch auf den Menschen einwirken und planmäßig und bewußt auch hier die körperliche und geistige Entwickelung beeinflussen könne. Das heißt: man scheut sich eigentlich nur vor dem theoretischen Zugeständnis, da es an praktischen Versuchen in dieser Richtung keineswegs fehlt. So sei an die diätetischen Vorschriften für die Sportsleute erinnert, wie an die körperliche und geistige Diät, durch die der weise Erzieher sexuellen Anomalien frühzeitig zu begegnen sucht. Aber — und das unterscheidet die neue Herrschaftsstellung des Geistes scharf von seiner früheren Tyrannei — sie bleibt sich ihres Ursprungs bewußt und führt darum nicht zur Knechtung des Körperlichen, sondern zu der Erkenntnis, daß nur durch die Schönheit, Kraft und Blüte des Körperlichen das Geistige sich zur Höhe erheben könne. Es führte dazu, auch den rein körperlichen Voraussetzungen und Beziehungen des menschlichen Lebens zur Würdigung zu helfen, sie in lebendigen Zusammenhang mit den geistigen Funktionen zu setzen, sie als wertvollen und unerläßlichen Bestandteil des Daseinsganzen zu adeln und zu heiligen.

Dies vor allem in Bezug auf die Zeugung, auf die heiligen Akte der Fortpflanzung und Menschwerdung. Sie sind nicht länger ein Brand- und Schandmal erniedrigender Herkunft, sondern sie sind die Erhebung, der geheiligte Höhepunkt des

Digitized by Google

Menschenlebens. Freilich nur dann und bei jenen, die die Erziehung und die ein Leben in Kraft und Schönheit würdig vorbereitet haben.

Und so sind wir denn auf einem langen aber keineswegs überflüssigen Umweg zur Beantwortung der Frage gelangt, ob wir die Aufklärung über die geschlechtlichen Dinge in die Erziehung der Jugend einbeziehen sollen?

Das unbedingte: Ja! das wir bereit halten, ist selbstverständlich, nachdem wir einen Blick auf die Voraussetzungen und die allseitige Bedingtheit des Lebensganzen geworfen haben. Wie könnten wir es verantworten, unsre Kinder in Blindheit und Unwissenheit oder, was noch schlimmer ist, in völliger Verkennung von Zusammenhängen und Tatsachen aufwachsen zu lassen, die nicht Schuld und Sünde bedeuten, sondern die Ergänzung und Vollendung des Lebens und die eines Tages ihren Platz im Leben eines jeden beanspruchen werden und beanspruchen sollen? Aber ebenso selbstverständlich wie die Unterweisung an sich ist die Einschränkung, die wir zu machen haben. Wir sahen, daß erst eine gewisse Reife des Geistes wie des Gemütslebens dazu befähigt, zu diesen Dingen ein rechtes Verhältnis zu gewinnen. Nichts wäre daher verkehrter, als schon Kindern in frühem Alter einen Einblick in die Ganzheit aller dieser Vorgänge zu gewähren. Muß ihnen gleich Wahrheit gegeben werden und nichts als Wahrheit, so doch im Kindesalter noch nicht die ganze Wahrheit, sondern jener Teil von ihr, der dem kindlichen Verständnis angepaßt ist. Das heißt mit anderen Worten: die intimsten Akte des geschlechtlichen Lebens haben weder im Denken noch im Wissen des Kindes eine Stätte zu finden, wohl aber das Wissen von den natürlichen Zusammenhängen und der Generation überhaupt. Wenn wir unsern Kindern ganz so unbefangen, wie wir von sonstigen Naturdingen zu reden pflegen, und so früh, wie die Gelegenheit es ergibt, sagen, daß der Mensch ebenso entstehe wie Tier und Pflanze, daß er im Mutterschoße wachsen und werden und unter Schmerzen geboren werden müsse, und daß er dann noch viele Jahre lang der treuesten und selbstlosesten Hingabe und Fürsorge von seiten der Mutter bedürfe, dann werden wir in den meisten Fällen die Wißbegierde des Kindes für lange Zeit befriedigt und das Erwachen lüsterner Neugier, die um ein verbotenes Geheimnis schleicht, verhindert haben. Ja, wir werden damit im rechtgearteten Kind eine Ahnung von der Verantwortlichkeit und Größe menschlichen Daseins erwecken können, die es

Digitized by Google

in der Ehrfurcht und innigen Liebe zu seinen Erzeugern bestärkt und als verheißungsvoller Samen sein sittliches Vermögen befruchtet. Nun gibt es allerdings auch frühreife Kinder, die weiterfragen und über die letzten Zusammenhänge belehrt sein wollen. Von ihnen wird an anderer Stelle noch ausführlicher die Rede sein müssen. Einstweilen nur so viel, daß das weder Frechheit noch Verderbtheit zu sein braucht, sondern eben eine Anlage, für die man das Kind gewiß nicht verantwortlich machen kann und aus der, ganz im Gegenteil, der Erzieher, wenn anders seine Art die rechte ist, reichen Gewinn für den Zögling bereiten kann. Denn indem er ihm sagt, daß er ihm zur Stunde nur die physiologische und in ihrer Vereinzelung unverständliche oder selbst widrige Seite der Sache erklären könne, bietet sich ein prächtiger Anlaß von der notwendigen Ergänzung dieser Seite der Sache durch die höchsten sittlichen Lebenswerte zu reden. Solche Augenblicke herzlichen Vertrauens und freier Aussprache sollten wahrgenommen werden, um das Kind zur Entfaltung aller seiner Kräfte und Fähigkeiten anzuspornen. Da sollte man ihm sagen, daß nur der das heilige Wunder der Generation in seiner Vollendung erkennen und erleben könne, der alles daran setzt, gesund an Geist und Körper heranzuwachsen, tüchtig zu sein und Tüchtiges zu leisten. Nur der wert, einer neuen und besseren Generation das Leben zu geben, der in Kraft und Schönheit sich auf ein Leben der Kraft und Schönheit vorbereitet hat.

II.

Die geschlechtliche Aufklärung und die Erziehung.

Motto: Ihr stoßt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden — — —

Aber, so höre ich fragen, was sollen alle diese schönen Phantasien, die heute nicht mehr sind als das? Wie sollen sie uns dazu helfen, auf die vorliegende konkrete Frage über die Stellung der Jugenderziehung zur geschlechtlichen Aufklärung eine klare und unzweideutige Antwort zu finden? Die so fragen, haben recht, und war es auch um der prinzipiellen Seite der Sache willen notwendig, einen Standpunkt zu präzisieren, den heute leider erst die wenigsten teilen, so wollen wir nunmehr an die

Digitized by Google

Dinge herangehen, so wie sie heute noch sind, und wollen versuchen, ob sich auf dem Boden des Heute mindestens ein Kompromiß zustande bringen läßt.

Werden wir uns zuerst über einige Grundfragen klar. Die Eltern haben die Kinder zu erziehen. Das heißt, sie haben die Aufgabe, sie zu harmonischen, allseitig durchgebildeten und entwickelten Persönlichkeiten heranzubilden. Voraussetzung ist dafür ein liebevolles und verständiges Erforschen der Eigenart des Kindes. Auf Grund der so erlangten Kenntnis müssen Anlagen und Fähigkeiten geweckt und gefördert, es müssen andere zurückgedrängt und eingedämmt oder gar nach Kräften ausgemerzt werden.

Nun ist es selbstverständlich, daß eine Erziehung, die sich ihrer Aufgabe in vollem Umfang bewußt ist, am Triebhaften im Kinde auch da, wo es sich um sexuelle Dinge handelt, weder achtlos vorübergehen noch es auf das Prokrustesbett vorgefaßter Meinungen oder versteinerter religiös-sittlicher Normen spannen darf. Das Triebhafte ist ein integrierender Bestandteil der Menschennatur. Es ist vor allem Geistigen vorhanden, ja, es ist der Quellgrund alles Geistigen bis hinauf zu den höchsten Offenbarungen des Geistes. Denn was ist eine Anlage, eine Fähigkeit anderes als ein dunkles Wollen, ein natürlicher Trieb, der durch geeignete Pflege und günstige Umstände durchgebildet und geformt, über sich selbst hinaus gesteigert und zur geistigen oder künstlerischen Potenz erhoben wird?

Und dies Triebhafte, das, was Schopenhauer den intelligiblen, allem erworbenen intellektuellen Vermögen zu Grunde liegenden Charakter nennt, ist überall gleichberechtigt und beachtenswert, ob es sich nun zu geistigen Potenzen auswächst oder im Reich des unmittelbar Sinnlichen verläuft. Die Natur kennt nur Kräfte, aber keine sittlichen Unterscheidungen, die der Mensch sich nur als Notbehelfe und Wegweiser seiner stammelnden Erkenntnis aufgerichtet hat. Darum ist in der Natur nichts böse und nichts gut an sich, sondern alle Dinge können beides werden, je nach der Richtung, die sie einschlagen, der Steigerung, die sie erfahren, den Wirkungen, die sie auslösen und (beim Menschen) der Entwickelung, die man ihnen gibt. Denn das eine hat der Mensch dank der fortgesetzten Differenzierung, die sich bei ihm vollzogen hat, vor allen anderen Hervorbringungen der Natur voraus, daß in ihm ein Geistiges geworden und gewachsen ist, so kräftig und so wohl ausgerüstet mit allerlei Erkenntnisvermögen, so sehr aus-

Digitized by Google

blindem Dahinleben und tierischer Dumpfheit zum Bewußtsein seiner selbst erwacht, daß es imstande ist, dem Körperlichen die Wege zu weisen und die Richtung zu geben.

Das berechtigt indes das geistige Vermögen zu keiner Art von Überhebung. Will es sich seiner Aufgabe, die Sinnlichkeit in erziehlichem Sinne zu beeinflussen, in vollem Umfang gewachsen zeigen, so darf es nie vergessen, daß der Teil des Trieblebens, der allein (und eigentlich in dieser Vereinzelung zu Unrecht) als das Sinnliche bezeichnet wird, vor aller geistigen Erkenntnis vorhanden und mit allen sogenannten geistigen Fähigkeiten gleichberechtigt ist. Die Triebe werden mit uns geboren. Vor dem geistigen Vermögen wirksam, müssen sie auch vor ihm in Zucht genommen werden, aber nicht in die des Büttels, der einen Verbrecher vor sich hat, sondern in die des liebevollen Erziehers, der eine Gesamtheit von Anlagen, die weder gut noch schlecht, sondern einfach naturgegeben sind, zu einer harmonischen, dem höheren Zweck, den der Mensch sich gesetzt hat, günstigen Entwickelung bringen will. Anders zu verfahren erscheint uns überall da töricht und unbegreiflich, wo eben nicht der Mensch in Frage kommt. Wir lachen über den tollen Perserkönig, der die Wogen des Meeres peitschen läßt, weil sie seinen Befehlen nicht gehorsam sind, und wir würden den Gärtner schelten, der es versäumte, zur rechten Zeit den schwanken Stamm einer edlen Pflanze zu stützen oder ihn von Schädlingen und Auswüchsen zu befreien. Ebenso haben wir in der Erziehung zu verfahren. Auch der Mensch ist eine Pflanze, die mit allen Würzelchen in dem sie umgebenden Erdreich Nahrung sucht, mit allen Kräften dem lebenspendenden Licht entgegenstrebt. Die Würzelchen, die Kräfte sind nicht unterschieden. Sie teilen sich nicht in sinnliche und geistige, sondern sie sind Ausstrahlungen des gleichen Kernes, verschiedenartig aber nicht verschiedenwertig. Am Erzieher ist es, ihnen allen das Erdreich zu lockern uud zu bereiten, ihnen Sonne, Wind und Regen im rechten Verhältnis zugänglich zu machen, sie alle, geistige und sinnliche, harmonisch zu einer harmonischen Lebenseinheit zu entwickeln.

So gewinnen wir mit einem Schlag, und zwar vom Standpunkt des Erziehers aus, ein richtiges Verhältnis zu den geschlechtlichen Vorgängen und zur Stellung, welche die Erziehung ihnen gegenüber einnehmen soll. Nun handelt es sich nicht mehr um einen verwerflichen und sündhaften Trieb, mit dem wir uns abzufinden haben, so gut oder so schlecht es eben geht, den wir

Digitized by Google

in der Kindheit leugnen und als erwachsene Menschen verleugnen, sondern um eine starke, jeder anderen gleichgeordnete Lebensmacht, deren stolze Kraft wir nicht dadurch verkrüppeln dürfen, daß wir sie des Lichtes der Freiheit und Wahrheit berauben und sie in ein Sittengesetz einzwängen, das nicht die Natur uns gegeben, sondern das wir selbst uns gemacht haben.

Mit dieser Erkenntnis haben wir viel gewonnen, denn nun wissen wir, daß die Aufklärung über den Teil des Naturwollens, der in der Geschlechtlichkeit zusammengefaßt ist, nicht eine apologetische sein muß, eine, die quasi um Entschuldigung für ein notwendiges Übel bittet, sondern ein freies und offenes Sichbekennen zu der Einheit, Größe und Kraft der Natur, die hier wie in allen ihren anderen Offenbarungen sich verkündet.

Wir haben in unsern Eingangsbetrachtungen gesehen und müssen immer wieder nachdrücklich darauf hinweisen, daß das, was diese Offenbarung der Natur belastet und entstellt, nicht etwa ihr selbst innewohnt, sondern daß es die Lüge von Jahrhunderten ist, die sich zu verpflichtender Prüderie und Heuchelei verdichtet hat. Der Geschlechtstrieb an sich ist kraftvoll und schön. An uns ist es, unsre Kinder in dieser Auffassung zu erziehen und ihnen zugleich klar zu machen, wie dies Stück Natur, das sich überall sonst mit brutaler Unmittelbarkeit durchsetzt, im menschlichen Dasein verfeinerte und vergeistigte Formen angenommen hat, wie es dem zum Herrscher über den Körper gewordenen Geist gelungen ist, den elementaren Arterhaltungstrieb mit den geistigen und gemütlichen Tendenzen zu durchsetzen, die zur Aufwärtsentwickelung der Art notwendig sind.

So betrachtet, ist es nicht mehr eine Erwägung der Opportunität, sondern unsre Pflicht, daß wir unsre Kinder über die Zusammenhänge, Voraussetzungen und Bedingtheiten des geschlechtlichen Lebens aufklären.

Wie und wann soll das geschehen? Sollen wir das unverständige und völlig unbefangene Kind plötzlich und unvermittelt diesen Dingen gegenüberstellen und es in sie hineinsehen lassen? Nichts wäre verkehrter als das. Die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit! Auch Wahrheit dem, der anfängt, sie zu suchen. Damit ist uns der Weg vorgezeichnet. Sobald ein Kind

Digitized by Google

zu fragen beginnt, soll man ihm antworten. Wenn das von Anfang an und unbefangen bei aller Planmäßigkeit geschieht, wird die Sache gar nicht so schwer sein, wie sie manchem vorkommen mag. Denn die Wißbegierde des Kindes wird sich, von besonderen Umständen und Ausnahmefällen abgesehen, nicht zuerst dem Menschen und seinen dahingehenden Beziehungen zuwenden. Draußen in der Natur wartet seiner ja so mannigfache Anregung, so viel Anlaß, zu fragen und nachzudenken. Da kann eine verständige Mutter, die zugleich ein rechter Mensch ist und diesen reinen Dingen rein und unbefangen gegenübersteht, ihr Kind ganz unvermerkt in das Wunder alles Werdens einführen. Sie kann ihm zeigen, wie die Befruchtung in der Pflanzenwelt sich durch vermittelnde Instanzen, durch Insekten, den Wind ꝛc. vollzieht und daß es männliche und weibliche Blüten ebenso wie bei den Menschen Männer und Frauen gibt. Sie kann ihr Kind zum brütenden Hühnchen oder zur säugenden Katzenmutter führen, sie kann ihm die Bedeutung der köstlichen Milch erklären, die dem Kälbchen nur kurze Zeit gegönnt wird, um all den kleinen Menschenkindern zu gute zu kommen. Auf dem Lande wird sich das alles ganz von selbst machen, wie denn die Landkinder, der Natur so viel näher, allen diesen Dingen weit wissender und darum weit unbefangener gegenüberstehen als die Kinder in der Stadt. Auch dort wird übrigens der sorgliche Beobachter, wenn er dem nur seine Aufmerksamkeit zuwenden will, reichlich Gelegenheit haben, das Kind solche Erfahrungen machen zu lassen. Ergibt sich nun ein Anlaß oder kommt das Kind von selbst darauf, aus dem, was es bei Pflanzen und Tieren gesehen, auf Vorgänge beim Menschen zu schließen, so soll man das ruhig zugeben, soweit es nötig ist, seine Erläuterungen daran knüpfen, sich aber sorgfältig davor hüten, lehrhafte Erwägungen sittlicher Art anzuschließen. Die wird das unbefangene Kind in dem Zusammenhang gar nicht verstehen, und es wird ihm höchstens merkwürdig sein, daß das, was bei Tieren und Pflanzen selbstverständlich ist, beim Menschen von allerhand Bedenklichkeiten und Einschränkungen begleitet sein soll.

Nun verstehe man mich nicht falsch. Es ist hier von dem kleinen Kind die Rede, das noch ein Leben führt gleich der Pflanze und dem Tier. Es kennt und hat noch keine weitere Aufgabe als zu sein, ganz Gegenwart, ganz Fülle, Genuß und naive Daseinsfreude. Nichts ist ja entzückender als die Frische und Unberührtheit der Menschenknospe. Wir Erwachsenen sehen

Digitized by Google

da wohl schon verheißungsvolle Ansätze, wir ahnen und erkennen vielleicht auch künftige Leibesschönheit, geistige und sittliche Kraft. Das Kind aber weiß nichts von oder über sich selbst. Es hat keine Ahnung davon, daß es das köstlichste Zukunftsversprechen für die Eltern ist. Naiv, das heißt ursprünglich und frei von jeder Reflexion, steht es dem Leben gegenüber und läßt seine Erscheinungen auf sich wirken, ja trinkt sie recht eigentlich in sich hinein.

Kommt dann die Reflexion — und sie kommt unabwendbar eines Tages, dann ist es auch Zeit, ihr entgegenzukommen, ihr Ziel und Richtung zu weisen.

Das wird aber von Fall zu Fall verschieden sein. Das eine Kind wird früher, das andere später jene Höhe und zugleich jenen ersten Niedergangspunkt erreichen, den wir als Reife bezeichnen. Und ist dieser Punkt für die geschlechtlichen Dinge erreicht, das heißt: gibt ein Kind sich nicht mehr mit Analogien aus der Tier- und Pflanzenwelt zufrieden, dann soll man ihm sachlich und unbefangen auch das Letzte sagen. Aber nicht, indem man den physiologischen Vorgang naturwissenschaftlich beschreibt und zergliedert, sondern indem man Veranlassung nimmt, an die einfache Konstatierung Erwägungen und Ausblicke innerlicher, geistig-gemütlicher Art zu knüpfen. Hier ist der Ort, dem jungen Menschenkind die scharfe Grenze zu zeigen, die den Menschen vom Tier trennt, dies der Augenblick am Scheidewege, der den Menschen entweder zu den Regionen allseitig, voll und schön entwickelten Menschentums oder zu den Niederungen befleckter Sinnlichkeit führt. Denn nun soll dem Kinde gesagt werden, daß der Akt, der beim Tier sich blind und instinktiv vollzieht, zur innigen Verbindung und völligen gegenseitigen Hingabe zweier Individualitäten werden muß, die sich unendlich lieb haben und durchdrungen sind von der Heiligkeit der Zeugung. Man kann und soll daran die Mahnung schließen, daß der Mensch die Pflicht habe, mit allen Kräften nach Gesundheit und Vollendung an Leib und Geist zu trachten, auf daß er befähigt sei, eines Tages einem besseren, höher gearteten Wesen, als er selbst es ist, das Dasein zu geben. Man soll ihm die Augen aufschließen für die tiefe Bedeutung des: „der da heimsuchet die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht" und soll es mit den Augen Nietzsches das Geschlechtsverhältnis betrachten lehren, wenn er sagt:

„Ehe: So heiße ich den Willen zu zweien, das eine zu

Digitized by Google

schaffen, das mehr ist als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens".

Und noch eines ist hier zu sagen. Man soll bei diesem Anlaß dem Kinde von der großen und gerechtfertigten Scheu echter Menschen reden, intime Vorgänge, seien sie nun körperlicher oder seelischer Art, den Blicken oder Urteilen der Welt preiszugeben. Wir sprechen nur in seltenen Fällen und nur, wenn die Umstände es erfordern, von den tierischen Vorgängen des menschlichen Lebens und vermeiden das nicht etwa aus Schicklichkeitsgründen, die erst eine nachgeborene Institution sind, sondern aus einem natürlichen Empfinden, das wir ganz ebenso bei im übrigen herzlich unkultivierten Völkerschaften finden (mindestens wird uns das Gegenteil, wo es sich findet, von Weltreisenden allemal als eine Besonderheit mitgeteilt). Noch mehr widerstrebt es uns, unser innerstes Seelenleben vor den Blicken Profaner zu enthüllen, unser bestes und tiefstes Fühlen auf offenem Markte auszuschellen oder es in kleiner Münze zu verausgaben. *Diese immanente Keuschheit gilt ganz ebenso für die geschlechtlichen Vorgänge. Auch sie bedürfen des Geheimnisses, nicht weil sie sündhaft, sondern weil sie heilig sind.*

Spricht man so mit seinem Kinde, dann wird der Schmutz der landläufigen Auffassung ihm nichts anhaben können. Vertrauensvoll wird es bei etwaigen Anwürfen von außen sich immer wieder an den wenden, Vater oder Mutter, der ihm Vertrauen und Wissen gegeben hat, und es wird, heranwachsend, vor vielen Gefahren bewahrt bleiben, denen die Ungewarnten oder künstlich Verdorbenen rettungslos anheimfallen.

Künstlich Verdorbenen! Es wird sich vielleicht ein Sturm der Entrüstung bei diesem Vorwurf erheben, der aber dennoch in seinem ganzen Umfang aufrechterhalten und in allererster Linie gegen die Eltern erhoben werden muß. Und daß es nicht Absicht ist, die solches Unheil heraufbeschwört, sondern Gedankenlosigkeit und meistens eine falsch angewandte Vorsicht und Zurückhaltung, macht die Sache tragischer aber nicht besser.

Nicht wahr, wir Eltern sind alle darüber einig, daß wir unsern Kindern eine harmonische Ausbildung an Leib und Seele schuldig sind? Wir kräftigen ihren Körper und stählen ihren Geist, wir suchen solche Anlagen in ihnen zu wecken und auszubilden, von denen wir hoffen, daß sie ihr Fortkommen im Leben begünstigen oder ihnen innere Lebenswerte unvergänglicher Art

Digitized by Google

zuführen können. Wir sind überzeugt, daß niemand unsre Kinder mehr lieben, niemand ihr Wohl eifriger fördern könne als wir, und nicht wenige von uns opfern sich geradezu auf, um ihren Kindern die Wege zu bahnen und den Lebenskampf zu erleichtern. Aber in unbegreiflicher Verblendung verschließen sich die meisten der Tatsache, daß Aufklärung in geschlechtlichen Dingen, daß Erkenntnis und rechte Würdigung auch hier, ja hier vor allem unerläßlich ist.

Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit natürliche Scheu zusammen mit der eigenen falschen Auffassung oder sonstige mangelnde Eignung an diesem Verfahren schuld sind und uns nur einmal gemeinsam die Folgen klar machen. Zuerst die für die Eltern selbst. Man hat einem Kinde das Märchen vom Storch erzählt. Draußen, in der Schule, auf der Straße hört es anderes. Es kommt, Aufklärung suchend, und wird entweder abgewiesen oder im Glauben an den Storch bestärkt. Nun hält die elterliche Autorität für eine Weile vor, bis endlich, früher oder später, der Tag kommt, an dem das Kind sich davon überzeugt, daß die Mutter es belogen hat. „Ich habe meiner Mutter seitdem nie wieder völlig und rückhaltlos glauben können!" klagte mir eine Frau, die unterdessen selbst das schwere Geschäft der Erziehung auf sich nehmen mußte und in anderer und glücklicherer Weise ihren Kindern das Wissen um diese Dinge zugänglich macht. Aber daß so der Glaube an die Wahrhaftigkeit der Mutter erschüttert wird, ist noch nicht das schlimmste. Vergegenwärtigen wir uns einen Fall, der täglich vorkommt. In einer Familie wird ein neuer Sprößling erwartet. Der Mutter ist das besonders in Hinblick auf die halbwüchsigen Geschwister peinlich. Sie begegnet den auf sie eindringenden Blicken und Fragen durch Ausflüchte oder durch verlegenes Schweigen. Das Kind gibt sich damit nicht zufrieden und forscht weiter. Und da kann es denn leicht vorkommen, daß irgend ein verdorbener Kamerad es in die Ecke zieht und ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit von den Dingen erzählt, die der Geburt eines Menschen voraufgehen müssen. Das Betragen der Mutter, ihre Verlegenheit, ihr Ausweichen läßt ihm das glaubhaft erscheinen; andere Beobachtungen treten hinzu, das Vertrauen zu den Eltern, die Achtung vor ihnen sind in nie wieder gut zu machender Weise geschädigt und der Keim zur Welt- und Menschenverachtung ist in eine junge Menschenseele gelegt worden. Wie anders, wenn die Mutter ihrem Kind in würdiger Weise die Wahrheit sagt!

Digitized by Google

Fälle dieser Art kommen ja glücklicherweise auch vor und der Erfolg hat ihnen recht gegeben. Da waren Kinder, die sich dann um so inniger und liebevoller an die Mutter anschlossen, die sich in kleinen Zartheiten und Aufmerksamkeiten gar nicht genug tun konnten und auf alle Weise zu erkennen gaben, um wie viel enger sie sich nun der Mutter verbunden fühlten.

So viel von den Eltern. Und nun die Kinder selbst. Trübe wie ihre Quellen werden ihre Vorstellungen von diesen Dingen. Die beschmutzte Phantasie arbeitet in der gegebenen Richtung weiter, und treten erst beim Heranwachsen die unverstandenen Wallungen des Blutes hinzu, so ergibt sich leider nur allzuhäufig ein Konglomerat von geheim zu haltender Sünde und Niedertracht, das mit dem Geschlechtstrieb in seiner wahren und gesunden Gestalt ungefähr gerade so verwandt ist wie der morastige Pfuhl mit dem krystallnen Quellwasser.

Verheiratet sich dann die herangewachsene Tochter, so werden ihre Vorstellungen im glücklichen Falle berichtigt, im unglücklichen bestärkt. Verheiratet sie sich nicht und bleibt sie das, was man ehrbar nennt, dann ist es gar nicht so selten als man gemeinhin glaubt, daß die Nervenheilanstalt oder das Irrenhaus sie von verzweiflungsvoller Selbstqual erlöst oder vielmehr eine Unschuldige für die gedoppelten Sünden der Erziehung und Vererbung büßen läßt.

Und die Söhne! Mit Grauen sieht manche Mutter den hoffnungsvollen Sohn in das Leben hinausziehen. Sie muß sich darauf gefaßt machen, daß er ihr eines Tages als der Schatten seiner selbst, siech an Leib und Seele oder voll cynischer Menschenverachtung, ein sittliches Wrack heimkehre, und läßt das zu und lebt in all dieser Angst, nur weil sie sich nicht so weit aufraffen konnte, ihres Herzens Liebling ein Wort der Wahrheit und der Warnung mit auf den Weg zu geben. Das bedeutet kein Hinabsteigen in den Schmutz, sowie es keinen Verzicht auf die Liebe und Achtung des Sohnes bedeutet. Nein, in der rechten Weise und am rechten Ort gesprochen, wird es ein ganz neues Band zwischen Eltern und Kind knüpfen. Zu der ehrfurchtsvollen Liebe, die den Eltern geschuldet ist, wird das Gefühl herzlichen Verstehens von Mensch zu Mensch, wird jene Freundschaft engster und unvergleichlichster, weil selbstlosester Art treten, auf der das einzig richtige und wünschenswerte Verhältnis zwischen Eltern und erwachsenen Kindern sich aufbauen soll. Der Vater, die Mutter, die besten Freunde des Sohnes und der Tochter, zu

Digitized by Google

denen sie in allen Nöten kommen, mit denen sie enge Bande geistiger und gemütlicher Art verknüpfen und eine gegenseitige Hochachtung: so ist es gut und so sollte es überall sein.

Jedenfalls aber ist es nicht angängig, die Kinder auf geschlechtlichem Gebiet ihre ersten Erfahrungen ungewarnt machen zu lassen, hier wo als Preis der schlimmen Erfahrung manchmal Glück und Gesundheit des Lebens, allemal aber die Reinheit des Herzens gezahlt werden muß. Ich meine, wer nur einen Augenblick ernsthaft über das nachdenkt, was hier auf dem Spiele steht, der kann nicht länger an der Verpflichtung zur Aufklärung zweifeln, gleichviel ob er sich zu der eigentlich so selbstverständlichen Auffassung durchgerungen hat, daß hier, richtig betrachtet, gar nichts zu verbergen oder zu beschönigen ist, sondern daß es sich um eine natürliche Einführung in Natürliches handle, oder ob er sich von der alten Vorstellung der Erbsünde noch nicht befreit hat.

Bis jetzt haben wir stillschweigend vorausgesetzt, daß die grundlegende Unterweisung in geschlechtlichen Dingen vom Haus auszugehen habe. Nichts scheint selbstverständlicher als das. Wer sollte geeigneter sein, das Kind in das Mysterium des Lebens einzuführen, als die ihm das Leben gab, die mit liebevoller Hand seine Schritte leitete, seinem Denken und Fühlen die bunte Welt erschloß und es mit einer Liebe umfängt, so innig und so groß, wie sie sonst nicht wieder vorkommt? In der Tat, sie sollte die einzige sein, die, mit dem feinen Takt des Mutterherzens ausgerüstet, auch das Unsagbare zu sagen weiß. Aber hier ist leider eine gewaltige Einschränkung zu machen. So vielen Müttern fehlt es an dem sicheren Herzenstakt, der hier unerläßliche Voraussetzung ist. Viele andere hält die falsche Scheu zurück und die liebenswürdige Täuschung, daß gerade ihre Kinder unberührt geblieben seien und bleiben würden und darum frühzeitiger Aufklärung nicht bedürften. Und wieder andre gibt es, Väter und Mütter, die das Leben stumpf und müde gemacht hat. Sie sind froh, wenn es ihnen wenigstens möglich ist, für das materielle Wohl der Kinder zu sorgen, während ihnen jede Möglichkeit fehlt, das Gemütsleben ihrer Kinder kennen zu lernen oder gar es zu beobachten und zu leiten.

Und weitere Gründe drängen sich auf, die die Erwägung nahe legen, daß ein anderer Faktor aufklärend neben dem Hause und an Stelle des Hauses wirken müsse. Da wachsen Millionen

Digitized by Google

von Kindern in Verhältnissen auf, die sie schon in früher Jugend mit Dingen und Vorgängen bekannt machen, die ihnen überhaupt, ganz gewiß aber in der gegebenen Form hätten fremd bleiben müssen. In engen und überfüllten Wohnungen zusammengepfercht, oder frühzeitig dem Erwerb der Straße oder des Wirtshauses ausgeliefert, wird jede Scheu und ebenso jenes heilige Schamgefühl, von dem oben die Rede war, schon im Keim in ihnen ertötet. Das ist nicht ihre Schuld und nicht die ihrer Eltern, aber es ist ihr Verhängnis. Und wie eine umfassende Wohnungsreform und das Verbot der gewerblichen Kinderarbeit die dringendste Pflicht der Gesellschaft ist, so auch ist es ihre Pflicht, jenen unvermeidbaren schlimmen Einflüssen an der Stelle entgegenzuarbeiten, die ohnedies das schöne Vorrecht hat, im Verein mit den Eltern dem Kinde die besten Lebenswerte zugänglich zu machen.

Neben das Haus muß die Schule treten. Ihr fällt die Aufgabe zu, neben der sittlichen Anleitung und Vertiefung, die ihr ganzes Wirken charakterisieren und durchdringen soll, auch die materielle Seite der Aufklärung über die geschlechtlichen Vorgänge in ihren Lehrplan aufzunehmen. Auf welcher Stufe des Unterrichts und wie das im einzelnen zu geschehen habe, ist den Fachleuten zu überlassen. Grundregel muß nur auch hier sein, das Natürliche in natürlicher, d. i. unauffälliger Form zu vermitteln. Der naturkundliche Unterricht bietet so manchen ungezwungenen Anknüpfungspunkt, dessen sich der rechte Pädagoge in feinfühliger Weise bedienen kann. Bei der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers, die in allen unsern Schulen vorgetragen wird, kann man ebenso ruhig und unbefangen wie von allem anderen auch von der geschlechtlichen Funktion und ihren Organen reden. Mit Ihering*) sollte sich jeder Lehrer sagen: „Der Gegensatz der Geschlechter ist eine Tatsache der Natur, ganz so wie jede andere, wie Alter und Jugend, Leben und Tod; warum sollten wir diese Tatsache nicht ebenso unbefangen besprechen wie alle anderen?“ Aber ebenso sollten die Erzieher sich ein anderes Wort des gleichen Autors gegenwärtig halten, der, indem er von der sittlichen Erziehungspflicht der Eltern, Lehrer und Erzieher redet, ausführt:**) „Lascive Reden in ihrem Munde sind geradezu frevelhaft, ein Gift, das sie in die Seele

*) A. a. O. S. 467.
**) A. a. O. S. 477.

Digitized by Google

des Kindes träufeln, — ein moralischer Giftmord." — Darum darf die Unterweisung nicht in der Form breiter behaglicher Schlüpfrigkeit gegeben werden und nicht so aufdringlich, wie das bei Gelegenheit des jüngsten Wiesbadener Kongresses des Bundes deutscher Frauenvereine von einer Seite ausgesprochen wurde, die da verlangte, man solle durch Sonderabbildungen und Demonstrationen dem Verständnis zu Hilfe kommen. Nein, der feine Takt des echten Pädagogen muß und wird hier schon Wege finden, das Notwendige einfach und vor allen Dingen in reiner Form vorzutragen. Hier gerade, wo so manches Vorurteil zu überwinden, so manche schiefe oder haltlose Vorstellung gerade zu richten, zu stützen oder je nachdem zu entwurzeln ist, kann sich der Pädagoge als Mensch von echtem Schrot und Korn bewähren.

In Wiesbaden ist, und zwar gerade aus Lehrerkreisen, verschiedentlich der Zweifel daran zum Ausdruck gebracht worden, ob die Lehrerschaft heute schon dieser Aufgabe gewachsen sein würde. Man hat eingewandt, daß die Lehrer auch nur Menschen und nicht alle sittlich hervorragende Charaktere seien, daß insbesondere die Lehrerinnen, die vielfach dem eigentlichen Leben mit seinen Wirren und Kümmernissen verhältnismäßig fremd und just den sittlichen Klippen auf geschlechtlichem Gebiet unwissend gegenüberstehen, kein rechtes Verhältnis zu dieser neuen Verpflichtung zu gewinnen wüßten und darum die Aufklärung ausschließlich Sache des Hauses sei. Dabei ist eines höchst beachtenswert. Die Notwendigkeit der Unterweisung ist von keiner Seite bestritten worden. Das ist ein großer Fortschritt im Vergleich zu der Auffassung von ehedem, die nicht einmal eine Diskussion, geschweige denn eine so präzise und sympathische Stellungnahme zu dem Gegenstand gestattet hätte. Und dies einmal zugegeben, wird es auch nicht schwer sein, darzutun, daß die Lehrerschaft, deren Verpflichtung nach dieser Richtung wir glauben nachgewiesen zu haben, auch der geeignete Faktor ist, und daß er da, wo die Eignung nicht ausreicht, das Fehlende ergänzen muß. Man bedenke: alle stimmen darin überein, diese schwere Aufgabe auf die Schultern der Mütter, dieser meist gar nicht für ihren Mutterberuf vorgebildeten und häufig verbildeten Mütter zu legen. Das heißt doch wahrlich, das Pferd beim Schwanz aufzäumen, denn wenn wir auch alle darin einig sind, daß es nicht Wünschenswerteres geben könne und auch für unsre Zwecke nichts Besseres als Mütter, hochsinnig, durchgebildet und feinfühlig genug, ihren Kindern hier die ersten und entscheidenden Führer und Berater zu sein, so

Digitized by Google

dürfen wir auf der anderen Seite nicht verkennen, daß die Gegenwart dem nicht entspricht und daß wir im allergünstigsten Fall vielleicht hoffen dürfen, daß die, die heute Kinder sind, so geführt und erzogen werden, daß die nächste Generation von Müttern dieser ihrer schönsten und heiligsten Pflicht genügen kann.

Wer aber, so frage ich, soll hier führen und erziehen, soll die heranwachsende Generation würdig vorbereiten, wenn nicht jene, die Neigung und Befähigung dem Beruf des Erziehers zugeführt haben? Und wer sollte besser dazu geeignet sein als die, in deren Studienplan heute schon die pädagogische Psychologie, die die sexuelle Psychologie mit zu behandeln verpflichtet sein sollte, einen breiten Raum einnimmt, die also zum guten Teil schon alle die wissenschaftlichen und psychischen Voraussetzungen mitbringen, deren es hier bedarf? Oder von denen wir solche mindestens eher erwarten und verlangen dürfen, als von den Eltern selbst. Und wenn es vorkommen kann, daß ein vorhandenes Unvermögen auch beim Lehrer nicht zu überwinden ist, so wird man eben diese einzelne Lehrkraft zu dem fraglichen Unterricht nicht verwenden. Und gesetzt selbst, daß dieses Vorkommnis bei der jetzigen Lehrergeneration sich häufe: in wenig Jahren kann eine neue, in unsrem Sinne besser vorgebildete auf dem Plane sein und diesen Zweig des erziehlichen Unterrichts übernehmen. Hier ist die Möglichkeit wie die Notwendigkeit gegeben, den Wirkungskreis des Lehrers beträchtlich zu erweitern. Darum dürfen aber auch die Lehrer selbst sich nicht dem entziehen wollen, sondern sie müssen alles daran setzen, dieser neuen und schweren, aber so unendlich segensreichen Aufgabe gerecht zu werden.

Freilich (und das soll, wenn es auch nicht unmittelbar hierher gehört, ganz besonders betont werden) müßten dann Lehrer und Schulleiter wesentlich entlastet und ihnen auf der Stufenleiter der öffentlichen Funktionäre die höchste Stelle angewiesen werden. Solange es noch vorkommen kann, daß ein Lehrer oder eine Lehrerin 70 bis 130 und mehr Kinder zu unterrichten hat, solange die Schulleiter noch ihre eigenen Sekretäre sein und jede untergeordnete Schreib- und Handlangerarbeit selbst machen müssen, solange endlich, wie der Fall Trakehnen zeigt, der Lehrer es sich gefallen lassen muß, noch hinter den Pferden zu rangieren, solange ist weder so viel Initiative noch so viel Verständnis und Hingabe vom Lehrerstand zu erwarten oder zu verlangen, als für unsere Aufgabe erforderlich ist.

Das mögen sich alle gesagt sein lassen, die es angeht. Und

Digitized by Google

sie alle, Regierung, Lehrer, Eltern mögen sich erfüllen mit der ganzen Schwere und der ganzen Tragweite dessen, was hier auf dem Spiele steht. Denn bei der geschlechtlichen Aufklärung der Jugend handelt es sich nicht um ein Ding, das man tun oder auch lassen kann, nicht um eine Erwägung der Opportunität, sondern um die Gesundheit, Kraft, sittliche Schönheit und Widerstandsfähigkeit des Volksganzen. Nur von der Jugend ist ihre Erhaltung und Erhöhung zu erhoffen. Unsre Pflicht ist es daher, diese unsre Jugend, die die Hoffnung unsrer Zukunft ist, mit der ganzen Klarheit und Wahrheit unsrer neuen Auffassung zu erfüllen und sie zu entlasten von dem Gefühl der Schuld und Sünde, das der Wahnglaube und die Torheit vieler Jahrhunderte auf uns gehäuft haben. Im reinen Lichte einer geläuterten Wahrheit, in der Erkenntnis, daß Geistiges und Sinnliches die zusammengehörigen Pfeiler des menschlichen Daseins, der Menschennatur sind, soll unsre Jugend heranwachsen.

In der Menschheit wohnt eine tiefe und unauslöschliche Sehnsucht nach der Höhe und dem Lichte. In Sagen und Mythen hat diese Sehnsucht Form und Gestalt gewonnen und alle Religionen harren des Mittlers, des messianischen Boten der Höhe. Auch wir suchen den Messias. Auch unsre Sehnsucht nimmt den Flug zur Höhe. Aber unser Mittler ist erdgeboren: Es ist der Mensch, der sich selbst erlösen soll vom Wahn der Sünde und vom Makel der Schuld.*)

Die technische Ausbildung von Offizieren.

Von Bahn, Generalmajor a. D.

Die moderne Kriegsführung bedient sich zur Erreichung ihres Zweckes: möglichst schnelle und völlige Niederwerfung des Gegners, aller Hilfsmittel der Technik, welche geeignet sind, diesen Zweck zu fördern. Die Fortschritte der Technik auf allen hierzu

*) Vergl. die Anmerkung oben S. 429. D. H.

Digitized by Google

in Frage kommenden Gebieten sind im letzten halben Jahrhundert nicht nur sehr schnelle, sondern auch sehr umfangreiche gewesen. Die Erfindung, Gewehrläufe aus geschmiedetem Stahl herzustellen und große Stahlblöcke aus Tiegeln zu gießen und homogen durchzuschmieden, hat von den glatten Vorderladerwaffen zu den gezogenen Hinterladern und zu großen Geschützkalibern in künstlicher Metallkonstruktion geführt. Die feineren Waffen erfordern peinlich genaue Arbeit und bessere und haltbare Munition. Die Vollkugeln und die konzentrischen oder exzentrischen Hohlkugeln aus Gußeisen haben Langgeschossen aus bestem gezogenen Stahl Platz gemacht, die eine Länge bis zu $1^1/_4$ m und ein Gewicht bis zu 9 Zentnern haben. An Stelle des Schwarzpulvers, dem mechanischen Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel sind als Treibmittel auf chemischem Wege hergestellte rauchlose Pulver — Nitrozellulose und Nitroglyzerine — und als Sprengmittel noch andere stärker wirkende chemische Präparate getreten. Die alten hölzernen Säulenzünder, welche mit der Handsäge auf Länge geschnitten wurden, sind durch kunstvolle Doppelzünder, die sowohl als Zeit-, wie als Aufschlagzünder wirken, ersetzt worden. Die Beweglichkeit der Truppen im Gefecht ist erheblich gesteigert, und ihr die Manövrierfähigkeit der Artillerie durch mehr und mehr verbessertes Verhältnis zwischen Arbeitsleistung und Gewicht des Geschützes angepaßt worden. Auch bei den Geschützen für den Festungs- und Seekrieg wird dieses Verhältnis immer mehr verbessert, um den gesteigerten Ansprüchen an Geschoßwirkung ohne übermäßige Vermehrung der Gewichte von Rohr und Lafette entsprechen zu können. Schon jetzt sind hydraulische und elektrische Motoren erforderlich, um Panzertürme und gepanzerte Geschütze zu drehen, die Rohre zu heben und zu senken, die Munition heranzuschaffen und das Geschütz zu laden. Alle Hilfsmittel der Optik werden benutzt zum Suchen des Zieles, zum Schätzen der Entfernung und zum Richten der Waffen. Elektrisch beleuchtete Korne und elektrische Abfeuerungen begünstigen das Richten bei Nacht und das schnelle Abfeuern der Geschütze beim Schießen gegen schnell bewegliche Ziele.

Die größere Schußweite der Geschütze und die gesteigerte Geschoßwirkung haben eine völlige Umwälzung im Festungsbau und die Verwendung von Panzertürmen und Panzern jeder Art verursacht.

Die Eisenbahnen sind das unentbehrlichste Hilfsmittel der Heere geworden. Ihr Besitz und ihre ungehinderte Benutzung

Digitized by Google

sind von entscheidender Wirkung für die Maßnahmen der Heeresleitungen. Deshalb spielt auch die Zerstörung und die Wiederherstellung von Eisenbahnen eine große Rolle im Kriege. Es müssen Festungen und Forts, die noch im Besitz des Feindes sind, und zerstörte Tunnels durch schnell gestreckte Eisenbahnen umgangen, zerstörte Tunnels und Brücken müssen provisorisch wiederhergestellt, das bestehende Eisenbahnnetz muß betrieben und für die besonderen Verhältnisse ergänzt, und Feldbahnen zum Heranschaffen von Proviant, Munition und Gerät aller Art geschaffen werden.

An Stelle des Wagentransportes treten neuerdings Selbstfahrer, um auch hierdurch die Leistungsfähigkeit mit möglichst geringem Kraftaufwand zu steigern.

Zur schnellen Nachrichten- und Befehlsübermittelung sind Telegraphen und Fernsprecher unentbehrlich geworden. Die Feuerleitung der Positionsbatterie bedient sich des Fernsprechers mit dem Beobachter. Es müssen zerstörte Telegraphen und Fernsprechleitungen wiederhergestellt, die Stationen vorhandener Leitungen besetzt, telegraphische und Fernsprech-Mitteilungen des Feindes abgefangen, und Feldtelegraphen und Fernsprechleitungen gelegt werden. Die drahtlose oder Funkentelegraphie, die an den Küsten und auf den Schiffen schon jetzt eingerichtet ist, wird in Zukunft auch zwischen den befestigten Plätzen zur Nachrichtenübermittelung verwendet werden.

Elektrische Scheinwerfer werden zur Beleuchtung und zum Absuchen des Terrains, das freie oder gefesselte Luftschiff wird zur Nachrichtenübermittelung und zur Beobachtung verwendet. Nach Herstellung eines zuverlässigen lenkbaren Luftschiffes wird gestrebt.

Damit ist in großen Zügen angedeutet, in welchem Maße die Fortschritte der Technik für den Krieg nutzbar gemacht und welche technischen Gebiete für die Heeresverwaltung von Interesse sind.

Diese vielseitigen und umfangreichen technischen Aufgaben müssen teils schon im Frieden laufend erfüllt werden, wie die Konstruktion, Herstellung und Abnahme des Kriegsmaterials, die Prüfung aller technischen Fortschritte in Bezug auf ihre Verwendung für den Krieg und die selbständige Fortentwickelung aller technischen Einrichtungen des Heeres; teils müssen sie aber unter Berücksichtigung der Verhältnisse auf den einzelnen Kriegstheatern im Frieden vorbereitet und eingeübt werden. In dieser Beziehung

Digitized by Google

sagt z. B. General v. Stosch in seinen Denkwürdigkeiten auf Grund seiner Erfahrungen bei der Armee von 70/71: „Vor allem muß der Eisenbahnbetrieb in schärfere militärische Organisation gebracht werden und zwar schon im Frieden".

Zu alle dem gehören auf den verschiedenen technischen Gebieten fachmännisch ausgebildete Offiziere. Für die Konstruktion, Herstellung und Abnahme des Kriegsmaterials sind zur Verwendung in den militärischen Fabriken (die 3 Gewehrfabriken, die Munitionsfabrik das Artillerie-Konstruktions-Bureau, die 4 Artillerie-Werkstätten, die Geschützgießerei, die Geschoßfabrik, die beiden Feuerwerks-Laboratorien und die beiden Pulverfabriken) Offiziere erforderlich, welche im Maschinen-Ingenieur-Wesen, insbesondere im allgemeinen Maschinenbau und in Elektrotechnik ausgebildet sind. So wünschenswert es auch sein würde, einzelne Offiziere zur Verwendung bei der Geschützgießerei und der Geschoßfabrik als Hütteningenieure bezw. für die Pulverfabriken als technische Chemiker ausbilden zu lassen, so verbietet sich dies dadurch, daß die Offiziere während ihrer ganzen Dienstlaufbahn nicht einseitig in einem Fach verwendet werden können. Für die Offiziere des Ingenieur-Korps und der Eisenbahntruppen nebst Militärbahn und Betriebsabteilung ist die Ausbildung als Bau-Ingenieur und für letztere noch im Eisenbahnmaschinenbau erforderlich. Die Offiziere der 3 Telegraphen-Bataillone bedürfen der Ausbildung in der Elektrotechnik. Ein besonderes Lehrfach für die Luftschiffahrt ist auf den technischen Hochschulen z. Zt. noch nicht vorhanden. Doch bietet die Fülle der verschiedenen Vorlesungen an diesen Hochschulen die Möglichkeit für Offiziere des Luftschifferbataillons die für notwendig erachteten Vorlesungen, wie Physik, Chemie, Meteorologie, Maschinenelemente u. dergl. m. zusammenzustellen.

Die Studienpläne für Bau-Ingenieure und Maschinen-Ingenieur-Wesen, welch' letztere sich im 4. Jahrgang in solche für Allgemeinen Maschinenbau, Eisenbahnmaschinenbau und Elektrotechnik teilen, sind sehr vielseitig und umfangreich, damit die Studierenden die wissenschaftliche Grundlage erwerben können, um sich später in der Praxis je nach Neigung und Verhältnisse diesem oder jenem Sonderfach ihres Berufes widmen zu können. Für die Offiziere ist dieses Sonderfach des späteren Berufes innerhalb der oben angegebenen Kategorien von vornherein bestimmt, so daß die Studien- und Stundenpläne für die Offiziere unter Berücksichtigung ihrer späteren Verwendung aufgestellt werden können.

Digitized by Google

Die fachtechnische Ausbildung der Offiziere muß gleichwertig sein mit der der Zivilingenieure, denn eine solche gleichwertige Ausbildung, die durch den gleichen Studiengang und gleiche Prüfungen als solche anerkannt ist, hebt das technische Offizierkorps, kommt dem Dienst zu gute, und erleichtert dem Offizier die Wahl eines Berufes, wenn ihn die Wechselfälle der Offizierlaufbahn dazu zwingen sollten.

Eine völlig gleichwertige Ausbildung kann aber nur auf einer allgemeinen technischen Hochschule erworben werden. Einer besonderen militär-technischen Hochschule würde sehr bald die Gleichwertigkeit in der technischen Ausbildung mit den allgemeinen technischen Hochschulen abgesprochen werden, wie dies auch mit dem Kadettenkorps gegenüber den Realgymnasien, mit welchen es nach seinem Lehrplan gleichwertig sein soll, schon geschehen ist. Es würde auch kaum zu vermeiden sein, daß der Unterricht in dem Bestreben, eine möglichst intensive Belehrung ausschließlich für militärische Zwecke zu fördern, einseitig wird und der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung verlustig geht. Die für die Ausbildung der Offiziere in erster Linie in Frage kommende Berliner technische Hochschule hat die denkbar besten Lehrkräfte, Autoritäten auf allen Gebieten technischen Wissens. Daß diese geneigt sein sollten, neben ihren Vorlesungen auf der technischen Hochschule noch solche auf der militär-technischen Hochschule und manchmal nur für wenige Hörer zu halten, ist kaum zu erwarten. Diese Anstalt besitzt ferner reichhaltige Sammlungen aller Art, reich ausgestattete chemische, elektrotechnische und Maschinenlaboratorien, physikalische Kabinetts nebst zweckmäßigen Arbeitsräumen für die Studierenden, und eine mechanisch-technische Versuchsanstalt, Einrichtungen, wie sie in so vollkommener und mustergültiger Weise für eine militär-technische Hochschule überhaupt nicht geschaffen werden können. Die Beziehungen der Offiziere zu ihren Lehrern haben in vielen Fällen die Studienzeit überdauert, so daß in manchen schwierigen Fragen der Militärverwaltung der Rat und die Erfahrungen jener Autoritäten zu Nutzen gekommen ist. Die Studienpläne für die oben bezeichneten verschiedenen Verwendungszwecke der Offiziere sind, insbesondere im letzten Studienjahr, so verschieden, daß eine getrennte Ausbildung erfolgen muß. Die geringe Anzahl von Offizieren, welche überhaupt eine technische Hochschule besuchen, teilt sich dann so, daß manche Vorlesungen nur von einzelnen Offizieren besucht werden können. Von den technischen Instituten der Artillerie z. B. befinden sich z. Zt.

Digitized by Google

nur immer je 2 Offiziere in jedem Lehrgang, so daß für diese allein, zu welchem hin und wieder noch ein Offizier für die technischen Institute der Infanterie hinzutritt, die Vorlesungen im allgemeinen Maschinenbaufach gehalten werden müßten. Für 2 oder 3 Offiziere können aber besondere Vorlesungen nicht gehalten werden. Lediglich zur Vermeidung einer solchen Zersplitterung der Hörer den Unterricht zu uniformieren und alle Offiziere ohne Rücksicht auf ihre spätere Verwendung in den Fabriken oder bei den Eisenbahntruppen u. s. w. die gleichen Vorlesungen besuchen zu lassen, würde die Sache schwer schädigen. Der Umstand, daß die Zahl der zu kommandierenden Offiziere für eine technische Hochschule zu groß werden könnte, und durch eine militärische Aufsicht über die Offiziere der Zweck vielleicht vollkommener erreicht werden würde, fällt den mannigfachen Nachteilen einer besonderen Hochschule gegenüber nicht ins Gewicht.

Die Zahl der zur technischen Hochschule kommandierten Offiziere beträgt z. Zt. 30 und zwar je 6 von der Infanterie bez. den Jägern, der Artillerie und dem Ingenieurkorps, 9 von den 3 Eisenbahnregimentern und 3 von den 3 Telegraphenbataillonen. Wenn es beabsichtigt würde, mit der Zeit bei den militärischen Fabriken und den technischen Truppenteilen nur Offiziere zu verwenden, welche eine technische Hochschule besucht haben, so müßte der jährliche Abgang von Offizieren von diesen Truppenteilen und Fabriken durch einen gleich großen jährlichen Zugang von der technischen Hochschule ersetzt werden. Nun sind im Jahre 1900/1901 29 solcher Offiziere gänzlich ausgeschieden oder zu anderen, nicht technischen Truppenteilen versetzt worden. Diese letzteren können bei der Bedarfsberechnung nicht mit in Ansatz gebracht werden, da ihr Können und Wissen dem Heere ja erhalten bleibt, und sie jederzeit wieder zu den technischen Truppenteilen zurückversetzt werden können. Außerdem ist es nicht wünschenswert, daß alle Offiziere jener Truppen und Fabriken bereits die technische Hochschule besucht haben. Im Gegenteil ist eine längere praktische Tätigkeit bei den technischen Truppen und Fabriken von außerordentlichem Nutzen für die theoretische Ausbildung auf der Hochschule. Für Offiziere ist diese praktische Vorbereitung um so notwendiger, als ihnen die ganze Materie vielfach sehr fern liegt.

Der zeitige jährliche Bedarf kann danach vielleicht auf 25 geschätzt werden. Das würde bei dreijährigem Studium, welches für die Offiziere in Anlehnung an den früheren dreijährigen Lehr-

Digitized by Google

plan der Berliner Gewerbeakademie noch heute vorgesehen ist, 75 und bei vierjährigem Studium, welches im Interesse völlig gleichwerter Ausbildung wünschenswert wäre, 100 Offiziere geben. Die Besuchsziffer der Berliner Hochschule betrug im Winterhalbjahr 1901/1902 4811, im Sommerhalbjahr 1902 4247, d. s. auf je 100 Hörer 1,5 bezw. 2,1 und 1,7 bezw. 2,3 Offiziere. Werden indessen nur die Studierenden des Bau- und Maschinen-Ingenieurwesens in Rechnung gezogen, so erhöhen sich die Verhältniszahlen auf 3,2 bezw. 4,3 und 3,6 bezw. 4,7. Ob man hiernach die Kommandierung von 75 bezw. 100 Offizieren zu einer technischen Hochschule als unzulässig hoch bezeichnen will, hängt schließlich von dem Gesichtspunkt ab, unter welchem man dieses Verhältnis betrachtet. Nötigenfalls könnten die Offiziere auf mehrere Hochschulen verteilt werden. Abgesehen von München, Stuttgart und Dresden stehen dazu die technischen Hochschulen in Aachen, Braunschweig, Darmstadt, Hannover, Karlsruhe, später noch Danzig und Breslau zur Verfügung.

Eine militärische Aufsicht über den Besuch der Vorlesungen seitens der Offiziere, wie auf der Artillerie- und Ingenieurschule, ist allerdings auf einer technischen Hochschule untunlich. Eine solche Aufsicht kann wohl innerhalb gewisser Grenzen einen regelmäßigen und pünktlichen Besuch der Vorlesungen erreichen, nicht aber, daß die Hörer auch mit solcher geistigen Frische in die Vorlesungen kommen, daß sie denselben mit Nutzen folgen können. Darauf kommt es aber allein an, und dies kann einzig und allein die Persönlichkeit, der Charakter der Kommandierten gewährleisten. Wenn nur ältere Offiziere — Oberleutnants kommandiert werden, die schon durch eine längere militärische Dienstzeit an genauste Pflichterfüllung gewöhnt sind, und sich in strenger Selbstzucht zu gefestigten und reifen Charakteren gebildet haben, so wird eine Beaufsichtigung entbehrlich sein. Auf der Kriegs-Akademie werden anerkannt vorzügliche Erfolge erzielt. Diese werden gewiß nicht durch militärische Aufsicht, sondern durch den Ehrgeiz strebsamer Offiziere gewonnen, die Hohes erreichen wollen. Zu den höchsten Stellen im Heere geht es fast ausschließlich durch den Generalstab und in diesem, wie auch im Kriegsministerium genießen die Offiziere einen beträchtlichen Vorzug in der Beförderung. Wenn auch nur verhältnismäßig wenige für den Generalstab erwählt werden, so werden doch die übrigen Offiziere, welche die Kriegsakademie mit Erfolg besucht haben, in bevorzugten Stellen, z. B. als Adjutanten der höheren Stäbe, als Lehrer an Kriegsschulen

Digitized by Google

und dem Kadettenkorps u. dergl. m. verwendet, wodurch vielfach ebenfalls ein kleiner Vorteil in der Beförderung erlangt wird. Darum ist auch der Andrang zur Kriegsakademie ein so überaus starker, daß unter den Bewerbern nur die fähigsten, kenntnisreichsten und nach ihrem Charakter die geeignetsten Offiziere ausgewählt werden können. Um dazu zu gehören, bedarf es schon vor Ablegung der Prüfung zur Kriegsakademie ernsten Strebens und gründlicher Vorbereitung. Also schon hier beginnt der Wetteifer unter den Offizieren. Was aber auf der Kriegsakademie möglich ist, kann mit denselben Mitteln auch auf der technischen Hochschule erreicht werden. Wenn es zur Gepflogenheit wird, daß die höchsten technischen Stellen im Laufe der Zeit nur mit Offizieren besetzt werden, die mit ganz besonders gutem Erfolg eine technische Hochschule besucht und in der späteren praktischen Verwendung sich hervorgetan haben, und daß für alle Regiments- und Bataillonskommandeurstellen der technischen Truppen und der Fabriken und für Adjutanten der höheren technischen Stäbe diejenigen Offiziere bevorzugt werden, welche sich gute Kenntnisse auf der Hochschule erworben haben, und wenn ferner diesen Offizieren die nämlichen Vorteile in der Beförderung gewährt werden, wie den Kriegsakademikern, so wird der Andrang von Offizieren zum Besuch der technischen Hochschule groß genug werden, um ebenso, wie zur Kriegs-Akademie eine sehr sorgfältige Auswahl treffen zu können. Diese muß ebenfalls von der Ablegung einer Prüfung abhängig gemacht werden, welche so wie so erforderlich ist, um die Befähigung und die Vorkenntnisse der Anwärter für die technischen Wissenschaften festzustellen. An geeigneten Persönlichkeiten zur Stellung der Aufgaben und zur Beurteilung der Arbeiten fehlt es der Militärverwaltung nicht. Um die Prüfung und die Ausbildung einheitlich zu gestalten, könnte das ganze Ausbildungswesen in die Hand eines höheren Offiziers, des Inspekteurs für die Verkehrstruppen oder des Feldzeugmeisters gelegt werden.

Um den Offizieren, die auf der technischen Hochschule besondere Befähigung für die Technik und gute Leistungen bewiesen haben, bevorzugte Stellen und Vorteile in der Beförderung zu gewähren, muß beides durch einwandfreie Prüfungen festgestellt werden, wie dies auch auf der Kriegsakademie geschieht. Im Laufe der 60 Jahre, seitdem Offiziere die Gewerbeakademie bezw. die technische Hochschule besuchen, sind Prüfungen der verschiedensten Art vorgenommen worden, die aber alle nicht dem

Digitized by Google

Zweck entsprachen, weil sie anders waren, als die auf diesen Lehranstalten vorgeschriebenen. Es steht aber kaum etwas entgegen, daß die Offiziere sich diesen letzteren unterwerfen. Gefordert wird die Ablegung der Diplomvorprüfung nach zweijährigem Studium und der Hauptprüfung. Bedingung für die Zulassung zur Diplomprüfung ist, daß die Offiziere nicht mehr als Hospitanten, sondern als Studierende die technische Hochschule besuchen. Die dazu geforderte wissenschaftliche Vorbildung — Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums, oder eines Realgymnasiums (Realschule I. Ordnung) bezw. einer Oberrealschule (Gewerbeschule mit neunjährigem Kursus und zwei fremden Sprachen) — haben die Offiziere mit wenigen Ausnahmen. Für die Prüfung selbst ist vorgeschrieben:

1. Die Vorlage von Studienarbeiten, welche mit eidesstattlicher Versicherung selbständiger und eigenhändiger Anfertigung oder mit der Bescheinigung des Lehrers versehen sein müssen, sofern sie unter dessen Leitung entstanden sind.

2. Experimentelle und schriftliche Arbeiten unter Klausur.

3. Bearbeitung größerer Aufgaben innerhalb dreier Monate unter eidesstattlicher Versicherung.

4. Mündliche Prüfungen.

Bei letzteren würde die Anwesenheit des militärischen Vorgesetzten erwünscht sein, damit sich derselbe persönlich über die Fähigkeiten und Leistungen der Offiziere überzeugen kann. Dem steht nichts entgegen, wenn die Offiziere gemeinsam der Prüfung unterzogen würden.

Allen diesen Forderungen werden sich die Offiziere ohne weiteres unterwerfen können. Dann erwerben sie sich ein vollwertiges Diplom. Handelt es sich um die Ausstellung eines solchen, welches den Inhaber zur Promotion zum Doktor Ing. berechtigt, so werden die Dozenten selbstverständlich bei Offizieren, wie Studenten den gleichen Maßstab bei der Prüfung anlegen.

Durch solche Ausbildung erhält das Heer eine Anzahl theoretisch tüchtig ausgebildeter technischer Offiziere, und das technische Wissen und Können im Heere wird nicht nur verbreitert, sondern auch vertieft. Offiziere, welche auf technischem Gebiete im Heere Hervorragendes leisten, werden nicht weniger verdienstvoll sein und anerkannt werden, als diejenigen, welche sich auf dem Gebiete der Kriegswissenschaften auszeichnen.

Digitized by Google

Naturforschung und Optimismus.

Von Wilhelm Bölsche.

Über mir ragen die schwarzen Zinnen einer gewaltigen alten Schloßruine. Durch eine Lücke im zerfallenden Gemäuer hängt ein schräger grauer Sonnenstreifen in den Schatten hinein wie ein jahrtausendalter Wust Spinngewebe. Er deutet in den Schloßhof, der roh verwildert liegt. Grünes Kraut steht fast mannshoch in der ganzen Breite. Irgendwo tropft Wasser, tickend wie eine gespenstische Uhr, aus dem Spalt eines geborstenen Marmor-Brunnens.

Es ist Naturwerk, dieses Schloß. Seine Zinnen sind grotesk zerspaltene Granitzacken des Riesengebirges, und der Schloßhof ist der innerste Kessel der großen Schneegrube.

In uralten Tagen lag in dieser kraterartigen Höhlung unter der Kammmauer ein Ungetüm, das mit bleichen Augen in das Tal hinunterglotzte: der Gletscher. Mit seinen ungeschlachten Tatzen hat es die Blöcke dort herausgeschoben und cyklopisch wie eine Brustwehr getürmt, mit seinem schwerlastenden Leibe hat es den Grund ausgetieft zum gähnenden Kessel. Aber es ist ihm im Laufe der Zeiten ergangen wie dem fetten Lollus im Keller in Bechsteins Märchen: immer dünner und dünner ist es hingeschmolzen, immer magerer lag es zum Schluß in seinem viel zu weiten Felsennest. Heute weht nur noch ein leiser Schatten von ihm durch die Grube, ein unsichtbar körperloses Etwas, das als kellerhaft kalter Hauch am leeren Fleck noch einen letzten Kampf kämpft mit seiner furchtbarsten Feindin, der Sommersonne. Wenn die Ebene weithin in allen Farben des Frühlings prangt und selbst auf dem hohen Kamm die Anemonen blühen, dann liegt in dem altem Drachenkrater noch der Winterschnee zu zähen Lasten gehäuft. Aber zuletzt muß er doch weichen. Die Wendestunde, in der einst der Drache für immer der Sonne unterlag, wiederholt sich: die Sonne bezwingt auch den letzten Schneestreifen der Grube. Einmal, am Ende der Eiszeit, ist das entscheidend geschehen: einmal hat die Sommerwärme den ganzen Schnee weggetaut, während früher immer ein Rest überdauerte als Zutat zum nächsten Winter; damals ist das Ungeheuer des Gletschers ins Herz getroffen worden durch Baldurs Schwert.

Heute, da ich hier sitze, liegt die weite Landschaft am Kammesfuße eingesponnen in heißen Juli-Glast. Hier in der

Digitized by Google

Schneegrube hat gerade endlich der erste Frühling gesiegt. Noch stecken in den tiefsten Granitschründen auch jetzt ein paar letzte Schneeflecken, aber schon grau vom tauenden Zermürben. Lustige Quickwässerlein rinnen leise davon herab. An der Grenze aber vollzieht sich jenes liebliche Schauspiel des Frühlingssieges, das auf tauenden Alpenpässen die Freude des Wanderers ist: noch farblos weißliche oder gelbe Pflanzenspitzen, spargelhaft eingerollte Blätterknospen, durchbrechen mit eigener Kraft und Wärme die morsche Schneedecke, noch ehe sie sich gelüftet hat. So ringt sich an der Furka die zierliche violettblaue Soldanella sogar als geöffnetes Blütenglöckchen aus selbstgewärmten Schmelzlöchern des Lawinenschnees zum Staunen des Naturfreundes heraus.

Wo aber der Kesselgrund schon völlig frei ist, da erfüllt ihn ein wahrer lebendiger Schnee: halbmeterhoch ragen in weitem, schneeweißem Blumenteppich die wundervollen Dolden der seltenen narzissenblütigen Anemone, des „Berghähnleins" der Gebirgsleute. Auf jedem lichtgrünen Haupt-Stengel stehen etwa ein halbes Dutzend großer Einzelblüten ganz nach Narzissenart. Ein berauschender Honigduft liegt über der Wiese. Man kann über den ganzen Kamm wandern, ohne dieser köstlichen Blume zu begegnen, hier aber tritt sie plötzlich als Herrscherin auf, das schöne Sinnbild des Sonnensieges im alten Drachenbett.

Auf der Gletschermoräne selbst aber stehen niedrige, noch völlig blattlose Weidenbüsche im ersten goldenen Kätzchenschmuck, ein seltsam später Anblick für den, der aus dem Tal kommt, wo längst alle Blätter in schwerer grüner Sommerfülle rauschen.

Einsam und still ist es hier. Oben an den Zinnen erscheint ab und zu ein punkthaft kleines Zwerglein scharf vor dem Himmelsblau: einer aus dem endlos dort vorbeihastenden Fremdenstrom, der sich etwa näher an den schwindelnden Abhang gewagt. Hier herunter kommt in Tagen keiner, denn der kaum sichtbare Pfad ist noch heute ein wahrer Steg ins Drachennest, wie man ihn sich im Märchen träumt: Block um Block, wie ihn der Riese abgerollt und liegen gelassen, will übersprungen sein und dazwischen schiebt sich in jede Lücke noch viel unwegsameres Knieholz, schwarzgrüne Büschel wie struppige Gnomenköpfe, aber zäh, als sollte ein Schwimmer sich durch halbflüssiges Pech durchkämpfen.

Eisdrache und Sonnenkampf, weiße Blütensterne — und Mensch. Das alles ist Natur.

Digitized by Google

Immer vor solchem reinen Bilde bewegt mich der tiefe Widerspruch, der in unserer Zeit durch dieses Wort geht.

Ich denke an seinen wechselnden Klang in den Jahrhunderten. Da ist das Buch des Lukretius an der Wende vor Christus, im Abendrot der Antike, — von der „Natur der Dinge". Natur ist hier das Offenbarungswort, das Himmel und Erde öffnet, das magische Wort, das die „Dinge" bewegt. Dann kommt eine Zeit, da heißt Natur soviel wie Teufelsspuk. Auf einsamem Kreuzweg wird sie gesucht, wenn die Eulen schreien; mit Bluthandschrift muß seine Seele verschreiben, wer sie sehen will. Aber aus dem Munde eines Weisen auf dem Scheiterhaufen, des Nolaners Bruno, ringt sich das Wort: Gott-Natur. Dann kommen Rousseaus Tage, und ein Klang romantischer Wehmut, die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, zittert aus dem Wort. Der größte Dichter vom deutschen Stamme steht in seinem Garten vor dem Wunder eines grünen Blattes und wiederholt abermals das große: Gott-Natur. Und nun ist das Wort schon mit hineingerissen in die wilden Wogen des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Getöse ist plötzlich darin wie von einer ungeheuren stampfenden Maschine. Ein tausendstimmiger Jubelruf erschallt, Kränze wehen, — heisa, der Mensch sitzt hoch auf dieser Maschine, sie trägt ihn, er regiert sie. Seine Natur! Der Mensch Herr der Naturkräfte, Herr der Welt. Diese Hoffnung reißt empor wie ein Schwindel.

Aber die Vision wechselt jäh.

Der weiße Dampf der Lokomotive teilt sich und auf einmal liegt der Mensch unter der Maschine, ein zuckendes Haupt auf blutiger Schiene. Fühllos geht die Maschine über ihn fort. Und die sterbende Lippe stammelt „Gott-Natur" — es klingt aber wie eine Blasphemie.

Kein Wort in unserer Zeit wiegt so schwer wie dieses Wort Natur.

Alles drängt darauf, ringt, lechzt darnach. Dieser Begriff Natur hat die Sterne erobert, die Billionen von Meilen von uns abstehen, er hat den Menschen selber erobert, hat die Geschichte erobert, die Milchstraße ist ihm nur ein Zeichen, der Mensch eine Station, die Zukunft eine mathematische Gleichung.

Und doch ist vielleicht kein zweites Alltagswort unserer Tage so wenig geklärt, so verschleiert, so mißverstanden wie „Natur".

Auf ungezählten denkenden Menschen liegt es wie ein Tyrann. Sie wissen nicht, wie sie ihm entrinnen sollen, aber sie fluchen

Digitized by Google

ihm innerlich. Jeder Fortschritt der Naturforschung erscheint ihnen wie ein Schritt mehr zum Minotaurus hin, der sie in seiner Höhle zu Asche verbrennt. Was tut's, wen tröstet's, ob in diesem Minotaurus ganze Sonnensysteme mit uns sinnlos verpulvert werden. Je größer das Ungeheuer wird, es steigert sich nur seine Ungeheuerlichkeit. Man mag diesen Leuten von Doppelsternen und Marskanälen, von Urweltmeeren und dem Werdegang des Menschen selbst zwischen tollem Getier erzählen: das Gemüt hat immer nur das Gefühl, daß es selber dabei gefressen wird. Nun hat dieser Drache auch schon die Geschichte des Menschen. Wo wird er Halt machen? Alles packt er. Gibt es denn gar keine „Grenzen" dieses Verheerungszuges?

In mein Sinnen mischt sich wieder ein altes Bild. In einem verwitterten Büchlein fand ich unlängst Dokumente aus dem Leben des Naturforschers Konrad Gesner, des Meisters der Tierkunde im sechzehnten Jahrhundert.

Er war Zeit seines Lebens ein armes dürres Männlein, dieser Gesner, unsagbar fleißig, mit den großen Augen des Genies, aber vom Leben unerbittlich gedrückt. Doch eins drückte diese Seele nicht: Skrupel über den Natur-Begriff. Sie war nicht gerade besonders liebenswürdig gegen ihn im gewöhnlichen Sinne, diese Natur. Um ihn, den pflichttreuen Arzt, wütete die Pest. Mit 49 Jahren schon ist er selber ihr erlegen. Als sie, die er mannhaft bei anderen bekämpft, ihn endlich selber „hatte", da hat er sein Testament niedergeschrieben, das bis heute erhalten ist. Er hatte nicht über allzuviel Glücksgüter zu verfügen. Nur eine Rente von hundert Gulden kann er stiften, daraus sollen jährlich zwei ärmste Kinder gekleidet werden. Aber seinem Geschlecht läßt er eine andere Aufgabe vergeistigterer Art. Je einmal im Jahr soll die Familie sich in allen ihren Gliedern zu einem frohen Liebesmahl vereinigen. Ein goldener Becher soll dabei kreisen, den er mit dem Testament übergibt. „Sonderlich" sollen daraus die trinken, „welche etwas Zwytrachts miteinander gehabt." Nach dem Mahl soll einer ein paar Sprüche aus dem Evangelium vorlesen, „welch dienend, Fried, Liebe und Einigkeit zu fördern." „Demnach," aber heißt es zum Schluß, „soll er ihnen fürhin bringen (vorzeigen) meine Figurenbücher der Tieren, daß sy sich die zu besächen belustigend, und durch myn Gedächtniß auch ihre Kind, welche tugendlich, zu der Lehr oder sonst zu guten und ehrlichen Künste und Uebungen erzüchen." Dieser Mann hatte kein Gefühl dafür, daß sein „Tierbuch" die Weihe jener Sprüche

Digitized by Google

stören könne. Es ist ein friedevoller Optimismus, der aus den Worten dieses besten Kenners der „Natur“ in seiner ganzen Zeit spricht . . . .

Das Ergebnis der unheilvollen Trübung, die für unsere Tage das Wort „Natur“ bedeckt, ist der immer tiefer fressende Pessimismus. Es ist die Weltanschauung des knirschenden Sklaven. Man fühlt, daß man gegen die überwältigenden Resultate der Naturforschung dauernd nichts machen kann. Dieser Sieg kommt ja nicht allein durch den Gedanken. Man darf Darwin in den Boden verfluchen und steigt doch in eine Eisenbahn, spricht durch ein Telephon. Von dieser Ecke her gibt's kein Entrinnen, und wer einmal in der realen Bahn sitzt, hält schließlich doch auch bei der Station Darwin, ganz unversehens. Aber man glaubt zugleich zu fühlen, daß man damit etwas in Kauf nehmen soll, was das ganze innerste Leben lahmlegt. Man bekommt einen Toten ins Haus für immer. Zuerst heißt die Folgerung Resignation. Und dann heißt sie Pessimismus. Täuschen wir uns nicht: der Pessimismus als zufällig ausgesprochene lehrhafte Philosophie ist immer nur eine gelegentliche Erscheinung; der Pessimismus der Stimmung aber nagt und nagt bei uns fortgesetzt wachsend in allen Kreisen, wo man unter jener Sonnenfinsternis des Naturbegriffs wandelt und diese Sonnenfinsternis für ein Ergebnis der Astromomie hält.

Für mich liegt hier eine Sache auf Biegen oder Brechen. Ich bin mir nicht einen Moment unschlüssig, daß in der Frage „Optimismus und Naturforschung“ die Schicksalsfrage der ganzen künftigen Naturforschung liegt. Wenn die Naturforschung ihren Naturbegriff nicht aus dem Pessimismus herausbekommt, so geht sie im ganzen doch wieder herunter und muß heruntergehen. Gewiß: wir steigen in die Eisenbahn. Aber täuschen wir uns doch auch darüber nicht, daß technische Erfindungen wohl eine Weile fortreißen können, daß alles andere darüber in den Hintergrund kommt. Aber auf die Dauer hält das allein auch nicht stand. Wenn die Idee all dieser Dinge endlich überall in den Pessimismus führt, so erlischt schließlich doch das Interesse auch an diesen Erfindungen, es stirbt eben an dieser Idee. Wenn ich ideell doch immer auf der Schiene liege mit einem Knebel im Mund und einem Strick um Arme und Beine, so wird schließlich auch die Freude an der Eisenbahnfahrt immer dünner, die Fahrt weckt nur fatale Assoziationen.

Ich persönlich gestehe gern, daß ich ohne eine optimistische

Digitized by Google

Grundlinie in meinem Naturbegriff selber die eigene Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Dingen längst eingestellt hätte. Nichts wäre mir mehr zuwider, als das Paktieren, das ewige Versuchen, um die Allgewalt dieser Dinge herumzukommen aus Gründen optimistischer Weltanschauung.

Ich sehe ja, wie es anderen hier geht. Sie suchen auch aus der schwarzen Brühe des Pessimismus sich herauszuhalten. Aber im Grunde ist ihnen alle Naturforschung doch nur die ewige Brücke zu diesem Pessimismus. So suchen sie „Grenzen des Naturerkennens", Mauern, wo der Naturforscher angeblich nicht weiterkann. Da soll endlich das Reich der Trübsal aufhören, der blaue optimistische Sonnenhimmel beginnen.

Täuschen wir uns aber wieder nicht. Es gibt diese Grenzen nicht. Die Naturforschung ist nicht abzugraben etwa vom Seelischen, wie ein Maulwurf durch einen Wasserkanal. Ihr Naturbegriff muß auch das umspannen, wenn er nicht eine Narretei sein will, — es fragt sich bloß das Wie. Das „Ignorabimus" eines pathetischen Schönredners, der im Grunde seines Herzens selber Stockmaterialist war, hilft nicht fort von der viel größeren, tieferen, schwereren Aufgabe, den Naturbegriff selber vor der pessimistischen Vernachtung zu retten. Hier gilt das alte Wort: Davonlaufen nützt auf keinen Fall.

Auch mit dem Zweifel an dieser oder jener naturwissenschaftlichen Einzelhypothese ist nichts getan.

Das alles sind kleine Mittelchen, die einen Moment den Laien froh machen können, aber dauernd doch an die Sache nicht rühren. Denn die großen Linien im Sachmaterial der heutigen Naturforschung lassen sich nicht mehr umwerfen. Es bleibt die allgemeine Naturgesetzlichkeit, es bleibt die Grundtatsache allgemeiner Entwickelung, es bleibt der Mensch als Glied in der großen Kette der Natur. Um diese Dinge kommen wir schlechterdings nicht mehr herum, und was an der Anerkennung dieser Hauptlinie schon stirbt von älteren Anschauungen, das muß eben sterben.

Was ich aber behaupte, ist, daß es einem tieferen religiösen Empfinden gar nicht einfällt, hier zu sterben, wofern nur eine Klärung über den Naturbegriff und Loslösung vom Pessimismus damit Hand in Hand geht.

Die erste Aufgabe ist, daß man den Menschen nicht wieder gewaltsam losreißt von der Natur aus lauter Eifer für „Natur"

Das ist allerdings bisher mit wahrer Hartnäckigkeit geschehen

Digitized by Google

und der Begriff „Kraft und Stoff“ hat da eine gefährliche Rolle gespielt.

Seltsam genug: unsere Zeit ist die erste, die wirklich Ernst damit gemacht hat, den Menschen restlos einzubeziehen in die Natur. Aber diese unsere gleiche Zeit hat sich auch alle Mühe gegeben, ihn durch unglückliche Begriffsworte in seinem ganzen Fühlen weiter von der Natur fortzugraulen als irgend eine.

Kraft und Stoff sind in der exakten Forschungssprache sehr gute und nötige Abstraktionen. Man kann sie auch philosopisch vortrefflich benutzen, um den einheitlichen Zusammenhang aller Dinge in der Welt zu begründen. Lege ich dieses Formelwort aber didaktisch als Generaldifinition der „Natur“ zu Grunde, so werfe ich den Menschen vor dieser Natur in eine unfaßbare Öde.

Ich werfe ihn nicht, wie die Schwärmer für das Wort gemeint haben, in die höchste Realität, sondern in die äußerste Abstraktion.

Um den Menschen in die Natur zu bringen, ziehe ich von ihm ab und ab, bis nur das ausgezehrteste, mit nichts mehr greifbare Gespenst übrig ist. Dann ziehe ich die ganze übrige Natur ebenso fasernakt aus und nun endlich bringe ich die Ähnlichkeiten zusammen. In dieser Eiseskälte erfriert aber dem Beschauer die Natur, und sein eignes Eingehen in diese Natur bedeutet ihm nichts anderes als auch nur ein Miterfrieren.

Im Grunde bleibt ihm trotz alles Redens seine eigene Kraft-Stoffheit etwas absolut Fremdes so gut wie die der Natur. Der endloseste Abstand zieht sich zwischen dieser Natur und seinem wirklichen Leben.

Ich begehe eine Handlung, die im Sinne der Menschenliebe ist, wie sie am schlichtesten die Sprüche des Evangeliums aussprechen: — Kraft und Stoff. Ich begehe die aufs äußerste entgegengesetzte Niederträchtigkeit: Kraft und Stoff. Ich lebe oder bin tot, glücklich oder unglücklich, arbeitsam oder faul, bin ein Mensch oder bin der Sirius: — Kraft und Stoff. Dieser Begriff gehört zu denen, die, weil sie überall passen, nirgendwo passen.

Die Folge dieser künstlichen Trennung des Menschen von der Natur ist aber der erste kleine Finger für den Pessimismus. Der arme Hörer denkt, er muß nun einmal dieser Kraft-Stoff-Natur sich ausliefern, er empfindet es aber innerlich als einen Absturz wie vom prangenden Leibe eines schönen Mädchens zum schlotternden Skelett. Alle wahre Entwickelung hört ihm zugleich

Digitized by Google

auf, denn alles ist ja eins. Eine uferlose graue Weltöde frißt ihn in sich hinein: der Minotaurus Natur.

Und dabei bedeutet doch diese ganze Idee von „Kraft und Stoff" tatsächlich gar nichts anderes als die naturwissenschaftlich exakte Formel für etwas, was die Gottes-Vorstellung auf ihrer höchsten Stufe genau so suchte: die Existenz nämlich von einem Zusammenhängen in der Gesamtwelt, von einem durchgehenden Grundprinzip. Es ist dasselbe, was in der Absolutgültigkeit der Logik, der mathematischen Verhältnisse uns auftaucht. Auf dieser einen Linie aber nun die ganze Definition der Natur ziehen wollen, wäre genau so, wie wenn einer als einzige Eigenschaft Gottes etwa hinstellen wollte: er ist unendlich.

Gerade die strengste Naturforschung zwingt uns, in diesen Begriff Natur noch andere Dinge als entscheidend aufzunehmen vom Moment an, da wir Ernst damit machen, den Menschen ganz in die Natur zu übernehmen. Man gehe einmal der folgenden Linie nach:

Wir Menschen überschauen ein gewisses Stück Weltbegebenheiten. Räumlich ein Stück nebeneinander, bis in die fernsten Nebelflecke. Durch die Verzögerung des Lichtstrahls aus der großen Ferne ordnet sich dieses Stück Raumdinge zum Teil aber schon in Zeitdinge um. Andere Merkmale vergangener Tage kommen hinzu und so sehen wir schließlich auch einen Zeitausschnitt, ein Hintereinander von so und so viel Millionen Jahren mehr oder minder deutlich. Etwas anderes zu Aussagen über die „Natur" haben wir nicht.

In diesem doppelten Ausschnitt nun sehen wir keineswegs bloß ein belangloses Auf- und Abplätschern im Stoff- und Kraftmeer.

Wir sehen vielmehr eine höchst eigenartige Entwickelungslinie. Zu dieser Linie stehen aber wiederum nicht bloß aufglänzende und wieder verglühende Sterne, Wechsel von warm und kalt, Auftauchen irgend eines Sauriers und Wiederabsterben seiner Art.

Vielmehr vollziehen sich darin die allereigentümlichsten Sachen und zwar werden uns diese aufdringlich deutlich vom Moment an, da wir den Menschen restlos aufgenommen haben in diese Linie der Entwickelung.

Der Laie hört heute: der Mensch stammt vom Affen ab. In der Form, wie er das zu hören bekommt, liegt vielfach das gleiche Unglück, wie bei jener Kraft-Stoff-Antwort. Du stammst vom Affen ab, folglich bist du eigentlich nur ein Affe; zähme

Digitized by Google

deinen Ehrgeiz, steige eine Stufe herunter, laß dich von einem Niedrigeren, der tierischen Natur, fressen: — Minotaurus. Auch hier liegt die pessimistische Folgerung auf der Hand: was nützt dein Arbeiten, du bleibst, was du warst, Kraft, Stoff, Tier, Affe — in Summa: ewig gleichförmig plätschernde „Natur", dieses scheußliche, allesverschlingende graue Abstraktum.

Sehen wir dagegen auf den wahren Sachverhalt. Der schlichte Übergang der Lebensstufe unterhalb des Menschen in den Menschen hinein nach einfachem Naturgesetz bleibt auch hier bestehen, ja er ist eine Säule der wahren Folgerung.*) Nur durch ihn gewinnen wir ja ein Recht, zu sagen: der Mensch ist auch ein Stück Natur, eine Stufe der sich entwickelnden Natur. Wenn der Mensch das aber ist, so gewinnt die Natur ganz unzweideutig das folgende höchst eigenartige Antlitz:

In dem Stück Entwickelung, das wir überschauen können, zeigen sich zwei ganz überwältigend große Entwickelungsstufen. Die erste will ich als die Stufe des Gesetzes bezeichnen, die zweite als die Stufe der Liebe.

Die erste Stufe ist für uns eine gegebene im Moment, da der Vorhang uns über dem Kosmos zeitlich aufgeht.

Sogleich und für uns vom ersten Tage an sehen wir hier die Welt ausgeliefert einer unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit. Bestimmte Bahnen sind den Stoffen fest eingepaukt. Ein Körper, der unter bestimmten Schwereverhältnissen fällt, fällt nach einem ganz bestimmten Gesetz immer so. Und der Sinn gleichsam aller Dinge scheint erschöpft in diesem Naturgesetz.

Es hat etwas Großartiges in seiner ruhigen Majestät, dieses Gesetz, aber auch etwas Unerbittliches. Welten fallen aus seiner Hand: Milchstraßen, Fixsternsysteme, Sonnen. Es gibt keinen Zufall vor ihm: alles muß so sein, wie es ist. Aber alles Werden, alle Welten, die entstehen, scheinen zunächst in ihrem Sinn auch erschöpft in diesem Muß.

Dieses Ur-Naturprinzip wird mit derselben Ruhe, womit es eine Welt schafft, diese Welt auch wieder zertrümmern, wenn sie

*) Auch die richtig verstandene „Schöpfungslehre" des Christentums schließt nicht die Möglichkeit aus, daß der Mensch nach seiner tierisch-körperlichen Seite sich aus niederen Tierformen zu seinem menschlichen Organismus entwickelt habe. Das Christentum verlangt dabei allerdings, daß die Entwicklung einem vorbedachten, gewollten Plane des göttlichen Schöpfers entspricht, und daß sie nur die tierisch-körperliche Seite des Menschen, nicht seine Seele miteinbegreift. D. H.

Digitized by Google

eine Fehlerquelle in sich hat. Es ist die Inkarnation einer unerbittlichen Gerechtigkeit einfacher Art: was wird, muß seine Folge tragen. Wird es schlecht, so stürzt seine Strafe über es herein, wird es gut, so erntet es unendlichen Lohn.

Wir brauchen nicht von Gravitation und anderen naturgeschichtlichen Worten zu reden, — dieses unerbittliche Gesetz ist uns aus einer anderen Quelle mindestens ebenso geläufig: in dem alten Worte nämlich „Auge um Auge, Zahn um Zahn".

Ich sage, dieses Gesetz ist für uns da mit dem Anfang der Welt. Das ist an sich freilich noch kein Beweis, daß es ewig da war. Es könnte sich selber in unbekannten Vor-Äonen erst entwickelt haben, als eine Überwindung des regellosen Zufalles im Geschehen, als das erste ungeheure Ordnungsprinzip, das sich herauskryställisierte in unendlichen Vorkämpfen der Welt.

Sicher aber ist, daß es da ist, wo unsere Erkenntnis beginnt. Das geringste Ballungsstäubchen Nebelmaterie, mit dem unsere ganze Entwicklung eingesetzt haben könnte, können wir uns nur vorstellen schon im Banne dieser Gesetzmäßigkeit.

Aber ebenso sicher wieder sehen wir weiterhin, innerhalb jenes uns sichtbaren Stückes Naturentwickelung, eine Fortentwickelung über dieses Prinzip hinaus.

Auch wir Menschen auf dieser Erde, Natur wie wir sind, hängen in jener großen Gesetzmäßigkeit. Wenn wir fallen, fallen wir nach der mathematischen Weltregel des Gravitationsgesetzes. Wie viel wir der Natur außer uns hinlegen, soviel erhalten wir zurück, Kraft um Kraft. Messen wir das an einem wüsten Zufallsgeschehen, so müssen wir uns ehrlich dessen freuen. Nur diese Gesetzmäßigkeit aller, aber auch absolut aller Vorgänge der Welt hat uns, obschon noch in beschränktem Maße, aber doch anwachsend mit jedem Tag, zu Herren so vieler Naturprozesse werden lassen. Dieser ungeheuren, schlechterdings untrüglichen Ehrlichkeit der Natur verdanken wir alle Erfolge unserer Technik. Kein Zündhölzchen zünden wir an, kein Haus steht, kein Schiff fährt ohne diese Verläßlichkeit der Natur. Und doch!

In uns Menschen arbeitet noch etwas über diesem Prinzip.

Ein geliebter Mensch beugt sich zu weit über das Fensterbrett und stürzt ab. Er muß stürzen nach dem Naturgesetz der Schwere. Sein Einsatz, seine Schuld war das Hinauslehnen. Die Naturgesetzlichkeit vollzieht das absolute „Muß", den Lohn: er stürzt und liegt zerschmettert da. Unerbittlich. Wir aber fragen: konnte diese Schuld nicht vergeben werden?

Digitized by Google

Unser Herz ringt gegen dieses „Muß", es ist uns auf einmal etwas Furchtbares, scheint uns entsetzlich vor solchem Falle. Wenn wir zu entscheiden gehabt hätten: unser ganzes bestes Inneres hätte sich aufgelehnt gegen diese furchtbare Konsequenz, tausend Stimmen des Mitleides, der Solidarität von Mensch und Mensch hätten sich erhoben in uns, unser ganzes höchstes sittliches Empfinden hätte gerufen „Nein!"

Und doch sind auch wir Natur. Aber das macht: in uns Menschen ist schon ein zweites Prinzip:

Die Liebe.

Das Mitleid, die Toleranz, das Eingehen auf jede Sehnsucht des einzelnen, das Vergeben der Schuld, die höhere Gerechtigkeit.

Überschauen wir auf dieses Prinzip hin unser uns allein bekanntes Stück Weltgang, so müssen wir sagen: der ganze Inhalt dieses Stückes ist wesentlich die allmähliche Entwickelung dieses zweiten Prinzips.

Da entsteht die Erde und auf dieser Erde entsteht der Mensch. Im Menschen aber zeigen sich die Keime endlich ganz offen. Auf einer bestimmten Stufe seiner natürlichen Kulturentwickelung hören wir aus seinem Munde frei aussprechen: fortan soll nicht mehr gelten Auge um Auge, Zahn um Zahn, sondern siebenmal siebenmal sollst du eine Schuld vergeben um der Liebe willen. Der Fortgang der Menschheit seitdem ist ein langsamer, aber zäher Versuch, das nicht bloß zu sagen, sondern durchzuführen. Über den Ausgang besteht für mich kein Zweifel.

Vergleicht man diese beiden Naturprinzipien miteinander, so erscheint das erste wie das alte Testament der Welt, und das zweite wie das neue. Das erste reicht von dem uns erschaubaren „Anfange" der Welt bis in den Menschen hinein; das zweite läßt sich, als auf seinen ersten ganz hellen irdischen Lichtpunkt hin, durchaus gut lokalisieren auf Jesus Christus.

Auch diese beiden Naturprinzipien haben das Eigenartige, daß das zweite nicht kommt, um das erste aufzuheben, sondern nur um es in ein Höheres hinein zu erfüllen.

Die Liebe wirft die Welt keineswegs wieder zurück in den wüsten Zufall. Sie umfaßt das rein Gesetzmäßige, — wie ja ihr Träger für unsere Kenntnis, der Mensch, sich rein natürlich auch im Bannne dieses Gesetzmäßigen entwickelt hat, ohne Riß, ohne Magie. Aber sie bringt in dieses Gesetzmäßige einen neuen Sinn.

Dem Zufall gegenüber war schon ein großer Sinn das ein-

Digitized by Google

sache „Muß“. Die Liebe aber sagt jetzt: das Muß tut es noch nicht. Das Muß schafft Glück, aber auch mit der gleichen Folgerichtigkeit bis ins siebente Glied heilloses Unglück. Die Liebe aber will nur Glück, nur Beglückendes. Sie wird das Muß nicht als solches aufheben, aber sie wird versuchen, es in ihren Dienst zu stellen: das folgerichtig Schlechte wird sie auszurotten suchen und nur das folgerichtig Gute erhalten.

Die Frage wird sich hier vorwagen, ob sie das kann.

Betrachten wir wieder das Stückchen uns bekannter Tatsachen.

Wäre die Liebe etwas dualistisch der Natur Entgegengesetztes, so möchte die Antwort heikel sein. Aber sie ist ja selber nur in unserer Linie die sich entwickelnde Natur. Und da ist eins wieder über alle Maßen überraschend.

Diese Liebe leuchtet genau erst da auf, wo wir im Kulturmenschen ein Wesen sehen, das zugleich mit Siebenmeilenstiefeln auf die Herrschaft über das ganze „Muß“ losschreitet, auf die Herrschaft über alle Naturgesetzlichkeit wenigstens seines engeren Bereichs. Der Mensch in diesem Sinne, „Herr der Erde“ als Techniker, als Naturforscher — und dieser Mensch durchdrungen von der Liebe: — diese Erde wäre ein Reich der Liebe innerhalb ihrer Naturgesetzlichkeit und durch sie.

Nun mag man ja sagen, dieser Mensch mit seiner ganzen Erde sei nur ein Pünktlein in der Natur. Ein Sternlein sei diese Erde unter Milliarden. Was will das eine Sternlein der Liebe selbst dann gegen Milliarden Sterne der fortgesetzten reinen Naturgesetzlichkeit bloß im alten Sinne.

Aber gerade weil ich das Auftauchen des Menschen und der Liebe in ihm nicht als eine Magie auffasse, sondern als ein naturnotwendiges Werden auf dieser Erde, halte ich solche Notwendigkeit auch auf anderen Weltkörpern für möglich. Ja, ich halte sie aus strengen Verstandesgründen sogar für sicher. Ich sehe in der Menschwerdung eine kosmische Stufe, die genau so milliardenmal eintritt zu ihrer Zeit, wie Milliarden Sterne leuchten gleich unserer Sonne zu ihrer Zeit. Aus der Naturstufe Mensch wird sich aber immer auch das Naturprinzip Liebe neu offenbaren, milliardenmal, durch die ganze Natur hindurch, wenn es eben ein Naturprinzip, eine höhere, sich entfaltende Form dieser Natur ist.

Auf jedem Weltkörper werden Menschen erwachen und in diesen Menschen ein Funken Liebe und zugleich ein Wegstückchen Naturbeherrschung, ein Stückchen Bändigung der Natur zu Zwecken der Liebe. Und in diesem ihrem Werk müssen die Funken

Digitized by Google

schließlich zusammenfließen. Zusammenhänge werden sich herausstellen zwischen den unzähligen kleinen Ecken und Winkeln der Naturbeherrschung.

Im Moment, da alles Geschehen der Welt in den Händen, im Willen intelligenter Wesen liegt, alle Naturgesetzlichkeit nur in der Linie arbeitet, die dieser Wille will, — in dem Moment würde die zweite Stufe erfüllt sein. Naturgesetz und Liebe fielen zusammen im Sinne, daß das Naturgesetz nur mehr wirkte in der Richtung der Wünsche der Liebe. Seine unendlichen Möglichkeiten wären sozusagen polarisiert auf die eine Ebene — der Liebe.

Für unsern Blick, in der Linie, die wir allein auf unserer Stufe denken können, bedeutete das die Stufe der vollkommenen Seligkeit: den Himmel. Wobei immerhin offen bleiben mag, ob auch diese Stufe von noch weiterer Entwickelung überwunden, überboten werden könnte.

Solange die Menschheit über sich nachdenkt und Ideen darüber niedergelegt hat, ist sie immer auf diesen fernen Zielgedanken hinausgekommen einer gesetzmäßigen Welt, aber mit einem obersten Regime in dieser Gesetzmäßigkeit: die Liebe. Die Gesetzmäßigkeit sorgend für die ewige Forwirkung jeder Ursache. Aber die Liebe das erste „Daß" setzend, von dem alle diese Fortwirkungen ausstrahlen.

Unsagbar aber hat sich der Gedanke abgequält mit der Tatsache, daß offenbar dieses Ideal heute noch nicht erfüllt sei. Ungeheure Ketten solcher naturgesetzlichen Folgerichtigkeit liefen auf höchste Unlust, auf das Gegenteil aller Liebesforderung hinaus. Man stieß eben gegen den Sachverhalt, daß wir erst im Werden der zweiten Stufe stehen, daß hinter uns nicht die Liebe, sondern die Stufe des wahllosen Muß steht, während erst vor uns, in der Ferne und durch uns in endlosester Projektion, die wahre Aufhebung dieses Muß in die Liebe steht. Schließlich hat aber auch an den verschiedensten Stellen das unentwegte Grübeln auf die Zukunftshoffnung geführt: auf die Idee einer Seligkeit in einer Ferne der Zeit am „Ende der Dinge", am „jüngsten Tage", in „Nirwana," und wie die Worte lauten mochten.

Auch das ist der Menschheit immer und immer wieder klar geworden: ihre seltsame Zwitterstellung, halb mit der „Natur", halb gegen die „Natur". Es waren die zwei Stufen der Natur, die in ihr rangen, die Raupe, die unter quälendem Schmerz sich selber als Puppe gebären soll. Abwechselnd fühlte der Mensch sich Herr der Natur und gefressen von der Natur. Heute liebend,

Digitized by Google

geliebt, die Wunden heilend, die Beladenen aufrichtend, die Dinge regierend nach seiner Seligkeitssehnsucht, die alle gleich beglücken, verklären sollte. Morgen in Krankheit, die jäh aus seinem Innern fraß, vom Dämon besessen, unter Leichen hinstürzend, tausendfach im Bann völlig unverständlicher, aber unbeherrschbarer, unberechenbarer „Notwendigkeiten," die einfach blind, gefühllos ihre Bahn abklapperten. Und der Bedrängte, Ratlose konstruierte in der Not einen ewigen Gegensatz der Dinge: hier das „Ich", Liebe setzend, einiges vollbringend, aber dann wieder ohnmächtig, — dort „die Natur", die weltengroße kalte Muß-Maschine, die um der Konsequenz der heiligen Logik willen alle Gefühle und Sehnsuchten zermalmte.

Auch hier war das Symptom erfaßt, aber der Sinn hinkte. Es kam die Antwort Hiobs, daß wir den Sinn der Welt nicht verstehen könnten, weil wir zu klein sind. Oder die furchtbare Antwort des Harfners bei Goethe: „Ihr führt ins Leben ihn hinein, Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann übergebt Ihr ihn der Pein, denn jede Schuld rächt sich auf Erden." Dieser Vers malt unvergleichlich das reine „Muß". War das das Weltprinzip nach wie vor? Der einzige Sinn der „himmlischen Mächte"? Was Wunder, wenn Prometheus sich dagegen auflehnt, das trotzige Ich, das, an den Felsen des „Muß" geschmiedet, doch noch höhnt: „Ich kenne nichts Ärmeres als Euch Götter". Prometheus hat eben tatsächlich etwas mehr als das Muß. Er hat die Forderung der Liebe.

Aber der Kontrast ist nur der von älter und neuer. Das Alte ist eine unermeßlich große Masse, — das Neue ein paar Lichtpünktchen. Man denke an ein paar Menschen, die um Liebe nach den Sternen blicken — und diesen Erdball unter ihnen, der kein Gesetz hat als das des „Muß", wonach er jährlich 365 mal um die Sonne fällt. Aber gib dem Neuen die ganze Zukunft mit in Kauf und die Folge der Milliarden Generationen nach ihm, und Prometheus wird Christus er wird Newton, der den Mond schon fallen sieht wie einen Apfel, und jene Generationen: und nicht er hängt mehr am Kaukasus, sondern dieser ganze Kaukasus wächst und zerfällt, je nachdem er es zu Zwecken seiner Liebe will, er, der Herr der Naturgesetze.

Wie bisher über die Einzelheiten dieser Dinge viel gestritten worden ist, so wird auch noch weiter darüber gestritten werden. Was ich aber meine, ist, daß diese Gedankengänge sich völlig vertragen mit den Dingen, die der moderne Naturforscher lehrt.

Digitized by Google

Nirgendwo steckt auch nur die geringste Konzession darin, die vom Naturforscher verlangt würde. Es wird bloß darin Ernst gemacht mit dem, was gerade dieser Forscher verlangt und verlangen muß: daß nämlich der Mensch in seinem ganzen Umfange in die Natur, aufgenommen werde. Dieser Mensch muß dabei bleiben, was er ist. Er wird nicht plötzlich bloß Kraft und Stoff, oder eine Verbindung von H_2O und einigen anderen Elementen. Er bleibt Hiob und Prometheus und Christus und Faust, bleibt in der uralten brennenden Sehnsucht seiner Ideale, bleibt in seiner Weltverzweiflung und Welthoffnung und Weltüberwindung, bleibt in seiner Liebe.

Von all diesen Dingen wird man doch wohl nicht glauben, daß der Naturforscher plötzlich daran rüttle? Er gerade ist doch der allerletzte, als Beobachter, der Phänomene scharf auseinanderzuhalten gelernt hat — der einen Unterschied leugnen sollte zwischen einem Stein, der einfach nach dem Gravitationsgesetz fällt, und etwa einer insektenfressenden Pflanze, die unerbittlich ihr Opfer aussaugt — und dann einem Menschen, in dem das schlichte christliche Gebot auferstanden ist, daß man mit den Armen das Brod teilen und seinen Nächsten lieben soll wie sich selbst. Was der Naturforscher verlangen soll, das ist, daß diese Unterschiede nicht durch Magie erklärt werden, sondern als natürliche Entwickelungen. Gerade das aber wollen ja jene Ideengänge, denen alles Entwickelungsstufen der einen Natur selber sind.

Gerade der Naturforscher wird doch auch der letzte sein, der unabsehbare Zukunftsfernen dieser einmal angeschlagenen Entwickelungswellen leugnet. Von ihm stammt ja die erste exakte Fassung des alten Glaubens, daß alles Geschehene für die Ewigkeit geschehen, in die Ewigkeit hinein geschrieben sei: er lehrt uns daß die Kraft nie erlischt und daß der geringste Schlag im Äthermeer fortzittert durch alle Äonen hindurch in immer weiter sich zerteilenden Kreisen, — diesen wunderbaren Gedanken von der Unsterblichkeit der Wirkungen auf dem Fechner seine ganze tiefsinnige Philosophie aufgebaut hat.

Aus der Astronomie und nicht aus der Märchendichtung stammt unseren Tagen die Idee, daß gleiche Ursachen auch auf anderen Sternen zu gleichen Wirkungen, nämlich organischer Lebensentfaltung bis zu intelligenten Wesen hinauf führen, müssen.

Aus unserer Technik, die in allen Zügen angewandte Naturwissenschaft ist, stammt die schlichte Folgerung, daß unserer Beherrschung des mechanischen Geschehens keine Grenze gesteckt sei.

Digitized by Google

Dieses Mechanische hat in sich keinen Riß und das macht es zum kontinuierlichen Bande, das wir fort und fort weiter aufrollen, nachdem wir einmal fest Hand angelegt haben. Der größte Unsinn, den der Wilde sich ausdenken konnte, ist von unserer Technik schon erfüllt: daß wir durch Wände sehen könnten, daß wir den Blitz zu einem zahmen Haustier machen könnten, das uns die Stube erhellt, daß wir mit einer Wolke Stoff, die leichter als Luft ist, durch die Luft fliegen könnten, daß wir das Licht zwingen könnten, uns Rede zu stehen, wie es in der Glutatmosphäre oder Sonne oder im Nebelfleck der Andromeda aussieht.

Wie anders aber nimmt sich der Naturbegriff aus, wenn wir ihn von solchen Linien her fassen.

Wie groß erscheint der Mensch darin: der Typus der Naturwende auf unserem Stern. Ausgelöscht ist das Minotaurusbild. Jener Kampf des Herzens gegen die eiserne Logik ist der große Höhenkampf der Natur selbst, der in uns ringt, der zweite Schöpfungstag, der mit dem ersten streitet. Über das graue Nebelfeld zuckt ein optimistischer Strahl.

In der Edda kommt ein furchtbares Schlußbild alles Weltgeschehens vor. Himmel und Erde sind verbrannt und über die Stätte hat sich ein uferloses schwarzes Meer ergossen. Nichts mehr lebt darin. Nur ein gespenstischer Spielmann zieht darüber und nach dem einförmigen Takt seiner Melodie heben sich die Wellen nnabläßig herauf, um wieder zu sinken, — auf und ab, ein zweckloses Einerlei — und das in alle Ewigkeit.

Auf ein solches grauenvolles Phantasiebild lenkt der falsch angewendete Materiebegriff.

Das Meer ist der abstrakte Stoff, der Spielmann mit seiner unendlichen Melodie ohne Wechsel die abstrakte Kraft. Es ist nicht bloß ein Endbild, sondern Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, alles in einem. Den Menschen mit seinen Hoffnungen und Idealen in dieses Meer hinabziehen, scheint ihn zu vernichten.

Und doch ist nichts nötig, als die Natur-Definition nur auf eine etwas größere Fülle der Phänomene zu bauen statt auf eine einzige solche skeletthafte Abstraktion, — und dieses Meer des gespenstischen Spielmannes wird zu der blauen Welle, aus der in einer Lotosblume das Gotteskind Mensch erblüht, das Kind, in dem die Gott-Natur sich selber fortschreitend neu zur Welt bringt. Nur etwas mehr Mut braucht es in der Definition des gleichen Dings!

Hat man diese große Linie aber einmal erfaßt, so ist es

Digitized by Google

leicht, in sie noch eine Menge einzelner Züge hineinzuzeichnen, die alle nach der optimistischen Seite weisen.

Die Stufe der Liebe ersteht rein „natürlich" aus der Urstufe des Gesetzes, sagte ich. Sie entwickelt sich in dem uns bekannten Weltausschnitt in der Phase, die allmählich zum Menschen hinleitet und endlich in diesem selbst gipfelt. Hier aber wird die Frage wichtig, ob dann nicht in der Stufe des reinen Gesetzes doch auch schon ein optimistisches Prinzip erkennbar gewaltet habe.

Diese Frage berührt allerdings zunächst das unendlich schwierige teleologische Gebiet.

Auch auf diesem Gebiete haben wir uns vorweg vor einem Irrtum zu hüten, der ebenso gefährlich werden kann wie der falsch verstandene Materie-Begriff.

Wenn ich Ernst mache mit der Behauptung, es sei der ganze Mensch ein Stück Natur, so darf ich nicht sagen: es gibt in der Natur keine Zwecke. Der Mensch handelt nach Zwecken, und also handelt die Natur auf der Stufe Mensch nach Zwecken. In einer Generaldefinition der Natur muß der Satz stehen, daß sie jedenfalls unter bestimmten Verhältnissen bewußt zwecksetzend, also im ausgesprochensten Sinne teleologisch arbeitet. Der Sieg der Liebe, von intelligenten Wesen durchgefochten, wird auf alle Fälle erreicht werden mit den Mitteln solcher Teleologie.

Andererseits bleibt aber ebenso wahr, daß nichts verhängnisvoller lange Zeit hindurch gewirkt hat, als das Hineindeuten von Zwecken in die reine Stufe des Muß. Es war wie ein Aufatmen für die Naturforschung, als aus diesem Teil der Natur das teleologische Prinzip zunächst einmal nach Möglichkeit herausgedrängt wurde zu Gunsten einer Betrachtung reiner Kausalzusammenhänge. Wenn ich mich überhaupt mit dem „Muß" beschäftige, so muß dieses auch *herrschen*. Jede Einmischung irgend welcher Art wäre Magie, und die zerstört das Fundament unserer anderen größten Errungenschaft: des Vertrauens in die absolute Naturlogik, in das ewige: „Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen."

Gleichwohl gibt es noch eine dritte Betrachtungsweise, die eben möglich wird, weil beide Gebiete doch *natürlich* zusammenhängen.

Das „Muß", das „Gesetz," hat den Menschen und die Liebe schließlich in der von ihm allein beherrschten Welt doch auch hervorgehen lassen. Es hat eine ungeheure Entwickelungskette erzeugt, die zu diesen Höhenphänomenen hinführte. Unter diesen Umständen fragen wir uns, ob nicht mit der ersten

Digitized by Google

Setzung dieses Muß wenigstens doch auch schon ein optimistisches Grundprinzip mit gesetzt war, das solche Blüten ermöglichte.

Wohlverstanden: ich will auch jetzt keineswegs die geschlossene Kette des Naturgesetzlichen durchbrechen mit einer hineingeschmuggelten Zweckkreuzung, einem Finger aus Numero x, der die Kette beugt. Ich teile nur konsequent den Standpunkt Fechners, der immer und immer wieder seinen Hörern eingepaukt hat: alle Welt-Teleologie muß im Naturgesetz umschlossen sein, muß gesetzt sein, wenn sie besteht, durch die Naturgesetze, nicht neben oder hinter ihnen; wenn es einen Zweck im Fall des Steines gibt, so kann er einzig und allein erfüllt werden durch diesen in der mathematisch genauen Formel der Gravitation gegebenen Fall und nicht noch einmal extra. Aber wenn das Weltmuß an einer Stelle des uns sichtbaren Bildes in eine optimistische Linie im Sinne eines Anlaufens auf wachsende Glückseligkeit mündet, — werden wir nicht erwarten dürfen, daß in der ersten Setzung dieses Muß bereits als ein optimistisches Ziel irgendwie gegeben war? Mit andern Worten: steckt nicht schon ein optimistisch zu deutender Faden in der Stufe des Gesetzes?

Ich glaube, daß wir ihn erkennen können. Er offenbart sich in dem eigentümlichen Zwange der Weltlogik, der das Harmonischere über das Disharmonische triumphieren läßt.

Diese Logik hat noch gar nichts direkt zu tun mit Lust oder Schmerz. Sie trifft Sterne und Steine und Staubteilchen, man kann sie durchführen durch eine absolut mechanisch gedachte Natur. Aber innerhalb dieses Mechanismus waltet sie als ganz bestimmtes Ordnungsprinzip. Sie siebt unablässig das regellose Auftauchen der Formen durch auf eine ganz bestimmte, fort und fort gesteigerte Ordnung, eine harmonische „Anpassung" aneinander. Ihr Werk ist, daß die rein gesetzmäßige Natur nicht als ein unendlich buntes Phantasiestück, sondern bereits als ein „Kosmos" erscheint. Es ist die Logik, die Empedokles als Weltordner pries und die in unsern Tagen Darwin als sein Prinzip der natürlichen Auslese der Passendsten auf den Schild erhoben hat. Diesem Weltprinzip allein verdanken wir die Möglichkeit eines mindestens auf Jahrmilliarden stabilen Fixstern- und Planetensystems, die Grundbedingung also einer organischen Entwickelung. Und diesem Prinzip verdanken wir zweifellos den Menschen selbst, der das Ideal geradezu einer prachtvollen Anpassungs-Auslese darstellt.

Die gewöhnliche Antwort lautet allerdings, daß dieses Gesetz der Erhaltung des Passenderen doch ganz selbstverständlich sei.

Digitized by Google

Ja, warum aber ist es selbstverständlich? Es ist selbstverständlich, erstens weil eine Logik, eine Gesetzmäßigkeit überhaupt in der Welt ist. In einer reinen Kuddelmuddelwelt wäre es gar nicht selbstverständlich. Es ist aber selbstverständlich zweitens noch, weil in dieser Weltlogik mit ihrer ersten Setzung eine optimistische Tendenz steckt, etwas was zu harmonischen, stabilen und immer harmonischeren, stabileren Verhältnissen in der Welt drängt.

Auch dieser Gedankengang ist ein sehr schwieriger im Ausbau, den ein paar Sätze gewiß nicht erschöpfen können. Er berührt die tiefste philosophische Kernfrage der ganzen Darwinschen Ideen. Aber so viel, meine ich, leuchtet doch schon durch, daß auch er einen optimistischen Zug in das Gesamtbild fügt. Gleichzeitig umfaßt er aber wieder nur ein streng naturwissenschaftliches Gebiet. Läßt er sich doch sogar die extremste Ausnutzung des Zuchtwahlprinzips gefallen, die nur möglich ist, — ohne ein Titelchen seiner optimistischen Färbung dabei preis zu geben.

Von den einzelnen Phänomenen der Anpassung aus läßt sich dann wieder ein sehr klarer optimistischer Faden finden in der „Entwickelung" der Dinge, wie sie uns unser Naturausschnitt geschichtlich weist.

Immer, solange man in Linien dieser Geschichte etwas hineinschaut durch Astronomie, Geologie, Paläontologie, prähistorische Anthropologie, hat ja der Gedanke frappiert, daß es da doch eigentlich im Ganzen ständig emporgehe, — vom chaotischen Nebelfleck zum Sonnensystem, von der Glutkugel zur bewohnbaren Erde, vom einzelligen Urtier zum Menschen. Und im Menschen vom Mammutjäger zu Plato und Kopernikus und Goethe. Aber es gibt doch auch gegenteilige Meinungen, anknüpfend an die Kuddelmuddel-Definition einer völlig sinnlosen Natur.

Da erscheint diese ganze angebliche Entwickelung der Erde bloß als der Degenerationsprozeß eines erkaltenden, verfallenden Planeten. Das ganze Leben ist bloß eine Verfallsanpassung, die mit fortschreitender Erkaltung auch des benachbarten Gestirns wieder verschwinden wird. Die Anpassung wird da gefaßt als etwas völlig zielloses, ein ganz beliebiges Jenachdem, in dem alles gleichwertig ist, was überhaupt da ist: heute der Bacillus, morgen der Wurm oder der blinde Olm oder der Mensch.

Und doch steckt gerade in dieser skeptischen Auffassung wieder das Gewaltsame, das Vergewaltigende den schlichten naturgeschichtlichen Tatsachen gegenüber.

Digitized by Google

Die Skala der Entwickelung in dem uns gegebenen zeitlichen Weltstück einfach bloß auf das Thermometer hin zu definieren, ist genau so abstrakt einseitig wie jene Skelettierung des Naturbegriffes bis auf „Kraft und Stoff".

Im Moment, da der Planet seine eigene Sonnenglut verliert, erwacht auf ihm die wunderbare Stufe des organischen Lebens, wahrscheinlich zuerst in jener Bakterienform, die mit ihrer gewaltigen Fähigkeit, hohe Temperaturen zu ertragen wie schaurig tiefe, noch das Kennzeichen einer weiteren, umfassenderen kosmischen Anpassung verrät. Für die engeren Erdverhältnisse richtet sich dann dieses Leben mehr und mehr ein, aber keineswegs im Sinne einer bloß passiven Anpassung. Immer deutlicher heben sich die Versuche heraus, durch sinnvolle Ausbildung herrschend zu werden auf der Erde. Zuerst erscheint das zerteilt über ganze Gruppen von Pflanzen und Tieren, die mit Hilfe hier dieser, dort jener Leibesorgane bestimmte Gebiete erobern: das Wasser, die Erde, die Luft, andere Wesen, Licht und Finsternis, Hochgebirge und Tiefsee, Wärme und Kälte. Wir sehen solche zersplitterten Anpassungskreise, doch schon von gemeinsamem Stamm, bei den Insekten; dann wieder den Reptilien; die wieder werden vom Typus des Säugetiers überboten.

Gleichzeitig aber vollzieht sich ein wunderbar Zweites. Neben die zersplitterten Anpassungsversuche ganzer Gruppen, in denen jede eine Möglichkeit starr vertritt, stellt sich ein Bestreben, zahlreichste Möglichkeiten auf eine Form, eine Art zu vereinigen, eine Art zu konstruieren, die auf jede Bedingung der Erde zweckmäßig reagiert. Diese Art in ihrer Vollendung muß Erdherrscher im absoluten Sinne werden. Wir wissen, welche es ist: der Mensch.

Dieser Mensch ist nicht wieder eine Anpassung neben vielen wie der Käfer, wie der Olm, wie der Vogel. Er ist die absolute, erfüllende, sämtliche Einzelversuche zusammenfassende Anpassung der Erde. Es wird ihm ermöglicht durch sein Gehirn, das im Werkzeug eine höhere, neue, überbietende Stufe des Organs schafft. Mit diesem Gehirn und Werkzeug wird der Mensch Erdbeherrscher. Die Erde geht auf in ihn. Seine Erde ist sie fortan. Ein Stück seiner Maschinen, ein Knochengerüst seines Werkzeugkörpers.

An jener einseitigen Thermometer-Skala gemessen fällt das Auftreten des Kulturmenschen zusammen mit der nachtertiären Eiszeit, also einem gewaltigen Symptom jener angeblichen Planeten-

Digitized by Google

degeneration. Man sollte meinen, diese Eiszeit müßte auch die ersten sichtbaren Verfallszeichen des Lebens einleiten. Statt dessen tritt jetzt gerade der Mensch aus der Reihe des Lebendigen vor und erfindet die künstliche Feuererzeugung: der erste Schritt zu der Enträtselung und Beherrschung der Wärme überhaupt als Naturkraft.

Und nun dieser Mensch (um in den Gedankengang von oben wieder einzulenken) — dieser Mensch ist es, der sich zu der Stufe der Liebe erhebt, dieser Mensch wird Christus!

Wir haben, um es immer wieder zu sagen, nur die eine einzige Naturlinie bis hierher zur Schau, nur dieses eine Paradigma und Beispiel der uns bekannten Erdentwickelung. Aber wer will vor diesem einen Beispiel wirklich leugnen, daß es in allen seinen Zügen geradezu schreit nach einer optimistischen Deutung, die diese Liebe als das sichtbare Ziel faßt und die Naturbeherrschung und alles, was zu ihr führte, samt allen Anpassungen, Planetenwandlungen und so weiter, als das Mittel? Wenn sich irgendwo ein reiner Kausalzusammenhang, aufgedeckt von nüchternen Naturforschern, die jede teleologische Betrachtungsweise sorgsam vermieden wie den bösen Feind, im Ganzen gedeckt hat mit diesem Endsinn, so ist es diese Entwickelung vom Nebelfleck bis auf den Menschen, der die Naturkräfte eine nach der andern in seine Hand bringt, um auf ihren Schultern ein Reich der verfeinerten Kultur, der idealen Menschlichkeit, der Liebe zu gründen.

So wanderten meine Gedanken in der stillen Stunde in dem alten blumenweißen Gletscherbett, während die Tropfen in den schattenkühlen Felsschrunden leise von dem letzten schmelzenden Schnee fielen.

Ich dachte an die Folgen der Jahrtausende, da Tropfen, klein wie diese, das ganze Gebirge abtragen würden. Und das hatte die Menschheit vor sich, — Zeiten, in denen Gebirge schwanden und neu wurden durch Tropfen, die ein Sandteilchen herabschwemmen und anderswo wieder antragen. . . .

Ich dachte an die lieblichen Blütensterne dieser Anemonen — und wie viel sonst noch in eine echte Natur-Definition einginge. Auch ein rhythmisches Kunstprinzip muß in dieser Natur stecken, das unten diese Blume gebaut hat und oben im Menschen als Raffael und Goethe und Beethoven herausgeblüt ist.

Und aus dieser Natur sollte sich nicht doch ein beglückendes, rlösendes Evangelium herauslesen lassen, — nun wir doch einmal jetzt endgültig ihr angehören durch Forschungsresultate, die keiner mehr umwerfen kann?

Digitized by Google

Die Gendarmerie der Dramatik.

Von Victor Fränkl (Berlin).

Wer heute ein Theater betritt, erblickt uniformierte Vertreter der Polizei und der Feuerwehr. Das sind die beiden sichtbaren Schutzgeister für das verehrliche Publikum, während ein dritter und höherer ungesehen über den Wassern schwebt: der Zensor. Erst in diesen Tagen wieder hat er uns Proben seines Wirkens durch das Aufführungsverbot des Heyseschen Dramas „Maria von Magdala" und durch das Einschreiten gegen das Deutsche Theater in Sachen des Schauspiels „D'Mali" kosten lassen,*) und so ist es vielleicht nicht unangebracht, Wesen und Zweck der Theaterzensur einmal etwas näher zu betrachten. Werde ich dabei auch nichts Neues zu bieten vermögen, so möchte ich doch durch Erörterung des Für und Wider in knappem Rahmen ein klein wenig zum besseren Verständnis der wichtigen Frage beitragen.

Die Mutter der preußischen Theaterzensur ist die traurige Zeit der Karlsbader Beschlüsse, welche die Zensur auf alle Bücher und Druckschriften unter zwanzig Bogen legte. Die Theaterstücke gehörten dazu; ohne Genehmigung des Zensors durfte ihr Druck nicht erfolgen. Bald kam die weitere Beschränkung, daß selbst nach Gewährung der Druckerlaubnis die öffentliche Aufführung suspendiert, bezw. untersagt werden konnte. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg übertrug diese Befugnis der Polizeibehörde, wofür in einem Reskript die Anweisung erteilt wurde, daß „es nicht sowohl auf eine in das einzelne gehende Kritik, als vielmehr darauf ankomme, zu verhüten, daß Theaterstücke aufgeführt würden, welche Religion, Moral, die guten Sitten und die Würde des Staates beleidigen". Später trat die Urkunde auf den Plan, in welcher die Rechte und Pflichten der preußischen Staatsbürger fixiert sind, d. h. die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850. Ihr Artikel 27 ist es, der hier in Frage kommt. Er lautet: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift und

*) Der Bezirksausschuß hat inzwischen die Polizeiverfügung wegen „Maria von Magdala" aufgehoben. — Bei dem Schauspiel „D'Mali" hat sich das Seltsame ereignet, daß sein Text zunächst Gnade vor der Zensur gefunden, dann aber nach dem Erscheinen ihres Kommissars in der Generalprobe das Hineinklingen eines harmlosen Walzers in ein Gebet vor dem Muttergottesbild als „anstoßerregend" verboten wurde!!!

Digitized by Google

bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Zensur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung." Inwieweit nun heute diese Garantie der freien Meinungsäußerung in der Praxis sich bewährt, sei hier nicht weiter diskutiert — für uns handelt es sich lediglich um den Zusammenhang zwischen Artikel 27 und der Theaterzensur.

Befürworter dieser Einrichtung wollen von einer Beziehung des Verfassungsartikels 27 zu der von der Polizei auszuübenden Theaterzensur nichts wissen und gehen für ihre Argumentation auf Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts und des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 zurück, wonach es zu den Aufgaben der Polizei gehöre, gegen eine dem Publikum drohende Gefahr für die öffentliche Ordnung oder Sittlichkeit einzuschreiten. Die Ursache der Gefährdung sei an sich ohne Bedeutung. Das preußische Oberverwaltungsgericht hat als oberste Spruchinstanz diese Auffassung sanktioniert und ausgeführt, die öffentliche Theateraufführung falle unter keine der nach Artikel 27 freiseinsollenden Meinungsäußerungen; unter der durch ihn ausgeschlossenen Zensur habe man bloß die mit der Preßfreiheit in engem Konnex stehende Bücherzensur zu verstehen; das ergäben auch die Worte, „jede andere Beschränkung der Preßfreiheit" u. s. w. Danach wird der Polizei folgende Berechtigung eingeräumt: Sie kann die öffentliche Aufführung eines Theaterstücks aus ordnungs- oder sittenpolizeilichen Gründen verbieten und zur Sicherung eines solchen Verbots anordnen, daß ihr vor der Aufführung jedes Stück zur Prüfung in Bezug auf die ordnungs- und sittenpolizeilichen Gesichtspunkte vorzulegen sei. Demgemäß sind bindende Polizeiverordnungen erlassen worden; die Polizei hat es in der Hand, die Aufführungserlaubnis glatt zu gewähren, sie von der Erfüllung gewisser Bedingungen (Abänderungen u. dgl.) abhängig zu machen oder gänzlich zu versagen. Gegen ihre Entscheide ist das Beschwerde- und Klagerecht gegeben.

Dieser Ausschaltung des Artikels 27 sei nun nachstehendes entgegengehalten: Laut Art. 27, welchem gegenüber alle ihm etwa widersprechenden Verordnungen ungültig sind, ist das Recht gewährleistet, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Eine andere Art der Meinungsäußerung kennen wir nicht (mit Ausnahme der stummen Gebärde), und alle Künste und Wissenschaften bedienen sich dieser Arten einzeln oder in einer Verbindung. So

Digitized by Google

ist es natürlich auch mit dem dramatischen Schriftsteller, dessen Mittel Schrift, Druck und das gesprochene Wort sind. Wird sein Schauspiel öffentlich dargestellt, so wird damit durch das Medium des gesprochenen Wortes seine Meinungsäußerung ausgeführt. Ob ein anderer, als der Schöpfer der durch die Worte ausgedrückten Gedanken und Meinungen, der Vortragende ist, bleibt belanglos: das entscheidende Moment liegt darin, daß das Wort die Meinungsäußerung vollzieht. Folgt man diesen Erwägungen, so steht man vor dem zwingenden Schluß, daß der Artikel 27 der preußischen Verfassungsurkunde jegliche Form der Äußerung von Meinungen betrifft und daß der sich anknüpfende Satz „Die Zensur darf nicht eingeführt werden" eine solche Institution ausnahmslos verbietet.

Heißt es weiter „jede andere Beschränkung der Preßfreiheit", so verschlägt das nichts gegen unsere Argumentation: Denn dieser Zusatz bedeutet, da die Presse unzweifelhaft eine der Verbreitungen durch den Druck ist, lediglich, daß speziell die Freiheit der Presse durch besondere Gesetze anderen Beschränkungen unterworfen werden dürfe.

Mithin ist und bleibt die präventive Polizeizensur ungesetzlich. Ihre Beseitigung muß immer wieder angestrebt werden, zudem die vitalsten Interessen der Literatur und Kunst es auf das dringendste erheischen.

Wenn die Gegner eines solchen Standpunktes entgegenhalten, daß die Zensoren im großen und ganzen tolerant und ohne Übelwollen arbeiten, so ist damit selbstredend nichts Stichhaltiges gesagt. Selbst wenn diese — immerhin noch recht bedenkliche — Behauptung tatsächlich begründet wäre, könnte sie keine beweiskräftige Rolle spielen, da uns nicht die wechselnden Personen angehen, sondern die Sache. Auch Polizeizensoren besitzen kein Ewigkeitspatent, und in der Amtsstube, in welcher heute ein weißer Rabe sitzt, kann morgen der schwärzesten einer hausen. Unabhängig von den Persönlichkeiten bleibt das Entwürdigende der Institution bestehen. — — Die besondere Beschaffenheit der Bühnenkunst, so argumentieren die Zensurapostel weiter, erheischen Präventivmaßregeln.

Heinrich Bulthaupt hat diesen Ideengang einmal folgendermaßen zusammengefaßt: Die sinnfällige, nachdrückliche Wirkung des Theaters werde von den anderen Kunstübungen auch nicht annähernd erreicht; vor zahlreicher Versammlung werde da alles im hellsten Lichte zur Schau gestellt, von jedem gewissermaßen

Digitized by Google

mit den Sinnen aller empfunden und verstanden, vergrößert und vergröbert; daher müsse der Staat gegen die Möglichkeit von Übergriffen eine Waffe haben.

Demgegenüber ist ja nun das eine zuzugestehen, daß die Bühnenkunst in Bezug auf die Möglichkeit unmittelbarer und starker Wirkung einen besonderen Platz — wenn auch nicht den vordersten — einnimmt; was aber die Zensurfreunde hieraus ableiten wollen, geht auf Krücken. Mit Recht wird von den Bekämpfern der Zensur einwendend gefragt: Weil von der Bühne herab das lebendige Wort zu einer verschiedenartig zusammengesetzten Menge gesprochen wird, weil vor dieser Menge redende und handelnde Menschen zu bestimmten Vorgängen sich vereinigen . . . . deshalb soll die Polizei vorbeugend darüber wachen, daß nur solche Darbietungen stattfinden, welche auf unreife, urteilsunfähige Menschen nicht in einer die Ordnung oder Sittlichkeit gefährdenden Weise zu wirken vermöchten?? Schätzt die Staatsordnung ihre eigene Festigkeit wirklich so gering ein, denkt sie von ihrer für begangene Taten bestimmten Strafgewalt so niedrig, daß sie für ihren Bestand eine derartig bevormundende Zustutzung des Theaters nicht entbehren kann?

Wenn unter der dräuenden Polizeifuchtel Bühnendichtung und Bühnenleitung das Empfinden solcher Menschenkinder, deren Sittlichkeit der Krücken bedarf, respektieren müssen, so ist das am letzten Ende die Gefahr der Vernichtung alles Großen und Gewaltigen im dramatischen Schrifttum; wir haben ja auch schon erleben müssen, wie arg sich Zensoren an den Perlen der dramatischen Weltliteratur versündigt haben.

Ferner aber darf auch das nicht unbeachtet bleiben, daß gerade das Verbot eines Theaterstücks die Reklame dafür und den Anreiz, es zu lesen, erheblich steigert. Es wird dann, wie zutreffend hervorgehoben wird, meist aus ganz besonderen Motiven gelesen, nämlich mit der Gier, um jeden Preis das vorenthaltene Gift zu schlürfen, und, wie Ludwig Fulda einmal sagte, in einer durch das Verbot erzeugten Stimmung, welche auf der Suche nach Gefährlichem das Harmlose, das Einfache und Natürliche in das Gegenteil verkehrt. Daß aber so ein ganz anderer Schaden angerichtet werden kann, als durch die Aufführung vor einem von Anfang an unbefangenen Publikum, zu solcher Einsicht bedarf es keines Scharfsinns.

Es ist weiter im Kampf gegen die Präventivzensur das Argument nicht zu unterschätzen, daß die bloße Lektüre eines Bühnen-

Digitized by Google

werks überhaupt nicht in den Stand zu setzen vermag, ein einigermaßen zutreffendes Urteil über die etwaige Gefährdung der Ordnung und Sittlichkeit sich zu bilden. Die Lektüre des Theaterstücks mitten im Aktenstaub ist nicht dazu angetan, ein richtiges Bild von der zu erwartenden Wirkung zu schaffen. Es kommt mehr als einmal vor, daß selbst ein gewiegter Bühnenfachmann, ein routinierter Dramaturg bei der Lektüre, ja sogar noch bei den Proben, sich hinsichtlich des Aufführungseindrucks auf das ärgste täuscht! Die Fürsprecher der Zensur scheinen auch gar nicht daran zu denken, wie bedeutsam Inszenierung und Darstellung an der Wirkung einer Bühnenschöpfung beteiligt sind, zwei Momente, deren vorherige Beurteilung dem Zensor gänzlich entzogen ist.

Und schließlich: Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß in der Stadt A. der Zensor über ein Stück als ordnungs- oder sittengefährlich den großen Bann verhängt, während sein Kollege in B. es ungehindert passieren läßt! Dienen solche Vorkommnisse mit humoristischem Beigeschmack etwa auch der Stärkung der Ordnung und des Rechtsbewußtseins?? . . . .

Nein, es dürfte nichts aufzuspüren sein, was der Präventivzensur den Charakter der Notwendigkeit und Vernünftigkeit verleihen könnte! Mit den Deduktionen, mit welchen man ihre vermeintliche Berechtigung zu konstruieren sich abmüht, hat man ehedem die Presse unter das Sklavenjoch der Zensur zu beugen versucht. Die Presse ist freigeworden. — Für die Dramatik und das Theater muß die Parole lauten: Fort mit der Kunstgendarmerie, fort mit der Zensur! Nur keine Quacksalbereien, um ihr unter irgend einer Maske ein weiteres Dasein zu ermöglichen; nur keine „Sachverständigenkommissionen", wie sie u. a. auch der — als Greis geborene — „Goethebund" vorgeschlagen hat! Hier kann es nur gelten, dem entwürdigenden Mißstand radikal ein Ende zu machen!

Freie Bahn für die dramatische Kunst gegen zaghaftes Philistertum, gegen Prüderie und Heuchelei! Nur das Publikum selbst kann und darf der Zensor sein, und dem Staat bleibt es überlassen, sein Strafgesetz dann anzuwenden, wenn er ein durch eine Aufführung begangenes Delikt ahnden zu müssen glaubt.

Digitized by Google

Staat und katholische Kirche.

Von Th. Frantz (Mannheim).

Seit am 18. Juli 1870 auf dem Vatikanischen Konzil das Unfehlbarkeitsdogma beschlossen wurde, ist über das Rechtsverhältnis zwischen Kirche und Staat eine reiche Literatur entstanden.

Dr. Wilhelm Molitor, Domkapitular von Speier, hat in einer Monographie über „Die Dekretale Per venerabilem von Innocenz III., und ihre Stellung im öffentlichen Rechte der Kirche" den Wunsch ausgesprochen und auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß ein „katholisches Staatsrecht" geschrieben werden möge. Seine Gesinnungsgenossen scheinen diese Notwendigkeit gleichfalls empfunden zu haben, daher die Legion von ultramontanen Abhandlungen über Kirche und Staat. Mit die bedeutendste unter ihnen ist das Werk des Professors der katholischen Universität Löwen, Ferdinand J. Moulart: L'Eglise et L'État ou les deux Puissances, leur origine, leurs relations, leurs droits et leurs limites," das in vierter Auflage vorliegt. Verdeutscht ist das umfangreiche Werk durch Hermann Houben, „Priester der Diözese Limburg," der seine Arbeit bezeichnender Weise widmet: „dem mutigen Vorkämpfer für die göttliche Mission der Kirche, die Rechte und Pflichten des Staates und die Harmonie der beiden Gewalten, Dr. Ludwig Windthorst."

Die Ausführungen Moularts sind so markant, so aktuell, und vor allem, sie geben die offizielle ultramontane Lehre über das Verhältnis von Kirche und Staat so genau wieder, daß es wohl angezeigt ist, in unserer Zeit der Parlamentsherrschaft des ultramontanen Zentrums diesen Ausführungen näher zu treten. Der Verfasser führt aus:

Kirche und Staat sind durchaus souverän; sie sind unabhängige Gewalten. Jede derselben hat ihren besondern Zweck. Der Staat sorgt für das zeitliche Wohl der Menschen, die Kirche für das geistliche, jener ist eine irdische, diese eine überirdische Einrichtung. Die Kirche sollte von Anfang an unabhängig gestellt werden. Das beweist schon der Charakter der Einheit und der Universalität, den Christus seiner Kirche aufgeprägt hat; das beweisen eine Reihe von Aussprüchen der ältesten Päpste und Kirchenväter.

Aber, könnte man einwenden, das wäre ja ein Staat im Staate und folglich der unausbleibliche Grund von Konflikten.

Digitized by Google

Diese Sorge ist eine chimärische! Aus der gleichzeitigen Existenz der beiden Gewalten folgert nur, daß keine der beiden omnipotent ist, daß die eine von der andern beschränkt wird. Deshalb ist denn auch die weltliche Gewalt keine absolute, sondern nur eine relative, da eben zwischen dem Staat und der Kirche, dem Endzwecke der beiden Gesellschaften nach, ein Subordinationsverhältnis bestehen muß: die Kirche ist die wahrhaft supreme Gesellschaft, eine Gesellschaft, deren Zweck der höchste ist, und die alle andern Gesellschaften überragt, eben durch ihren Zweck (S. 63, 163, 174). Das Haupt und das Zentrum dieser Gesellschaft ist der Papst, der Statthalter Jesu Christi. Und es schickt sich gewiß nicht, daß dieser so bevorzugte Repräsentant der Gottheit irgend einer weltlichen Gewalt unterworfen sei, er, der vielmehr allen Monarchen der Erde seine Befehle erteilen muß (S. 184). Es ist nun von vornherein klar, daß die geistliche Gewalt der weltlichen gegenüber einen unbestreitbaren Vorrang hat in Bezug auf Würde und Ehre und diese ehrenvolle Superiorität zeigt sich nach allen Seiten hin. „Hat aber deshalb auch die geistliche Gewalt eine höhere Jurisdiktion über die weltliche Gewalt? Das ist der Haupt- und Fundamentalstreitpunkt" (S. 186/87).

Und nun prüft Moulart die verschiedenen Systeme, welche in Bezug auf diese Frage der Subordination des Staates unter die Kirche aufgestellt worden sind: er bespricht das System des Gallikanismus, dem er nichts weniger als freundlich ist; das System der direkten Gewalt der Kirche über den Staat (Johannes von Salisbury, Augustinus Triumphus); das System der indirekten Gewalt, wie es von dem Jesuiten Robert Bellarmin begründet und von Bianchi weitergebildet worden ist; endlich das historische System (S. 188–215).

Dann stellt Moulart sein System auf:

1. In geistlichen Dingen ist die weltliche Gewalt der Kirche direkt unterworfen. 2. In politischen Dingen ist die weltliche Gewalt der Kirche indirekt unterworfen.

I. Zur ersten Proposition (S. 215 ff.):

Diese Proposition bedeutet, daß der Souverän in allen Dingen, welche zur besonderen Kompetenz der geistlichen Gewalt gehören, der Kirche Gehorsam schuldet und zwar nicht allein als Mensch, sondern auch als Träger der weltlichen Gewalt. Diese Gewalt erstreckt sich also nicht bloß über die Individuen, sondern auch über die öffentliche Gewalt selbst (S. 220). Christus selbst hat die beiden Gewalten strenge unterschieden: er hat einer jeden

Digitized by Google

derselben einen bestimmten und besonderen Charakter eingedrückt: der Kirche hat er die ausschließliche Verwaltung der geistlichen Dinge und dem Staate die gleichfalls ausschließliche Verwaltung der zeitlichen Dinge übertragen. Um den Verwaltungsbereich der beiden Gewalten richtig zu begrenzen, handelt es sich also vor allem darum, die geistliche oder zeitliche Natur der Gegenstände zu bestimmen: Jeder Gegenstand, welcher sich direkt auf den Zweck der einen oder der andern Gesellschaft, auf Kirche oder Staat bezieht, ist geistlich oder zeitlich. Denn das, was Kirche und Staat wesentlich unterscheidet, das ist ja der besondere und unmittelbare Zweck beider. Die Kirche hat ein strenges und absolutes Recht auf alles das, was zu ihrer Existenz, zu ihrer Erhaltung, zu ihrer Entwicklung, zur Erfüllung ihrer Mission notwendig ist. Von dem Augenblick an, wo die Kirche sich diese Güter aneignet und sie zu ihrem eigenen Zweck anpaßt, werden alle diese Güter geistliche durch ihre Bestimmung (S. 418 ff.).

Die Kirche aber ist allein und ausschließlich als Interpretin der Offenbarung - zuständig, ihre eigenen Rechte zu bestimmen und darüber zu urteilen, in welchen Grenzen sie dieselben ausüben kann. Die entgegengesetzte Ansicht, daß etwa der Staat diese Grenzregulierung besorge, ist vom heiligen Stuhle schon in den Sätzen 19 und 20 des Syllabus verworfen worden. Die Kirche begeht bei dieser Grenzbestimmung keinen Übergriff in die legitimen Rechte der weltlichen Gewalt, da sie durch den besonderen Beistand des heiligen Geistes vor der Gefahr des Irrtums bewahrt bleibt! (S. 420/21.)

Außer rein geistlichen Dingen gibt es aber noch gemischte, d. h. Gegenstände, welche zwischen der Kirche und dem Staate geteilt erscheinen. Dazu gehören z. B. die Ehe (S. 422), der Unterricht (S. 475), Häresie, Aufruhr gegen die weltliche Gewalt, die Armen, die Sklaven, die Gefangenen und alle ähnlichen Angelegenheiten (S. 425). Es beklagt sich nun der Verfasser über die Eingriffe der weltlichen Gewalt in die Domäne der kirchlichen und geistlichen Dinge und meint: wir müssen mit Energie verteidigen und für die Kirche gewinnen alle geistlichen Objekte, sowohl die rein-geistlichen, als auch die gemischten (S. 429).

II. Zur zweiten Proposition (S. 225 ff.):

Die direkte Gewalt der Kirche in geistlichen Dingen hat zur Folge die indirekte Gewalt derselben in zeitlichen Dingen. Der christliche Souverän muß sich bei der Regierung der weltlichen

Digitized by Google

Gesellschaft nach dem Moralgesetze richten, sei es das natürliche oder das geoffenbarte. Mit anderen Worten: er darf nichts tun, was mit dem Wohle der Religion und mit dem Heile der Seelen im Widerspruch steht, nichts, was die Untertanen von dem Gehorsam entfernt, welchen sie Gott und der Kirche schulden. Nun kommt es aber der geistlichen Gewalt d. h. der Kirche zu, das Moralgesetz zu definieren, dessen Beobachtung den Christen aufzuerlegen und über dessen Übertretung zu richten. So, vermöge ihrer Zuständigkeit über das ganze Gebiet der Moral, erstreckt sich die geistliche Gewalt indirekt auf die öffentlichen oder politischen Akte des Herrschers. Sie erstreckt sich auf das Weltliche durch das Geistliche. Es ist das eine notwendige Konsequenz, oder, besser gesagt, eine einfache Anwendung der Jurisdiktionsgewalt, welche der Kirche dem Staate gegenüber in geistlichen Dingen zusteht.

Zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, welche beide souverän sind, muß Harmonie herrschen; sie können nicht beide absolut gleiche und unabhängige Gewalten sein; die eine muß durch die andere beschränkt sein. Diese Harmonie setzt das Prinzip der vollkommensten Einheit voraus und diese Einheit eine vorherrschende Gewalt (S. 158, 192, 226). Keine Subordination der einen Gewalt unter die andere zugeben, heißt die Anarchie als Regel aufstellen. Die Frage besteht einzig darin welche der beiden Gewalten die vorherrschende ist. Das zeitliche Wohl ist nun aber doch der ewigen Glückseligkeit untergeordnet und dieselbe Subordination besteht notwendigerweise zwischen den beiden Gewalten, welche beauftragt sind, dem Menschen zur Erreichung dieses doppelten Zieles zu helfen. Die Kirche nun hat die Mission, den Menschen zur ewigen Glückseligkeit zu bringen; der Staat hat nur für das zeitliche Wohl zu sorgen: das zeitliche Wohl aber ist der ewigen Glückseligkeit untergeordnet: also müssen notwendigerweise die bürgerlichen Anordnungen den kirchlichen Regeln subordiniert sein und im Falle des Konflikts ihre Unterordnung anerkennen. Klar spricht der Syllabus diesen Satz aus (S. 228).

Alle Akte der Gewalt sind, weil sie und soweit sie eine notwendige Beziehung zur Moral und zur Seligkeit haben, der Kirche unterworfen, welche über sie richten kann. Sobald also der christliche Souverän, unter Mißbrauch seiner Autorität, die Moral und die Religion verletzt, sündigt er, und indem er sündigt, fällt er wie jeder einfache Gläubige unter

Digitized by Google

die Schlüsselgewalt und kann von demjenigen bestraft werden, welcher diese Schlüsselgewalt in Händen hat.

Nachdem als Beispiel das Vorgehen des hl. Ambrosius gegen den Kaiser Theodosius den Großen angeführt ist, dem jener den Eintritt in die Kathedrale zu Mailand versagte und ihm öffentliche Buße für die Niedermetzlung in Thessalonich auferlegt hat, fährt der Verfasser fort: „Der Bischof von Mailand wollte dadurch zeigen, daß die Souveräne als Kinder der Kirche nach der Anordnung Gottes der geistlichen Gewalt, der Kirche, selbst in zeitlichen Dingen infolge der Beziehung, welche sie mit der Religion haben, unterworfen sind. Und in Wahrheit: wenn die Fürsten bei der Regierung der Gesellschaft der geistlichen Autorität für ihre Zuwiderhandlungen gegen das Moralgesetz nicht verantwortlich wären, dann würde Gott selbst in der weltlichen Gewalt ein destruktives Prinzip für sein eigenes Reich geschaffen haben; denn da die Regierung aller Völker weltlichen Fürsten anvertraut worden ist, so würde der Einfluß der Kirche und ihre Autorität allgemein vernichtet sein. Es ist unmöglich, daß die Kirche auf diesen Vorrang verzichte, daß sie jemals das Prinzip ihrer indirekten Gewalt verleugne. Sie kann in ihrer Weisheit den Gebrauch dieser Gewalt beschränken und aus Liebe zum Frieden über dessen Konsequenzen stillschweigen; die Klugheit jedoch, welche die Handlungen mäßigt, schließt das Aufgeben der Rechte nicht in sich" (S. 230, 231).

Es wird dann ausgeführt, daß der Papst den weltlichen Machthabern gegenüber das Recht habe, sie zu schelten und zu tadeln, Zensuren auszusprechen. Dabei beruft sich Moulart auf die Dekretale „Solitae benig." (cap. 6, lib. I, tit. XXXIII der Dekretalen), in der Innocenz III., 1199, an den Kaiser Alexius III. u. a. schreibt: „Wir erfüllen die Pflicht unseres Hirtenamtes, wenn wir beschwören, tadeln und schelten, und zwar nicht bloß die einfachen Gläubigen, sondern auch Kaiser und Könige, mag es ihnen angenehm sein oder nicht, um sie dahin zu bringen, den Willen Gottes zu erfüllen."

Moulart wirft die Frage auf (S. 248ff.), ob die Kirche den Souverän absetzen kann, wenn er die geistlichen Strafen verachtet?

Nach der Lehre von der direkten Gewalt, wie nach der Lehre von der indirekten Gewalt, hat der Papst ein Absetzungsrecht gegenüber den Fürsten. Nach der ersten Lehre kann der Papst dem Fürsten den Thron direkt nehmen; nach der zweiten

Digitized by Google

bloß indirekt, indem entweder die Untertanen von dem Untertaneneide entbunden werden (Bellarmin), oder indem dieses Band für aufgelöst erklärt wird (Bianchi). Und nun folgende anmutige Auseinandersetzung: Durch den Eid der Treue übernehmen die Untertanen direkt Gott gegenüber eine formelle Verpflichtung, eine Religionspflicht. Die Theologen und Kanonisten sagen aber, daß die aus dem Eide hervorgehende Verpflichtung möglichst strenge auszulegen sei, da sich derjenige, der den Eid leistet, zu möglichst wenig verpflichten will. Man kann daher diese Verpflichtung nicht über das hinausdehnen, was zu versprechen er wahrscheinlicherweise, wie man von ihm praesumieren muß, die Absicht gehabt hat. Es darf nun weiter angenommen werden, daß man sich nur unter gewissen Bedingungen, welche stets als selbstverständliche unterstellt werden dürfen, hat verpflichten wollen. Diese sind: 1. daß man seine Verbindlichkeit erfüllen kann, ohne einen zu großen Schaden zu erleiden; 2. daß die versprochene Sache in dem Augenblick, in dem man erfüllen soll, keine zu beträchtliche Änderung erfahren hat; 3. daß derjenige, dem der Eid geleistet werde, seine eigene Verpflichtung nicht verletzt; 4. daß insbesondere in Bezug auf den Treue- und Gehorsamseid nicht zu schwer zu erfüllende Dinge befohlen werden.

Jedesmal, wenn eine dieser Bedingungen nicht eintrifft, ist der Eid auflösbar und eine dieser Bedingungen hört notwendigerweise in dem Augenblicke auf, sich zu realisieren, in dem sich ein wichtiger Grund einstellt, der den Untertanen erlaubt, sich als von der Pflicht des Gehorsams befreit anzusehen. Ein solch wichtiger Grund ist aber gegeben, wenn der Souverän entweder durch offenbar ungerechte Gesetze oder mit andern gewaltsamen oder sakrilegischen Mitteln danach streben würde, die Religion in seinem Reiche zu vernichten und seine Untertanen zwingen sollte, es an der Treue gegen Gott und am Gehorsam gegen die Kirche fehlen zu lassen (S. 99, 100, 252).

In solchen Fällen ist also der Treueid für die Untertanen nicht mehr verbindlich. Allein von selbst erfolgt diese Befreiung nicht. Da die Sache selbst, mit Rücksicht auf die Materie, eine geistliche ist, so hat die kirchliche Autorität darüber zu befinden. Der Eid ist ein religiöser Akt, ein heiliges und geistliches Band. Dasselbe kann nur die Autorität lösen, der Gott das Recht zu binden und zu lösen gegeben hat: das ist der Papst und dieser hat, da ja schon durch die sündhafte Handlungsweise des Fürsten das Band der Treue rechtlich gelöst ist, nur zu er-

Digitized by Google

klären, daß dasselbe gelöst ist und die Untertanen das Recht haben, ihren Souverän abzusetzen, da dieser schon durch die Tatsache seiner Verbrechen des Thrones verlustig ist (S. 207, 256).

So also steht der Kirche kraft des natürlichen und göttlichen Rechts (!) eine indirekte Jurisdiktion gegen die weltliche Macht zu (S. 249/50). Und indem die Theologen den Souverän der geistlichen Autorität verantwortlich machen, welche die bedeutendste, die klügste und interessenloseste in der Welt ist, geben sie den Untertanen die stärkste Garantie gegen den Despotismus der Gewalt und bringen so die Gewalt mit der Freiheit in Einklang (S. 258).

Wird das System von der indirekten Gewalt in dieser Weise aufgefaßt, dann ist es hinreichend, um nach natürlichem und göttlichem Rechte alle Handlungen und Worte der Päpste im Mittelalter zu rechtfertigen (S. 208).

Gegen die ungläubigen, d. h. nicht getauften Souveräne, steht der Kirche weder eine direkte noch eine indirekte Gewalt zu, eben weil diese beschriebene Gewalt eine Folge der Schlüsselgewalt ist. Von dem Augenblicke an, wo der weltliche Machthaber getauft ist, wird er der Kirche und der geistlichen Autorität unterworfen: von diesem Augenblicke an verliert die weltliche Gewalt ihre besondere Freiheit und Unabhängigkeit (S. 201, 229, 231).

Der Verfasser schließt diese Ausführungen mit den Worten: „Das bisher beschriebene System spricht der Kirche eine rein geistliche Gewalt zu, indem es eine durchaus geistliche Sache, nämlich die Moralität der Handlungen, das Seelenheil, das Wohl der Religion, zum direkten Zwecke hat. Gleichwohl erstreckt sich diese Gewalt eben dadurch, daß sie die Beziehungen ergreift, welche die öffentlichen Akte des Souveräns mit der Moral und der Religion notwendigerweise haben, indirekt auf die öffentliche Ordnung selbst. Aber das geschieht ohne jeden Schaden für die richtig verstandene Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt: denn wenn diese die Gesetze Gottes oder der Kirche verletzt, tritt sie aus ihrem Machtbereich hinaus und greift in das Recht der geistlichen Gewalt ein" (S. 235).

Dem bisherigen Gedankengang entsprechend erläutert Moulart die Bulle des Papstes Bonifazius VIII. vom Jahre 1302, „unam sanctam". Bonifazius habe lediglich das gelehrt, was zu allen Zeiten in der Kirche als angenommene Lehre galt. In

Digitized by Google

der ganzen Bulle soll sich kein einziges Wort finden, aus welchem man folgern könne, der Papst habe beansprucht, die Könige der Erde seiner zeitlichen Gewalt zu unterwerfen (S. 236ff.). Nun sagt aber diese Bulle: „Beide Schwerter also sind in der Gewalt der Kirche, das geistliche nämlich und das weltliche. Aber das weltliche ist für die Kirche zu zücken, das geistliche aber von der Kirche. Jenes von der Hand des Priesters (Papstes), dieses von der Hand der Könige und Krieger, aber nach dem Winke und der Duldung des Priesters (Papstes). Es muß aber das eine Schwert unter dem anderen stehen und die weltliche Autorität der geistlichen unterworfen sein." Und später: „Denn nach dem Zeugnisse der Wahrheit hat die geistliche Gewalt die weltliche Gewalt einzusetzen und zu richten (abzusetzen), wenn sie nicht gut ist." Wie man über diese klaren Worte der Bulle hinweggehen und solche lediglich im Sinne des bisher entwickelten Systems erklären will, wird Moulart schwer werden, zu erklären. Augustinus Triumphus hatte folgende Sätze aufgestellt: Allein die Macht des Papstes, und keine andere, stammt von Gott. Alle andere Gewalt ist vom Papst eingesetzt und zwar zum Dienste der weltlichen Gewalt. Der Kaiser und die weltlichen Fürsten müssen dem Papste Treue schwören; sie sind ihm also untergeben und können von ihm auch abgesetzt werden. Den Kürfürsten ist zwar das Recht der Wahl des Kaisers vom Papste übertragen worden, allein nur zum Vorteil der Kirche; dieses Recht kann ihnen also wieder vom Papste entzogen werden, der dasselbe dann allein ausüben, oder auf andere, auch nichtdeutsche Fürsten übertragen kann, wie er auch das Recht hat, das Kaisertum auf andere zu übertragen, das Wahlkaisertum zu beseitigen, eine erbliche Nachfolge einzuführen, wenn es dem Wohle der Kirche entspricht.

Augustinus Triumphus ist nicht bloß der Hauptvertreter der Machtfülle des Papstes, sondern auch jener der direkten Gewalt des Papstes in zeitlichen Dingen. Dessen Grundsätze sollten und wollten durch die Bulle unam sanctam wieder erneuert und dogmatisch festgelegt werden.

Ungefähr ein halbes Jahr vor Erlaß dieser Bulle hatte der Papst im Streite mit dem französischen König die Äußerung getan: „bliebe uns nichts anderes übrig, so würden wir ihn, obgleich mit schwerem Herzen, wie einen Trotzbuben absetzen."

Der Sinn der Bulle unam sanctam ist also der und kann nur der sein: es gibt nur eine Kirche; an der Spitze dieser Kirche steht der Papst als Christi Stellvertreter und Nachfolger des

Digitized by Google

Apostel Petrus, dem alle Gewalt gegeben ist über Könige und Reiche. Vom Papste hängt alle Gewalt ab: er setzt die Kaiser und Fürsten ein; er richtet über sie; er setzt sie ab: denn alle geistliche und alle weltliche Gewalt ist in ihm allein vereinigt und jedes menschliche Geschöpf, jede Seele, ist ihm unterworfen.

Dieser klare Sinn kann nicht wegdisputiert werden, wenn es nicht möglich wird, den Wortlaut wegzudisputieren. Alle Abschwächungsversuche bezüglich des Wortlautes und Sinnes dieser Bulle, die den Ultramontanen unbequem ist, sind kläglich gescheitert.

Was bleibt nun — fragen wir — noch für den Staat übrig, wenn die Kirche über das unendliche Gebiet der Moral, Sünde, Sitte und Religion ausschließlich zuständig ist? Die Moral erstreckt sich doch auf alle Dinge. Gibt es nach dieser Theorie überhaupt noch einen selbständigen Staat?

Auch auf diese Fragen weiß der Verfasser zu antworten. Er meint, diese Besorgnisse seien eitle Übertreibungen. Unser System findet sich, führt er aus, mit dem Prinzipe der Souveränität der weltlichen Gewalt in den Dingen, welche ihre besondere Domäne bilden, vollkommen im Einklang. Die Kirche erhebt nur in den Fällen Anspruch, die zeitlichen Dinge ihrer äußeren geistlichen Jurisdiktion zu unterwerfen, in denen es sich um eine offenbare Verletzung des geistlichen Gesetzes oder um eine unmittelbare Gefahr für die Religion und für die Seelen handelt. Damit aber mischt sie sich in die weltlichen Angelegenheiten nicht ein, sondern sie regelt nur Dinge, welche wesentlich geistliche sind! Keine Gesellschaft kann bestehen ohne ein höchstes Prinzip, welches der Regulator für die Moralität ihrer Handlungen und ihrer Gesetze ist. Dieses ist die erhabene Mission, welche Gott der Kirche zur Beglückung der Völker gegeben hat! (S. 232/34.)

Alle diese Ausführungen, trotzdem sie für die heutigen Verhältnisse gelten sollen, stehen ganz und gar auf dem Boden des Mittelalters, in dem es nur eine Religion, nur eine Kirche gegeben hat, in welch' letzterer der Staat durchaus aufgegangen ist, derart, daß die kirchlichen Dogmen für den Staat verbindlich waren. Es war dieses das sog. hierokratische System. Nun ist aber der heutige, der moderne Staat — ist insbesondere das Deutsche Reich — ein anderer geworden: Der Staat hat ins-

Digitized by Google

besondere kein religiöses Bekenntnis mehr; er ist kein Religionsstaat mehr, ist insbesondere nicht mehr katholisch: er ist zunächst ein paritätischer und dann ein konfessionsloser, lediglich ein Nationalstaat, geworden. Speziell in Deutschland ist die Bevölkerung zu $^2/_3$ protestantisch, zu $^1/_3$ katholisch. Die Bekenner der verschiedenen Religionen und Konfessionen haben alle gleiche Rechte. Das kirchliche Dogma ist für den Staat nicht mehr verbindlich. Es ist somit eine unerhörte Anmaßung, wenn heute noch gelehrt wird, es stehe der katholischen Kirche mit Rücksicht auf die Religion ein Kontrollrecht über den Staat zu.

Während im Mittelalter die Kirche die höchste ethische Macht des Gemeinlebens war, ist es heute der Staat. Der Staat allein ist souverän: eine unbeschränkte und unbeschränkbare Gewalt, die keine höhere Macht über sich duldet. Die Kirche ist eine öffentliche Korporation, deren Rechte genau so weit gehen, als der Staat es ihr bewilligt; sie ist eine mit dem Staat in Verbindung stehende Korporation. Der Staat aber ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk, die mit ursprünglicher Herrschermacht ausgerüstete Körperschaft eines seßhaften Volkes, der jeweilig höchste Machtverband. Das Fundament, und zwar das unveräußerliche Fundament desselben, ist die Macht; sie ist das Erste und das Letzte, ohne welche es keinen Staat geben kann.

Daraus folgt, daß die Kirche, die kein Staat im Staate, oder neben dem Staate sein kann und nur eine Korporation im Staate ist, dem Staat untergeordnet sein muß. Also steht dem Staate die Kirchenhoheit, das Aufsichtsrecht, über diese Korporation zu: also muß dem Staate die Befugnis zustehen, diejenigen Anordnungen zu treffen, die nach seinem Ermessen notwendig sind, um zu verhüten, daß die Kirche sein eigenes Leben gefährde.

Was speziell die Ausführungen Moularts über den Eid der Untertanen betrifft — eine Lehre, die doch wohl nicht mit Unrecht als „jesuitische Moral" bezeichnet werden muß —, so stehen demselben folgende Erwägungen entgegen:

Durch die Tatsache der Staatszugehörigkeit selbst ist der Untertan seinem Staate Gehorsams- und Treuepflicht schuldig. Eines besonderen Treueides bedarf es nicht, um diese Gehorsams- und Treuepflicht zu begründen. Es liegt das im natürlichen Verhältnis zwischen Regiertem und Regierer. Die Herrschermacht des Staates richtet sich gegen den Untertanen und verpflichtet ihn zur Durchführung der staatlichen Aufgaben, zur

Digitized by Google

Handlung, Duldung und Unterlassung. Diese Pflichten der Untertanen sind strafrechtlich auf das schärfste geschützt. (Vgl. §§ 80/93, 105/122, 124 ff. R.St.G.B.)

Zur Frage der Toleranz nimmt Moulart folgenden Standpunkt ein: die katholische Religion behauptet, die eine, die wahre, zu sein, außerhalb welcher kein Heil ist. Jede Religion, welche behauptet die wahre zu sein, ist notwendigerweise intolerant. Auf den dogmatischem Gebiete bekennt sich die katholische Kirche also zur Intoleranz und sie muß es tun, denn sie hat das Bewußtsein, die wahre Religion zu sein. Die katholische Religion ist für die Gesamtheit der Menschen obligatorisch: derjenige, der sich weigert, sie anzunehmen, macht sich vor Gott schwer verantwortlich und zieht sich die Verdammung zu. Die katholische Kirche verwirft also alle anderen Religionen. Folglich ist die Gewissensfreiheit, wenn man sie als das Recht für jedes Individuum betrachtet, nach Belieben zu glauben, oder nicht zu glauben, eine Religion anzunehmen, sowie es ihm gut scheint, sich von der Autorität der Kirche loszusagen – eine solche Freiheit ist eine abscheuliche Gottlosigkeit, eine Absurdität (S. 264/266, 296). —

Die Kirche muß die Häresie strenge bestrafen: denn diese ist ein abscheuliches, ein soziales (!) Verbrechen, welches die Autorität der Kirche direkt zerstört. Keine Gesellschaft duldet, daß in ihrem Schoße sich wieder eine Gesellschaft bildet, welche den Anspruch erhebt, sich der öffentlichen Autorität zu entziehen, weil eine solche Toleranz zum Ruine der Gesellschaft führen würde. Die Kirche ist eine vollkommene Gesellschaft: Wie soll man ihr zumuten, sich selbst den Untergang herbeizuführen? Die Kirche wird niemals Toleranz üben. In der Unterdrückung der Häresie übt die Kirche auf die vollkommenste Weise das göttliche Gebot der Liebe aus, denn sie hütet die Gläubigen vor Verführung und Ansteckung (S. 295 ff., 304, 305).

Die Inquisition wird vom Verfasser auf das wärmste verteidigt; er behauptet: „Die Kirche hat heute nichts von ihren Lehren und ihren Taten in der Vergangenheit zu desavouieren" (S. 344).

Das wäre also wohl das katholische Staatsrecht, das sich der Domkapitular von Speier, Dr. Wilh. Molitor, im Jahre 1876

Digitized by Google

gewünscht hat. „Man wende nicht ein — sagt er in der Einleitung zu seinem Werk: Die Dekretale Per venerabilem —, daß es eine Unmöglichkeit sei, die historisch gewordenen und vergangenen Zustände früherer Jahrhunderte wieder zurückzuführen. Wir wissen das recht gut und sind uns der menschlichen Ohnmacht voll bewußt, den christlichen Staat wieder herzustellen. Aber sind denn die geistigen Waffen so gering anzuschlagen, welche wir gewinnen, wenn wir zu der richtigen Erkenntnis über das Verhältnis von Staat und Kirche gelangt sind? Ist schon nicht viel gewonnen, wenn endlich einmal unsere eigenen Vorurteile über die äußere Machtstellung der Kirche im Mittelalter gründlich beseitigt werden und wir in dem höchsten Richteramte des Papstes etwas anderes erkennen als eine mehr oder weniger entschuldbare Usurpation hierarchischer Herrschergelüste? Und stellt sich nicht täglich mehr die unabweisbare Verpflichtung für uns dar, so viel an uns ist, die Wissenschaft des Völkerrechts und des Staatsrechts auf christlicher Grundlage zu restaurieren."

Im übrigen hat sich Molitor bemüht, nachzuweisen, daß von Anfang der christlichen Kirche an diese den Anspruch erhoben hat, in weltlichen Dingen indirekt auf den Staat einzuwirken, und sich denselben indirekt zu unterwerfen. Und was ist denn bei diesem Anspruch auch besonderes? Es ist doch die katholische Lehre! Welcher wesentliche Unterschied besteht denn — ruft Molitor in seiner Schrift „Brennende Fragen" vom Jahre 1874, S. 145 aus - zwischen der Theorie des Mittelalters und der Doktrin der neuen Zeit bezüglich des Rechts der Absetzung der Fürsten durch den Papst? Absolut keiner! Entweder sind die Statthalter Christi Jahrhunderte lang die herrschsüchtigsten Usurpatoren gewesen und das kann ich mit meinen katholischen Begriffen schlechterdings nicht vereinigen; oder aber die Binde- und Lösegewalt, welche den Päpsten in Petrus übertragen worden ist und vom Heiland selbst als eine allgemeine, unbeschränkte bezeichnet wurde, erstreckt sich auch über die Throne der weltlichen Machthaber." Und weiter (S. 160) preist er die Erlassung der so vielfach geschmähten und verleumdeten Bulle unam sanctam als eine große Tat, mit der die Einheit von Kirche und Staat als das hohe Ziel erreicht werden sollte, welches die Christenheit erstreben und, soweit immer möglich, festhalten sollte.

Mit kräftigen Zügen schildert Molitor die Erhabenheit der Kirche über den Staat, sowie die Notwendigkeit der Unterordnung des Staates unter die Kirche (S. 104 ff.).

Digitized by Google

Alle diese Grundsätze sind gebilligt und verteidigt von dem ehemaligen Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts zu Würzburg, Dr. Jos. Hergenröther, der 1890 als Kardinal starb, in seinem Werke „Katholische Kirche und christlicher Staat in ihrer geschichtlichen Entwickelung". Auf dem gleichen Boden steht der Kardinal-Erzbischof Manning, Primas von England († 1892) in seiner Schrift „Die Vatikanischen Dekrete, in ihrer Wirkung auf die Pflichten der Untertanen gegen die Regierungen," übersetzt vom Grafen von Hompesch-Bollheim (früheren Reichstagsabgeordneten).

Alle diese Grundsätze billigt auch die „Civilta Cattolica", die durch ein Breve des Papstes Pius IX. vom 12. Februar 1866 zum öffentlichen Organ der römischen Kurie erklärte jesuitische Zeitschrift. Die über diesen Gegenstand geschriebenen Artikel hat der Redakteur dieser Zeitschrift, der Jesuit Matteo Liberatore, in Buchform: „Kirche und Staat" erscheinen lassen. Die prägnantesten Sätze daraus sind (S. 11/12, 21/22, 27, 44, 61): Jede Genossenschaft muß der Kirche unterstehen und von ihr Norm und Richtung empfangen. — Die Unterordnung des Staates unter die Kirche kann nicht in Abrede gestellt werden; sie ist erforderlich zur Herstellung der Harmonie zwischen Staat und Kirche. Durch die Bulle unam sanctam, in der der Papst zur ganzen Christenheit spricht in seiner Eigenschaft als Lehrer und Hirte, ist dogmatisch festgestellt, daß es nur ein einziges absolutes Haupt gebe für den einen Leib der einen Kirche: das ist der sichtbare Stellvertreter Christi auf Erden, der Papst, dem alles, was in jenem Leibe sich befindet, oder in irgend einer Weise zu ihm gehört, unterworfen sein muß. — Also muß das weltliche Schwert, d. h. die bürgerliche Gewalt, dem geistlichen Schwerte, der geistlichen Gewalt, untergeordnet sein. — Die Autorität des Papstes und die Autorität Christi ist ein und dieselbe. — Der Papst ist der höchste Richter der bürgerlichen Gesetze; in ihm spitzt sich zu, wie in einem Gipfel, die eine und die andere Gewalt, die geistliche und die weltliche; er steht auf dem Gipfel der beiden Gewalten. — Die ganze Welt ist ein der Kirche eigentümlich gehöriges Territorium. — Also befinden sich alle Menschen zum Papste in dem Verhältnisse von Untertanen. — Jeder Mensch ist somit von zwei Autoritäten regiert. Das eine Untertanenverhältnis überragt das andere: das zum Papst ist ein innigeres, engeres. — Die kanonischen Gesetze gehen den bürgerlichen Gesetzen vor. — Das Urteil über Gegenstände, welche zwischen

Digitized by Google

Staat und Kirche streitig sind, steht nur der Kirche, niemals dem Staate zu. — Der Papst hat das Recht in alle staatlichen Verfügungen und Anordnungen einzugreifen und sie zu korrigieren oder zu anullieren, kann also Gesetze und Urteilssprüche des weltlichen Forums aufheben und ändern, sobald ein Widerspruch besteht zu den göttlichen oder kanonischen Gesetzen.

Sind das nicht die Grundsätze des Augustinus Triumphus aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts?

Ganz gewiß, denn Rom bleibt stets Rom.

Der Papst hat auch heute noch, wie Bonifazius VIII. von sich gesagt hat, „alle Rechte im Schreine seines Busens".

Wilhelm Hauff als vaterländischer Dichter.

Von Ernst Seeger (Darmstadt).

Was dem Dichter, dessen hundertsten Geburtstag wir am 29. November vorigen Jahres gefeiert haben, ein bleibendes Andenken sichert, ist nicht zum wenigsten die warme, edele Vaterlandsliebe, der wir in seinen Werken begegnen.

Naturgemäß erstreckt sich Hauffs Vaterlandsliebe zunächst auf Württemberg. Mit Stolz blickt er auf sein engeres Heimatland, das sich aus kleinen Anfängen nach mancherlei Kämpfen siegreich zu einer glänzenden Stellung emporgerungen hatte. Land und Leute sind Gegenstand seiner Bewunderung und Zuneigung. Die herrliche Naturschönheit der schwäbischen Gaue ist an seiner empfänglichen Seele nicht spurlos vorübergegangen. Die blühenden Täler, durcheilt von den blauenden schimmernden Wogen des Neckars, die sagenumrauschten Gipfel der Rauhen Alp, die finsteren romantischen Schluchten und Höhen des Schwarzwalds mit ihren tief unergründlichen Seen, alles zieht an seinem geistigen Auge vorüber, und manch weihevolles Denkmal hat der Dichter in Wort und Schrift der Heimat gesetzt.

Digitized by Google

Aber auch auf die Bewohner seiner gesegneten Heimat erstreckt sich die Begeisterung. Munter und unverdrossen, voll Arbeitsamkeit und Gutmütigkeit vereinen sie mit der Liebe zur Heimat die Treue, sowohl unter sich als auch dem Fürsten gegenüber. Freilich verlangt der Dichter auch von dem Herrscher, daß er die einmal dem Volke verbrieften Rechte halte. Darum dichtet er dem Prinzen Wilhelm, der sich durch seine liberalen Ansichten von seinem Vater unterschied und der auch im September 1819 als König seinem Lande eine Verfassung gab, ein Loblied. Wie traurig zuweilen die Zustände in Württemberg waren, erfahren wir aus der Novelle „Jud Süß". Welch warmen Anteil nimmt der Dichter an den Leiden der wahren Patrioten zur Zeit des schlecht beratenen Herzogs Karl Alexander! Und mit welcher Freude wiederum berichtet er, daß durch Gottes Hilfe das Volk davor bewahrt geblieben ist, seine alten Rechte einzubüßen und zum Glaubenswechsel, zur Annahme des katholischen Bekenntnisses, gezwungen zu werden. — Hauff selbst hat in der Heimat glückliche Stunden verleben dürfen. In den „Phantasien im Bremer Ratskeller" läßt er in dankbarer Erinnerung die schönen daheim verbrachten Tage an seinem geistigen Auge vorüberziehen. Er gedenkt der Rosenzeit der Jugend, behütet von liebenden Eltern und Großeltern, verschönt durch den Bruder und frohe Gespielen, endlich des Aufenthalts in dem von kräftigender Bergluft durchwehten Blaubeuren, des „hohen, edlen, rohen, barbarischen, lieblichen, unharmonischen, gesangvollen, zurückstoßenden und doch so mild erquickenden Lebens der Burschenjahre", der goldnen Stunden des innigen Verkehrs mit den in Bruderliebe verbundenen Freunden, endlich der Zeit der jungen Liebe. Verdient die Heimat schon um solcher Fülle teuerer Erinnerungen willen geliebt zu werden, um wieviel mehr, wenn sie so viele Vorzüge wie das Schwabenland besitzt?

Freilich nicht alle wollen diese unumschränkt und einwandslos gelten lassen. So erhebt in den „Letzten Rittern von Marienburg" einer den Vorwurf, Schwaben habe nichts für seine großen Männer getan, worauf Hauff erwidern läßt: „Nichts Bittres gegen mein Vaterland, es war die Wiege großer Männer." Eine Entgegnung, die zwar keine Widerlegung des erhobenen Vorwurfs ist, aber die doch die treue Gesinnung des Dichters erkennen läßt, der seine Heimat verteidigt, wenn auch nicht alles darin vollkommen ist.

Ganz besonders warm nimmt Hauff die schwäbische Bevöl-

Digitized by Google

kerung gegenüber vorurteilsvoller Beurteilung in Schutz. Den Schwaben mangelt es in Wahrheit an Bildung und gesellschaftlichem Anstand nicht. „Das schwäbische Völkchen", sagt er, „ist vernünftig genug, die Grenzen guter Sitten festzuhalten und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln." Auch der viel verschrieene Dialekt ist gar so übel nicht. Wie naiv und lieblich klingt er in dem Mund der heimatlichen Schönen, die an Natürlichkeit ihren norddeutschen Schwestern doch weit überlegen sind. Was aber endlich die sogenannten „Schwabenstreiche" betrifft, so scheint mit Recht dem Dichter ein großer Teil dieser Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme und aus der von ihm namentlich in der Geschichte „vom jungen Engländer" verspotteten Kleinstädterei hervorzugehen, die von jeher in unserm lieben Deutschland geherrscht hat. Dabei verrät er uns, daß man in Schwaben alle jene Sonderbarkeiten von den Österreichern erzähle.

Als ein Typus des von Vorurteilen über Württemberg erfüllten und dem Gefühl der eigenen Überlegenheit durchdrungenen Norddeutschen kann der Brandenburger Albert Rantow in der Novelle „Das Bild des Kaisers" gelten. Ihm gegenüber steht Robert Willi, der Schwabe, in dem wir wohl Hauff selbst erkennen dürfen, und der den Sieg über den Preußen insofern davonträgt, als ihm Marie von Thierberg, das durch Tüchtigkeit im Hause wie durch feine Bildung gleich ausgezeichnete Schwabenmädchen, die Hand zum Lebensbunde reicht. Gerne hätte auch der norddeutsche Vetter an ihrer Seite ein idyllisches Leben in der herrlichen Gegend geführt, denn bei näherer Betrachtung sind seine Eindrücke von Land und Leuten überraschend günstig. Indem aber Hauff seinen Landsmann demokratische Grundsätze vertreten läßt, während Rantow als Aristokrat auftritt, gibt er seiner Heimat als dem Land des politischen Fortschritts auch in dieser Hinsicht den Vorzug vor Preußen.

Hauffs Patriotismus bleibt aber nicht auf Württemberg beschränkt, sein Vaterland hört mit dem Maine nicht auf, ganz Deutschland gilt sein begeistertes Lob. Wie preist er die Höhen des Taunus, die burggekrönten, rebenumrankten Ufer des Rheins! Wie gerne stimmt er ein in Matthias Claudius' Lied für fröhliche Menschen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben; gesegnet sei der Rhein!"

Aber noch weiter erstreckt sich des Schwaben Vaterland über das glänzende Grün des tannenduftenden Harzes hinweg bis zu den brausenden Wogen der Nord- und Ostsee. Also auch Preußen

Digitized by Google

rechnet er dazu. Und wenn er diesem, dessen reaktionäre Politik nach den Freiheitskriegen er nicht billigt, wohl auch nicht ohne Grund Eigenliebe und Partikularismus zum Vorwurf macht, so rühmt er doch Preußens unsterbliche Verdienste in den Befreiungskämpfen. Denn dem preußischen Volke hat Deutschland es vorzugsweise zu verdanken, daß es ihm gelang, das fremde Joch abzuschütteln, wurde doch die Mehrzahl der Schlachten durch preußische Tapferkeit entschieden. Und wie unumwunden preist der Dichter die allgewaltige Erhebung und hingebende Aufopferung der preußischen Frauen in jenen großen Tagen!

Mit inniger Freude begrüßt Hauff die Abschüttelung der napoleonischen Fremdherrschaft, gerne feiert er mit seinen Bundesbrüdern auf der Universität das Andenken der Schlacht von Waterloo. Doch Trauer beschleicht sein Herz, wenn er bedenkt, wie wenig sich die heißen Wünsche aller vaterländisch Gesinnten, alle sehnenden Hoffnungen, die man an den Befreiungskampf knüpfte, erfüllten!

Die erwartete staatliche Einheit und Freiheit des deutschen Volkes waren ausgeblieben, und nicht einmal das Verlangen darnach durfte man bei der herrschenden Reaktion laut werden lassen, ohne befürchten zu müssen, wegen „demagogischer Umtriebe" verfolgt und gefangen gehalten zu werden.

Die deutsche akademische Jugend ließ sich freilich ihre Begeisterung für die Ideale deutscher Einheit, Freiheit und Größe nicht rauben, mochten auch Verfolgungen drohen. In Tübingen, wo die Burschenschaft trotz der Karlsbader Beschlüsse noch in hoher Blüte stand, war Hauff als Mitglied der sogenannten „Kompagnie" ihr eifriger Förderer. Ja, er macht sich über die Demagogenverfolgungen, die von der übertrieben ängstlichen Regierung mit großem Eifer ins Werk gesetzt wurden, lustig. Was hatte es nach seinen Worten zu bedeuten, daß die akademische Jugend zu überschwänglichen Ideen und Idealen neigte, daß man viel von Volksbildung, von frommer deutscher Art sprach, daß mancher auch übersprudelte und von der Not des Vaterlandes schrie?

Voll Lobs ist er darüber, daß sich der Burschenstand noch die Freiheit in seiner Mitte gewahrt hat, stolz klingt sein Lied:

„Fragt ihr, wo die Freiheit wohne?
Auf Europas weiter Zone
Habt ihr nimmer sie gesehn;
Nur bei alter, treuer Sitte,
In der Burschen froher Mitte
Mag ihr Tempel noch bestehn."

Digitized by Google

Sonst ist die goldne Freiheit nirgends mehr zu finden. Sie feierte, klagt der jugendliche Dichter, einen kurzen Frühling; kaum aus blutigem Streit geboren, sank sie, die heißersehnte, dahin. Den bei Waterloo Gefallenen ruft er zu:

Frankreichs Adler sahst ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner schallen,
Als der Tod das Auge brach.
Heil euch Lieben,
Träumet drüben
Von der Freiheit goldnem Tag.

Selig preis' ich eure Lose
In der Erde kühlem Schoße.
Ach, ihr sahst der Freiheit Licht,
Sahst sie steigen
Über Leichen,
Doch sie sinken sahst ihr nicht.

Daß aber das schöne deutsche Land ganz von der Freiheit vergessen sein sollte für alle Zeiten, kann er nicht glauben, darum beschließt er zuversichtlich sein Gedicht „An die Freiheit", die er mit den Worten anredet:

Noch denkst du sein, es wird dich wiedersehen,
Wird auch dein Geist dann längst mein Grab umwehen.

Und im Hinblick auf die Schlacht bei Waterloo spricht er die Überzeugung aus:

Wer dort gekämpft, fiel nicht für einen Wahn.
Denn auferstehen soll ein neu Geschlecht,
Wir fühlen Kraft in uns, uns dran zu wagen,
Zu kämpfen für die Wahrheit und das Recht,
Um deutsch zu sein wie in der Vorzeit Tagen.
Ein hoher Sinn stieg auf aus blut'gem Streit,
Es kehrt der biedre Geist der Väter wieder,
Und stolzer stehn, in deutscher Kraft und frei, o Brüder,
Wir auf den Trümmern der vergangnen Zeit.

Drum tretet mutig in die Kämpferbahn,
Noch gilt es ja das Ziel uns zu erringen!
Fürs liebe Vaterland hinan, hinan!
Doch nur von innen kann das Werk gelingen
Und nicht durch Völkerzwist, durch Waffenruhm.
Nein, unser Werk geht durch Minervas Hallen,
Laßt uns vereint zum Ideal, zum Höchsten wallen,
Erschaffen uns ein echtes Bürgertum!
Ja, so entsteht ein freies Vaterland.

Digitized by Google

Aber nicht nur ein freies, auch ein einiges Vaterland ist der Sehnsucht Ziel. Freilich in politischer Hinsicht ist daran noch nicht zu denken. Im Geiste aber kann man sich eins fühlen, und darauf zielt des Burschenschafters Aufforderung:

Heran, ihr Brüder! Nord und Süden,
Ob euch des Herrschers Wink geschieden,
Laßt uns ein Volk von Brüdern sein!
Schließt ja in Schönbunds weiten Auen
Von allen Strömen, allen Gauen
Ein Rasen unsre Brüder ein.

Wohl ist der Siegsgesang verklungen,
Ganz andres wird jetzt vorgesungen,
Ganz andre Weisen spielt man vor;
Doch tönt, von Wehmut fortgetragen,
Ein Ton noch aus den bessern Tagen
Und schlägt an manch empfänglich Ohr.

Hört ihr auf Frühlings leichten Schwingen
Den alten Ton herüberklingen
Von unsrer Brüder Schlachtgefild?
Der Einklang ist's von tausend Tönen,
Der mächtig in Germaniens Söhnen
Zu der Begeistrung Wogen schwillt.

So läßt sich der Student vernehmen. Er verzweifelte an der deutschen Zukunft nicht, und seine Hoffnung sollte nicht zu schanden werden. Wissen wir auch, daß es ganz anderer Mittel bedurfte, um das neue Deutsche Reich zu schaffen, als sich Hauff und seine Gesinnungsgenossen gedacht, unsre Bewunderung können wir doch dieser hoffnungsfrohen, glaubensstarken, begeisterten, idealen, wenn auch schwärmerisch irrenden deutschen Jugend nicht versagen.

Hauff selbst scheint alles von einem deutschen Parlamente erwartet zu haben. „Wir haben," klagt er, „nur den Bundestag in Frankfurt am Main, den ewigtagenden," also keine Volksvertretung, auf die man gerechnet hatte. Wir aber, die wir das Schicksal der Frankfurter Nationalversammlung kennen, werden andrer Meinung sein. Der Krebsschaden war der Bundestag unter Österreichs Vorsitz. So lange hier keine Änderung eintrat, solange Österreich das entscheidende Wort in Deutschland sprach, war an eine befriedigende Lösung der deutschen Frage nicht zu denken. Derjenige, der dies klar erkannte, war Bismarck, der Deutschland seine Einheit und Macht und damit auch sein Nationalgefühl wiedergegeben hat.

Digitized by Google

Bitter beklagt Hauff das Fehlen dieses Gefühls bei den Deutschen. Aber konnten sie sich denn als eine Nation fühlen? War nicht aus dem Wiener Kongreß ein Deutschland hervorgegangen, das in 38 selbständige Staaten — „Duodez"-Länder nennt sie Hauff — zerstückelt war, von denen jeder nur seine eigenen Interessen verfolgte, ohne auf die Gesamtheit Rücksicht zu nehmen? Mußte nicht diese Gestaltung Deutschlands den Partikularismus befördern und das Nationalgefühl ersticken?

Unser Dichter will, bei aller Liebe zu seinem Heimatstaat, kein engherziger Partikularist sein, wie der oben erwähnte Rantow, der sich besonders als Preuße fühlt. Nichts liegt ihm ferner, ebensowenig aber ist er ein Kosmopolit, nein, rein national deutsch ist sein Handeln, Denken, Fühlen, Wollen. Aus diesem Grunde haßt er auch die anti- und internationalen Jesuiten, denen es mehr um die eigene Herrschaft als um Gottes Ehre zu tun sei.

Daß zu jener Zeit der traurigen Ohnmacht Deutschlands sich mancher von dem trüben Bild der Gegenwart abwandte und Trost suchte im Rückblick auf vergangene bessere Zeiten, ist nicht zu verwundern. Mit Vorliebe versenkte man sich in das von den Romantikern neu belebte Mittelalter. So auch unser Dichter. Voll Begeisterung glüht er für Karl den Großen, jenen idealen Fürsten, der sein mächtiges Reich stark und einheitlich regierte und der durch seine deutsche Gesinnung und durch die Bevorzugung der deutschen Nation, die den Kern seines Reichs bildete, für jeden Vaterlandsfreund eine verehrungswürdige Herrschergestalt ist.

Überhaupt alle, die je dem Vaterlande Dienste geleistet haben, sind seiner Anerkennung sicher. Sein Herz schlägt höher bei dem Klang großer Namen aus der Vergangenheit. Hermann der Cherusker, Kaiser Heinrich (wohl der Erste), Luther, Gustav Adolf finden ihre verdiente Würdigung.

Welch reicher Stoff zur Verherrlichung und Verklärung durch Dichterwort! Und trotz des Stoffreichtums im eignen Lande entlehnen die Deutschen, meint Hauff, am liebsten ihre Dichtungen fremden Ländern. Er tadelt das bitter. „Ist es recht", fragt er, „daß wir durch Walter Scott die Geschichte Schottlands besser kennen als die deutsche? Haben wir nicht auch eine Vorzeit ebenso reich wie die der Schotten? Ist unser Boden weniger historisch als der Schottlands?" Gewiß nicht. Also schreibe man gute deutsche Romane. Was die Form anlangt, mag

Digitized by Google

immerhin das Beste, was das Ausland bietet, euer Vorbild sein, nur gebt den Werken deutschen Inhalt. Im „Lichtenstein" weist er den Weg dazu.

Wie in der Literatur, so klagt der Dichter, ist es überall. Die Nachahmungssucht, die Ausländerei der Deutschen ist unglaublich, und doch ist das, was sie an Fremden bewundern, weder groß noch erhaben. Unsre Damen singen französische Lieder oder italienische Arietten, Kleidung und Sitte ist Frankreichs Abbild. Warum blicken wir mit Bewunderung und Ehrfurcht an einem Engländer oder Franzosen in die Höhe und fühlen uns so sehr geschmeichelt, wenn uns ein Angehöriger dieser Nationen seines Verkehrs würdigt. Ist es ein Wunder, besonders bei der angeborenen „Nationalroheit" der Engländer, ihrem oft ins Maßlose gesteigerten Selbstgefühl, daß diese oft anmaßend in Deutschland auftreten und dessen Bewohner zwingen wollen, nach ihrer Pfeife zu tanzen? Und Frankreich behandelt ebenso seine deutschen Nachbarn als weit unter ihm stehend, ja es wagt deren Mangel an Gewandtheit zu bespötteln, weil es fühlt, daß die Deutschen in eine gewisse Abhängigkeit vom französischen Geschmack geraten sind.

Als treuer Sohn des Vaterlands möchte Hauff dasselbe nicht länger auf untergeordneter Stelle sehen, sehnlichst wünscht er, daß es doch eine gebietende Stellung unter den Mächten Europas einnehme. Und was das Schwert nicht erkämpft, vielleicht kann es die Feder, darum bemüht er sich, zur geistigen und sittlichen Hebung des Volkes beizutragen und so das Selbstbewußtsein zu wecken und zu pflegen. Er läßt den „Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände" erscheinen, unterhaltend und belehrend zugleich. Er weiß, wie leicht schlechte Lektüre nachteilige Folgen für die Jugend hat. Weder Cramer noch Spieß, die Verfasser elender Ritterromane, noch Meißner will er in der Hand des heranwachsenden deutschen Geschlechtes sehen, weder die schlüpfrigen Geschichten von Lafontaine und Langbein, noch die Fouquéschen Romane, noch Clauren, den verderblichsten von allen. Gute Bücher und diese öfters lesen, lautet sein Grundsatz in Bezug auf die Lektüre, denn nur dann ist bleibender Gewinn fürs Leben zu erhoffen. Heiterem Geistesgenusse soll nicht entsagt werden, wir haben ja, Gott sei es gedankt, in Deutschland keinen Mangel an Schriftstellern, die wahre Tiefe mit Humor, Wahrheit mit Scherz, das Edle und Große mit dem heiteren Gewande der Laune zu verbinden wissen. Können

Digitized by Google

sich nicht ein Goethe, ein Schiller, ein Jean Paul, ein Tieck mit jeder literarischen Größe des Auslands messen?

Edle Schönheit liegt schon allein im Klang unserer Muttersprache, wie bewundernswert ist ihr Reichtum. „Wie lieblich", sagt Hauff, „klingt unsre liebe Muttersprache von schönen Lippen, im Munde der Gebildeten!" Freilich muß man sie rein und schön, klar und verständlich reden und schreiben. Und wie viel wird gegen dies Gebot gesündigt! Erbittert zieht der Dichter gegen die schwer, oft fast nicht zu verstehende Philosophen- und Gelehrtensprache zu Felde. Er verspottet den geschraubten juristischen Stil und beanstandet das verschrobene, verschränkte Deutsch und die schwerfällige Prosa mancher Übersetzungen. Man lerne, sagt er, in dieser Hinsicht von den Franzosen, hier kann ihr Vorbild uns zum Segen werden. Ihre Geschichtswerke, ihre Romane, ihre Gedichte, ja selbst ihre philosophischen Werke sind so geschrieben, daß sie jeder lesen kann. Der geringe Handwerker, der Soldat, der einfache Bauer kennt seinen Voltaire, seinen Rousseau. Dadurch wird die Intelligenz außergewöhnlich gesteigert. Der Einfluß der französischen Literatur ist nur deshalb so bedeutend, nur darum ist es ihr gelungen, zur Zeit ihrer Blüte den gebildeten Teil Europas mit unwiderstehlicher Gewalt aufwärts zu ziehen. Wie aber können unsre Schriftsteller zur Hebung der Intelligenz, unsre Philosophen etwas zur Aufklärung der breiten Volksmassen tun, wenn ihre Schöpfungen unverständlich bleiben? Fichte ist der erste gewesen, der in die rechte Bahn einlenkte und seine „Reden an die deutsche Nation" in natürlichem Deutsch hielt, und das erkennt unser Dichter dankbar an. Er selbst hat sich die hohe, edle Aufgabe gestellt, Wahrheit und Sittlichkeit zu verbreiten und mit der Feder im Interesse und zum Wohl des Vaterlands zu wirken.

Sein „Lichtenstein" beweist, wie warm sein Herz für das Volk schlägt, wie liebevoll er sich in sein Leben versenkt. Tiefes Gefühl und Charakterstärke zeichnen die handelnden Gestalten aus. — Es ist unwahr, sagt er, die Gefühle als vom Stand abhängig zu betrachten; welch großen Anteil an geschichtlichen Taten haben oft Männer im schlichten Bürgerkleide gehabt!

Und um des Volkes willen, das er so innig liebt, dessen Wohl und Wehe ihn so sehr beschäftigt, zieht er sich in Zeiten, die ihm nicht gefallen, nicht finster grollend zurück, sondern sucht durch Wort und Schrift Ideale zu wecken und vor allen Dingen erzieherisch zu wirken.

Digitized by Google

Auch hier wendet er sich zunächst an das heranwachsende Geschlecht. Ernste und würdige Haltung, gewählten Ausdruck und ein kurzes klares Urteil verlangt er von jungen Männern. Bildet, so ruft er ihnen zu, neben den Geistesgaben, die mehr wert sind als aller zufälliger Glanz der Geburt, auch eure Körperkräfte aus. Das Turnen gilt ihm also nicht als „vaterlandsverräterische Ausbildung der körperlichen Kräfte," wofür es in den damaligen sogenannten konservativen oder aristokratischen Kreisen gehalten wurde. Männern würdig ist eine starke Seele, die still und standhaft tiefes Leid trägt, ohne sich von ihm bedrücken oder gar zum Tode treiben zu lassen. Festhalten soll die Jugend an den angeborenen Stammestugenden, dem Mute und der Tapferkeit, der Dankbarkeit gegen Gott und Mitmenschen und der Treue. Treue dem Fürsten bis zur Aufopferung des Lebens, Treue in der Liebe, Treue der Überzeugung! Fort mit aller Scheinheiligkeit und Unwahrhaftigkeit, fort mit der Habsucht und Geldgier, die der Dichter namentlich bei den in seinen „Memoiren des Satans" verspotteten Juden findet. Es muß gebrochen werden mit der von Frankreich entlehnten Geziertheit und Koketterie der deutschen Frauen, denn sie ist ihrer unwürdig. Zur Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit, zur Unschuld und Reinheit der Seele erziehe man die Töchter, denen sowohl Tüchtigkeit im Hause als auch Bildung des Geistes wohl ansteht.

Nur eine auf diese Weise geführte Jugend kann dem Vaterlande zur Zierde und zum Nutzen gereichen, sie allein wird auch alle Zeit freudig ihre Kräfte und ihr Können in seinen Dienst stellen. Süß und ehrenvoll wird dann sogar der Tod fürs Vaterland, wie Hauff den Soldaten im Angesicht des Todes stolz in die Worte ausbrechen läßt:

Ich sterb' ja nicht für eitles Gold,
Ich fall' fürs Vaterland.

Und ähnlich sagt der Turner in der fünften Strophe des Gedichts „Turnerlust":

Er schwingt das Schwert in der starken Hand,
Zum Kampfe stählt er den Arm,
O dürft er's ziehen fürs Vaterland!
Es wallt das Herz ihm so warm.
Und sollte sie kommen, die herrliche Zeit,
Sie fände den tapfern Turner bereit.
Hurra! Hurra! Hurra!
Wie ging's dann mutig in Feind!

Digitized by Google

Bei aller heißen und innigen Liebe zum Vaterland bewahrte sich Hauff, und das ist das Große in seinem Wesen, einen freien Blick und klares Verständnis für das Edle und Hohe, was andere Nationen hervorgebracht hatten. Neidlos rühmt er Frankreich, wie schon erwähnt, ob seiner Literatur, nennt es das Land der geistigen Freiheit, des guten Geschmackes, der fröhlichen Sitten, der feinen Lebensart. Auch Englands Schriftstellern wird er gerecht. Insbesondere ist ihm Walter Scott, dessen Romane damals in Deutschland so verbreitet waren wie die Bibel, ein Vorbild und eine Quelle des Studiums. Des großen Schotten „Ivanhoe" nennt er ausdrücklich ein herrliches Werk und spricht von den Vorzügen des „Vikar of Wakefield" und Smollets „Peregrine Pickle".

Eine hohe Freude sollte unserem Dichter, dem die Hebung des deutschen Ansehens eine so heilige Sache war, noch zu seinen Lebzeiten werden, und ihr gibt er in „der Kontroverspredigt über Clauren und den Mann im Monde" Ausdruck. In literarischer Beziehung wenigstens fing Deutschland an, von Engländern und Franzosen hochgeschätzt zu werden. Bewundernswert erschien jenseits des Kanals der Ernst, die Tiefe deutscher Geistesschöpfungen; „Faust", „Götz" und manch andere Goethesche Dichtung waren ins Englische übersetzt und jubelnd aufgenommen worden. Tiecks und Hoffmanns Erzählungen hatten dort Eingang gefunden. Frankreich rühmte die Anmut und Natürlichkeit in gewissen Schilderungen und Gemälden, Goethes Memoiren entzückten die Pariser und Talma, der große französische Tragöde, führte Schillers Helden vor das Auge seiner Nation. Deutsche Gelehrsamkeit zwang das Ausland zur Bewunderung.

Bei dieser Anerkennung heimischer Geistesprodukte schlug unseres Dichters Herz höher und wärmer, und hoffnungsvoll blickte er einer großen Zukunft entgegen. Welch jubelnde Freude hätte er empfunden, hätte er, der sich so heiß nach einem starken, freien, einigen Deutschland gesehnt, das welthistorische Ereignis der Neubegründung des Deutschen Reiches miterlebt! Hätte er wissen können, daß zu der Zeit, wo ihn die politischen Verhältnisse des Vaterlandes manchmal trübe stimmen mochten, bereits der Retter in der Not, der geniale Baumeister Bismarck geboren war!

Aber in des Höchsten unerforschlichem Ratschlusse war es anders beschieden. Allzufrüh, mitten im glücklichsten Schaffen, schon am 18. November 1827, noch nicht fünfundzwanzig Jahre

Digitized by Google

alt, sank der Dichter ins Grab, dessen Wollen und Können, Singen und Sagen dem Vaterland und seiner Ehre galt.

Uns aber sollte es ein heiliges Vermächtnis sein, seinen Namen hochzuhalten und gleich ihm allezeit treu bereit unser Bestes hinzugeben zum Ruhme des Vaterlandes.

Unsterblichkeit.

Wenn mich der Tod mit der Faust von Erz
Zur Ruhe einst niedergerungen,
Dann weint nicht lang in dumpfem Schmerz,
Und keine Choräle gesungen!

Tragt mich auf die einsame Heide hinaus,
Wo Gitter nicht starren noch Kreuze;
Kein Pastor im blumenbeladenen Haus —
Dort predigen Krähen und Käuze.

Und sperrt mich nicht in den dumpfen Schrein,
Erspart mir die engenden Planken,
Grabt so in die lockere Erde mich ein —
Nach dem Tode doch ledig der Schranken.

Den letzten Abendsonnenschein
Laßt übers Auge mir glühen —
Dann frisch in die keimende Erde hinein:
Da ruh ich im ewigen Blühen.

Das Haidekraut strotzt, die Lerche singt,
Ein Häslein leckt sich die Pfoten,
Ein Kind, das in den Frühling springt —
Das Leben tanzt über dem Toten.

Oswald Meyer.

Digitized by Google

Ungeborenes Lied.

Heimat ist mir hier beschieden,
Stille Wunder soll ich sehn,
Heller See mit Deinem Frieden,
Dunkler Wald mit Deinem Wehn!

Und schon darf ich fern erlauschen
Eines Liedes Flug und Lauf —
Aus den Wäldern wird es rauschen,
Aus den Wassern taucht es auf!

Großer Geist der Ewigkeiten,
Gib, wenn seine Stunde schlägt,
Daß es dieser stillen Weiten
Freien, frischen Atem trägt!

Karl Busse.

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Das Kunstleben in einer Stadt wie Berlin ist im Grunde ein regelrechter Kunstkampf. Die Kunst will voran, das Publikum ist bequem, und findet Genügen im Gewohnten. Es hat natürlich auf seiner Seite die Künstler, die ihre Entwicklung abgeschlossen haben und daher alle Neuerungen fürchten. Damit das Kunstleben nicht einschläft, ist es nötig, daß die beiden Mächte — die voranschreitende Kunst und der nur langsam folgende Publikumsgeschmack — möglichst gleich stark bleiben und die Luft, Krieg zu führen, nicht verlieren. Der Kunst hat ein gewisser Widerstand des Publikums wenigstens noch nie geschadet, sondern sie nur angetrieben, ihn mit allen Mitteln zu überwinden. Eines schönen Tages kommt das Publikum doch dahinter, daß die Kunst, die es so standhaft bewundert hat, tot ist, und erkennt dann an, was es einst für abscheulich erklärte.

Digitized by Google

Wie hat sich die Generation von 1850 über Gustave Courbet ereifert! Er erschien ihr als ein Revolutionär, der die Gemeinheit auf den Altar der Kunst setzen wollte. In Wirklichkeit war er die notwendige Reaktion auf eine übertriebene Abwendung von der Gegenwart und vom Leben. Indem er den theatralischen Gestalten des Klassizismus die Erscheinungen der Alltäglichkeit entgegensetzte, zeigte er den Weg zur Erneuerung der Kunst. Die Ausstellung einer Sammlung seiner Werke im Salon Paul Cassirer läßt keinen Zweifel, daß man sich in jener Zeit nur über den Inhalt seiner Bilder entrüstet hat. Als Maler kann er keinen Widerspruch hervorgerufen haben. Seine Bilder sind von altmeisterlicher Güte, für den heutigen Geschmack fast zu dunkel. In der Hauptsache sieht man Landschaften, von denen aber nur eine bedeutend genannt werden kann: Ein Schneesturm. Das große Bild stellt eine hügelige, von kleinen Wäldern und Weilern belebte, von tiefem Schnee bedeckte Juralandschaft unter grauem Himmel dar. Zwischen den vom Sturm zusammengewehten Schneemassen ist, trotz des Ochsenvorspanns, ein Postwagen stecken geblieben. Pferde scheuen, Passagiere jammern, was sehr naiv geschildert ist. Das Ganze aber hat eine mächtige Stimmung und überrascht durch die von feinstem Naturgefühl zeugende Wiedergabe der Einzelheiten. Wie das bewegte Terrain, die verstreuten Wälder gegeben sind — das verrät allerdings einen ganz großen Meister. Mit einem zweiten umfangreichen Werke, das hier als: „Die Frau mit dem Papagei" bezeichnet ist, wird jene Periode im Schaffen des großen Realisten charakterisiert, wo er sich der von ihm so heftig bekämpften, akademischen Richtung näherte. Das Bild, das auf einem Ruhebett ein schlafendes, jugendliches Weib zeigt, das von einem anderen nackten, vor ihm knieenden Weibe mit begehrlichen Augen betrachtet wird, erscheint gegen die sonstigen hier vorhandenen Werke Courbets sehr glatt, fast konventionell gemalt, besitzt aber in der Wiedergabe des Körpers der Schläferin einige glänzende malerische Momente. Diese hat der Künstler, da dem Doppelakt s. Z. die Pforten des Salons verschlossen blieben, später in das berühmte Bild „La femme au perroquet" hinübergerettet. Um die gleichzeitig ausgestellten Bilder von Millet, Delacroix und Corot zu genießen, bedarf es keiner historischen Betrachtungsweise. Die Milletsche „Gänsehirtin" besonders, die ihre Schutzbefohlenen mit einem Stecken ins Wasser jagt, ist in ihrer Einfachheit, in der Art, wie die Bewegung ausgedrückt ist, ein ganz herrliches Werk. Eine Anzahl neuer Leistikows zeigt den beliebten Künstler nur von bekannten Seiten.

Noch gehört Fritz August Kaulbach zu den Porträtmalern, die dem Publikum zusagen; aber man kann sich nicht vorstellen, daß er sich noch lange in dessen Gunst halten wird. In seiner Ausstellung in Ed. Schultes Kunstsalon gab es doch garzu unerträgliche Puppenköpfe. Man kann gern zugeben, daß Kaulbachs Bildnisse geschmackvoll aussehen, aber auch dieser Geschmack ist kein Verdienst; denn er wurde fertig von Van Dyck, von Velasquez oder Gainsborough bezogen. Seine Menschenschilderung steht ungefähr auf der Höhe des Modejournals, das keine charakteristischen, sondern nur hübsche Gesichter kennt. Daher findet Kaulbach seine stärksten Verehrer bei den Damen, die ein geschmeicheltes Porträt einem ähnlichen in den meisten Fällen vorziehen. Es ist ein Jammer, daß ein Künstler mit ursprünglich guten Anlagen, wie Kaulbach, so verflachen konnte. Denn er

Digitized by Google

hat in der Tat Gefühl für malerische Reize. Die Toilette der ehemaligen Großherzogin von Hessen hat ihn künstlerisch angeregt. So ist sie nun gut gemalt. Zur Inszenierung eines Porträts braucht er jedoch immer Vorbilder. Ist keines vorhanden, so kommt solche Jämmerlichkeit heraus, wie das Gruppenbild der vier koburgischen Prinzessinnen für die Silberhochzeit des verstorbenen Großherzogs, das jedem die Augen öffnen müßte, über Kaulbachs Unfähigkeit als Menschenmaler. Dieselbe Ausstellung beherbergte einige Porträtradierungen des in seinen Bildern in der letzten Sezessionsausstellung vom Publikum so wenig verstandenen Norwegers Edv. Munch. Ja, das waren Persönlichkeitsschilderungen, deren Stärke Bewunderung verdiente. Nur wenige Linien, aber das Wesentliche erschöpfend. Dann interessierte noch Adalbert Niemeyer, ein junger Münchener, der mit ziemlich unbefangenen Augen die Wirklichkeit sieht und allerlei nette Genreszenen — eine Dame am Theetisch im Grünen, eine Lautenspielerin in ihrem Zimmer, ein junges Paar beim Morgenkaffee, eine vergnügte Schöne vor dem Spiegel — zeigt, die garnicht süß wirken, weil sie hübsch breit, hell und mit Gefühl für den Wert der Farbe gemalt sind. Eine neue Ausstellung bei Schulte erhielt ihr Gepräge durch die Vorführung einer größeren Zahl von Bildern Gaston La Touches. In diesem Künstler leben die alten Rokokomaler wieder auf, die Boucher und Fragonard, die mit leichter Hand Bilder über Bilder malten, unerschöpflich in der Erfindung reizender Motive, immer geistreich und geschmackvoll, immer mit einer pikanten koloristischen Pointe. La Touche liebt die Akkorde Grün und Gelb, Rot und Gelb und Blau und Gelb. Er läßt Diana, die leuchtende Göttin zur nächtlichen Stunde, umkreist von Schwänen, in dem Teich eines Rokokoschlößchens baden oder zeigt eine Parkallee in Versailles im Schmuck goldfarbener Blätter oder einen Maskenball, dessen Teilnehmer von Strömen künstlichen Lichtes überflossen, die schwungvoll bewegte Treppe eines Schlosses hinaufsteigen, oder einen Park mit einer Marmorgruppe, an deren Postament ein Faun die Syrinx bläst. Ein paar Kinder sehen dem Wunder mit großen Augen zu, während hinter dem Bildwerk ein paar Damen der seltsamen Musik lauschen. Aber La Touche malt auch Bilder modernen Inhalts. Damen, die gedankenvoll ihren Thee trinken, junge elegante Paare im zärtlichen Tête-à-tête daheim oder in Auseinandersetzung vor dem großen Spiegel eines Ballsaales, dessen Gewühl das Glas zurückwirft. Und selbst vor Bildern religiösen Inhalts scheut sich der Künstler nicht. Aber auch darin gleicht La Touche den Rokokomalern, daß er nirgends tief, sondern immer nur anmutig ist, und mit seinen Bildern keinen tieferen Eindruck hinterläßt. Indessen darf man ihn keinen Nachahmer nennen. Die Art, wie er das Licht als verbindendes Medium benutzt, ist modern, ebenso sein Farbenarrangement. Außerdem sind seine Motive neu und eigenartig, wie er wohl überhaupt für eine originelle Erscheinung unter den mittelmäßigen französischen Malern gelten darf. Jedenfalls ist er M. E. Louis Gillot vorzuziehen, der einen zwischen Pissarro und Raffaelli pendelnden Impressionismus betreibt und allerlei Ansichten von Paris malt. Es gibt hier noch ein paar leidliche schottische und spanische Bilder, einen Schönleber und Werke von Karl Haider, die gegen frühere schwächlich wirken.

Im alten Akademie-Gebäude, wo der Verein für deutsches Kunstgewerbe das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens durch eine Ausstellung

Digitized by Google

feiert, liefert das Berliner Kunstgewerbe einen traurigen Beweis von der Stabilität des schlechten Geschmacks in der Reichshauptstadt. Große Berliner Firmen, wie Flatow u. Priemer, Ferd. Vogts u. Co., J. Groschkus und Hermann Gerson u. a. zeigen Interieurs, die in ihrer protzenhaften, überladenen Ausstattung ganz unerträglich sind. Mit Ausnahme eines kleinen in der Farbenzusammenstellung allerdings verfehlten Raumes der Steglitzer Werkstätten, kein Zimmer, dessen Einrichtung ein geschmackvoller Mensch zu besitzen wünschen möchte. Dabei ist das Handwerkliche größtenteils vorzüglich. Man macht in Berlin gute Arbeit, aber nach der künstlerischen Seite liegt trotz schöner Redensarten leider alles im Argen. Daß das Publikum Zimmereinrichtungen, wie sie hier vorgeführt werden, gern kauft, ist kein Grund sie auszustellen. Die im Konkurrenzkampf skrupellos arbeitende Industrie hat den Geschmack des Publikums ruiniert, sie hätte nun auch die Verpflichtung, ihn wieder zu heben. Es gibt kein geeigneteres Mittel, als in Ausstellungen, wie diese, zu zeigen, wie die Zimmer geschmackvoller Menschen aussehen müßten. Andernfalls stiften Veranstaltungen wie diese hier nur Schaden. Bei Eröffnung der Ausstellung ist davon gesprochen worden, daß das Berliner Kunstgewerbe auf einer genügend hohen Stufe stände, um künftig auch auf den offiziellen Kunstausstellungen stärker hervortreten zu können. Vor diesem Versuch kann nicht dringend genug gewarnt werden. Das klägliche Fiasko im Akademiegebäude läßt keinen Zweifel, daß man sich furchtbar blamieren würde. Schon das ganze Arrangement ist verfehlt, trotzdem der Leiter der Sache, Grenander, ein geschickter Architekt ist. Aber Geschicklichkeit will nichts bedeuten, wenn Kultur fehlt.

Man ist in Berlin bescheiden, oder man vergißt hier leichter als wo anders das Sprichwort „Es ist nicht alles Gold was glänzt". Was hat man für ein Wesen mit Otto Eckmann gemacht! Wieviele Leute haben ihn für einen bedeutenden Künstler gehalten und von der Erneuerung des Kunstgewerbes durch ihn gesprochen! Er war, wie die Ausstellung seines Nachlasses und seiner Arbeiten bei Keller und Reiner zeigt, nur ein gewandter Kompilator, der seine Ideen nahm, wo er sie fand, bei den Belgiern und den Japanern, bei den Tischlern von 1830 und bei den modernen Engländern. Jedenfalls aber war er ein ebenso arbeitsamer, wie kluger Geschäftsmann, der sein bescheidenes Talent mit bewunderungswürdigem Erfolg zu verwerten wußte.

Die Berliner Sezession hat in ihrem Hause in der Kantstraße wieder eine Schwarz-Weiß-Ausstellung veranstaltet. Diese bedeutet nicht nur gegen die vorjährige einen großen Fortschritt, sondern ist wohl die beste, die man in Berlin überhaupt bisher gesehen hat. Allerdings eigentlich ohne Verdienst der Berliner. Den Schwerpunkt der Ausstellung bilden die Arbeiten ausländischer Künstler, die Lithographien von Toulouse-Lautrec, die Zeichnungen und Lithographien von Steinlen, die Radierungen von Whistler und Israels, von Zorn und Larsson, die Zeichnungen von Swan und Shannon. Aber außer Otto Greiner, der einen ganzen Saal mit Arbeiten von sich gefüllt, haben auch die Münchener großen Anteil an dem Erfolge der Ausstellung. Th. Th. Heine, Oberländer, Wilke, Thöny, Georgi, Feldbauer, Strathmann, Kirchner u. a. sind ganz vorzüglich vertreten. Von Berlinern sind mit wichtigeren Leistungen nur Liebermann, L. v. Hofmann, Leistikow, Zille, Käthe Kollwitz, Leo v. König und Stuß zu erwähnen. Die inter-

Digitized by Google

essanteste Erscheinung ist unzweifelhaft Toulouse-Lautrec, in dessen Werken Stärke der Empfindung und Raffinement des Ausdrucks eine höchst eigenartige, unbeschreibliche Verbindung eingegangen sind. Er ist niemand ähnlich und übertrifft vielleicht noch Degas in dem Talent, mit einem Nichts von Mitteln sehr Vieles zu sagen. Sein Gegensatz in dieser Ausstellung ist Greiner, der unendliche Vorarbeiten und Studien macht, um eine Kleinigkeit, z. B. ein Exlibris in die Welt zu setzen. Seine Akte sehen aus als seien sie sehr sorgsam beobachtet und sehr schwierig zu zeichnen gewesen. Lautrecs an die Karikatur streifende Porträts Pariser Tagesgröße wecken den Anschein, als wären sie mühelos entstanden. Jene indessen könnten nachgemacht werden, diese niemals. Auch Steinlen ist ein großer Künstler, allerdings bei weitem nicht so geschmackvoll wie Lautrec. Er findet seine Modelle auf der Straße, in den Spelunken, im Quartier latin von Paris. Er besitzt einen sichern Blick für das Charakteristische der Erscheinungen und des Milieus und weiß, wenns darauf ankommt, ebenso vortrefflich eine Landschaft wiederzugeben, wie einen Akt zu zeichnen. — Auf Greiner hat Klinger vorbereitet, Steinlen wird von einer Unzahl deutscher Künstler imitiert; Lautrec trifft das deutsche Publikum ganz ahnungslos. Man wird sich also über seine Arbeiten entrüsten. Der Gegenstand des Streites ist gegeben. Das Kunstleben erhält den erforderlichen Anstoß.

In nächster Nähe der Sezessionsausstellung hat die Amelangsche Kunsthandlung einen Schwarz-Weiß-Salon etabliert, der Zeichnungen, Radierungen, Lithographien und Aquarelle in wechselnden Ausstellungen vorführen wird. Die erste derselben enthielt eine große Menge von Arbeiten deutscher Künstler. Das Unternehmen kommt einem Bedürfnis entgegen; denn es ist Mode geworden, graphische Werke zu sammeln; aber es wird nur dann nützlich wirken, wenn es das Allerbeste zeigt, wenn es den Beifall der Kenner sucht. Man kann nicht genug zur Beschränkung ermahnen. Kunst ist kein Massenprodukt und daher auch nicht für die Massen. Diejenigen, die jetzt soviel von der Erziehung des Volkes zur Kunst sprechen, werden ihre Erfahrung noch machen.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Unter den Berliner großen Orchesterkonzerten hat sich die Königliche Kapelle — Dirigent Felix Weingartner — noch immer eine Ausnahmestellung zu wahren gewußt. Nur bei diesen Konzerten kehrt seit längerer Zeit die regelmäßige Anzeige wieder: „Einlaßkarten sämtlich vergriffen“. Wenn es auch voreilig wäre, hieraus den sicheren Schluß zu ziehen, daß die Symphonie-Abende der Königlichen Kapelle den anderen Orchesterkonzerten, die sich dieses zärtlich geliebte Sätzchen nur ausnahmsweise leisten können, an künstlerischem Wert überlegen sind, so kann man doch mit Genugtuung feststellen, daß diese beständig ausverkauften Konzerte der

Digitized by Google

hohen Wertschätzung, die ihnen zu teil wird, durchaus würdig sind. Weingartner ist eben ein ausgezeichneter Dirigent, und seinem Taktstock untersteht ein erlesenes Material von Musikern und Instrumenten.

Die Weingartnerschen Programme sind die konservativsten und berücksichtigen am sorgfältigsten die deutsche Musik. Wie schon seit einer Reihe von Jahren, so gehörte auch dieses Mal der erste Abend unseren großen Klassikern. Im zweiten Konzert kam Brahms mit der überherben c-moll Symphonie zu Gehör, Wagner mit der Faust-Ouverture, dem Siegfried-Idyll und dem Huldigungsmarsch und Berlioz mit einer Trauer- und Triumph-Symphonie. Das letztgenannte Werk spielte man in Berlin zum ersten und wohl auch letzten Mal. Eine quellende Erfindung ist Berlioz's Sache überhaupt nicht, aber diese dürre Öde überraschte doch. Bei keinem anderen Komponisten wird so geheuchelt wie bei Berlioz. Ein Teil unserer Presse erachtet es als ein Verdienst, ihre Leser immer wieder mehr oder weniger verblümt zu versichern, daß sie unsäglich verständnislos sind, wenn sie die Berliozsche Musik nicht wundervoll finden, und so ist es gekommen, daß eine beängstigende Anzahl von Menschen bei allem, was Berlioz heißt, die Augen verdreht und die Hände an einander schlägt. Bei der Trauer- und Triumph-Symphonie versagte aber auch dieser sonst so zuverlässige Teil der Hörerschaft: das Werk wurde lautlos abgelehnt.

In den späteren Konzerten brachte Weingartner den von tragischem Ernst erfüllten aber gar zu dickflüssigen „Symphonischen Prolog zu Sophokles' König Ödipus" von Max Schillings, ferner ein höchst witziges und graziöses Scherzo: der Zauberlehrling nach Goethe von Paul Dukas und die Brucknersche sechste Symphonie, a-dur, ein Werk, daß auch derjenige mit großem Interesse und in den beiden Mittelsätzen mit herzlicher Anteilnahme genießen wird, der nicht gewillt ist, sich Bruckner in Pausch und Bogen aufdrängen zu lassen. — Im übrigen waren die Programme mit unseren klassischen Meisterwerken gefüllt, deren liebevolle und stilreine Wiedergabe in diesen Konzerten immer wieder mit lebhafter Dankbarkeit anerkannt wird.

Der weitaus größte Erfolg jedoch, den Weingartner und die Königliche Kapelle in der ersten Hälfte ihrer diesmaligen Konzertreihe zu verzeichnen hatten, war die Vorführung der c-dur Symphonie von Schubert. Die Ausführung des Werks war vollendet und doch war sie es nicht, die den begeisterten Beifall entfesselte. Je mehr Geist und technisches Können in der gegenwärtigen Musik die Partituren schreiben, je mehr Gedankenarbeit vom Hörer verlangt wird, je häufiger man ihm Leitfäden in die Hand drückt, mit denen er sich durch seinen musikalischen Genuß tasten soll, je größer die Angst des Hörers wird, daß er die Werke nicht richtig oder doch nicht in allen Teilen vollständig verstanden haben möchte, je mehr die verschärften Parteistellungen in der Musik den Hörer nötigen, sich für diese oder jene „Richtung" zu entscheiden und den Katechismus seines Bandenführers gegenwärtig zu haben — — desto glühender ist in der Seele jedes, der die Musik mit musikalischen Organen zu hören vermag, das Verlangen nach Musik, die Musik und nichts weiter als Musik ist; Musik, die keiner Kommentare und Vorkenntnisse bedarf, Musik, die auf keiner Parteifahne steht, Musik, die man himmlisch finden darf, ohne daß darum der Nachbar mit Empörung zur Seite rückt, Musik, die man den Mut hat, schön zu finden, ehe man die Erlaubnis dazu vom Referenten seiner Zeitung empfangen hat. In der

Digitized by Google

Kunst — und in der Musik besonders — sind die Kräfte der Reaktion viel bedeutsamer, als es dem flüchtig Dreinschauenden erscheint. Neben unserer unbegrenzten Verehrung für Wagner, neben unserem lebhaften Interesse für Berlioz, Liszt, Richard Strauß u. s. w. ist immer kräftiger eine stumm-innerliche Sehnsucht groß geworden, wie man sie in den Straßen einer prächtigen, geräuschvollen Stadt nach einem verschlafenen Dörfchen, in einem wundervollen, orangendurchdufteten Park nach einer unberührten Naturwildnis empfindet. Kein anderer Komponist befriedigt diese — ich möchte sagen — Kehrseite unseres gegenwärtigen Geschmackes in dem gleichen Maße wie Schubert: diese blauäugige Musik wirkt wie ein Jungbrunnen. — Weingartner mußte viele Male danken; für sich, für die Kapelle — und für Schubert.

Arthur Nikisch als Dirigent des philharmonischen Orchesters begann sein erstes Konzert mit der Ouverture zu Benvenuto Cellini — einem französischen Werk. Als zweite Nummer kam: Suite d-moll von Tschaikowsky — ein russisches Werk, als dritte: Klavierkonzert f-dur von Saint-Saëns — ein französisches Werk, gespielt von Ferruccio Busoni — einem Italiener. Dann gab es die übliche Pause, und den zweiten Teil füllte die d-dur Symphonie von Brahms. Ich habe zwar von niemand gehört, daß er gegen dieses Anfangsprogramm etwas einzuwenden gehabt hätte, sollte sich aber doch solch ein rückständiges Individuum unter den Zuhörern befunden haben, das da meinte, es hätte sich im ersten Teil des ersten Konzertes bescheidentlich an unser Vaterland erinnern lassen, so möchte ich dem chauvinistischen Schwachkopf doch sehr deutlich zugerufen haben, daß es immer ein Verdienst ist, den alles fremdvölkische so hochmütig ablehnenden Deutschen auf die von allen anderen Völkern so liebevoll gepflegte Internationalität hinzuweisen. Und — mein Gott! Was haben wir denn vorzusetzen? Die paar dürftigen Tonsetzer, die das deutsche Volk sein eigen nennt, wie weit stehen sie hinter den Größen unserer Nachbarvölker zurück! Nein! Nikisch hat ganz recht: an die Spitze einer Reihe großer Orchesterkonzerte in Deutschland gehört das Ausland, dann nochmals das Ausland und nochmals das Ausland; dann eine Pause, daß der Hörer des betrüblichen Abstandes nicht so gewahr werde, und nunmehr mag ein vorsichtig ausgewähltes deutsches Werk zur Ausführung gelangen. So ist's recht, und so wird es hoffentlich auch bleiben. Leider war die Suite von Tschaikowsky nicht sonderlich bedeutend, das Klavierkonzert von Saint-Saëns schlechthin langweilig; das schadet nichts, der erzieherische Wert dieser Programmordnung ist um so höher zu veranschagen.

An einem späteren Abend führte Nikisch das Straußsche „Heldenleben" vor; die Ausführung war vorzüglich, das gewaltige, fast gewaltsame Werk wirkte auch dieses Mal hinreißend. Ferner gab es an Neuheiten — in diesen Konzerten wenigstens — „Herr Oluf, Ballade für Bariton, mit Begleitung des Orchesters" von Pfitzner und Weingartners Symphonie in es-dur. Die Ballade ist im Ton sehr gut getroffen; leider stört den Gesamteindruck die unverhältnismäßige Länge der beiden Zwischenspiele, von denen das zweite allerdings außerordentlich hübsch ist. Karl Scheidemantel verhalf der Ballade zu einem guten Erfolge. Die Weingartnersche Symphonie ist wenig erfreulich. Abgesehen von der merkwürdigen Einleitung, die mir Weingartners Eigentum zu sein scheint, ist das Werk unheimlich zusammen-

Digitized by Google

empfunden. Es ist nicht hübsch, daß einem so verdienten Dirigenten immer solch häßliche Worte über seine Kompositionen gesagt werden. Ja, wer ist denn nun eigentlich schuld daran?

Stehen die Weingartnerschen Programme vorzugsweise auf deutsch-klassischem Boden, halten sich bei Nikisch Klassisches und Nichtklassisches etwa die Waage, so bevorzugen die Konzerte, die Richard Strauß mit dem Berliner Tonkünstler-Orchester im „Neuen Königlichen Opern-Theater (Kroll)" veranstaltet, die Musik nach unseren Romantikern und insonderheit diejenige lebender Komponisten. Es war mithin folgerichtig, daß diese Darbietungen in diesem ihrem zweiten Jahrgang den Namen „Moderne Konzerte" empfingen; abgesehen davon, daß das greulich mißhandelte und bis zur Unkenntlichkeit abgegriffene Wort „modern" einem Menschen von Geschmack ein wenig auf die Nerven fällt.

Wie bei Weingartner die Beethovenschen Symphonien, so bilden bei Strauß die Lisztschen „Sinfonischen Dichtungen" den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. — Die Konzerte begannen mit der ersten Sinfonie (c-moll) von Bruckner. Der gute Ton verlangt, daß man bei den frühen Werken berühmt gewordener Komponisten im Anschluß an das bekannte lateinische Zitat so etwas von Löwe und Kralle zum besten gibt; ich kann mir nicht helfen, mir krallte sich beim Anhören der Brucknerschen Ersten nichts. Dann kam die künstlerisch von hoch oben gesehene „Friedenserzählung" aus dem Straußschen „Guntram"; „Ein Zwiegespräch", Tongedicht für kleines Orchester von Schillings, aufrichtige und kunstvolle, aber etwas knochenlose Musik; ferner der frische, namentlich im Beginn geradezu köstliche Monolog aus „Der faule Hans" von Alexander Ritter; und zum Schluß die glänzenden „Festklänge" von Liszt. Die Bruchstücke aus Guntram und dem faulen Hans wurden von Enjar Forchhammer vorzüglich gesungen. Das zweite Konzert brachte „Heldenklage" von Liszt, ein zweites Klavierkonzert von Emil Sauer und die sinfonische Fantasie „Aus Italien" von Strauß. Das Klavierkonzert, das vom Komponisten selbst gespielt wurde, war leidlich unterhaltsam, aber von stilloser Buntheit; das Melodische und Harmonische streifte in etwa der Mitte der Komposition hart die Grenze der Trivialität. Die Klavier-Technik Sauers hat etwas Verblüffendes, im übrigen ist der Anschlag oft recht spitz und stechend; der bezaubernd schöne Bechstein tat mir bisweilen leid. Das ganze Künstlertum Sauers wirkt äußerlich und undeutsch. — Die drei ersten Sätze der sinfonischen Fantasie „Aus Italien" hätten auch das Werk eines anderen Komponisten sein können, der letzte Satz ist schon echter Strauß. Um dieses Satzes willen, der den Sondertitel „Neapolitanisches Volksleben" führt, wird man das Werk, auch abgesehen davon, daß es von Richard Strauß ist, immer gern hören. — Das dritte Konzert begann mit einem sinfonischen Idyll „Pan" von Hermann Bischoff. Das der Komposition beigegebene Programm erzählt — nach Turgenjeff — von einer traumhaften Vision, empfangen aus blendendem Mittagssonnenlicht und unergründlichem Waldesschatten, aus lautloser, doch innerlich tönender Einsamkeit und den halb stumpfen, halb überempfindlichen Sehnerven eines zwischen Schlaf und Wachen im Grase Liegenden. Die Komposition jedoch verliert sehr bald diesen wesenlosen Untergrund und stellt alles auf reale Basis; sie ist viel zu lang und zu derb; man erwartet einen unfaßbar flüchtigen Hauch und empfängt einen

Digitized by Google

übervollen Teller Musik, in der der Löffel steht. Davon abgesehen, ist das Werk mit viel Intelligenz und sorgsamstem Fleiß gearbeitet. Der Samiel, dessen Hilfe bei der Komposition angerufen wurde, hieß diesmal Richard Strauß. —

Das weitere Programm brachte die „Hungaria" von Liszt, die trotz ihres reichen Gewandes zu den schwächeren der Lisztschen sinfonischen Dichtungen gezählt werden muß, Joyeuse Marche von Chabrier, eine keck und sicher hingeworfene liebenswürdige Kleinigkeit, d-dur Violinkonzert von Tschaikowsky und vier Stücke von Bach für Violine, teils mit, teils ohne Begleitung des Orchesters. Die Solo-Violine spielte Willy Burmester, bei Tschaikowsky ausgezeichnet, bei Bach unübertrefflich. Die kraftvoll männliche Art, wie Burmester seine Aufgabe anfaßt, die keusche Herbheit seines Tones und nicht am wenigsten die elektrisierend straffe Rhythmik, diese Vorzüge, vereint mit den köstlichen Bachschen Stücken schufen einen Kunstgenuß allerersten Ranges. Der Jubel der Hörerschaft war endlos. Der große Erfolg der diesjährigen bisherigen „modernen Konzerte" war der alte Johann Sebastian, schlecht und recht im Bachschen Geiste gespielt. In dieser Tatsache steckt ein gut Teil Ironie. —

Theater.

Von Karl Strecker.

An einem der letzten Novembertage hätte man meinen können, der Ruf „Los von Berlin" (der in mehr als einem Betracht berechtigte), habe sogar die Berliner Kritik für sich gewonnen. Mit der Reisetasche in der Hand begrüßten wir uns auf dem Bahnhof Ludwigslust, soeben dem Schnellzug Berlin-Hamburg entstiegen, um nun dem Langsamzug Ludwigslust-Schwerin unser kritisches Gewicht anzuvertrauen. Das strebsame Hoftheater der kleinen schmucken Obotriten-Residenz, das einzige Theater Deutschlands, das sich August Strindbergs historischer Dramen bisher angenommen, hatte zur Uraufführung von „Erich XIV." geladen und gern waren wir dem Ruf gefolgt.

„Erich XIV." ist das letzte Drama der großen Trilogie von der Wasa-Sage, die Strindberg in seiner Jugend schon zu gestalten unternahm und erst in reifem Mannesalter vollendet hat. In der Tat liegen mehr als fünfundzwanzig Jahre zwischen „Meister Olaf", dem ersten Drama dieser Trilogie und „Erich XIV.", — fünfundzwanzig Jahre, die in dem bewegten Leben dieses Dichters von grundstürzender Bedeutung sind, Jahre der Verfolgung, des Irrens in der Fremde, des Unglücks, der Verzweiflung, der seelischen Erkrankung, — Jahre, die endlich zur Heilung der Psyche, zur Rückkehr ins Vaterland, zum Glauben, in die Arbeit führten. Durch alle Höllen des Lebens, die dieser entfesselte Kraftmensch sich in wahnsinnigem Drang selber geschaffen, wieder hinaufgestiegen zu dem vormals gewaltsam geknebelten metaphysischen Verlangen, seine starken Wurzeln wiederum in dem Heimatboden verankernd, allen Stürmen zum Trotz, trat

Digitized by Google

Strindberg, ein aus dem Grunde Verwandelter, damals auf den Schauplatz der europäischen Literatur. So war er in harter Schule recht vorbereitet, sein großes Werk der Wasa-Trigolie zu vollenden — nur so konnte er einen so komplizierten, pathologisch zu fassenden Charakter wie Erich XIV. verstehen und deuten. In „Gustav Wasa" spüren wir noch etwas von dem Atem der alten Normannenherrlichkeit, der frisch und stark wie der wehende Odem der Ostsee uns anmutet, und kraftvoll hebt sich die Gestalt des schwedischen Befreiers, des alten Wasa, aus dem bunten Gewebe der geschichtlichen Handlung heraus. Den Prinzen Erich sehen wir hier schon in seiner krankhaften Anlage — einen unnützen, unliebenswürdigen, verbummelten Epileptiker, der nicht nur in seinem Vater die schlimmsten Erwartungen für die Zukunft erweckt. Und doch, gegen Ende des Dramas geht eine eigentümliche Wandlung in Erich vor, die Liebe zu Karin, dem schlichten Kind aus dem Volk, übt ihren wundersam veredelnden Einfluß auf den wüsten Kronprinzen aus. „Kannst Du sagen", fragt im letzten Akt von „Gustav Wasa" erstaunt die Königin, „was über Erich gekommen ist in den letzten Tagen? Er sieht so ergeben aus und er hat neue Züge in sein hartes Gesicht gekriegt . . Man sagt, daß er sein Leben geändert habe . . . Es wird von einer ernsten Neigung geflüstert."

Das Zwiespältige, das durch diese erste und einzige Liebe in das Leben des Prinzen getragen wird, setzt sich in „Erich XIV." fort, es eröffnet ein Doppeltor für die hervortretende Handlung, es gibt dem Dichter die Handhabe zu einer ungemein geistvollen Seelenanalyse nach zwei Seiten hin. Die Bekenntnisse und Beichten dieses aus vielen Nöten an sich selbst leidenden Königs sind namentlich im dritten Akt von einer erschütternden Überzeugungskraft. In rührendem Gegensatz hierzu steht die in den zartesten Farben gemalte Gestalt Karins, die den Unglücklichen mit jener Hingebung des edlen Weibes liebt, das ihn vom Verderben erretten möchte. Diese Liebe ist historisch, wie sich denn Strindberg in dem ganzen Drama eng an die geschichtlich gegebenen Tatsachen und Personen schließt. Will man dem Werk in der Beurteilung gerecht werden, so darf man nicht vergessen, daß Strindberg triftige Gründe hatte, die Phantasie des schaffenden Dichters streng am Zügel des Historikers zu führen. Er wollte hier mit der dramatischen Gestaltung eines Stücks vaterländischer Geschichte mehr eine nationale Tat vollbringen, als eine allgemein menschliche Dichtung vor uns stellen. Darum hat er die Vorgänge genommen, wie sie überliefert sind. Da sie überliefert waren, glaubte er sie vor dem Zuschauer nicht entwickeln, nicht motivieren zu müssen - ein dramatischer Fehler. Auch die Charaktere übernahm der Dichter aus der Geschichte. Auch sie suchte er mehr zu analysieren, zu erklären, seinen Landsleuten menschlich nahe zu bringen, als dramatisch in der Bewegung einer von innen heraus aufrollenden Handlung zu entwickeln. Dennoch vermag Strindbergs Mannigfaltigkeit, seine Energie nud Sicherheit in der psychologischen Analyse aus den beiden männlichen Hauptgestalten des Dramas, dem König und dem Sekretär Göran, zwei erstaunliche Menschen zu schaffen. Es ist zu beklagen, es ist geradezu ein Verlust für die Weltliteratur, daß Strindberg sich angesichts dieser beiden Gestalten nicht entschließen konnte, das enge historische Kleid abzustreifen, seine Phantasie frei walten zu lassen, und die Probleme der Charakteristik rein menschlich zu vertiefen; vielleicht hätte das Drama dann

Digitized by Google

bei seinen Landsleuten nicht sogleich den Erfolg gehabt, der ihm als Historie geworden ist, aber es wäre dafür eine Weltdichtung geworden ... Man darf nach diesem, mit unleugbarer dichterischer Kraft unternommenen Versuch, das geschichtliche Drama mit dem Gehalt unserer Zeit zu erfüllen und wieder zu beleben, zweifeln, ob es je gelingen und der Mühe lohnen wird, wenn der Dichter „dem Flügelschlag seiner Seele" nicht freien Raum schafft und den Ballast der bunten Chronik abstreift. Was einem Genie wie Shakespeare in einer mehr historisch empfindenden Zeit gelang, ist für uns nicht beweiskräftig, aber auch Hamlet, Lear, Macbeth, Falstaff waren im Grunde aller Fesseln der Zeit und der Landesgrenzen ledig.

Streiflichter.

Vieles und vielerlei wäre diesmal zu beleuchten. Eines steht übertragend im Vordergrund: Der Reichstag.

Was sich nun schon seit Wochen am Königsplatz vollzieht, ist das betrübendste Schauspiel, das der deutsche Reichstag seit seinem Bestehen Land und Welt gegeben hat. Nehmen wir gleich unsern Standpunkt: Die Mehrheitsparteien haben mit den Anträgen Aichbichler und Kardorff einen Weg betreten, der über die Trümmer von Recht und Gerechtigkeit, von Sachlichkeit und Freiheit, von Ehrlichkeit und Wahrheit führt, sie haben mit ihrem Vorgehen Leidenschaften entfesselt, die Abgründe graben im deutschen Volk, Abgründe, gefüllt mit Haß und Feindschaft. Wie schon früher einmal, so frage ich auch heute: haben wir im jetzt lebenden Geschlecht ein so großes Kapital von Einigkeit, Freudigkeit, Idealismus und echtem Liberalismus, daß wir mit ihm drauf los wirtschaften dürfen, als gäbe es keine Unzufriedenheit, keine Abkehr von vaterländischen Gedanken und Zielen, keine schweren Gefahren für unsere Kultur, für unsern bürgerlichen und sozialen Fortschritt? Ich bin ein Feind brutaler Obstruktion und ein Freund des Zolltarifs, d. h. einer festen Grundlage für unsere internationalen wirtschaftlichen Beziehungen — ob dieser Zolltarif eine solche Grundlage bildet, ist eine Frage für sich —; aber Besiegung der Obstruktion und Durchbringung des Zolltarifs um jeden Preis ist ein zu teures Geschäft. Denn man wird es bezahlen mit Millionen unserer Volksgenossen, die sich der Sozialdemokratie anschließen werden; man wird es bezahlen mit einer ins Ungemessene wachsenden Unzufriedenheit über unsere öffentlichen Zustände überhaupt und über unsere Regierung und den Parlamentarismus im besondern; man wird es bezahlen mit dem schlimmen Zweifel weitester und bester Kreise - „bester" im Sinne von

Digitized by Google

vaterländischer Gesinnung — an der Lebensfähigkeit und der Wirksamkeit des freiheitlichen Gedankens; man wird es bezahlen mit dem Überdruß intelligenter Männer aller Berufe an dem politischen Leben, mit ihrem Ekel vor einem Parteigetriebe. einer Parteiverhetzung, die mehr und mehr ausarten in wüsten Interessenkampf, denen Großzügigkeit und opferwilliger Gemeinsinn fast gänzlich abhanden gekommen sind, denen viel zu viel das eigene kleine Partei-Ich, viel zu wenig das Vaterland und das große Ganze vor Augen stehen. In einer Zeit, wo die verknöchertste und zugleich machtvollste Reaktion — Ultramontanismus und Parteikonservativismus (zwischen echtem Konservativismus und dem falschen, fanatischen und verbohrten Partei-Konservativismus, ist ein gewaltiger Unterschied) — mit der Faust an alle Türen und Fenster unseres Kulturbaues pocht, wo Schwäche, Unverstand und Charakterlosigkeit schon von mancher Türe und von manchem Fenster den Riegel wegzuschieben bereit sind oder ihn gar schon weggeschoben haben, schließt eine Partei, deren ganzes Sein und Wesen aufgebaut ist auf antireaktionärer, liberaler Grundlage — die national-liberale Partei — ein Bündnis mit eben dieser Reaktion, ein Bündnis, das tatsächlich — ich sage nicht bewußt und gewollt — eine Verleugnung des liberalen Gedankens in sich schließt! Man fragt sich erstaunt: wie ist es möglich, daß Männer, an deren gut liberaler Gesinnung füglich nicht zu zweifeln ist, zu solcher Widernatur gelangen konnten? Die Antwort ist herbe, aber ich gebe sie meiner Überzeugung gemäß.

Zunächst die national-liberale Partei, wie sie im Lande besteht. Ihr fehlen schon seit langem, die großen und klaren liberalen, nationalen, oder wenn man will, sozial-kulturellen Ziele; ihr fehlt, fast mehr noch, der eiserne, unbeugsame, nicht nach rechts, nicht nach links schauende Wille, solche Ziele zu erreichen. Es ist eine geschichtliche Tatsache: die national-liberale Partei war die innerlich machtvollste, großzügigste, intelligenteste, der besten Seite des modern-politischen, modern-liberalen, modern-sozialen Lebens entsprechende Partei seit Gründung des neuen Deutschen Reichs. Dieser ihrer inneren Berechtigung entsprach auch ihre äußere Machtstellung. Lang, lang ist's her! Woran es gelegen, soll hier nicht untersucht werden. Genug: die Partei verlor mit ihrer innern Größe auch die äußere. Die frühere machtvolle Geschlossenheit, die ideale Richtung, die Kulturkampf-Freudigkeit — Kampf für die Kultur im richtigen, notwendigen Sinne — schwanden. Nicht mehr einen Standpunkt gab es für sie, den nationalen und liberalen, sondern eine Reihe von „Standpunkten" erhob sich und auf jeden „Standpunkt" stellten sich Leute, die kleinlich-wirtschaftliche, kleinlich-soziale, kleinlich-liberale Interessen vertraten. Dadurch wurden Zerbröckelungszentren geschaffen, von denen aus das Zerstörungswerk sich ausbreitete. Das Volk im Lande, die echt und recht national und liberal Gesinnten wurden irre an der Partei; sie selbst verlor mit der kompakten Geschlossenheit, mit der Wucht ihres idealen Strebens die Anziehungskraft für die Menge; ihre Wurzeln, die im triebkräftigen Erdreich des nationalen und liberalen Bewußtseins gelegen und Kraft aus ihm gesogen hatten, die sie zum mächtigen Baume heranwachsen ließ, lösten sich aus dem Mutterboden und verirrten sich in magern Flugsand öder Interessenpolitik, wirtschaftlicher Gegensätze. So sank die Partei wie ein haltlos werdendes Gebäude mehr und mehr in sich zusammen, qualitativ und quantitativ. Fast

Digitized by Google

nur der Name „national-liberal“ einte sie noch; aber es war ein Name, ein Schlagwort, kein lebendiges Programm mehr. Und dieser Name deckte als falsche Flagge so Vieles, was mit der Vergangenheit und Zukunft einer echt national-liberalen Partei wenig oder nichts zu tun hatte. War es da zu verwundern, daß die Wahlen immer ungünstiger ausfielen für die Partei, daß ihr Prestige — man verzeihe das Fremdwort — im Lande verloren ging? Die Eisenacher Reden der Herren Hammacher, Kahl und Bassermann versuchten an die große Parteivergangenheit wieder anzuknüpfen, versuchten, die alten, hohen Ziele wieder neu erstrahlen zu lassen! Ach, rasch, unheimlich rasch fiel der Reif in die Frühlingsnacht! Sechs Wochen nach Eisenach schleifte die parlamentarische Vertretung der Partei im Schlepptau von Zentrum und Partei-Konservativismus, und derselbe Herr Bassermann, der in Eisenach der Reaktion den Krieg angesagt hatte, wurde der Bundesgenosse eben dieser selben Reaktion! Damit komme ich auf die parlamentarische Vertretung der national-liberalen Partei. Sie krankt an den gleichen Schäden wie ihre Mandantin, die Partei; nur machen sich die Schäden im Parlament, der Natur der Sache nach, öfter und empfindlicher gelten, als im Leben der Partei. Die heterogensten Elemente sitzen unter dem einen Fraktionshut; heterogen in jeder Beziehung: politisch, volkswirtschaftlich. Welch eine auseinanderstrebende — „Einheit“ bedeuten nicht z. B. die Namen Hieber, Bassermann, Oriola! Wie der Partei selbst, so fehlen auch der parlamentarischen Fraktion die großen Ziele, die rücksichtslose, energische Zielstrebigkeit. Sie hat weder in der Art ihrer Redner noch im Inhalt ihrer Reden etwas Großes, Durchschlagendes, Fortreissendes, fast ganz geht sie auf in Taktik und nochmals Taktik und abermals Taktik. Deshalb ist ihr Leben und Wirken ein für das Große und Ganze mehr oder weniger unfruchtbares. Der „taktische Blick“, den sie sich angewöhnt, mit dem sie sich und die übrigen Fraktionen neben sich beständig betrachtet, führt sie naturgemäß nicht hinaus über die 4 Wände des Reichshauses. Was jenseits dieser Wände liegt, das weite Feld der Lebensinteressen des Volkes, wird von diesem „taktischen Blick“ nicht mehr oder nur verschwommen erschaut. Taktik, Taktik, Taktik, das ist die Parole, nach ihr wird gehandelt; und dieser hölzerne Ruf hat selbstverständlich keine zündende Kraft bei den breiten Massen der Wähler. Was ist die Ursache, daß trotz aller Vielgestaltigkeit der parlamentarischen Vertretung am Königsplatz, eines, das Notwendigste dort nicht vertreten ist, nämlich die Volksseele nicht? Was ist die Ursache, daß trotz aller „liberalen“ Fraktionen und Fraktiönchen der im Lande pulsierende große und nationale und deshalb echte Liberalismus, der Deutschland gemacht hat zu dem, was es ist, kein mächtiges Sprachrohr, keine überragende Vertretung im Parlament besitzt? Weil den Fraktionen und ihren Führern das Bewußtsein verdunkelt ist, daß nicht der Reichstag, d. h. das Konglomerat der verschiedenen Parteien, sondern daß das Volk im Vordergrunde stehen soll. Der Kleinkrieg der parlamentarischen Parteien, die taktischen Fragen in dieser Liliputfehde, das sind die herrschenden Momente im Reichstag. Deshalb — als Rückschlag — die Interesselosigkeit im Volke an den Verhandlungen seiner „Vertreter“.

Es fehlt die Brücke zwischen Volksvertretung und Volksseele; es fehlt

Digitized by Google

der mächtige, ideelle Impuls, und er fehlt, weil er nicht dort gesucht wird, wo er allein zu finden ist: im Leben, in der Gegenwart und Zukunft unseres Volkes. Gilt dieser Tadel für alle Fraktionen, so gilt er besonders für die national-liberale Fraktion und zwar deshalb, weil sie ihrer Vergangenheit und ihrem programmmäßigen Wesen nach vor allen anderen Parteien berufen und befähigt ist, der Exponent des deutschen Volkes zu sein, der Träger seiner sozial-kulturellen Größe. Aber gerade die letzten Wochen haben das Fehlen jeder Großzügigkeit, jedes national-politischen Weitblickes, haben das Überwuchern beschränkter taktischer Erwägungen in der national-liberalen Fraktion mit erschreckender Deutlichkeit offenbar gemacht. „Niederwerfung der Obstruktion im Reichstag", „Schutz dem Parlamentarismus" war das Feldgeschrei, unter dem die national-liberale Fraktion ins Lager der krassen Reaktion abschwenkte, um dort Schergendienste zu tun. Wie stumpf ist doch der Blick der national-liberalen „Führer" geworden! Sie erkennen nicht, daß es sich bei dem Kampfe gegen die Obstruktion um etwas ganz anderes handelt, als um die formale Würde des Parlamentarismus! Sie sahen die sozialdemokratischen obstruierenden Abgeordneten vor sich; sie, die Abgeordneten sollten um jeden Preis niedergeworfen werden; gegen diese Abgeordneten stimmten sie blindlings ein in den Ruf der Reaktion: museler la bête (Kreuzzeitung vom 30. Nov.) und: Statsanwalt und Polizei her (Germania 30. Nov.)! Daß hinter den Abgeordneten Millionen und Millionen Volksgenossen stehen, daß diese Volksgenossen in den Abgeordneten die Vertreter ihrer Interessen erblicken — ob mit Recht oder Unrecht, ist für die Tatfrage gleichgültig —, daß die Vergewaltigung der Abgeordneten von den vielen Millionen Volksgenossen als Vergewaltigung am eigenen Leibe empfunden und gehaßt wird, daß dadurch die sozialdemokratische Bewegung im Lande neue Nahrung erhält, dies alles, so Naheliegende, so Wichtige, sah „der taktische Blick" der Fraktion nicht. Die ungeheuer schwere Einbuße, die unser nationales Leben durch das mißmutige Beiseite-Treten ungezählter Volksgenossen infolge dieses taktischen „Sieges" erleidet, sieht die Herren Taktiker nicht an. Der Parlamentarismus d. h. der Parlamentarismus nach seiner formalen, hölzernen Seite mußte gerettet werden und er wurde „gerettet", mochte auch das Volk und die Lebensinteressen des Volkes dadurch zu schwerem Schaden kommen. „Die Besiegung der Obstruktion" hat einen fast unheilbaren Gegensatz geschaffen zwischen Parlament und Volk, hat den echten Parlamentarismus mehr und schlimmer als die verwerflichste Obstruktion schal und leer gemacht, ihn seiner Seele, des lebendigen Kontaktes mit dem Volke, beraubt. Und noch ein anderes sahen die national-liberalen „Taktiker" nicht, oder wenn sie es sahen, es focht sie nicht an: ihre Unterstützung der Anträge Aichbichler, Kardorff, Gröber-Bassermann hat der vereinigten Reaktion — Zentrum und Partei-Konservativismus — das Heft in die Hand gegeben, hat der reaktionären Vergewaltigungspolitik eine Maschine geliefert, die glatt, sicher und machtvoll jede Sachlichkeit und Redefreiheit guillotiniert. Neben der „Rettung" des formalen, entgeistigten Parlamentarismus sehen wir also als Ergebnis der „Taktik" der national-liberalen Fraktion: die

Digitized by Google

ungemessene Stärkung der Sozialdemokratie im Lande und die Stärkung der Reaktion in Land und Parlament.

Und bei solcher Sachlage triumphieren nationale Blätter über „den endlich erreichten Zusammenschluß der Ordnungsparteien gegen den Umsturz"! Was dieser formal-parlamentarische „Zusammenschluß" sachlich und materiell wert ist, werden die nächsten Wahlen erweisen.

Diese Ausführungen klingen hart, aber die Zeit ist so ernst, daß harte Wahrheiten gesagt werden müssen. Und daß es Wahrheiten sind, die hier der national-liberalen Partei und ihrer parlamentarischen Vertretung entgegengehalten werden, beweist — wenn es weiterer Beweise bedarf — ein Blick auf — das Zentrum und die Sozialdemokratie. Vom Gegner soll man lernen, ist eine alte Weisheit des täglichen und politischen Lebens. Aber diese Binsenweisheit haben national-liberale Partei und Fraktion achtlos beiseite gelassen. Zentrum und Sozialdemokratie sind die beiden mächtigsten Parteien im Parlament und im Volk. Diese Tatsache erklärt sich ganz nur dadurch, daß diese Parteien unentwegt große Ziele festgehalten, daß sie unentwegt diesen großen Zielen nachgestrebt haben, daß sie niemals aus „Nützlichkeitsgründen" von ihrer geraden Zielstrebigkeit auch nur um Haaresbreite abgewichen sind, daß sie sich niemals, auch im Parlament nicht — geschweige denn im Lande — in „Taktik" verloren, daß ihr Erstes und Letztes immer und überall ist: ihre Grundsätze scharf und klar, breit und wuchtig hinzustellen, daß sie kein Jota und keinen I-Punkt von diesen Grundsätzen preisgeben, daß es nur einen Standpunkt in ihrem Schoße gibt, daß alle ihre Mitglieder bei der Aktion, eine in eins zusammengeschweißte Masse bilden, die mit zentripetaler Wucht ihrem Mittelpunkt, dem Parteiziele entgegenfliegt. Das wirkt auf die Menschen, das begeistert, das reißt fort über untergeordnete Trennungsmomente hinweg. Um alles mit einem Worte zu sagen: Zentrum und Sozialdemokratie gehen mit faszinierender Energie ihren Weg bis ans Ende. Darin liegt das Geheimnis ihres Erfolges. Gerade das Bis-ans-Ende-Gehen fehlt der national liberalen Partei wie keiner andern. Auch in der jetzigen Krisis findet sie, zum eigenen großen Schaden, nicht den Mut der letzten Schritte. Die jüngsten Parteiversammlungen zu München und Berlin sind betrübende Beweise dieser Mutlosigkeit. In beiden Versammlungen, besonders in der Berliner, kam die lebhafte Unzufriedenheit mit der Haltung der Fraktion zu sehr deutlichem Ausdruck. In Berlin sprachen, trotz einer langen Verteidigungsrede des Abg. Sattler, die Herren Stadtrat Marggraff, Justizrat Dr. Krause, Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Kammergerichtsrat Karsten, Eisenbahndirektor Ströhler, Schuldirektor Vogler, Stadtverordneter Rostock scharf gegen die Taktik der Fraktion; aber das Ende war, daß die Versammlung — „Abstand nahm von einem Beschluß". Ähnlich ging es in München. „Echt national-liberal" nennt höhnisch diese schwächliche Haltung das schlesische Zentrumsorgan, die „Schlesische Volkszeitung" vom 12. Dezember. Und leider hat sie recht. Um „Gefühle" und „Stimmungen" zu schonen, wagt man nicht, ein freies, offenes Wort zu sprechen. Kann man glauben, daß solche Schwächlichkeit imponiert; daß Wähler einer Fahne folgen, die nicht vorangetragen wird, deren Farben und Embleme nicht im Sturmwind flattern? Männer wollen ihre Fahne sehen; ein zerfetztes, durchlöchertes, aber frei wehendes Fahnentuch ist für Männer ein hehrer, ein.

Digitized by Google

stählender Anblick. Eine in Seidenpapier und Glanzleder gehüllte, nur an Sonn- und Festtagen vorsichtig gezeigte Fahne ist wahrlich kein Zeichen, *indem man Schlachten schlägt und Siege erkämpft*. Will man wirklich den Liberalismus wieder zu neuem Leben erwecken, will man in ihm wirklich wieder ein Bollwerk schaffen gegen die Kulturfeinde ringsum, *will man wirklich wieder eine große, mächtige, die geistigen Kräfte des Volkes sammelnde national-liberale Partei*: dann heraus mit der alten Fahne, dann hervor mit den alten Signalen! Anhänger der einstigen Herrlichkeit gibt es noch genug, und wenn Hunderte vor einem mutigen, rücksichtslosen Vorgehen bangen, Tausende werden es mit Freuden begrüßen. Nur dem Mutigen gehört die Welt, und das mutige Eingestehen des begangenen Irrtums bringt keinen Schaden. Denn Irrtümer sind begangen worden, nur ein Tor kann dies leugnen. Woher denn sonst das Abnehmen der Partei nach innen und nach außen? Der Weg, den die Partei jetzt schreitet, ist nicht der richtige; es ist ein einsamer, ein dürrer, ein in die Öde und Unfruchtbarkeit führender Weg. Zurück auf die breite Heerstraße des nationalen und liberalen Gedankens, der sozialen Fruchtbarkeit, des kulturellen Idealismus, des Kampfes gegen die Reaktion. *Diese* Straße führt trotz allem und allem noch immer durch das Herz der Mehrheit des deutschen Volkes, und *nur vom Herzen unseres Volkes aus quillt die Macht, die die steigenden Kräfte einer Geist und Leben tötenden Reaktion besiegt*. Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, rief neulich in der schon erwähnten Versammlnng des Berliner national-liberalen Vereins der Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Justizrat Dr. *Krause*. Wie habe ich mich dieses Wortes gefreut! Gewiß nicht deshalb, weil *ich* dies Wort seit einem Jahrzehnt gegen die geistige Umklammerung des Ultramontanismus ins Feld führe. Sondern gefreut habe ich mich, weil dies *wahre* Wort in ernster Stunde von einem der hervorragendsten Vertreter der national-liberalen Partei gesprochen wurde. Ja, Brot will die Reaktion uns geben und auch Butter und Fleisch dazu, aber die geistige, innere Freiheit, die Grundlage unserer Kultur und damit diese selbst will sie uns nehmen. Und sie ist an der Arbeit! Bald hierhin bald dorthin reckt sich ein Fangarm und zerquetscht Fasern und Fäserchen, die unserm Kulturleben Saft und Kraft zuführen; und die Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß die unheimlichen Polypenarme bald nicht mehr bloß Fasern und Fäserchen sondern Säulen und Grundmauern unseres kulturellen Daseins umspannen und an ihnen rütteln werden. Welch ein Schmerz, und welch ein Schaden, daß in einer solchen Zeit diejenige Partei sich der Reaktion dienstbar gemacht hat, deren vor kurzem verewigter Führer, *Rudolf von Bennigsen*, einst das stolze, weithin vernommene Wort sprach: „Alles steht gut; nur die Burg des Ultramontanismus gilt es noch zu erobern.“ Alles steht gut?! Was würde er heute sagen??

Ein paar Worte noch über die *materielle* Seite des Antrags Kardorff. Auch in Bezug auf sie liegt bei der national-liberalen Fraktion Haltlosigkeit und Grundsatzlosigkeit vor. In Eisenach hatte man sich auf den Boden der Regierungsvorlage gestellt; im Antrag Kardorff nahm die national-liberale Fraktion einen *wesentlich anders gearteten* Zolltarif an. Was die Zolltarifvorlage in sich betrifft, so muß die Zukunft lehren,

Digitized by Google

ob und welcher Gewinn aus ihr für unsere internationalen Handelsbeziehungen gezogen wird. Schon in der vorigen Nummer (S. 393) habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß weder das Geschrei über „Brotwucher", noch das über „Not der Landwirtschaft" Wahrheit ist. Auf solch unwahrem Partei-Fanatismus lassen sich internationale Beziehungen nicht aufbauen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands regeln sich, selbst trotz Zolltarifs, aus innerer Notwendigkeit heraus. Gewiß ist es Pflicht der maßgebenden Faktoren, diese Regelung zu unterstützen, der innern Notwendigkeit durch feste — auch in Zahlen festgelegte Grundsätze sichere Bahn zu bereiten; nie aber darf, wie es jetzt geschehen, Volksvertretung und Regierung in wild überstürzender Hast, in vollendeter Würdelosigkeit, unter schwerster Schädigung der innern Gesundheit des Volkes — Stärkung fanatischer Reaktion und Vertiefung volkswirtschaftlicher, fast unheilbarer Gegensätze — einen Zolltarif durchpeitschen.

Eine intime, sehr lehrreiche Versammlung des jung-nationalliberalen Vereins zu Leipzig am 16. Dezember v. J. — ich bin gebeten worden, aus der Schule zu plaudern — äußerte sich über das Verhalten der nationalliberalen Partei und Fraktion ganz in gleichem Sinn, wie hier geschieht. Besonders wurde hervorgehoben, wie wenig Grund die Fraktion gehabt habe, der vom Zentrum und von den Konservativen umgarnten und zum Umfall gebrachten Regierung auf dem Wege des Umsturzes zu folgen. Die Fraktion hätte der Regierung erklären müssen: wenn du nicht den Mut hast, auf deinem eigenen, so und so oft festgelegten Standpunkt zu verharren, sondern, deiner eigenen Vorlage entgegen, die wesentlich anders geartete Kommissionsbeschlüsse annimmst, so sieh selbst zu, wie du fertig wirst; wir machen deinen kläglichen Umfall nicht mit; denn wir selbst haben uns in Eisenach auch auf deine Vorlage festgelegt. In solcher Sprache und in solchem Verhalten hätte wenigstens etwas Festigkeit gelegen. Jetzt liegt nur Schwäche und Haltlosigkeit — die Herrn Sattler und Bassermann nennen es Taktik — gegenüber der Reaktion vor.

Und die Regierung! Ein starkes Gefühl gründlicher Mißachtung steigt beim Aussprechen dieses Wortes auf. Graf Bülow in seiner schillernden politischen Charakterlosigkeit: heute „ja", morgen „nein", vorgestern „unannehmbar", übermorgen „annehmbar", ist die Karrikatur eines Regierungsvertreters, solange man mit dem Worte „Regierung" die Begriffe von Festigkeit, Klarheit, von Zielen und Wille verbindet. Wie rasch, wie verhängnisvoll hat sich das alle Patrioten tief betrübende, unglückliche Wort von den „Handlangern" gerächt! Jetzt haben wir wirkliche Handlanger, aber nicht einmal solche, die ihres Tagelohnes wert sind. Wohl niemals ist bei allen vaterländisch Gesinnten die Sehnsucht nach Bismarck heißer und leidenschaftlicher aufgestiegen, als gerade jetzt. Nicht so sehr das Bismarcksche Genie ersehnen wir — wir wissen, daß solch Genie ein Jahrhundert-Geschenk ist —, sondern wir ersehnen Bismarcksche Männlichkeit. Die Kette des Hohenzollernschen Hausordens, die soeben dem Reichskanzler verliehen worden ist, schmückt keine männliche Brust.

Fast allen verfügbaren Raum haben Reichstag und was mit ihm zusammenhängt verschlungen. Nur im Vorübergehen kann noch Einiges erwähnt werden.

Der unglückliche Fall Krupp! Wer hätte gedacht, daß gerade der

Digitized by Google

reichste Mann Deutschlands einer Unsitte buchstäblich zum Opfer fallen würde, die mit der fortschreitenden Entwickelung der Presse sich in unheimlicher Weise ausgebildet hat: die Hineinzerrung des Privatlebens in die Öffentlichkeit. Ein langes und sehr ernstes Kapitel, ein Kapitel, das von Niedertracht und Haß, von Scheinheiligkeit und Pharisäismus, von Sensationslust und elender Klatschsucht, von Tränen und Verzweiflung zu erzählen hat, kann darüber geschrieben werden. Vor der Tragik dessen, was der Grabhügel zu Essen deckt, muß jede hohle Phrase verstummen, jede Pose in sich zusammensinken. Hier tritt die Wahrheit mit erdrückender Wucht auf und diese Wahrheit lautet: durch Mißbrauch der Presse ist ein nicht gewöhnliches Menschenleben hingeschlachtet worden. Kann der „Vorwärts" im Ernste annehmen, daß man ihm glaubt, sein Angriff auf Krupp habe die Absicht, die Abschaffung des § 175 d. St.G. gehabt? Man muß am gesunden Menschenverstand der Vorwärts-Redaktion zweifeln, wenn sie durch dieses Mittel diesen Zweck erreichen wollte. Daß das Zentralorgan einer großen Partei, daß gerade die Wortführerin der Arbeitnehmer den größten deutschen Arbeitgeber auf diese Weise niedergeschlagen hat, ist ein tief beklagenswertes Ereignis. So wird sozialer Ausgleich wahrlich nicht befördert. Doch dieser eine Fall ist ein Mene Tekel für alle: für Zeitungsschreiber wie für Zeitungsleser; die einen sollen ihre Feder, die anderen sollen ihr Haus, ihren Familientisch rein bewahren. Die Presse ist so, wie das lesende Publikum sie erzieht.

Herrlich weit haben wir es in Deutschland gebracht! In Berlin, im wissenschaftlichen Theater der Urania führt man in Wort und Bild „Tausend Jahre deutscher Kultur" vor. Aber um die Gefühle der Katholiken zu schonen, wird des Reformators und der Reformation dabei nicht gedacht. Recht so; denn Luther und die Reformation haben doch sicherlich nichts mit der deutschen Kultur zu tun; die wurde gefördert durch die päpstlichen Inquisitoren und Hexenwahn-Verbreiter, durch Ablaßkrämer und Wundertäter. Gegenüber diesem feigen Verkriechen vor römischen „Gefühlen" tönt hell und scharf aus einem liberalen Blatte des deutschen Nordens (Rostocker Zeitung) das tapfere, gute Wort: „Wir wollen den Protestantismus." Ja, denn auf dem Protestantismus ruht unsere Kultur.

19. XII. 1902 Graf von Hoensbroech.

Bücherbesprechungen.

Zeitgenössische Kunstblätter. Herausgegeben von Breitkopf und Härtel. VIII., IX. und X. Serie. Leipzig 1902.

Unter den vielen vortrefflichen Reden und Schriften von Kulturförderern, die wir seit einiger Zeit erleben, läuft die Praxis hoffentlich nicht Gefahr, in den Hintergrund zu geraten. Zwar darf nicht verkannt werden, daß in Kunst wie in Literatur neuerdings bereits vieles zur Verbreitung künstlerischer

Digitized by Google

Werte geschehen ist. Aber viel bleibt noch zu tun, namentlich was die Förderung zeitgenössischer Kunst anlangt und die Herausgabe von Werken der bildenden Kunst zu solchen Preisen, daß tatsächlich ein Eindringen in die weitesten Kreise zu erwarten ist. Die „Kunstblätter", die das alte Verlagshaus Breitkopf und Härtel seit 1895 herausgibt, bedeuten in dieser Richtung einen verheißungsvollen Anfang und, soweit das einem einzelnen Unternehmen möglich ist, zugleich eine Erfüllung. Das Gerede, daß gute Kunst kostspielig sein müsse, scheint hier widerlegt zu sein. Diese zeitgenössischen Kunstblätter stellen eine köstliche Sammlung sorgfältigster, dekorativ wirksamer Reproduktionen nach ausgewählten Arbeiten der besten lebenden Meister vor, und jedes Blatt kostet nur 2 Mark. Wenn solche Sammlungen von der Presse und dem Kunsthandel nur ein wenig nach Verdienst gefördert werden, so muß dem süßlichen „Pendant"-Kitsch und den scheußlichen Öldrucken, die bis vor kurzem uneingedämmt die einfacheren Haushalte und Wirtshäuser überschwemmten, der Garaus zu machen sein. Der sogenannte gemeine Mann bedarf nur eines Maßstabes, um unter Dingen der Kunst, sofern er sie überhaupt erschwingen kann, dem Besseren den Vorzug zu geben. Der Umstand, daß Breitkopf und Härtel ihre Ausgabe beständig erweitern, ist der beste Beweis dafür, daß diese sich bisher als lebenskräftig und zukunftreich erwiesen hat. Unter den neuen Erscheinungen verdient besonders die zweite Hans Thoma-Serie (VIII) genannt zu werden. Außer dem reizenden „Jungen Dichter" neben seinem Pferd, auf dessen Sattel ein Englein hockt, umfaßt sie u. a. den „Sämann", ein vielfarbiges Blatt „Narziß" und drei Früchte von Thomas italienischem Aufenthalt (Sorrento, Morgagno, Monte Baldo), die auch aus der südlichen Landschaft seine deutsch-innige Art offenbaren. Von einem kräftigen jüngeren Talent, Mathäus Schiestl, sind acht Blätter, darunter eine eigenartige „Anbetung der Hirten", in die V. Serie aufgenommen. Die IX. Reihe bringt vier vortreffliche Stücke von Arthur Volkmann (Silen, Idylle, Hirschjagd) und Marianne Fiedler (Kindertanz). Vielfältigen Beifall wird dann sicherlich die Kinderserie (X.) finden. Mit zwei, drei Farben, einem kecken Rot, Grün und Gelb sind da prächtige Wirkungen erzielt worden. Auch kleinere Kinder, für die diese Blätter vor allem bestimmt sind, haben frischen Genuß davon. (Ich habe die Probe beim eigenen, kaum flüggen Sprößling gemacht.) Gegenstand, Form und Farbe sind gleichermaßen auf das Kindliche abgestimmt. So kann das junge Menschenwesen von früh auf spielend zur Kunst erzogen werden. Hans Thomas „Sieben Schwaben", Hans v. Volkmanns „Spielende Kinder", Otto Ubbelohdes „Froschkönig" und humorvolle „Hühner", Otto Fikentschers „Klapperstorch", M. Schiestls „Schutzenglein" sind Erziehungsmittel, deren Anwendung die kleine Welt in Kinder- und Schulstube lieber erfahren wird, als so ziemlich alles andere Pädagogisieren. Und wer an solchen Künstlern heranwächst, wird gegen die Unkunst wohl lebenslänglich gefeit sein. Denn glücklicherweise, auch das Gute kann man sich angewöhnen.

Berlin. Willy Rath.

Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge von Alma von Hartmann. Berlin, Schwetschke und Sohn. 1902.

Diese Vorträge beabsichtigen in populärer Weise den bekannten Gedanken E. v. Hartmanns Eingang zu verschaffen; aber ihr Reiz liegt darin,

Digitized by Google

daß eine feine und selbständige Individualität sich dieser Ideenwelt bemächtigt und sie in origineller gemüt- und phantasievoller Weise ausprägt. Daß es freilich an sich schwierig ist, philosophische Gedanken zu populärisieren, dessen ist sich die Verfasserin wohl selbst bewußt, wenn sie in dem Vortrag über das Erkennen sagt, daß die höhere Notwendigkeit der Philosophie niemals von denen, die in den Interessen des praktischen Lebens befangen bleiben, eingesehen werden kann, wenn sie meint, daß die Philosophie wie die Schönheit ihre Geheimnisse nur dem offenbart, der sich ihr reinen Herzens, abgelöst von allen Sorgen und Kümmernissen des Irdischen, naht, um die Wahrheit zu schauen. Auch sonst spricht sie sich dahin aus, daß für die Masse die Wahrheit nur in Symbolen erkennbar sei und daß man ihr auch vorläufig noch die Illusion lassen könne, daß Kulturforderung und Glückseligkeit Hand in Hand gehen, weil der strenge Pflichtbegriff, d. h. die Hingabe des Menschen an die Arbeit um des geistigen Fortschritts willen ohne Aussicht, das persönliche oder allgemeine Glück dadurch zu fördern, vielleicht noch zu frühzeitig für die Masse sei, die sich vom Glücksinstinkt beherrscht fühle. Wenn demgemäß ein geistesaristokratischer Zug der Populärisierung der philosophischen Ideen im Wege steht und die Verfasserin selbst den Gegensatz des Exoterischen und Esoterischen nicht verwirft, so muß man doch zwischen verschiedenen Arten der Populärisierung unterscheiden. Wie es nicht die Aufgabe sein kann, alle schwierigen Gedankengänge methodischer Forschung populär zu machen, so können auch Resultate des Denkens, wie sie in den Grundpositionen zusammengefaßt werden, nicht von jedermann verstanden werden. Aber es gibt trotzdem eine Menge von Gebildeten, insbesondere auch Frauen, die von der Oberflächlichkeit des alltäglichen Lebens sich zu stiller Betrachtung zurückziehen mögen und gegenüber einem einseitigen Praktizismus, in dem sie banausisch zu werden fürchten, für ihren Geist nach einer bleibenden Nahrung suchen, und es ist ein großes Verdienst, wenn man den Versuch macht, solchen noch tieferer Geistesnahrung Bedürftigen Gedanken zu bieten, die sie dann selbst weiter verfolgen mögen, durch die sie sich zu einer tieferen Beschäftigung mit den wichtigsten Fragen des Geisteslebens anregen lassen. Was früheren Zeiten die Religion allein leistete, was den Massen die Populärreligion leisten soll, das ist bei vielen erschüttert und skeptischen Anwandlungen halb oder ganz zum Opfer gefallen. Daher wenden sich viele dem bloß praktischen Leben zu. Aber um so verdienstlicher ist es, wenn man die hinter der Erscheinungswelt liegende Realität den Zeitgenossen wieder näher zu bringen sucht. Das hat nun die geistvolle Verfasserin dieser Vorträge getan, und sich dadurch ein Verdienst erworben. Und wenn sie in letzter Hinsicht auch dem Pessimismus das Wort redet, so ist doch der Pessimismus in ein so ideales Licht gerückt, wo er hervortritt, und im übrigen so wenig in den Vordergrund gedrängt, daß auch die, welche der pessimistischen Weltanschauung nicht zustimmen können, doch viel Gutes und Schönes diesen Vorträgen entnehmen werden. Das gilt ganz besonders von der feinen Analyse der Schillerschen Ästhetik und des Begriffs des Schönen, der in seinem Zusammenhang mit und in seiner Selbständigkeit gegenüber dem Ethischen gewürdigt wird, insbesondere aber von der Forderung, die an die Künstler gestellt wird, daß sie wieder „denkende Künstler“ werden sollen, und sich nicht einbilden, daß eine tiefere ästhetisch-theoretische Bildung den Schwung des genialen Schaffens eher

Digitized by Google

hemmen als fördern würde. Auch in dem, was über den Individualitätsbegriff gesagt wird, ist gewiß vieles beachtenswert: „Auf der einen Seite sucht man der Persönlichkeit, angewidert durch die trockene Schablone der Durchschnittsmenschen und die zunehmende Reglementierung auf allen Gebieten, den ungemessensten Spielraum zu verschaffen. In der Kunst und Literatur begegnen wir der Zügellosigkeit der Phantasie, die alles für erlaubt hält, weil es ist. „Je verrückter, um so besser", man verachtet alle theoretische Ästhetik. Auf der anderen Seite aber ist eine „nivellierende Tendenz zu beklagen". „Das Bestreben, alle lebhafteren Gefühlsäußerungen zu unterdrücken, den Rahmen des Konventionellen niemals zu verlassen, sich stets lady- oder gentlemanlyke d. h. möglichst ruhig und passiv zu verhalten, tritt doch immer deutlicher hervor und droht, da es sich auch auf die Erziehung erstreckt, die reizvolle Eigenart der Persönlichkeit mehr als billig zu unterdrücken." Sie verkennt die Gefahr nicht, die in dem Individualismus steckt, der „so schwer von dem Glückseligkeitsstreben loszumachen sei". Aber sie will, daß der Individualismus durch den Idealismus vor der Gefahr der formalen Selbstherrlichkeit der Willkür geschützt, daß durch die Autonomie der Vernunft dem individuellen Handeln die Schranken gesteckt werden, die freilich für sie vielleicht zu weitgehend darin gefunden werden, daß das Individuum nur vorübergehender Durchgangspunkt in dem Prozeß des absoluten Geistes ist, was sie in ihrer Leugnung der individuellen Unsterblichkeit zum Ausdruck bringt. In dem Vortrag über moderne Ethik durchläuft sie die verschiedenen Stufen der Moral im ganzen nach Hartmanns Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Besonders von Wert ist hier die Kritik des sozialistischen Ideals und die Betonung des Rechts der Gefühlsethik neben der Vernunftmoral. „Ohne die Gefühlsmoral mit ihrer belebenden Wärme würde die Welt kalt, schal und öde sein. Pietät, Liebe, Freundschaft, Treue, Mitgefühl machen erst das Leben erträglich." Mit vollem Rechte hebt sie hervor, daß die Kulturentwickelung, die zu fördern sittliche Aufgabe sei, auf einer führenden Minorität beruhe, die sich der Pflicht bewußt sein müsse, „den Vorzug der Geburt durch Vorzüge des Geistes und der Sittlichkeit wieder wettzumachen", die „nicht als Erzieher des Volks einen Neid und Mißgunst hervorrufenden Aufwand treiben dürfen, sondern ihre Genüsse tunlichst auf geistige und künstlerische beschränken müssen". „Das Parvenühafte unserer heutigen Lebenshaltung liegt darin, daß wir uns nicht die Zeit gönnen, einen soliden, auf Generationen berechneten Luxus zu entfalten." Dem Entwickelungsprinzip gemäß „soll jeder an der Steigerung des Intellekts, der Verfeinerung des Geschmacks, der Vertiefung des Gefühls mitarbeiten, nicht um das Glück zu erhöhen — denn ein Recht auf Glück hat niemand — sondern weil es ihm auf die Förderung der menschlichen Entwickelung ankommt." Das Höchste, was gefordert ist, ist selbstlose Hingabe zur Förderung des Entwickelungsprozesses. Dieser selbst freilich und mit ihm die Sittlichkeit soll nur Mittel für die Erlösung sein. Wenn man aber hier von der pessimistischen Färbung absieht, so ist es gewiß richtig, daß das Sittliche ohne metaphysische Grundlage in der Luft schwebt und zum Eudämonismus zurückfallen muß. Die Wärme, mit welcher der Gedanke vertreten wird, daß der Mensch, von seinem Wohl absehend, dem sittlichen Zweck dienen soll, der in der Steigerung des Bewußtseins und der Kultur gegeben ist, steht freilich in starkem Kontrast zu dem

Digitized by Google

letzten negativen Endzweck, dem Rückgang der Welt in die absolute Substanz und setzt die Ethik nur zu einem Mittelwert herab. Aber meines Erachtens hat die Verfasserin auch durchaus nicht den Erweis gebracht, daß die Welt dieses Ende nehmen müsse. Es stimmt auch nicht völlig zusammen, wenn dafür plädiert wird, daß der Schmerz, die Unlust die Lust überwiege und daß deshalb diese Welt wertlos sei, während sie andererseits doch die Entfaltung der göttlichen Idee ist und der Mensch gänzlich vom Glück absehen soll. Nun dann soll er die Welt auch nicht nach dem Maßstab des Glücks beurteilen und deshalb für schlecht halten, weil sie kein Glück gewährt! Will man aber das Unlogische der Welt als den Grund ihres Unwertes hinstellen, so ist eben das Unlogische oder das Unvernünftige in der Welt vielleicht doch gerade unter dem Gesichtspunkt der Entwickelung als Beigabe niederer Stufen nicht unvernünftig. Daß „Daß" der Welt auf den Willen allein, das Wie der Welt auf dem vernünftigen Inhalt realisierenden Willen beruhen soll, ist eine unbegreifliche Abstraktion, die mit dem Pessimismus eudämonistischer Art verschwinden würde. Denn wenn man die Welt nicht doch aus eudämonischen Gründen für schlecht hielte, so könnte man ja auch das „Daß" der Welt aus einem vernünftigen Willen zu erklären versuchen. Der oberste Gesichtspunkt bleibt doch der eudämonische, der dann aber in der Ethik wieder verschwinden soll.

Was über die Stufen des Wissens und den Idealismus des religiösen Lebens gesagt wird, ist im höchsten Maße beachtenswert und man muß der Verfasserin dankbar sein, daß sie den Wert des Erkennens auch in der Religion und die Stufe des vernünftigen Erkennens gegenüber der Anschauungs- und Reflexionsstufe so mutig gegen Empiriker und Theologen vertritt. Nur ist es mir fraglich, ob man wirklich zugeben muß, daß alles Wissen nur auf Wahrscheinlichkeit hinauskommt. Um dem exakten Wissen und der naiven Gewißheit der Naturwissenschaften nicht ein Vorrecht vor der Philosophie zu lassen, sucht sie auch dieses Wissen auf die Stufe der Wahrscheinlichkeit herabzuziehen. Ich werde mehr dafür eintreten, daß es möglich ist, auch im philosophischen Gebiet wirklich Gewißheit zu erreichen, was damit zusammenhängt, daß ich die Metaphysik nicht auf Induktion zu bauen für nötig halte, daß man zwar phänomenologisch diesen Weg gehen kann, daß aber die Philosophie eben in der Vernunft ihre eigenen Mittel für die Erkenntnis des hinter den Erscheinungen Liegenden besitzt und so die Grenzen der Erfahrung überschreiten kann. Sie betont auch selbst das Übergewicht der Philosophie, wenn sie sagt: „Ist doch die recht verstandene Theologie nichts anderes als die auf das Gebiet der Religion angewandte Philosophie wie die recht verstandene Naturwissenschaft in ihrer höchsten Form, die Naturphilosophie, nichts anderes ist als die auf das Gebiet der Natur angewandte Philosophie. Jedenfalls ist es wahr, daß eine Weiterbildung der Gotteserkenntnis uns not tut und ihre Kritik des Standpunktes der Ritschlschen Schule ist vortrefflich. Es ist ein schönes Zeugnis ihres Idealismus, wenn sie darauf hinweist, daß bei großen Männern die schöpferische Kraft meistens so groß sei, „daß sie über den Inhalt, ihre Lehre, die Form, ihre eigene Persönlichkeit ganz in den Hintergrund stellen" und sagt: „Das Streben nach Wahrheit trägt einen Lohn in sich, der mit keinem anderen zu vergleichen ist."

Königsberg i. Pr. Dorner.

Digitized by Google

Was halten die Protestanten von Maria, der Mutter Jesu? Von einer deutschen Frau und früheren Katholikin. Groß-Lichterfelde—Berlin. Verlag von Edwin Runge.

Im Gegensatz zu der anbetenden Verehrung, welche die katholische Kirche der Jungfrau Maria als einer Heiligen zu teil werden läßt, und gegenüber der, wie Rosegger sagt, zu weitgehenden Ablehnung derselben durch die protestantische Kirche, betrachtet die Verfasserin in ihrem kleinen Buche die Mutter Jesu nach den Nachrichten, die von ihr die Bibel übermittelt. An der Hand der einzelnen angeführten Bibelstellen gibt sie mit psychologischen Vertiefungen und Erklärungen ein Gesamtbild Marias und kommt zu dem Schluß, daß sie die edelste Frauengestalt des neuen Testaments ist, unterworfen zwar, wie alle Menschen den Irrungen und Schwächen, im Lauf der Jahrzehnte aber ausgestaltet zu jener harmonischen Einheit, die sie zu einer vorbildlichen, christlichen Persönlichkeit erhebt. „Ihr tiefes gottinniges und sinniges Gemüt, ihre lautere Frömmigkeit, Reinheit und Ergebung in den Willen und Ratschluß Gottes; ihr Heldenmut in Leiden, ihr Glaube, ihre Liebe und Treue: alle diese Züge edelster Weiblichkeit hat uns die Bibel in unvergänglichen Lettern überliefert und uns hiermit ein Vorbild gelassen, dem wir nach dem Maß der uns von Gott geschenkten Gnade und Lebensführung nach Kräften nacheifern sollen."

Laura Frost.

Gertrud Lent, Im Sommer. 2 Novellen. Berlin W. 8. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Von den vorliegenden zwei Novellen spricht die zweite, kürzere, unter dem Titel „Die Herberge" besonders an. Die Schilderung der klugen Aline fesselt durchaus; der Leser sieht mit Interesse, wie dieser starke Frauencharakter kühn und bewußt glaubt, großherzig auch über eine Untreue des geliebten Mannes hinwegsehen zu können, dieselbe, als sein guter Kamerad und wahrer Freund, nur als augenblickliche Laune zu betrachten und zu verstehen, und wie schwer dann doch das Leid ist, als diese Tatsache wirklich eintritt. In Alines Herz stehen Stolz und Eifersucht und Liebe im Streit miteinander. Den Sieg behält die Liebe. „Dich lieb ich, wie du bist, mit deinen Fehlern, deiner Leidenschaft — deiner Sünde von gestern und heute! Mit deiner übergroßen Lebenskraft und deinem Lebenswillen deinem Lebensbegehren und Erfassen! — — und doch tut es weh, verzeihen zu müssen." Für ihre Künstlerschaft aber hat Aline durch diese schmerzvolle Erfahrung gewonnen. Die heilige Gabe ist ihr zu eigen geworden, nicht nur wie bisher durch die Macht ihrer Töne die Leidenschaften in all ihren Regungen und Modulationen sprechen zu lassen, sondern dadurch den Hörer im Innersten zu bewegen und auch den Schmerz in seiner Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen. — Beide Novellen haben zum Schauplatz Südtirol; der Sommer ist es mit seinem lebensfrohen Reiz, in dem die Ereignisse sich abspielen. Die Zeichnung der Szenerie ist stimmungsvoll; sie ist der farbenprächtigen Natur und dem heitern Leben der dortigen Bewohner trefflich abgelauscht.

Königsberg i. P. Laura Frost.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Die Getreidezölle als Mittel gegen die Not der Landwirte.

Von Lujo Brentano.

„Eines", so sagt Adam Smith, „haben allenthalben die Gesetze über Kornhandel mit denen über Religion gemein. Die Bevölkerung nimmt ein so reges Interesse sowohl an dem, was ihren Unterhalt in diesem zeitlichen, als auch an dem, was ihre Seligkeit in einem künftigen Leben betrifft, daß die Regierung ihren Vorurteilen nachgeben muß und, um der öffentlichen Ruhe willen, sich genötigt sieht, dem Systeme zu huldigen, an das die Bevölkerung glaubt. Das ist wohl der Grund, warum wir so selten einem vernünftigen Systeme bezüglich eines jeden dieser beiden wichtigen Interessen begegnen."

Im Jahre 1891 hat S. M. der Kaiser den Abschluß der Caprivi'schen Handelsverträge als „rettende Tat" bezeichnet; wer die darauf folgende Agitation, die zuerst zum Regierungsentwurf eines Zolltarifs und dann zu den am 14. Dezember v. Js. gefaßten Beschlüssen des Reichstags geführt, verfolgt hat, wird aufs neue die Weisheit Adam Smiths bewundern.

Allein nicht mit der Art und Weise, wie der neue Zolltarif zu stande gekommen ist, will ich mich heute beschäftigen. Was hier erörtert werden soll, ist die Vernünftigkeit einer Erhöhung der Getreidezölle. Und auch diese will ich nicht betrachten mit Rücksicht auf die Belastung, welche sie der breiten Masse des Volkes bringt. Diese wird heute so wenig bestritten, daß man beschlossen hat, von den 5 Mark, um welche 100 Kilogr. Roggen teurer werden sollen, als sie ohne Zoll wären, den Notleidenden ein Zehntel zurückzugeben*) zur Unterstützung der Witwen und

*) Von den 10 Millionen Tonnen Brotgetreide, welche die 57 Millionen Deutsche zu ihrer Ernährung brauchen, werden nur 1,3 bis 2,3 Millionen durch Mehreinfuhr beschafft. Mindestens 5—6 Millionen müssen von dem Teil des deutschen Volkes, der gar kein Getreide baut, den deutschen Produzenten abgekauft werden; der Rest der heimischen Produktion kommt

Digitized by Google

Waisen. Ich möchte vielmehr fragen, ob das Ziel, um dessentwillen den unteren Klassen ein Opfer auferlegt wird, dessen Schwere der Gesetzgeber selbst nunmehr einräumt, auf dem eingeschlagenen Wege erreichbar ist.

Welches ist dieses Ziel?

Am 16. Oktober 1902 hat der Reichskanzler gesagt:

„Das nationale Gesamtinteresse macht es uns zur Pflicht, die Ernährung des deutschen Volkes nach Möglichkeit vom Ausland unabhängig zu stellen. Das nationale Gesamtinteresse gebietet uns, den so zahlreichen und sozialpolitisch so wichtigen Teil der Bevölkerung, welcher die Scholle bebaut, in seiner Leistungsfähigkeit zu stärken, ihn lebensfähig und produktiv zu erhalten."

Die deutsche Landwirtschaft, soweit sie Getreide baut, soll also in stand gesetzt werden, „nach Möglichkeit" — das heißt wohl: die Jahre ärgster Mißernten ausgenommen — Deutschlands Getreidebedarf zu decken, und zwar soll dies so geschehen, daß die Landwirte sich dabei wohlbefinden.

Sind dies nicht aber Dinge, die sich bei der heutigen deutschen Bevölkerungsziffer beiderseits ausschließen? Kann die Blüte der Landwirtschaft und das Wohlbefinden der Landwirte auf dem Wege hoher Getreidezölle heute erreicht werden?

Die Antwort hängt offenbar von den natürlichen Bedingungen ab, welche die Roh- und Reinerträge des Getreidebaues bestimmen, und davon, ob wir diese durch hohe Getreidezölle so, wie wir sie wünschen, zu gestalten vermögen.

Es gab eine Zeit, da hielt man die Landwirtschaft für besonders bevorzugt, weil bei ihr die Natur dem Menschen ihre Mitwirkung umsonst zur Verfügung stelle; und in der Rente, welche der Landwirt über die Zinsen seines Betriebskapitales erzielt, sah man den klingenden Beweis dieses Vorzugs. Das war freilich naturwissenschaftlich wie ökonomisch unhaltbar. Naturwissenschaftlich: es gibt überhaupt keinen Erwerbszweig, in welchem

nicht in den Handel, sondern wird für menschliche und tierische Ernährung in landwirtschaftlichen Produzentenkreisen verbraucht. Seitdem 1894 das Ausfuhrbegünstigungssystem eingeführt worden ist, verteuert sich nicht nur das eingeführte, sondern auch das den deutschen Landwirten abgekaufte Getreide mindestens um den vollen Zollbetrag. Jedesmal wo durch Zollerhöhung auf Weizen oder Roggen dem Reiche 1 Million mehr zufließt, muß der Konsument 3 Millionen mehr den Getreide verkaufenden Grundeigentümern zahlen; aber nur der Teil der Reichseinnahme, welcher der kommenden Erhöhung der Getreidezölle zu danken ist, soll auf die Witwen- und Waisenversorgung verwendet werden.

Digitized by Google

die Natur nicht in gleichem Maße wie in der Landwirtschaft mitwirkte; ob ich Kornähren aus Samen entwickle, welchen ich in den Boden versenke, oder einen Baum fälle, zerschneide und die Bretter zu einem Stuhl oder Tisch zusammenfüge, oder ob ich den Dampf einspanne, um Hunderttausende von Tonnen von einem Ort zum andern zu bewegen, stets handelt es sich um eine Umgestaltung des von der Natur gegebenen Stoffes durch zielbewußte Betätigung der von der Natur gegebenen Kräfte. Ökonomisch: Ricardo hat nachgewiesen, daß jene Rente, die seinen Vorgängern als Ausfluß der Gunst der in der Landwirtschaft wirkenden Natur erschienen war, vielmehr deren Ungunst zu danken sei; denn sie habe darin ihren Grund, daß sich fruchtbare Grundstücke nur in ungenügender Menge finden; wären sie gleich den Naturgaben, die in anderen Produktionszweigen mitwirken, ausreichend vorhanden, so gäbe es keine Rente. Trotzdem spukt noch die alte Auffassung von dem besonderen Vorzug der Landwirtschaft infolge größerer Mitwirkung der Natur. „Gott machte das Land, der Mensch machte die Stadt", lautet der Schluß einer begeisterten Anpreisung der Vorzüge der Landwirtschaft vor denen des Gewerbbetriebs. Das einzige Richtige an dem Satze ist, daß der Mensch in der Landwirtschaft die zur Produktion mitwirkenden Naturkräfte weniger als in anderen Wirtschaftszweigen beherrscht; und gerade das, was hier als Vorzug hingestellt wird, ist die Ursache aller der Übelstände, unter denen die Landwirtschaft leidet und von jeher gelitten hat.

Zwei natürliche Faktoren bedingen wesentlich den Ertrag der Landwirtschaft: Klima und Boden. Nun hat uns der Fortschritt der Naturwissenschaften im 19. Jahrh. die Kenntnis der physikalischen und chemischen Bedingungen gebracht, welche eine jede Pflanze zu ihrem Gedeihen verlangt, und damit die Herrschaft über den Boden in technischer Hinsicht gegeben. Mit Hilfe entsprechenden Betriebskapitals vermögen wir die Bodeneigenschaften zu schaffen, wie wir sie brauchen. Allein anders als in der Industrie stellt sich ökonomisch die Steigerung des Ertrags in der Landwirtschaft. In der Industrie sinken mit der Steigerung der produzierten Menge die Kosten pro Einheit des hergestellten Produkts; in der Landwirtschaft kann eine größere Produktenmenge durch Mehrverwendung von Kapital zu geringeren Kosten nur auf sehr fruchtbaren Böden und auch da nur vorübergehend erzielt werden. Als Regel und auf die Dauer ist es der zuletzt hinzugekommene

Digitized by Google

Zentner Getreide, der die größten Kosten verursacht.*) Ebendies ist es ja, warum man die Preissteigerung durch Getreidezölle als unentbehrliche Voraussetzung, damit Deutschland seinen Getreidebedarf selbst decke, verlangt.

*) Dies nennt man das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags. Schon der Italiener Serra (1613) hat es erkannt. Turgot hat es zuerst klar formuliert, dann der Hallenser Professor Ludwig Heinrich von Jakob. Es liegt der Malthusschen Bevölkerungslehre zu Grunde. Zur Zeit des Streites um die englischen Getreidezölle bildete es den Ausgangspunkt sowohl der Forderungen der Agrarier, als sie geltend machten, daß ohne Steigerung der Preise der Anbau zurückgehen müsse, als auch der gegen die Zölle gerichteten Argumente von West, Torrens, Ricardo, Macculloch und Senior. Seine wissenschaftliche Begründung erhielt es indes, sowohl landwirtschaftlich als auch nationalökonomisch, erst durch Joh. Heinr. v. Thünen, dem sich Fr. Ben. Wilh. Hermann, die Lehre weiter ausbildend, anschloß. John St. Mill gab ihm die Formulierung, welche J. v. Liebig bewundernd als für die mechanische Bearbeitung des Feldes zutreffend anerkannte. Auch erkannte Liebig an, daß sich die Lage der Landwirte auf dem Festland in den Jahren 1845—1865 außerordentlich verbessert habe, nicht vermöge eines Fortschritts der Landwirtschaft, infolgedessen es den Landwirten gelungen sei, ohne Vermehrung ihrer Produktionskosten mehr Produkte zu erzeugen, sondern weil die landwirtschaftliche Produktion im ganzen genommen nicht Schritt gehalten habe mit der Zunahme der Bevölkerung, und dem entsprechend der Preis aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse an allen Orten des Kontinents stetig gestiegen sei. Allein Liebigs Redeweise erweckt die Vorstellung, als ob er der Meinung gewesen sei, bei Anwendung der von ihm empfohlenen mineralischen Düngemittel könne die Produktion ohne relative Steigerung der Kosten bis zu ihrem Maximum geführt werden. Diese Ansicht vertreten heute viele literarische Vertreter landwirtschaftlicher Interessen. Dem gegenüber steht das klassische Zeugnis von Sir John Lawes. Während eines langen Lebens hat er durch seine berühmten Experimente in Rothamstead in Hertfordshire den Nachweis erbracht, daß durch fortwährende Verwendung der geeigneten Düngemittel der Rohertrag verdreifacht werden kann. Als das Ergebnis seiner Erfahrungen seit 1833/34, da er begonnen, bezeichnete er am 21. Februar 1895 vor der Königlichen Kommission zur Untersuchung des Notstands der Landwirte: „In dem Maße, in dem man den Ertrag steigert, kostet jedes bushel, nachdem ein gewisser Betrag überschritten ist, mehr und mehr". Hierauf gefragt: „Somit ist es nach Ihrer Meinung kein Heilmittel, wenn man die Intensität der Wirtschaft erhöht, indem man die Düngerzufuhr steigert?" Antwort: „Meine Meinung ist die ganz entgegengesetzte. Der letzte bushel verursacht stets größere Kosten als alle früheren." Danach hat sich also durch die Zufuhr mineralischen Düngers am Gesetz des abnehmenden Bodenertrags nichts geändert. (Vgl. Minutes of Evidence taken before H. M. Commissioners etc. on agricultural depression. London 1895. III p. 256.. Vgl. auch über die wirtschaftlichen Erfolge der Gründüngung die kürzlich von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft veröffentlichte Schrift von Vilbrans-Calvörde, Die Wirtschaft Lupitz.

Digitized by Google

Aber selbst wenn man die Zölle so hoch triebe, daß die deutsche Landwirtschaft das Monopol auf deutschem Markte erlangte, würde das Klima es ausschließen, daß die Landwirte dabei gedeihen würden. Weit mehr als der Boden ist es maßgebend für Fortkommen und Erträge des Anbaus der verschiedenen Pflanzenarten. Dabei ist es der menschlichen Einwirkung so gut wie völlig entrückt. Das Klima aber ist nichts Konstantes, wie man lange Zeit angenommen hat. Nicht als ob man nicht alle Zeit über die Launen der Witterung geklagt und ihnen einen maßgebenden Einfluß auf den Ausfall der Ernte zuerkannt hätte.*) Allein wenn auch große Jahresverschiedenheiten dadurch hervorgerufen werden, so hielt man diese Verschiedenheiten für gänzlich belanglos, sobald nicht mehr einzelne Jahre, sondern längere Zeiträume, wie z. B. Jahrzehnte, in Betracht gezogen würden. Die neuere Beobachtung**) hat diese Auffassung als nicht berechtigt gezeigt. Das Klima schwankt um eine Mittellage, und zwar in ungefähr 35jähriger Periodizität.***) Die Größe der Temperaturschwankungen beträgt im Mittel nahezu 1° Celsius. Das ist sehr viel. Es ist, als wenn z. B. Berlin in der kälteren Periode um 3 Breitengrade nördlicher gelegen wäre als in der wärmeren. Diese Temperaturschwankungen üben einen Einfluß auf den Regenfall des Landes und durch diesen auf die Ernteerträge. In dem feuchten Lustrum 1881/85 wurde in Preußen an Weizen 16%, an Roggen gar 26% weniger geerntet als in dem trockenen Lustrum 1861/65. Sind die Klimaschwankungen so gut wie allen Ländern der Erde gemeinsam, so sind dagegen ihre Wirkungen in den einzelnen Ländern verschieden, je nachdem See- oder Landklima in ihnen vorherrscht. In den regnerischen Gebieten mit

*) So berichtet Karl Heinrich Rau, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, § 87 Note c, daß sich in den folgenden Jahren des Dezenniums von 1800 bis 1809 genau das umgekehrte Fortschreiten der Durlacher Spelzpreise und der Karlsruher Jahreswärme gezeigt habe:

1805	das	Malter	13	fl.	24	Kr.	m. Wärme	7,12 Gr.
1803	„	„	11	„	18	„	„ „	7,67 „
1804	„	„	9	„	54	„	„ „	8,38 „
1800	„	„	9	„	31	„	„ „	8,59 „
1807	„	„	8	„	38	„	„ „	8,59 „
1801	„	„	8	„	7	„	„ „	9,16 „

**) Ed. Brückner, Klimaschwankungen seit 1700. Wien 1890.

***) In den beiden letzten Jahrhunderten erscheinen als Zentren von kalten und auf dem Lande feuchten Perioden die Jahre 1705, 1740, 1775, 1815, 1850 und 1880; als Zentren von warmen und auf dem Lande trockenen Perioden die Jahre 1720, 1760, 1790, 1830, 1860 und 1895.

Digitized by Google

Seeklima, z. B. den Küstengegenden, und in vielen Gebirgsgegenden, pflegen Mißernten in den niederschlagsreichen Sommern einzutreten, während in Gebieten mit spärlichem Regenfall, wie z. B. Ungarn und Rußland, Trockenzeiten von Mißernten begleitet sind. Und natürlich schwanken da, wo die ausgleichenden Wirkungen des Welthandels ausgeschlossen sind, mit den Klimaschwankungen auch die Getreidepreise.*)

Diese Klimaschwankungen haben von jeher das Schicksal sowohl von Konsumenten wie Produzenten tief einschneidend bestimmt. Zur Zeit, da die Wirtschaft der Landwirte in der Hauptsache noch sich selbst genügte und nur einen minimalen Teil ihres Ertrags zum Verkaufe brachte, litten die Landwirte nur als Konsumenten von ungünstiger Witterung. Aber wie haben sie gelitten! Jede regnerische Periode brachte die furchtbarste Hungersnot. Dann nährten sich, wie die Chronisten berichten, die Armen vom Fleisch gefallener Tiere; viele starben vor Hunger; von den siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts wird gar berichtet, daß die Menschen einander auffraßen, oder daß die Eltern ihre Kinder verzehrten.**) In den trockenen Perioden wiederum schwelgte man im Überfluß. Aber allmählich wuchs neben fortdauernder Produktion für den eigenen Bedarf der Anteil, der um des Gewinnes willen zum Verkauf produziert wurde. Schwankungen des Getreidepreises um das Doppelte, Vierfache, ja Zehnfache waren damals nicht selten.***) Bedeutete das Steigen des Preises nach wie vor Hungersnot, so jetzt sein Sinken häufig den Bankerott des Landwirts. Von da ab entstand ein neues Problem. Es galt nun nicht bloß dem Konsumenten Brot zu allezeit erschwingbaren Preisen, sondern auch dem Landwirt eine Stetigkeit der Preise zu sichern, die ihn davor bewahrte, daß ihm der Segen

*) Vgl. für das hier Vorgetragene: Prof. Dr. Eduard Brückner, Der Einfluß der Klimaschwankungen auf die Ernteerträge und Getreidepreise in Europa. Geogr. Zeitschr. 1, 1895. S. 39 ff.

**) Vgl. Fritz Curschmann, Hungersnöte im Mittelalter. Leipzig 1900. S. 10, 20, 48. — Rowland E. Prothero, The pioneers and progress of english farming. London 1888 p. 12. Ähnliche Hungersnöte finden wir noch heute in Rußland (vgl. Das hungernde Rußland von Lehmann und Parvus. Stuttgart, 1900); nur treten sie dort in den trockenen Perioden ein.

***) Vgl. das Diagramm der Schwankungen der Weizenpreise zu Brügge und Furnes von 1380—1480 in der von der belgischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Schrift von Hubert van Houtte, Documents pour servir à l'histoire des prix de 1381 à 1794. Bruxelles 1902. Ferner Prothero a. a. O. 12.

Digitized by Google

des Himmels zum Fluche werde. Das Problem war um so schwieriger, als die Kornpreise in weit höherem Maße steigen und fallen, als die Ernten ab- und zunehmen.*)

Es gibt zwei Wege, das Problem zu lösen. Entweder man baut im Inland so viel Getreide, daß man auch in Jahren der schlechtesten Ernte vom Ertrag der heimischen Landwirtschaft zu leben vermag, und verhindert in guten Jahren durch Ausfuhr — eventuell durch künstlich gesteigerte Ausfuhr — des Überflusses, daß die Preise unter die Produktionskosten des Landwirtes sinken. Oder man baut im Inland Getreide nur auf Äckern, die so fruchtbar sind, daß die Erträge dem Landwirt selbst bei niedrigen Preisen die Anbaukosten ersetzen, und führt den Mehrbedarf aus dem Auslande ein. Da es infolge der verschiedenartigen Wirkung trockener oder regnerischer Witterung auf die Länder mit ozeanischem und kontinentalem Klima nie vorkommt, daß gleichzeitig in allen Ländern der Erde eine überreiche Ernte oder eine Mißernte stattfindet, sichern beide Methoden sowohl dem Konsumenten billiges Brot, als auch dem Landwirt Preise, bei denen er zu bestehen vermag.

Den zweiten dieser beiden Wege hat zuerst Holland betreten.**) Obwohl die holländische Landwirtschaft den zur Ernährung der holländischen Bevölkerung nötigen Getreidebedarf bei weitem nicht lieferte und diese fast völlig auf fremde Zufuhr angewiesen war, war Holland frei von jenen starken Preisschwankungen, welche in anderen Ländern so viel Unheil anrichteten. Ja nicht nur erfreute sich Holland eines reichlichen Angebots und stetigen Preises, sondern die Vorteile seines unbeschränkten auswärtigen Handels erstreckten sich sogar über seine Grenzen. Zu allen Zeiten besaß Holland mehr Korn, als es brauchte, und obwohl es kein kornerzeugendes Land war, wurde es eine Art Getreidespeicher der Welt. Bei schlechtem Ernteausfall der Nachbarn kam es ihrem Mangel

*) Vgl. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen, 1. A. (1832) S. 71, 2. A. (1870) S. 402. Wie Roscher, System 1 § 103, bemerkt, läßt sich über das Maß, in dem der Preis bei Ausfall der Ernte mehr steigt, bei reicher Ernte mehr fällt, als dem weniger oder mehr der Produktion entspricht, eine in Ziffern ausgedrückte Regel, die allgemein gültig wäre, nicht aufstellen. Es hängt dieses Maß wesentlich ab von dem Betrage der Ernte, der in den verschiedenen Ländern nach Abzug des Bedarfs der Landwirte zu Markt gebracht wird. Je mehr von den Landwirten zu eigener Ernährung zurückgehalten wird, desto größer die Preisschwankungen.

**) Vgl. R. Torrens, An essay on the external corn trade. 3. ed. London 1826 p. 37.

Digitized by Google

zu Hilfe, und der holländische Kornpreis war ziemlich genau der europäische Durchschnittspreis.

Anders früher Großbritannien. Als es dort darauf ankam, die noch sehr extensiv bestellten Felder intensiver anzubauen und zu diesem Zwecke Kapital in den Landbau zu locken, verfiel man auf die erstere Lösung. Erst legte man hohe Zölle auf eingeführtes Getreide; dann gestattete man die Ausfuhr von Getreide, so lange der Getreidepreis einen bestimmten Satz nicht überstieg; hierauf gewährte Karl II. von 1673 bis 1676 für diesen Fall sogar eine Ausfuhrprämie; Wilhelm III., um das Interesse der Großgrundbesitzer für seinen unsicheren Thron zu gewinnen, machte die Ausfuhrprämie 1689 definitiv.

Die Wirkungen dieser Ausfuhrprämie auf die Getreidepreise sind strittig.*) Es ist richtig, daß die englischen Getreidepreise in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. niedriger standen als im 17. Jahrh.; aber sie waren dies auch in Frankreich, wo die entgegengesetzte Getreidehandelspolitik herrschte. Die Erklärung gibt für beide Länder die Betrachtung der Regenmengen; die Zeit der sinkenden Preise in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. war eine Periode der Trockenheit, die in Ländern mit Seeklima steigende Erträge zu bringen pflegt. Ebenso waren die englischen Getreidepreise nach Einführung der Ausfuhrprämie nicht stetiger wie zuvor; man könnte also nur sagen, daß die Preise ohne sie noch mehr geschwankt haben würden. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls glaubte man, die Ausfuhrprämie bewahre die Landwirte in überreichen Erntejahren vor allzu großem Sturz der Getreidepreise. Man faßte Mut, dem Landwirtschaftsbetriebe größere Kapitalien zuzuwenden. Nach zweifacher Richtung trat eine Änderung in der Landwirtschaft ein. Man fing an, zu intensiverer Wirtschaft überzugehen. Aus jener Zeit datiert die Entstehung der Norfolker Fruchtwechselwirtschaft, die es möglich machte, daß zwei Ähren wuchsen, wo vordem nur eine gewachsen. Weit umfassender aber war die Bedeutung der Ausdehnung des Anbaues auf unfruchtbare Böden. Es begann jene Periode systematischer

*) Vgl. Rural improvements etc. by a land owner. London 1775 p. 488 ff. — A. Smith, Wealth of Nations IV. Ch. 5. — J. Howlett, Dispersion of gloomy apprehensions with respect to the decline of the corn trade. London 1797 p. 37 ff. — George Chalmers, An estimate of the comparative strength of Great Britain etc. Ausgabe v. 1802 p. 325. — West, Essay on the application of capital to land. London 1815.

Digitized by Google

Urbarung bisher unangebauten Landes, wodurch das dem Getreidebau dienende Areal Englands mehr als verdoppelt wurde.

Dieses ganze System war aber nur haltbar, solange die Bevölkerung nicht noch rascher zunahm als der Ertrag der Landwirtschaft. Dies geschah mit dem Aufblühen der Industrie. Als mit dem Eintritt der regnerischen Periode um die Mitte des 18. Jahrh. die Getreidepreise fort und fort in die Höhe gingen, führten Unruhen zur Suspendierung des Ausfuhrprämiengesetzes, bis es bei fortwährend steigender Getreideeinfuhr 1773 praktisch abgeschafft wurde. Dann kam der Krieg mit Frankreich von 1793—1813. Nun war von Ausfuhr von Getreide, außer zu Kriegszwecken, überhaupt nicht mehr die Rede; was man für die steigende Bevölkerung brauchte, war Einfuhr; aber mit Ausnahme einer geringfügigen Zufuhr in einigen wenigen Jahren war England nun vollständig auf den Ertrag seiner Landwirtschaft angewiesen. Die Preise stiegen auf das Vier- und Sechsfache dessen, was sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts betragen hatten.*) Die Folge war zunächst ein kolossales Steigen der Gewinnste der Pächter, dann aber alsbald der Pachtrenten**) und der Grundstückspreise. Eine wilde Bodenspekulation trat ein, denn die Renten stiegen um das Doppelte, Fünffache und mehr,***) und

*) Die zehnjährigen Durchschnittspreise der Quarters Weizen hatten

von	1745—1755	21 s,	$2^1/_2$ d
„	1755—1765	39 „	$3^1/_4$ „
„	1765 –1775	51 „	$3^3/_4$ „
„	1775—1785	47 „	$8^1/_2$ „
„	1785–1795	54 „	$3^3/_4$ „

betragen; jetzt stieg der Durchschnittspreis für die Zeit von 1795 1805 auf 81 s $2^1/_2$ d, für die von 1805–1815 auf 97 s 6 d. In einzelnen Jahren aber stieg der Preis auf 120 s der Quarter, ja vorübergehend auf 156 s 2 d.

**) Bis dahin waren die Renten ziemlich stabil geblieben: „Pachtvertrag um Pachtvertrag war in langer Reihenfolge unterzeichnet worden, ohne daß über die Rente ein Wort gewechselt wurde; Rente galt als etwas Fixes, und Großvater, Vater und Sohn waren aufeinander gefolgt, ohne daß man an eine Steigerung gedacht hatte; in vielen Fällen waren die Gutsherren vielmehr darauf bedacht gewesen, den Verlust eines Pächters bei bisheriger Rente zu verhüten, als im geringsten zu versuchen, die Rente einem neuen Pächter zu steigern." Arthur Young, Inquiry into the progressive value of money, as marked by the price of agricultural products. London 1812, p. 102.

***) Vgl. Porter, Progress of the Nation. London 1851, pp. 153, 154. Nach dem Report on the present state of agriculture in Scotland. Edinburgh 1878, p. 26, sind die schottischen Renten innerhalb jener zwanzig Jahre von 2 auf $5^1/_4$ Millionen £ gestiegen.

Digitized by Google

große Vermögen wurden durch Kauf und Verkauf von Land gemacht.*) Dabei begann die Blütezeit des kapitalistischen Großbetriebs in der Landwirtschaft. Sie äußerte sich 1. in den Einhegungen der Gemeinländereien; und 2. in der Zusammenlegung von kleinen Pachtungen zu großen und in dem Beginn der Verwandlung der noch vorhandenen bäuerlichen Betriebe in kapitalistische Großbetriebe durch systematisches Aufkaufen von Bauernland durch das Großkapital.

Allein all' dies blieb nur so lange rentabel, als Teuerungspreise herrschten; denn nur dann wurden die Produktionskosten des auf den nunmehr angebauten armen Böden erzielten Getreides und die Zinsen des teuer erkauften Landes gedeckt. Solche Teuerungsjahre waren die Jahre seit 1795, besonders aber die Jahre 1810—1813. Der Preis stieg bis zu 60 Mk. der Doppelzentner. Darauf wurden selbst die schlechtesten Böden in Anbau genommen, denn alles glaubte an den Fortbestand dieser Preise. Darauf eine glänzende Ernte im Jahre 1813. Noch standen die Preise auf der durch die vorausgegangenen Mißjahre hervorgerufenen Höhe. Die Regierung ordnete öffentliche Dankgebete an für den Segen. Aber der Segen war zu groß für die Nachfrage. Der Ertrag war im Verhältnis von 20 zu 26, die Nachfrage nur in dem von 20 zu 21 gestiegen.**) Die Folge war, daß die Preise um 30 bis 50% unter die Produktionskosten vieler Landwirte herabgingen. Und nun fiel Napoleon.

„Er war der große Triptolem; sein Feuer
Fraß Reiche bloß und hielt Getreide teuer.
Er war es, dessen Alchymie für's Land
Den Stein der Weisen, „hohe Renten" fand.
Als er gestolpert über die Kalmücken,
Da lagen auch die Kornpreis' auf dem Rücken".***)

*) „Alles Land, das vor dem Jahre 1811 angekauft worden war," schreibt 1843 ein Mitglied der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft (R. Welford, How will free trade in corn affect the farmer? London 1843 p. 31), „konnte in den Jahren 1812 und 1813 mit enormem Gewinn wieder verkauft werden. Oft hörte ich von einem meiner Verwandten, der etwa vor fünfzig Jahren mit der Bewirtschaftung von Pachtgütern anfing, daß er aus der Bewirtschaftung von ca. 1200 acres in manchem Jahre der „guten Zeit" 3000 £ zurückgelegt habe, daß er aber weit mehr Geld gewonnen habe durch Kauf und Verkauf von Boden als durch Bewirtschaftung."

**) Vgl. Wm. Jacob, An inquiry into the causes of agricultural distress. London 1817. p. 407.

***) Byron, The age of bronze.

Digitized by Google

Die Kontinentalsperre fiel und man fürchtete ein weiteres Sinken der Preise infolge der Zufuhr kontinentalen Getreides. Da das Landinteresse die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hatte, wurde das Korngesetz von 1815 erlassen, das jede Einfuhr von Getreide verbot, solange die Preise nicht den Stand erreicht hätten, den man als unerläßlich zur Deckung der Produktionskosten, einschließlich der Renten, ansah. Dieser Preis war für den Quarter Weizen 80 s, d. h. 36 Mk. der Doppelzentner.*)

Dieses Gesetz gab vor wie nach seinem Erlaß zu lebhaften Erörterungen Anlaß, aus denen einerseits die klassische Schule der Nationalökonomie hervorging, in denen andererseits alle Argumente vorgebracht wurden, welche die heutige agrarische Agitation uns geläufig gemacht hat. Unter den Schriften der letzteren Richtung ist wohl die sachverständigste die von William Jacob.**)

Der Freihandel, führt Jacob aus, ist völlig unfähig, Großbritannien mit der erforderlichen Getreidemenge zu versorgen, denn alle übrigen Länder zusammengenommen haben nicht so viel Getreide übrig, um Großbritannien auch nur ein Viertel seines Jahresbedarfs zu senden, und selbst, wenn sie es hätten, gebe es nicht so viel Schiffe, um die Menge zu transportieren. Großbritannien ist somit darauf angewiesen, seinen Getreidebedarf selbst zu erzeugen. Auch ist es sehr wohl dazu im stande. Nach Aussage der erfahrensten Landwirte dürfte es ein leichtes sein, seinen Ernteertrag noch um ein Drittel zu steigern. Die britische Landwirtschaft vermag also ohne jede Schwierigkeit eine noch weit größere Bevölkerung zu ernähren. Die Ursache, warum die Landwirtschaft nicht ebenso große Fortschritte wie die Industrie gemacht hat, ist lediglich Mangel an Kapital. Um dieses ihr zu-

*) 1 Quarter gerechnet gleich 224 kg Weizen.

**) Considerations on the protection required by british agriculture and the influence of the price of corn on exportable productions. London 1814. Diese Schrift zeigt Jacob als einen Offiziosus der mittleren Linie, unter anderem auch darin, daß er ähnlich wie heutige deutsche Vertreter der „mittleren Linie" zuerst den Zollsatz von 7,50 Mk. für den Doppelzentner als denjenigen, ohne welchen die deutsche Landwirtschaft in ihrem dermaligen Bestand nicht erhalten werden könne, bezeichnen und sich dann ohne andere Motivierung als den bloßen Hinweis auf den von der Regierung vorgelegten Zolltarifentwurf auch mit 5--6 Mk. begnügen zu können erklären (vgl. Dr. Ludwig Pohle, Deutschland am Scheidewege. Leipzig 1902. S. 178, 179), an der einen Stelle 90 s 8 d als den unentbehrlichen Weizenpreis hinstellt, um sich an anderer für den von der Regierung zu Grund gelegten von 80 s auszusprechen.

Digitized by Google

zuführen, ist der Schutz der Landwirtschaft nötig. Alle anderen britischen Erwerbszweige sind durch Zölle geschützt, warum soll der Landwirtschaft allein Schutz nicht zu teil werden? Ist doch der größere Teil der Bevölkerung und des Kapitals an ihrem Gedeihen interessiert; denn hat der Landwirt Geld, hat's die ganze Welt. Nun soll die Klasse, welche England groß gemacht, der Grundeigentümer, in seinen Renten verkürzt werden, während der Kapitalist, der Kaufmann, der Industrielle die seinen ungeschmälert behält! Wenn ein Einkommen gemindert zu werden verdient, so ist es das der Kapitalisten. Ohne Schutz können die Landwirte, selbst wenn sie gar keine Rente zu zahlen hätten, nicht länger bestehen, und muß das britische Volk daher verhungern. Die Landwirtschaft wird den Kornbau aufgeben und sich der Viehzucht zuwenden, von welcher doch nur ein Viertel der Menschen, die der Kornbau ernährt, zu leben vermag. Die erst urbar gemachten kalten Tonböden werden außer Kultur gesetzt werden; dann wird es den leichten Böden ebenso ergehen; es wird Raubbau stattfinden und die Bodenkräfte werden verfallen. Die Lage der ländlichen Arbeiter wird verschlechtert werden, die Armensteuer steigen, die Bauern und die wichtige Gesellschaftsklasse der kleinen Pächter zu Grund gehen. Unter der gesteigerten Abwanderung der ländlichen Arbeiter nach der Stadt werden dann auch die städtischen Arbeiter leiden. Die Bevölkerungszunahme wird zum Fluche werden. Das Hemmnis, welches ihr hohe Getreidepreise entgegenstellen, wird fehlen, bis es zu spät ist, und eine unerhörte Menge Arbeitsloser wird das Ende sein. Zum Schluß dann eine Aufforderung zum Zusammengehen der schutzzöllnerischen Industriellen und der Agrarier. Alle Interessen sind mit der Gewährung eines höheren Kornzolls identisch; nur das Exportinteresse ist feindlich. Allein niemals kann die britische Volkswirtschaft auf die Ausfuhr britischer Industrieprodukte begründet werden; denn es ist völlig irrig, vorauszusetzen, daß es stets Länder geben werde, bereit, ihre Getreide gegen britische Industrieprodukte auszutauschen. Vielmehr beginnen die Abnehmer, selbst Industrieprodukte herzustellen. Ebenso irrig ist die Voraussetzung, daß das Ausland, selbst wenn es so viel Getreide liefern könne, als Großbritannien brauche, dies auch liefern wolle. Es wird von Großbritannien exorbitante Preise fordern oder gar die Ausfuhr von Getreide dahin verbieten. In Kriegszeiten aber wird die Abhängigkeit von der auswärtigen Getreidezufuhr Großbritanniens Untergang sein.

Wer glaubte da nicht unsere heutigen Agrarzöllner zu hören!

Digitized by Google

Wie wenig haben sie hinzugefügt, aber wie wenig auch haben sie verlernt! Hat man doch das Experiment mit dem, was sie heute, wie damals, fordern, gemacht, und die Erfahrung hat über die Wirksamkeit ihrer Heilmittel und die Richtigkeit ihrer Argumente gerichtet.

Nach dem Korngesetz von 1815 hatte die britische Landwirtschaft, wie Jacob selbst einräumt,*) praktisch das Monopol auf dem heimischen Markte. Was war der Erfolg? „Man hatte erklärt, daß 80 s der Quarter und die entsprechenden Preise für andere Getreidearten die niedrigsten Preise seien, bei denen das Land weiter bebaut werden könne, und hatte das Gesetz in der sicheren Erwartung erlassen, daß die Preise nie unter diese Sätze herabgehen würden. Alle Parteien hegten diesen Glauben, und bei Verkauf wie bei Verpachtung richteten sich danach die Bodenpreise wie die Pachtschillinge".**) Wirklich stieg im Gefolge einer Mißernte der Quarter Weizen wieder von 57 s 1 d auf 120 s 5 d. Die Folge war die bitterste Not. Tausende waren arbeitslos. Hungertod starrte ihnen ins Antlitz. Große Unruhen setzten das Land in Schrecken. Die gewerblichen Arbeiter zerschlugen in Verkennung der Ursachen der Not die Maschinen. Die ländlichen Arbeiter glaubten an eine Verschwörung der Pächter, durchzogen in Banden das Land und verbrannten, um sich zu rächen, die Getreidehaufen auf den Feldern, die Scheunen und Pächterhäuser und demolierten die Läden von Bäckern und Metzgern. Für die Landwirte freilich war es ein Gnadenjahr, aber das letzte. Bald kam mit veränderter Witterung der Umschlag. Es kam eine Anzahl überreicher Erntejahre und mit ihnen begann jene Zeit ununterbrochener Not der englischen Landwirte, welche so lange anhielt, als die Kornzölle währten. Und dabei zeigte sich der Nachteil, der die unausbleibliche Folge ist, wenn bei überwiegend industrieller Bevölkerung Kornzölle die ausländische Zufuhr nahezu ausschließen. Damit einer kaufe ist nötig, daß er verkaufe, heißt es schon in der Biographie des Alexander Severus von Aelius Lampridius, Kap. 49. Da Großbritannien dem Ausland das Korn, das dieses billiger liefern konnte, nicht abnahm, konnte das Ausland

*) W. Jacob, Tracts relating to the corn trade and corn laws, including the second report ordered to be printed by the two houses of parliament. London 1828. p. 107.

**) G. R. Porter, The effect of restrictions on the importation of corn, considered with reference to landowners, farmers and labourers. London 1839 p. 12.

Digitized by Google

auch keine britischen Industrieprodukte kaufen. Folglich Stockung der Ausfuhr der industriellen Produkte, Arbeiterentlassungen, Lohnherabsetzungen, Rückgang des industriellen Absatzes im Inland, kolossales Anwachsen der Armenlast, Arbeiterrevolten, Umsturzbewegungen. In der Landwirtschaft aber trotz Monopols die fortwährende Klage, daß die Preise nicht hoch genug seien, um die Produktionskosten zu decken und so viel Gewinn zu gewähren, daß die Produzenten davon leben konnten.

Nicht weniger als 5 Ausschüsse hat das Parlament zwischen 1820 und 1836 mit der Feststellung der Ursachen dieser Not der Landwirte, und der Auffindung eines Heilmittels betraut.*) Schon der Ausschuß von 1821 erkannte klar das Unheil, welches das Gesetz von 1815 geschaffen, und führte energisch aus, daß es vergebliches Bemühen sei, der Landwirtschaft durch Kornzölle helfen zu wollen. Desgleichen wurde die Wissenschaft mehr und mehr einstimmig in der Verurteilung der Kornzölle. Allein noch war bei den Landinteressenten der Glaube an die alleinseligmachende Kraft des Schutzzolls zu groß, als daß man zu dessen Beseitigung geschritten wäre. Man schickte William Jacob als Sachverständigen ins Ausland, damit er feststelle, ob von fremder Konkurrenz etwas zu befürchten sei oder ob nicht diese bald aufhöre. Jacob berichtete,**) daß das Ausland ganz außer stand sei, auf die Dauer den Ausfall an Getreide zu decken, der von dem Rückgang der englischen Landwirtschaft bei Beseitigung der Kornzölle zu gewärtigen sei. Um so weniger hätte man sich vor diesem Ausland zu fürchten brauchen; statt dessen wurde die angebliche Fürsorge für den Konsumenten der Vorwand, die ausländische Konkurrenz weiter auszuschließen. Aber was tun? Mehr als das Monopol auf dem heimischen Markt konnte man der britischen Landwirtschaft nicht geben; dieses hatte ihr das Gesetz von 1815 bereits verliehen; man hätte also höchstens zur Ausfuhrprämie zurückkehren müssen, etwas was der Stand der britischen Getreidepreise gegenüber denen des Auslandes und die Rücksicht auf die Konkurrenzfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkte ausschloß. Man redete sich also ein, der niedrige Stand der britischen Getreidepreise sei die Folge davon, daß das Gesetz von 1815 die Getreidespekulation unterbun-

*) Vgl. Dr. Hermann Levy, Die Not der englischen Landwirte zur Zeit der hohen Getreidezölle. Stuttgart 1902.

**) Vgl. außer den schon zitierten Tracts relating to the corn trade, auch den früheren Bericht von Wm. Jacob, Report on the trade in foreign corn and on the agriculture in the North of Europe. London 1826.

Digitized by Google

den habe, und erging sich im Lobe der wohltätigen Wirkungen der Spekulation. Das war im Vergleich zur Haltung unserer Agrarier gegenüber dem Handel gewiß sehr vorurteilslos; allein die Stimmung war nicht von Dauer. Um die Spekulation zu heben ersetzte man 1828 das Gesetz von 1815 durch eine gleitende Zollskala. Da begann die trockene Periode wiederzukehren und als in ihrem Gefolge die Ernten noch reichlicher wurden und die Preise weiter fielen, beschuldigte man die Spekulation, die man gerufen, als Ursache.*) Dabei brachte die Skala nicht einmal die erhoffte Stabilität der Preise; sie schwankten von 1828 bis 1839 um 126 Prozent.**) Und als Ende der dreißiger Jahre wieder stärkerer Regenfall stattfand und die Preise wieder anzogen, konnte man angesichts der Leiden der hungernden Massen es nicht einmal wagen, auf den herabgeminderten Zollsätzen des Gesetzes von 1828 zu bestehen; man erließ 1842 eine Zollskala mit niedrigeren Sätzen.

So war denn einerseits der Glaube an die der Landwirtschaft günstigen Wirkungen der Kornzölle geschwunden und andererseits die Einsicht in ihre verderblichen Wirkungen für alle produktiven Klassen, insbesondere aber für Industrie und Handel, bei allen Unparteiischen allgemein, schon bevor die Antikornzollliga ins Leben trat. Der Beseitigung der Kornzölle stand nur mehr das kurzsichtige Vorurteil einer Partei im Wege; was sie vorbrachte war, wie Carlyle sich ausdrückte, um nicht nur die Engel, sondern selbst die ärgsten Esel weinen zu machen.***) Diesen Widerstand ge-

*) Vgl. Diehl, Über die Frage der Einführung beweglicher Getreidezölle ꝛc. in Conrads Jahrb. III. F. XIX, 334, 335.

**) Siehe Porter, Effect of restrictions etc. p. 17.

***) Daher denn der zur Untersuchung der Not der Landwirte 1833 eingesetzte parlamentarische Ausschuß keine Erhöhung der Kornzölle vorschlug und in dem von 1836 die Neigung zur Beseitigung derselben schon so stark sich geltend machte, daß er nicht mehr zu einem gemeinsamen Berichte gelangte. Drei Schriften von Lord Fitzwilliam zeigten, wie auch in den Kreisen der Großgrundbesitzer der Glaube an die wohltätigen Wirkungen der Kornzölle zu schwinden begann. Daß dies auch für die übrigen dem agrarischen Kreise zugezählten Interessen gilt, zeigen die schon angeführte Schrift von Welford, die Schriften von Hewitt Davis, landagent, the effects of the importation of wheat on the profits of farming, addressed to agriculturists, 2 ed., London 1839, von John Morton und Joshua Trimmer, An attempt to estimate the effects of protecting duties on the profits of agriculture. 5. ed. London 1846. u. a. vgl. auch Porter, Effect of restrictions etc. p. 5.

Digitized by Google

brochen zu haben, ist das außerordentlich große Verdienst von Cobden und Bright.

Was denn aber war die Ursache, daß die britischen Landwirte in ihren auf die Kornzölle gerichteten Hoffnungen so sehr getäuscht wurden? Die Antwort*) hat eine allgemeine Bedeutung. Sie wurzelt nicht in etwas spezifisch Britischem. Sie wurzelt in der Natur der Dinge. Die eine Ursache war, daß die Kornzölle, als die Getreidepreise fielen, es hinderten, daß die Renten und damit die Bodenpreise von dem hohen Stand, den sie zur Zeit der hohen Getreidepreise erlangt hatten, entsprechend heruntergingen. Die andere war die Unmöglichkeit, bei reichem Ausfall der Ernte auf den zur Zeit der hohen Getreidepreise in Anbau genommenen unfruchtbaren Böden auf die Kosten zu kommen, selbst wenn gar keine Rente bezahlt wurde. Die gleichen Ursachen erklären, warum das zu Beginn erwähnte, vom Reichskanzler am 16. Oktober ausgesprochene Ziel, bei der heutigen deutschen Bevölkerungsziffer unter Zufriedenstellung der Landwirte den deutschen Getreidebedarf durch die deutsche Landwirtschaft zu decken, durch Getreidezölle nicht erreicht werden kann.

England war durch die Kontinentalsperre und dann durch die Kornzölle praktisch vor eben die gleiche Aufgabe gestellt. Daß die englische Landwirtschaft ihr technisch zu genügen vermochte, hat sie gezeigt. Genau so würde die deutsche Landwirtschaft heute es technisch fertig bringen können, den deutschen Getreidebedarf zu decken.**) Soweit die Herrschaft des Menschen über die eine der

*) Vgl. Tooke, Thoughts and details on the high and low prices of the thirty years from 1793 to 1822. 2 ed. London 1824: die Geschichte der Preise von Tooke und Newmarch, Dresden 1858, eine etwas verkürzte Bearbeitung des englischen Originals; die schon zitierten Schriften von Porter und Welford, aber auch die Schrift Ricardos, On protection to agriculture, 1822; vor allem die Berichte der gedachten 5 Untersuchungsausschüsse und deren Verarbeitung in der schon zitierten Schrift von Dr. Hermann Levy.

**) Pohle, a. a. O. S. 88 schreibt, ich behaupte „nicht mehr, daß die deutsche Landwirtschaft absolut außer stande sei, das jetzt in der einheimischen Nahrungsmittelproduktion vorhandene Defizit zu decken". Sollte Pohle damit haben andeuten wollen, daß ich dies früher behauptet habe, so müßte ich diese Andeutung für unwahr erklären. Ich habe niemals die hier angedeutete Behauptung aufgestellt, sondern wie hier im Text, stets das Gegenteil behauptet. Aber allerdings habe ich stets behauptet und behaupte es noch, daß Deutschland nur dann seinen Gesamtbedarf an land- und forstwirtschaftlichen Produkten im Inland zu erzeugen vermöchte, wenn selbst in überreichen Erntejahren Mißerntepreise herrschten.

Digitized by Google

beiden den Ertrag der Landwirtschaft bestimmenden Naturbedingungen über den Boden angeht, bestand also damals so wenig ein Hindernis wie heute. Allein anders stand es mit der anderen Naturbedingung, dem Klima, und nun zeigte die Unmöglichkeit, sie nach Bedarf zu gestalten, daß nicht alles, was technisch möglich ist, ökonomisch möglich ist.

Der Mehrbedarf an Getreide wurde, wie wir gesehen, von Großbritannien in der Weise beschafft, wie er unter gleichen Umständen allein beschafft werden kann: durch intensivere Bestellung der bisher schon angebauten Böden und durch Urbarmachung und Bestellung unfruchtbareren Landes. Das so gebaute Getreide kam teuer zu stehen; nur bei sehr hohen Preisen konnten die armen Böden ohne Verlust bestellt werden. Alles also hing ab von den Preisen. Nun fiel das Experiment in zwei entgegengesetzte klimatische Perioden. In der ersten, regnerischen, trieben Mißernten die Preise so hoch, daß nach dem Zeugnis des Agrariers Arthur Young die britischen Landwirte an den Teuerungspreisen bei Mißernten mehr gewannen, als sie bei den reichsten Ernten hätten verdienen können.*) Selbst die ärmsten Böden warfen noch eine Rente ab; die Renten der bisher schon angebauten stiegen im Verhältnis zu ihrer größeren Fruchtbarkeit; ihnen entsprechend stiegen die Bodenpreise. So viel Land war jetzt unter dem Pflug, daß selbst in den Jahren ärgster Mißernte nur eine ganz unerhebliche Zufuhr von außen stattfinden mußte.

Wie aber befand sich dabei der, der die Landwirtschaft wirklich betrieb, der seine Arbeit und sein Kapital dabei einsetzte und nicht bloß von Renten lebte? Der Pächter, dessen Vertrag, zur Zeit niedriger Preise abgeschlossen, noch fortlief, machte glänzenden Gewinn. Desgleichen der Bauer, der seinen ererbten Acker selbst bewirtschaftete. Allein dies währte nur bis zur Erneuerung des Pachtvertrags, resp. bis ein Besitzwechsel eintrat. Im ersteren Falle wurden entsprechend den höheren Getreidepreisen die Renten, im zweiten die Bodenpreise gesteigert. Der neue Pächter mußte aus dem höheren Getreidepreise eine höhere Rente, der selbst wirtschaftende Grundeigentümer mußte mehr Zinsen bezahlen. Die ökonomische Lage beider war dieselbe wie die der Pächter, resp. Grundeigentümer, bevor die Getreidepreise gestiegen. Wenn ihre Lage vorher ungesund gewesen, so wurde sie es alsbald wieder.

*) Vgl. Annals of Agriculture, XXVI, 469.

Digitized by Google

Dies trat 1813 schon vor dem Frieden hervor, als die Preise noch hoch standen.*)

Noch mehr aber zeigte sich dies als auf die kalten und feuchten Mißernte-Jahre warme, trockene Jahre und mit ihnen überreiche Ernten folgten und die Preise fielen.

Nun war die Landwirtschaft abermals in Gefahr. Das nächstliegende Mittel zur Rettung der notleidenden Landwirte wäre gewesen, die Renten auf ihr früheres Maß herabzusetzen und den Bodenpreis entsprechend niedriger einzuschätzen. Allein nicht wenige Grundbesitzer befanden sich in der Lage jenes Spekulanten, der vom Parlament Schutz verlangte, weil er in den Jahren 1811 und 1812 „150000 £, teils eigene, teils geborgte, im Ankauf von Land angelegt hatte, das seitdem so im Werte gesunken war, daß er durch den Verlust ruiniert wurde".**) Auch hatte der Parlamentausschuß von 1814 als seine Hauptaufgabe betrachtet, das Wiedersinken der Rente und Bodenpreise zu hindern, und deshalb das 1815 erlassene Kornzollgesetz verlangt. Eine Rentenherabsetzung fand also nur teilweise statt; auch wo sie stattfand, wurde die Rente nicht genügend herabgesetzt, und kaum, daß die Getreidepreise infolge regnerischen Wetters in einem Jahre wieder ein kleines stiegen, wurden sie wieder höher bemessen. Die Getreidepreise waren auf den Stand vor dem Kriege zurückgegangen, die Pachtrente dagegen blieb ausnahmslos höher als vor der Kriegszeit, oft um 100, ja 200 Prozent und mehr. Selbstverständlich, daß die Pächter da mit Verlust wirtschafteten. Viele verloren ihr ganzes Vermögen. Allein dies brachte kein Sinken der Renten und kein Sinken der Bodenpreise. Infolge der Kornzölle bestand bei Gutsherren wie Pächtern der Glaube an die Wiederkehr der goldenen Zeit der Kriegsjahre. Daher trotz sinkender Getreidepreise und der zahlreichen Bankerotte der Pächter ein Wettbewerb unter den Pachtlustigen, der den Gutsherren gestattete, die Renten weit über dem, was den Getreidepreisen entsprach, zu halten.***)

*) Vgl. Report from the select committee to inquire into the corn trade, 1812 1813.

**) Vgl. Welford a. a. O. 32.

***) Genau so wie in England in den 20 Kriegsjahren sind in Deutschland von der Mitte der zwanziger bis zur Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Bodenpreise mindestens um das Dreifache gestiegen. (Vgl. Brentano, Die Schrecken des überwiegenden Industriestaats. Berlin 1891. S. 22, 23.) Hier wie dort wurde die Furcht vor Vermögensverlust infolge sinkender Getreidepreise ein Hauptgrund des Verlangens nach Beibehaltung und Steigerung der Getreidezölle. Es ist aber eigentümlich, wenn

Digitized by Google

Nun machte sich der Unterschied zwischen den guten und den neuangebauten unfruchtbareren Böden geltend, auf welchem das

man einerseits mit der Notwendigkeit, das ohne Erhöhung der Kornzölle eintretende Sinken des Bodenwerts abzuwehren, diese Erhöhung begründet, andererseits leugnet, daß die künstliche Steigerung der Getreidepreise auch die Bodenpreise entsprechend steigern müsse. (Vgl. z. B. Dr. v. Pischek im Reichstag. Stenogr. Ber. vom 20. Okt. 1902, S. 5786 Dff.) Sinken die Bodenpreise bei sinkenden Getreidepreisen, so ist auch das andere richtig, daß sie bei steigenden Getreidepreisen in die Höhe gehen. Wie ich in einem weitverbreiteten Vortrage vor 2 Jahren gesagt habe (Das Freihandelsargument, Berlin-Schöneberg. 1901. S. 18) sind aber gerade die hohen Bodenpreise die Ursache der mangelnden Konkurrenzfähigkeit des deutschen Getreidebaus mit dem amerikanischen und russischen; die künstliche Steigerung der Getreidepreise durch Getreidezölle bedeutet also die künstliche Steigerung eben der Ursache, in welcher der Mangel an Konkurrenzfähigkeit wurzelt. Das Heilmittel führt auf die Dauer zur Verschärfung des Übels, das es beseitigen soll, und bringt mit sich, daß es alsbald in verstärkter Gabe verlangt wird. Diese Ausführung hat eine Anzahl recht wenig ernsthafter Entgegnungen hervorgerufen, von denen sich eine Blütenlese bei Pohle a. a. O. findet. Auf S. 111 wird gesagt: „Der Erklärungsversuch Brentanos steht im Widerspruch zu dem Fundamentalsatz der Grundrententheorie Ricardos, daß nicht hohe Grundrente die Ursache hoher Getreidepreise ist, sondern umgekehrt hohe Getreidepreise einen hohen Stand der Grundrente hervorrufen." Ich habe aber weder gesagt, daß hohe Renten, noch daß hohe Bodenpreise hohe Getreidepreise verursachen. Hätte ich dies getan, so stände ich allerdings mit jenem zuerst von A. Smith ausgesprochenen Satze über das Verhältnis von Getreidepreis und Grundrente in Widerspruch. Ich habe aber gesagt, daß der Pächter, welcher aus dem Getreidepreis eine hohe Rente, und der selbstwirtschaftende Grundeigentümer, der daraus die Zinsen eines hohen Bodenwertes zu zahlen und zu verrechnen hat, dadurch außer stand gesetzt wird, bei einem Getreidepreis zu konkurrieren, welcher durch die Produktionskosten von Bodenbebauern bedingt wird, welche dies nicht zu tun haben. Daß die Rente, resp. die Zinsen des Bodenwerts wenn auch nicht zu den Bestimmungsgründen des Getreidepreises, so doch zu den Produktionskosten des Landwirts gehören, dessen Produkt mit dem anderer Landwirte zu konkurrieren hat, die keine oder geringere Renten resp. Zinsen zu zahlen oder zu verrechnen haben, liegt auf der Hand. Vgl. auch die Rentabilitätsberechnungen der Landwirte selbst, z. B. die von Vilbrans-Calvörde, Die Wirtschaft Lupitz. — Von derselben Bedeutung ist es, wenn Pohle fortfährt, nicht die hohen Bodenpreise, sondern die größere Intensität unserer landwirtschaftlichen Betriebe sei die Ursache der fehlenden Konkurrenzfähigkeit. Sind es doch gerade die hohen Bodenpreise, welche den hohen Intensitätsgrad unserer Landwirtschaft verursachen. Jeder Betrieb, der für den Verkauf produziert, steht unter der Notwendigkeit, an dem jeweilig teuersten Produktionsmittel zu sparen; ist dieses der Boden, so führt dies zur Ersetzung der Naturkraft des Bodens durch steigenden Arbeits- und Kapitalaufwand. Pohle behauptet also mit seiner Ausführung das, was er damit bestreiten will. Wollte seine Behauptung mehr

Digitized by Google

Eigentümliche von James Andersons Grundrentenlehre*) beruht, der Unterschied, den schon Albrecht Thaer bei Erörterung des

sagen, so wäre sie falsch, denn es wäre dann mit ihr gesagt, daß die deutsche Landwirtschaft konkurrenzfähiger wäre, wenn die Felder, die z. B. heute in Fruchtwechselwirtschaft bewirtschaftet werden, in wilder Feldgraswirtschaft bewirtschaftet würden. Bei der Höhe unserer Bodenpreise würde ein solcher Landwirt alsbald bankerott sein. — Nicht anders ist es, wenn Pohle S. 208 meine Behauptung, daß Getreidezölle die Ursache der Konkurrenzunfähigkeit steigern und damit zur Forderung nach erneuter Erhöhung derselben führen, in liebenswürdiger Weise als einen „wahren Rattenkönig von Trugschlüssen" bezeichnet. Warum hat er ihn nicht entwirrt, wenn, wie er S. 205 sagt, so viele ihm zum Opfer gefallen sind? Statt dessen sagt er zur Widerlegung nichts anderes als, daß „vor zehn Jahren die Landwirte selbst in großem Umfang der Herabsetzung der Zölle von 5 auf $3^1/_2$ M. im Reichstag zugestimmt haben". Sollte Pohle mit der Geschichte dieser Zustimmung wirklich so wenig bekannt sein, daß er selbst diese Entgegnung als eine Widerlegung meiner Aufstellung ansieht? Sollte er wirklich nicht wissen, daß diese Zustimmung der Ausgangspunkt einer Agitation wurde, welche $7^1/_2$ M. als Minimalzoll fordert? Allein es lohnt wirklich nicht bei solchen Entgegnungen weiter zu verweilen.

Genau so wie die Hoffnung auf Steigerung der Getreidepreise durch die Kornzölle in England die Renten hochhielt und damit die Pächter dauernd notleidend machte, wirkt sie in Deutschland, wo der Landwirt die Zinsen eines höheren Grundkapitals herauswirtschaften muß. Steigen doch selbst beim Anbau von Früchten, welche den heftigsten Ertragsschwankungen ausgesetzt sind, wie z. B. Hopfen, nach jeder guten Ernte die Bodenpreise, und sind sie doch nach Ausweis der landwirtschaftlichen Erhebungen der letzten Dezennien mit dem Sinken der Fruchtpreise beträchtlich, wenn auch unter dem Einfluß jener Hoffnung, wie s. Z. in England die Pachtrenten, noch nicht genügend gesunken. Diese Erhebungen scheinen Pohle (vgl. a. a. O. 206) unbekannt geblieben zu sein. Auch hört man schon jetzt von Bodenkäufen, die in Spekulation auf Erhöhung der Getreidezölle stattgefunden haben. Und wenn Pohle (S. 20) sagt, daß es eine falsche Vorstellung sei, „als ob jeder Landwirt, dessen Gut im Werte gestiegen ist, nun nichts Besseres zu tun habe, als das Gut zu verkaufen", so ist diese Vorstellung gewiß ebenso irrig wie die, daß heute jeder Landwirt notleidend sei. Im übrigen aber sei auf die Erklärung des Staatsministers Grafen Zedlitz auf der Berliner Agrarkonferenz von 1894 verwiesen: „Ich glaube nicht zu viel zu sagen: $^4/_5$ unserer freien Güter sind heute jeden Tag frei verkäuflich"; wenn sie nicht verkauft würden, so sei der Grund lediglich der, daß sie auf einen höheren als dem dermaligen Ertrage entsprechenden Preis hofften. Sie haben also durch Zurückhalten ihres Angebots das Sinken des Preises auf den gesunkenen Ertragswert des Bodens zu hindern gesucht; bringen ihnen die Kornzölle aber die Steigerung dieses Werts, so ist nach Graf Zedlitz ihr Besitztum frei verkäuflich, und sein Käufer wird alsdann nicht besser daran sein als ihre dermaligen Inhaber.

*) Vgl. J. Anderson, Drei Schriften über Korngesetze und Grundrente, herausgegeb. v. L. Brentano. Leipzig 1893.

Digitized by Google

Zehenten betont*) und auf den schon Malthus verwiesen**) hatte. Auf guten Böden setzt das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags viel später ein als auf schlechten und auf guten Böden ist es möglich, selbst bei sinkenden Preisen durch Mehrverwendung von Kapital höhere Roh- und Reinerträge zu erzielen. Welche Böden zu diesen guten gehören, ist nichts ewig Gleichbleibendes; selbstverständlich ist dies je nach der Pflanzenart, die gebaut wird, verschieden; allein auch wenn man beim Anbau derselben Frucht, wie Getreide, bleibt, gelingt es mitunter der fortschreitenden Wissenschaft und Technik einen Boden, der bisher als unfruchtbar galt, in die Klasse der fruchtbaren zu erheben; als Regel aber bilden die Lehmböden die Klasse der guten Böden. Unter dem Druck sinkender Getreidepreise schritten die Pächter auf guten Böden zu solchen Verbesserungen in ihrer Wirtschaft, daß sie 1828 einen Getreidepreis als Normalpreis gelten lassen konnten, bei dem bestehen zu können sie 1815 für unmöglich erklärt hatten,***) und daß sie sich 1842 eine abermalige Herabsetzung desselben gefallen lassen konnten. Anders mit den schlechten Böden. Sie erreichen sehr bald ihr Ertragsmaximum, und sehr bald führt hier jede bessere Bestellung zu sinkenden Reinerträgen und bei sinkenden Fruchtpreisen zu positivem Verlust. Daher denn die Landwirte, durch die Erfahrung belehrt, den Dünger von jeher vor allem den guten Böden zuwenden; denn auf gutem Boden ist es dem Landwirt selbst bei Pachtzinssteigerung oder, was ebenso wirkt, bei sinkenden Preisen möglich, wenn er reichlich düngt, steigende Überschüsse zu erzielen, während der Anbau schlechten Bodens exorbitante Preise oder Kapitalzuschüsse erheischt.†)

Und damit fällt auch das einzige plausible Argument, welches man zur Verteidigung der Getreidezölle als Mittel zur Heilung der Not der Landwirte vorgebracht hat. Der Agrarier Dr. Ruhland hatte, bevor er sich in den Dienst des Bundes der Landwirte begab, Getreidezölle wiederholt als hierzu völlig untauglich bezeichnet.††)

---

*) Vgl. A. Thaer, Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft. Hannover 1801, III, 88 ff.

**) Vgl. R. Malthus, Drei Schriften über Getreidezölle, herausgegeb. v. E. Leser. Leipzig 1896. S. 15.

***) Vgl. Porter, Effects of restrictions p. 14, 18, 26.

†) Vgl. Alexander, Puricelli, Über den wirtschaftlichen Erfolg der Düngung auf Böden von verschiedener natürlicher Fruchtbarkeit. Leipziger Doktordissertation. 1891.

††) Vgl. z. B. G. Ruhland, Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik. Berlin 1894.

Digitized by Google

Und mit Recht; denn in dem Maße, in dem sie ihren Zweck, die Erhöhung der Getreidepreise, erreichen, führen sie zu einer Erhöhung der Bodenpreise und steigern damit den Teil der Produktionskosten, in dessen Höhe die Ursache der mangelnden Konkurrenzfähigkeit der deutschen mit der russischen und überseeischen Landwirtschaft liegt. Darauf hat Buchenberger erwidert,*) mit demselben Grunde könne jede durch verbesserte Technik erzielte Reinertragssteigerung als vergebliches Bemühen bezeichnet werden. Allein diese Entgegnung erscheint nach dem eben Ausgeführten als irrig. Buchenberger übersieht den eben dargelegten Unterschied zwischen fruchtbaren und unfruchtbaren Böden. Gewiß führt eine Reinertragssteigerung fruchtbarer Böden, welche durch bessere Bestellung herbeigeführt worden, gleichfalls zur Steigerung von Pachtrente und Bodenpreis; allein hier vermag der Landwirt selbst noch bei sinkenden Preisen durch entsprechende Maßnahmen die höhere Rente, resp. den dem gestiegenen Bodenpreise entsprechenden höheren Zins zu erwirtschaften. Anders wo die Reinertragssteigerung nur dadurch möglich war, daß die Getreidepeise künstlich auf die Höhe der Produktionskosten auf schlechten Böden getrieben wurden; hier behält Dr. Ruhland recht, daß die Betriebe deshalb verganten, „weil sie nur unter ganz günstigen äußeren Verhältnissen, unter guten Ernten und hohen Preisen haltbar waren". Je mehr aber eine Landwirtschaft das Monopol auf dem heimischen Markte besitzt, desto mehr wirft jede Klimaschwankung, welche die Ernteerträge steigert, die Preise und stellt damit alle Inhaber von Betrieben mit minderen Böden vor den Bankerott.

Es macht also einen gewaltigen Unterschied, ob man es mit einem Lande zu tun hat mit einer dünnen, überwiegend agrarischen Bevölkerung und Überfluß an fruchtbarem Land, so daß es Überschüsse über seinen Getreidebedarf zu exportieren vermag, oder mit einem Land mit überwiegend industrieller Bevölkerung, das nur unter Anwendung aller Fortschritte der Technik seinen Bedarf decken kann. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die englische Bevölkerung nur ein Drittel bis einhalb mal so groß wie in der ersten Hälfte des 19.; auch gab es damals noch eine ausreichende Menge fruchtbarer Böden, welche eine Mehrverwendung von Kapital mit steigenden Erträgen bei gleichbleibenden, teilweise sinkenden Kosten pro Zentner lohnten. Anders die Millionen acres Gemeinländereien, welche zur Zeit der exorbi-

*) A. Buchenberger, Agrarwesen und Agrarpolitik. Leipzig 1893. II, 610.

Digitized by Google

tanten Preise eingehegt und dem Pflug unterworfen worden waren. Es waren dies großenteils kalte, schwere Tonböden oder ganz leichte Böden. Um sie ertragsfähig zu machen, hatte man, in Abweichung von der alten Praxis und Lehre der Landwirtschaft, ihnen den Dünger zugewandt, der auf den besseren Böden erzielt worden.*) Aber nur bei Hungersnotpreisen machten sich die darauf gewonnenen Erträge bezahlt. Sobald die Ernte so reich war, daß die Erträge der fruchtbaren Felder den Bedarf deckten und die Preise entsprechend fielen, war richtig, was Jacob gesagt hatte und viele andere so oft damals sagten, daß die Pächter, selbst wenn sie gar keine Rente zu zahlen hätten, nicht bestehen könnten. Es war dies ebenso richtig, wie wenn heute viele deutsche Landwirte sagen, daß sie, selbst wenn von jeder Verzinsung des Bodenkapitals oder einer Grundrente abgesehen werde, nicht auf ihre Kosten kämen. Damit der Anbau ihrer geringen Böden sich allezeit bezahlt mache, müßte selbst bei einem Monopol der heimischen Landwirtschaft auf dem heimischen Markte stets Mißernte sein.

So hat denn Malthus recht behalten, als er 1814 schrieb:**) „Sobald die Zölle den Erfolg gehabt haben, durch dauernd hohe Preise eine Getreideversorgung ohne Zufuhr vom Ausland herzustellen, muß jede reichliche Ernte, deren Einfluß nicht durch Ausfuhr abgeschwächt wird, einen sehr plötzlichen Preissturz herbeiführen." Was also hatten die Getreidezölle erreicht? Einerseits Landwirte ähnlich denen, von welchen der heilige Ambrosius schrieb:***) „Du gehst auf Mangel an Getreide aus, auf Knappheit der Lebensmittel; du seufzest über die Erträge reicherer Böden; du weinst über die allgemeine Fruchtbarkeit und siehst mit trübem, mißgünstigem Blick auf die gefüllten Lagerhäuser", andererseits die Masse des Volks, die trotz dieser hungerte, da die Kornzölle ihr Absatz und Arbeit raubten. Daher denn das vernichtende Urteil, in welchem ein neuerer Geschichtsschreiber der englischen Landwirtschaft die Wirkung der britischen Kornzölle zusammenfaßt:†)

„Geschichtlich sind die Getreidezölle verknüpft mit einer Periode andauernder, nie dagewesener Not, mit agrarischem Jobbertum und sinnloser Spekulation in Land, mit Bankerott und Zahlungsunfähig-

*) Vgl. Schweitzer, Darstellung der Landwirtschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Leipzig 1838. I. 351.

**) Vgl. a. a. O. S. 31, 32.

***) De off. ministr. III cap. 6 No. 41. Migne, Patr. lat. XVI. 166.

†) Prothero a. a. O. S. 163.

Digitized by Google

keit der Landwirte, mit Degradation und Pauperismus der Landarbeiter, mit extravagant hohen Armenlasten, mit Brandstiftung und Hungertod und zwar mit Hungerqualen hervorgerufen und verlängert durch eine Gesetzgebung im Interesse eines einzelnen Erwerbszweigs. Das war der Preis, den die Nation zahlte für den Versuch, Preise und Grundrenten künstlich zu steigern".

Wäre die Wirkung der Getreidezölle aber etwa anders gewesen, wenn man den hohen Einfuhrzöllen Ausfuhrprämien bei niedrigen Preisen gesellt hätte? Da die britischen Getreidepreise auch in den billigsten Jahren höher standen als die des Auslands, hätten solche Prämien einen nahezu unerschwinglichen Betrag erreichen müssen; denn ihre Aufgabe wäre gewesen, Getreide auf einen Markt mit viel niedrigeren Preisen zu schleudern. Allein, wie gesagt, ist es sehr strittig, ob die Ausfuhrprämie des 18. Jahrhunderts die Wirkung hatte, die Getreidepreise stabiler zu machen. Will man bei monopolistischer Beherrschung des Inlandmarktes den im Gefolge der Klimaschwankungen eintretenden Preisschwankungen vorbeugen, so gibt es vielmehr nur ein Mittel, das von dem französischen Sozialdemokraten Jaurès vorgeschlagene, das bei uns Antrag Kanitz getauft ist: der Staat müßte den Getreidehandel monopolisieren; den Inlandpreis so hoch festsetzen, daß der Anbau so gesteigert würde, daß auch in schlechten Erntejahren der heimische Getreidebedarf im Inland gedeckt werden könnte; den in den schlechtesten Jahren eventuell noch bleibenden Fehlbetrag auf seine Kosten einführen und zum festgesetzten Inlandpreise verkaufen; in reichen Erntejahren den heimischen Überfluß für eigene Rechnung ins Ausland absetzen. Allein allerdings hätte dabei England seine Welthandels- und Weltmachtstellung ebensowenig behaupten können, wie dies heute für Deutschland bei Annahme des Antrags Kanitz möglich sein würde.

Nun noch eine wichtige Frage: Die hohen Einfuhrzölle hatten die Not der englischen Landwirte gesteigert und verlängert; was aber war die Wirkung ihrer Beseitigung für die britische Landwirtschaft?

Da begegnet uns zunächst eine der gröbsten Täuschungen der heutigen agrarischen Agitation. Um Bauern und Bauernfreunde als Vorspann zur Erlangung höherer Getreidezölle zu gewinnen, werden diese im Interesse der Erhaltung des deutschen Bauernstandes gefordert, und zur Kräftigung dieser Forderung wird auf Großbritannien verwiesen, wo der Bauer als Folge

Digitized by Google

der Beseitigung der Kornzölle verschwunden sei. Als die Kornzölle 1846 abgeschafft wurden, gab es aber in Großbritannien fast keine Bauern mehr;*) was die erste Periode des Bauernlegens z. B. des Aufblühens der Schafzucht im 16. Jahrhundert an englischen Bauern übrig gelassen hatte, war in der Zeit der hohen Getreidepreise und der Hoffnungen und Versuche, diese durch hohe Kornzölle zu halten, bis auf ganz geringfügige Ausnahmen verschwunden. Und auch dieses war die notwendige Folge der Natur der Dinge. Denn im Getreidebau hat der kapitalistische Großbetrieb das Übergewicht über den Kleinbetrieb. Daher wirft sich, so lange hohe Getreidepreise den Getreidebau besonders vorteilhaft machen oder hohe Kornzölle den Glauben an diesen Vorteil erwecken, das in Industrie und Handel erworbene Kapital, zumal es nach den in vielen Ländern mit dem Landbesitz verbundenen sozialen und politischen Vorzügen zu streben pflegt, stets auf das Auskaufen der Bauern. Der Bauer aber, der klug ist, verkauft; angesichts der Verteuerung seiner Produktionskosten durch steigende Preise und des Mangels an Arbeitskräften wird es ihm immer schwieriger, zu bestehen; verkauft er nicht, so wird er bankerott. So geschah es auch damals in England, und aus demselben Grunde wurden damals die kleinen Pachtungen zu großen zusammengelegt; nur in den industriellen Grafschaften, in welchen die anwachsende Bevölkerung die Milchwirtschaft rentabel machte, konnte sich der Kleinbetrieb zur Zeit der Kornzölle halten. Allein nicht nur daß der kapitalistische Großbetrieb im Getreidebau rentabler ist. Er wird auch volkswirtschaftlich unerläßlich, sobald man sich die Deckung des heimischen Getreidebedarfs durch die heimische Landwirtschaft zum Ziel setzt. Denn nur der landwirtschaftliche Großbetrieb gibt die zur Ernährung einer steigenden industriellen Bevölkerung nötigen Überschüsse über den Bedarf der Landwirte selbst.

Im übrigen diene folgendes zur Antwort auf die aufgeworfene Frage: Während der Zeit der Kornzölle wurde die öffentliche Aufmerksamkeit fortwährend durch die Klagen der notleidenden Landwirtschaft und durch Enquêten zur Feststellung der Ursachen ihrer Not und der Mittel zu deren Abhilfe in Anspruch

*) Vgl. Brentano, Gesammelte Aufsätze I. Stuttgart 1899. S. 210. Der gegenwärtige englische Premierminister Arthur Balfour ist sogar der Meinung, daß es, wenn es damals noch Bauern gegeben hätte, weit schwieriger gewesen wäre, die Beseitigung der Kornzölle durchzusetzen. A. Balfour, Essays and adresses. Edinburgh 1893, p. 203.

Digitized by Google

genommen; dagegen wurde von 1846 bis 1877 kein Antrag auf Untersuchung der Lage der Landwirtschaft im Parlamente gestellt; vielmehr waren die auf die Abschaffung der Kornzölle folgenden 30 Jahre die Zeit der größten Blüte, welche die englische Landwirtschaft überhaupt je gehabt hat. Die Renten stiegen, statt zu fallen. Zwischen 1857 und 1878 stiegen sie um nicht weniger als 20%,*) auf den besten Viehzucht treibenden Pachtungen Schottlands von 1862—1878 sogar um 50 bis 70 Prozent!**) Der Grund dieses Wohlbefindens war aber nicht etwa, daß die Getreidepreise höher gewesen wären als zur Zeit der Kornzölle. Sie waren im großen und ganzen weder höher noch erheblich niedriger. Aber die Beseitigung der Kornzölle räumte mit der Vorstellung auf, daß man selbst auf den unfruchtbarsten Böden Getreide bauen müsse, um den heimischen Getreidebedarf im Inland zu decken. Man gab, da die Kornzölle gefallen waren, endlich die trügerische Hoffnung auf, daß die Getreidepreise wieder so hoch steigen würden, um dies rentabel zu machen. „Nieder das Korn, auf das Horn!“ wurde die Losung. Statt in den Getreidebau verlegte man den Schwerpunkt der Landwirtschaft fortan in ein gemischtes System von Korn- und Futterbau; der Getreidebau machte sich bezahlt mit Hilfe der Viehzucht; in Fleisch veredelt wurde das Korn verkauft. Dabei zeigte sich denn, wie irrig die heute oft gehörte Behauptung***) ist, daß auch der Viehzüchter, der Getreide zukaufen müsse, ein Interesse an hohen Getreidepreisen habe, da ohne solche sich alle Landwirte der Viehzucht zuwenden und damit die Viehpreise drücken würden. Diese Behauptung übersieht ganz, in welchem Maße Kornzölle die Kauffähigkeit für animalische Produkte beeinträchtigen, und in welchem Maße sie steigt, wo die Kornzölle fallen. „Vor 30 Jahren“, so schrieb†) Caird 1880, „hat wahrscheinlich nicht ein Drittel der Bevölkerung dieses Landes mehr wie einmal in der Woche animalische Nahrung zu sich genommen. Heute genießen beinahe alle solche Nahrung einmal im Tage“. Der fabelhafte Aufschwung, den die britische Volkswirtschaft mit dem Übergang zum Frei-

*) Vgl. James Caird, The landed interest and the supply of food. 4 th ed. London 1880. pp. 96 ff.

**) Report on the present state of agriculture of Scotland. Edinburgh 1878. p. 100.

***) Vgl. Dr. Emil Stumpfe, Der kleine Grundbesitz und die Getreidepreise. Leipzig 1897.

†) Caird, The landed interest etc. p. 29.

Digitized by Google

handel nahm, brachte der Landwirtschaft eine kauffähige Nachfrage nach animalischen Produkten, wie sie sie vordem niemals besessen hatte,*) und die Viehpreise stiegen.

Vor allem aber trat in der Landwirtschaft nunmehr an die Stelle des Herkommens die Wissenschaft. Welche Fortschritte hatte diese nicht seit Townshend und Bakewell gemacht! Allein bisher hatten nur auserlesene Wenige sich ihrer bedient; die Zunahme der landwirtschaftlichen Produktion Großbritanniens war wesentlich extensiv gewesen; intensive Bestellung war auf verhältnismäßig wenige Betriebe beschränkt geblieben. Die Jahre von der Abschaffung der Kornzölle bis Ende der siebziger Jahre brachte keine neuen technischen Fortschritte, aber die allgemeine Anwendung der bereits gemachten. Cairds Broschüre**) „Intensive Wirtschaft der beste Ersatz für Schutzzölle" wies den Weg. Schwerpunkt der intensiveren Landwirtschaft wurde der Futterbau. Er ermöglichte, mehr Vieh zu halten, besser zu düngen, er verdreifachte so den Kornertrag, indem er nunmehr erst ermöglichte, mit Vorteil nicht nur reiche, sondern auch vordem wertlose, leichte Böden wirtschaftlich zu nutzen. Er führte zur Zuchtwahl in der Viehzucht. Er nötigte zur Drainierung zäher, feuchter Böden und zur Herbstbestellung. Er wurde, indem er zur Mehrung des Viehstands führte, zu einer Wohltat für den Arbeiter, der nun nicht länger bei herannahendem Winter entlassen wurde. Geologie, Chemie, Mechanik kamen dem landwirtschaftlichen Fortschritt zu Hilfe. Bessere Ställe wurden gebaut. An die Stelle des Weidegangs trat die Stallfütterung. Die Viehzahl nahm enorm zu. Nichts zeigt deutlicher den nach Abschaffung der Kornzölle eingetretenen Fortschritt der britischen Landwirtschaft zu größerer Intensität als die Tatsache, daß, obwohl Ertrag und bestellte Fläche zunahmen, die landwirtschaftliche Bevölkerung abnahm. Es wurde möglich, mit weniger Arbeit weit größere Produktionsmengen zu liefern.

Die geschilderte Blüte der britischen Landwirtschaft hat ihren

*) Von der Rentensteigerung um mehr als 20%, welche von 1857 bis 1875 in Großbritannien stattfand, sagt Caird, a. a. O. p. 1898: „Diese Steigerung ist hauptsächlich die Folge der großen Zunahme im Verbrauche und Werte von Fleisch und Produkten der Milchwirtschaft und nur zum Teil das Ergebnis von Meliorationen".

**) High farming, under liberal covenants, the best substitute for protection. By James Caird, farmer, Baldoon. Edinburgh and London 1849.

Digitized by Google

Höhepunkt im Jahre 1874 erreicht. Von da ab erwuchsen ihr Schwierigkeiten, gleich denen, unter welchen seitdem die Landwirtschaft aller europäischen Kulturländer leidet, und zwar aus denselben Ursachen, infolge der zunehmenden russischen und überseeischen Getreidekonkurrenz. Sie begannen mit den regnerischen Jahren, die den Höhepunkt an Niederschlägen im Jahre 1879 erreichten. Früher waren die Mißernten, welche die regnerische Periode hervorrief, von hohen Preisen begleitet gewesen, welche dem Landwirt den Ausfall der Ernte vielfach mehr als ersetzten. Seitdem die Zufuhr von außen wesentlich aus Ländern kommt, in welchen die Klimaschwankungen die entgegengesetzte Wirkung auf die Ernte ausüben wie bei uns, gleicht der Überfluß von dort unseren Mangel in Mißjahren aus. Also Mißernte und dabei noch niedrige Getreidepreise, die infolge der wachsenden Zufuhr immer weiter herabgingen! So wurde denn die britische Landwirtschaft abermals notleidend, und wieder begegnen wir 1880 und 1895, wie zur Zeit der Kornzölle, Kommissionen, welche sich mit der Untersuchung der Ursachen und Heilmittel befassen. Man hat den Notstand der britischen Landwirtschaft aber bei uns tendenziös übertrieben. Spricht man doch von ihrer Vernichtung und zwar von ihrer Vernichtung infolge des Fehlens von Kornzöllen, und zum Beweis beruft man*) sich auf die „Rückverwandlung" eines Teils „der früher der Getreideproduktion gewidmeten Fläche in Jagdgründe". „Ein ungeheuerer Teil des englischen Grundbesitzes", sagte Graf Posadowsky am 28. Oktober im Reichstag, „sind eigentlich nur Jagdgründe". Wenn man dies hört, sieht man erschreckt da, wo der Pflug ging, im Geiste den Lederstrumpf, wie er das Wild auf Flächen beschleicht, die diesem infolge des Freihandels wieder verfallen sind.

Diese Rückverwandlung von Getreideland in Jagdgründe ist eine Jagdgeschichte. Sie stammt aus der gegen den schottischen Großgrundbesitz gerichteten Crofter-Agitation der achtziger Jahre. Damals wurden auf den Hebriden Schafweiden in Wildgehege verwandelt,**) — ähnlich wie dies auch in den deutschen Alpengegenden vorkommt. Darauf erhob sich eine radikale Agitation gegen die „kulturvernichtenden Grundeigentümer". Das Schlagwort derselben haben unsere konservativen Agrarier sich angeeignet, indem sie verbessernd aus Schafweiden Weizenland

*) Vgl. Pohle a. a. O. S. 119.

**) Report on the Crofters and Cottars in the Highlands and Islands of Scotland, pp. 84—96.

Digitized by Google

machten. Vor Jahren schon habe ich diesen Sachverhalt dargelegt.*) Jetzt habe ich, um autoritativ sprechen zu können, nach England geschrieben und vom britischen Landwirtschaftsministerium die Antwort erhalten, daß nirgends Land, das der Getreideproduktion diente, in Jagdgrund verwandelt worden ist; vielmehr ist die der Landwirtschaft dienende Bodenfläche nach Ausweis der Anbaustatistik gestiegen;**) noch heute beträgt sie in dem Lande, dessen Landwirtschaft durch Abschaffung der Kornzölle vernichtet sein soll, einen größeren Prozentsatz der Gesamtfläche des Landes als in den Agrarschutzländern Frankreich und Deutschland, nämlich in England und Wales 74% gegen 63, 2% in Frankreich und 64, 3% im Deutschen Reiche.***)

Nicht anders aber steht es mit dem Mangel an Kornzöllen als der Ursache der Notlage der britischen Landwirte. Diese Notlage ist weder größer als die landwirtschaftlichen Notstände zur Zeit der monopolistischen Beherrschung des heimischen Markts durch die britische Landwirtschaft waren, noch auch als sie in den Ländern ist, in denen bei hohen Kornzöllen die Klage notleidender Landwirte uns so vertraut ist. Nach den Ergebnissen der gedachten Untersuchungskommissionen ist der Notstand der Landwirte ebensowenig in Großbritannien wie bei uns allgemein.†) Im ganzen ist der Norden weniger notleidend als der Süden. Dort ist der Hauptsitz der Viehzucht, die nach wie vor gewinnbringend ist. Je mehr sie und die Herstellung animalischer Produkte in einer Grafschaft vorwiegen, desto weniger wurde sie vom Sinken der Preise berührt. Daher haben Cheshire, Derbyshire, der

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 21. Februar 1894.

**) Vgl. meinen Aufsatz „Die englischen Jagdgründe" in der „Nation" vom 29. Nov. 1902.

***) Siehe Crawford, Notes on the food supply of the United Kingdom, Belgium, France, and Germany. Journal of the Royal Statist. Society vol. LXII p. 609. Damit ergibt sich auch die Kritik der folgenden Ausführung: „Das Ackerland wüst und verlassen, Dörfer und Höfe zerfallen, dabei aber in großstädtischen Mittelpunkten und in einzelnen Industriebezirken die Bevölkerung konzentriert, um mit Aufgebot aller Kräfte durch Exportindustrie die billigen fremden Nahrungsmittel zu gewinnen — das wäre die Endgestaltung einer Politik, die geneigt wäre, nach Maßgabe der weltwirtschaftlichen Konstellationen die heimische Landwirtschaft zu opfern. Und da, wo es zu diesem Extrem nicht käme, würden partielle Erscheinungen solcher Art in der Verödung einzelner Landstriche hervortreten." Georg von Mayr, zitiert bei Pohle a. a. O. S. 162.

†) Vgl. Final Report of H. M. Commissioners appointed to inquire into the subject of agricultural depression. London 1897.

Digitized by Google

Melton-Distrikt von Leicestershire, Yorkshire, Lancashire, Northumberland die Krisis leidlich überstanden. Von Cumberland wird sogar 1880 berichtet, daß es prosperiere, und auch nach dem Kommissionsbericht von 1895 stand es dort gut. Auch die südwestlichen und westlichen Grafschaften Dorsetshire, Devonshire, Cornwall, Herefordshire, Worcestershire haben wenig oder nicht gelitten. Aus Kent wird, soweit Obstbau und Hopfenbau betrieben werden, Gedeihen berichtet; der Körnerbau allerdings hat sich dort nicht zu halten vermocht.

Allein auch nach anderer Richtung hin zeigt sich der Notstand nicht als allgemein. Aufs neue begegnet uns die verschiedene Wirkung des Sinkens der Preise auf Böden von verschiedener Fruchtbarkeit. Wo die Böden, sei es von Natur, sei es infolge langen intensiven Anbaus, sehr fruchtbar sind, macht es sich gar nicht oder nur wenig nachteilig fühlbar. Da sind die Renten nicht oder nur unerheblich gefallen; teilweise sind sie sogar gestiegen. Wohl aber zeigen diejenigen Böden, in der Überwindung von deren Unfruchtbarkeit die Technik ihre größten Triumphe gefeiert hat, aufs neue, daß nur die höchsten Preise die Produktionskosten des darauf gebauten Getreides zu decken vermögen. Sie werfen keine Rente mehr ab und sind, selbst wenn auf jede Rente verzichtet wird, wenn man bei der bisherigen Art ihrer Nutzung beharren will, unkultivierbar. Daher ist man wieder, wenn auch vielfach zu spät, zu dem alten Erfahrungssatze zurückgekehrt, daß es angebracht ist, die Ausgaben auf unfruchtbareren Böden niedrig zu halten und sie auf fruchtbare zu konzentrieren. Man verwandelt solche unfruchtbare Böden wieder in Grasland und treibt Viehwirtschaft.

Daher denn die weitere starke Zunahme der Viehzahl, welche Großbritannien in den letzten dreißig Jahren aufweist*) und der

*) Pohle a. a. O. S. 120 schreibt: „In Deutschland ist man vielfach der Meinung, daß die englische Landwirtschaft für den Ausfall im Getreidebau Ersatz in einer beträchtlich gesteigerten Fleischproduktion gefunden habe, da sie auf diesem Gebiete nicht unter der Konkurrenz des Auslands zu leiden hatte. Diese Annahme trifft indessen nicht zu. Die Fleischproduktion der englischen Landwirtschaft ist in den letzten Jahrzehnten ziemlich unverändert geblieben. Dagegen hat sich die Fleischeinfuhr nach England mehr als verdoppelt, was zugleich ein Sinken der Fleischpreise hervorrief."

Von diesen Behauptungen ist nur richtig, daß sich entsprechend der gestiegenen Kauffähigkeit der Massen die Fleischeinfuhr verdoppelt und die Fleischpreise für gewöhnliches Fleisch auf dem Londoner Markte gemindert

Digitized by Google

Übergang zu landwirtschaftlicher Industriewirtschaft. Zweimal in der Geschichte hat die britische Landwirtschaft ihren Charakter verändert, im 16. Jahrhundert, als sie vom Getreidebau zur Schafzucht überging, und im 18. und 19., als sie zur Zeit der hohen Getreidepreise und Kornzölle zum Getreidebau zurückkehrte. Seit der Steigerung der internationalen Konkurrenz auf dem Getreidemarkt treten die Viehzucht, die Molkerei, die landwirtschaftliche Industriewirtschaft mehr und mehr wieder an die Stelle des Getreidebaus. Selbstverständlich ist jeder solcher Übergang mit Kosten und Verlusten verbunden. Wo er aber stattfindet, steigen die Renten wieder. Während von 1840—1891 die Weizenpreise im Verhältnis von 179 zu 100 gefallen sind, sind die Löhne der Landarbeiter im Verhältnis von 75 zu 100 gestiegen.*) Dabei findet bezeichnenderweise eine Wiederzunahme der kleineren Betriebe statt.

Der Hauptvorzug des Notstands der britischen vor dem unserer Landwirte ist offenbar der, daß das Fehlen von Kornzöllen dort nicht wieder die Vorstellung aufkommen läßt, in künstlicher Steigerung der Getreidepreise die Zukunft der Landwirtschaft zu suchen, sondern in einer zweckentsprechenden Anpassung des landwirtschaftlichen Betriebs an die Verhältnisse. Daher von

---

haben. Dagegen betrugen die Durchschnittspreise für Mastvieh per Centner Lebendgewicht auf dem Londoner Markte nach den Agricultural returns für 1901 Tabelle XXXV, London 1902, p. 108

für	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901
dritte	s d	s d	s d	s d	s d	s d	s d
Qualität	29 6	27 8	28 4	25 2	26 4	26 6	29 8
zweite							
Qualität	34 4	32 8	33 8	32 4	33 8	34 10	34 6
erste							
Qualität	38 0	37 0	38 10	36 6	38 0	39 4	38 4

Daß die britische Landwirtschaft diese Preise für ausreichend gewinnbringend erachtet hat, um ihren Viehstand, der nach Pohle „ziemlich unverändert geblieben ist", zu mehren, zeigen die folgenden Ziffern. Die Viehzahl betrug in Tausenden in

	England	Wales	Schottland	Großbritannien	Irland	Vereinigtes Königreich
1867	3469	544	979	4993	3702	8731
1900	4848	758	1198	6805	4608	11455

Man vergleiche auch das Diagramm in meinem Aufsatze in der „Nation" Nr. 9 vom 29. Nov. 1902 S. 132. Es zeigt, neben einzelnen Jahresschwankungen, eine fortwährende aufsteigende Bewegung in der englischen Fleischproduktion.

*) Vgl. Dr. Hermann Levy a. a. O. S. 123.

Digitized by Google

allen vor den gedachten Kommissionen vernommenen Zeugen keiner die Rückkehr zum Schutzzoll verlangte, eine ganze Anzahl derselben sie sogar energisch zurückwies. Auch steht damit der Wiedererhebung eines Zolls von 1 sh per Quarter Weizen April 1902 nicht in Widerspruch. Nicht nur daß dieser Zoll, der absolut unfähig, irgend welchen Schutz zu gewähren, nicht höher ist als der, welchen Peel und Cobden und Bright 1846 bei Abschaffung der Kornzölle stehen ließen, sondern er hat auch erklärter Maßen nicht den Zweck, dem britischen Getreidebau Schutz zu gewähren, sondern einen fiskalischen Zweck. Dabei heißt es, er solle die Möglichkeit bieten, die Getreideeinfuhr aus den britischen Kolonien vor der aus anderen Ländern zu begünstigen. Für den britischen Getreidebau aber ist es offenbar gleichgültig, ob Weizen aus den Vereinigten Staaten, Argentinien und Rußland oder aus den britischen Kolonien sein Produkt unterbietet. Daher es denn unrichtig ist, wenn sich der Reichskanzler am 16. Oktober im Reichstag auf diesen Zoll von etwas weniger als 45 Pfennig pro Dz. Weizen als auf eine Rückkehr Englands zu Agrarschutzzöllen berufen hat.

Allein geht denn die Ära der Arbeitsteilung von Rohstoff- und Industriestaat nicht ihrem Ende entgegen? William Jacob hat, wie gezeigt, dieses Ende schon 1814 als bevorstehend angesehen und aus diesem Grunde Großbritannien von dem Übergang zum Freihandel abzuhalten gesucht. Die seitherige Erfahrung hat seine Prophezeiung, daß das Ausland nicht imstande sein werde, England auch nur ein Viertel seines Getreidebedarfes zu liefern, gründlich Lügen gestraft; heute bezieht Großbritannien drei Viertel des Weizens, den es konsumiert, aus dem Ausland. Aber hat er nicht recht gehabt, als er prophezeite, daß Preußen und die anderen Länder, welche damals einen Getreideüberschuß über ihren eigenen Bedarf hatten, dazu übergehen würden, ihre industriellen Produkte selbst herzustellen, daß sie das von ihnen gebaute Getreide alsdann selbst brauchen würden, daß dann Großbritannien, wenn nicht durch Verschlechterung der Lebensbedingungen seiner Bevölkerungszunahme Einhalt geschehe, vor dem Hungertod stehe? Im ersten Punkte hat er recht gehabt, nicht dagegen im zweiten; denn andere, weit umfangreichere Länder sind der Getreideproduktion seitdem erschlossen worden, und gerade ihr Überfluß ist es ja, was die Landwirte Europas beunruhigt. Aber trotzdem hat man neuerdings den Gedankengang Jacobs wieder vorgetragen. Der Sozialdemokrat Kautsky

Digitized by Google

hat in einer sonst recht viel gutes enthaltenden Schrift ausgeführt,*) daß alle Agrarprodukte exportierende Staaten danach trachten müßten, Industriestaaten zu werden; sobald sie dies erreicht hätten, sei das, was noch an Agrarländern bleibe, zu klein, um den gesamten Export der Industriestaaten aufzunehmen und ihnen die nötige Summe von Lebensmitteln und anderen Rohstoffen zu liefern; und wie die deutschen Agrarier sich den Antrag des französischen Sozialdemokraten Jaurès als Antrag Kanitz zu eigen gemacht haben, so haben wissenschaftliche Vertreter der „mittleren Linie" diese Ausführungen Kautzkys zum Eckstein der Begründung ihrer Formel der Arbeitsteilung der Zukunft gemacht,**) die da lautet: Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate.

Nun ist gewiß die Zahl der Industriestaaten, welche eine Lebensmittelzufuhr zur Ernährung ihrer Bevölkerung nötig haben, heute größer als zur Zeit, da Holland und England allein in dieser Lage waren. Aber noch immer beziffert sich die Bevölkerung dieser Länder auf höchstens 220 Millionen, während die Bevölkerung der ganzen Erde auf 1500 Millionen beziffert wird. Die Bedürfnisse von mehr als 1200 Millionen Menschen sind erst in ihren Anfängen. Allein mit jedem Dampfschiff, das nach den Gestaden fährt, die sie bewohnen, mit jeder Schiene, die in ihren Ländern gelegt wird, wachsen ihre Bedürfnisse und verlangen sie mehr nach den Gütern, die wir ihnen bieten, um sie zu befriedigen. Alles was sie uns für unsere Produkte zu bieten haben, sind bei den unermeßlichen Flächen, die dort noch des Anbaus harren, und ihrem Kapitalmangel Bodenprodukte, und werden dies so lange bleiben, solange wir nicht durch künstlich gesteigerte Getreidepreise den Kapitalgewinn drücken und damit unser Kapital zur Auswanderung zwingen.

Aber, so erwidert man, auch für die Völker dieser Gebiete sei, selbst wenn dies nicht geschähe, der Übergang auch zum Industriebetrieb doch nur eine Frage der Zeit; denn jedes Volk müsse danach streben, den Spielraum, welchen seine Produktion an Nahrungsmitteln gewährt, bis aufs äußerste auszunützen. Zu dieser Politik werde jeder Staat um seiner politischen Machtinteressen willen genötigt; führe er den Überschuß seiner Rohstoffe über das zur Ernährung seiner Ackerbauer Notwendige aus, so

*) Karl Kautsky, Handelspolitik und Sozialdemokratie, Berlin 1901. S. 85 ff.

**) Pohle a. a. O. S. IV u. 117 ff.

Digitized by Google

liefere er damit nur seinen Rivalen die zur Ernährung einer größeren Bevölkerung nötigen Lebensmittel; diene dagegen das auf seinem Gebiete gebaute Getreide zur Ernährung einer Bevölkerung, welche die im Inland erzeugten Rohstoffe auch im Inland verarbeite, so wachse seine eigene Bevölkerung und damit seine Macht. Die Freihändler, welche dies übersähen, seien zu sehr Ökonomen und zu wenig Politiker. Ihre Annahme, daß etwa nur einige Länder der gemäßigten Zone vom Schicksal prädestiniert seien, Industriestaaten zu werden, gehöre in die Rumpelkammer der Nationalökonomie.*)

Ich neige mich vor der Sicherheit, mit der hier die überlegene Einsicht zum Ausdruck gelangt und suche mir die Zukunft vorzustellen, in der nur mehr Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate getauscht werden. Da erinnere ich mich, in der Volkswirtschaftslehre des Altmeisters Rau, § 87, gelesen zu haben, in kälteren Ländern sei der Bodenertrag an Menge und Güte geringer als in wärmeren, einmal, weil manche Pflanzen gar nicht fortkommen oder wenigstens mindere Güte erreichen, sodann weil die Ernten schwächer ausfallen, endlich weil der Boden nicht so vielfach benutzt werden kann. In Mexiko, berichtet er, bringt der Mais die Aussaat 3- 800fach, in Brasilien 120—130fältig, in Deutschland 80—100fach; ein preußischer Morgen trägt bei Queretaro und Cholula gegen 43, in dem bewässerten Lande bei Valencia 29, in Deutschland und Frankreich 6- 7 Centner Weizen. Für Europa unterscheidet er eine Region von mehr als 10° R. mittlerer Wärme, eine von 3—9° mittlerer Wärme und einen kalten Teil. In der ersteren kann die Quadratmeile 6000 und mehr Menschen ernähren, in der zweiten nur 3 –4000, in dem dritten, in welchem nicht mehr überall Sommergetreide reift, vermögen kaum 1—200 Menschen durch Viehzucht und Fischerei auf der Quadratmeile zu leben. Höchst wahrscheinlich, daß die Ertragsziffern in Einzelheiten seitdem sich geändert haben. Aber eines ist sicher geblieben: wenn jedes Land dahin streben muß, alle Rohstoffe, die es erzeugt, selbst zu verarbeiten und zu verbrauchen, werden in den Tropen die Menschen so dicht wohnen, daß sie sich mit den Ellbogen stoßen; mit jedem Breitengrad nördlicher dagegen nimmt dann die Bevölkerung ab; je länger der Winter, je kälter die Temperatur, desto unergiebiger die auf die Bodenbestellung verwendete Arbeit. Aber so viele Bewohner

*) Pohle a. a. O. S. 151.

Digitized by Google

mehr und mit weit weniger Mühe in nördlicheren Klimaten ihr Dasein zu fristen vermöchten, wenn sie das verarbeiteten, was die Gunst des Klimas wärmeren Zonen an Rohstoffen mehr bietet, und sie ihr Fabrikat gegen deren Rohstoffe und Lebensmittel austauschten, sie können dies nicht tun. Denn jedes Volk wacht darüber, daß alle Rohstoffe, die es erzeugt, von seinen Angehörigen verarbeitet und verbraucht werden. Sie können also nur so viel gewerbliche Arbeit verrichten, als sie selbst an zu bearbeitendem Rohstoff und an Lebensmitteln zur Ernährung der Gewerbetreibenden herstellen können. Und während sowohl in den Tropen wie in den nördlichen Breitengraden die Arbeit ergiebiger sein würde, wenn Rohstoff gegen Fabrikat unter ihnen getauscht würde, könnte ein jeder gegen unendlich viel Mühe alsdann kaum seinen Unterhalt finden.

Welch' furchtbare Phantasie! Eine Utopie nicht im Sinne des bestmöglichen, sondern des scheußlichsten Gemeinwesens. Denn wenn diese Zukunft als Endergebnis unserer Entwicklung uns winken sollte, würde das Schicksal der Menschen entsetzlich sein. In den Tropen säßen sie wie das Ungeziefer aufeinander, während im hohen Norden der einsame Mensch, der bei Fischen und Renntiermoos aus dem in seinem Gebiete erzeugten Rohstoff sein Fellkleid schneidert, wenn er die so geordnete Erde zu überblicken vermöchte, nur einen Gedanken hegen könnte, den des Fluches über den Erfinder des Schutzes der nationalen Arbeit. Mit Ungestüm müßte dieser extreme Nationalismus umschlagen in sein Gegenteil, in das heiße Ersehnen eines Retters, der den Weltstaat errichtete und durch Hinwegräumen der durch die Kurzsichtigkeit von Interessenten geschaffenen Hindernisse die Erde denen zurückgäbe, denen allen sie zur Nutzung gegeben ist.

Oder sind nicht die natürlichen Gliederungen der Nationen sondern die historischen Staatsgebilde die politischen Einheiten, zwischen denen nur Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate ausgetauscht werden sollen? Gerade dann würde sich zeigen, daß die Machtstellung, die Unabhängigkeit, ja die Existenz des Deutschen Reiches wie die keines anderen an den Freihandel geknüpft ist; denn das britische, das russische, das amerikanische Reich umfassen Gebiete von solcher Mannigfaltigkeit und Reichtum der Produktionsmittel und von solchem Umfang, daß sie sich auch gemäß der neuen Formel internationaler Arbeitsteilung weiter entwickeln könnten. Das Deutsche Reich dagegen wäre zum Stillstand, wenn nicht zum Rückgang verurteilt; seine

Digitized by Google

Stellung wäre die eines Kleinstaats gegenüber sich immer riesiger entwickelnden Großstaaten.

Allein zum Glück entspricht die Bahn, auf welche die natürlichen Bedingungen die europäischen Völker drängen, nicht der Schablone unserer neuesten handelspolitischen Theoretiker. Die Statistik zeigt uns, daß es nicht bloß Großbritannien und Deutschland sind, welche ihren Getreidebedarf nicht mehr ganz produzieren. Dasselbe gilt für alle westeuropäischen Länder, Frankreich, trotz seiner hohen Getreidezölle, nicht ausgenommen. Überall dagegen eine Zunahme der animalischen Produktion.

Woher kommt dies? Gewiß, infolge der internationalen Getreidekonkurrenz. Allein sie hat doch nur eine Tendenz ausgelöst, welche in natürlichen Verhältnissen begründet liegt und bisher nur durch die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt war. Wir haben gesehen, von welch' grundlegender Bedeutung für die Landwirtschaft das Klima ist. Mehr als der Boden ist es maßgebend für Menge und Güte der Ernteerträge. Es ist der einzige Faktor, den der Mensch nicht nach seinem Willen zu beeinflussen vermag. Wohl aber mußte der westeuropäische Mensch, als die Verkehrsmittel noch unentwickelt waren, es vorteilhaft finden, seinem Einfluß zu trotzen. Wir haben gesehen, wie die Klimaschwankungen dahin wirken, daß ein Gewächs in dem einen Jahre gedeiht, in anderen den Ertrag verweigert oder völlig zu Grunde geht; auf die Dauer vermögen sich Pflanzen daher nur zu halten, wo ihnen auch in schlechten Jahren das Minimum an Wärme und Feuchtigkeit, dessen sie bedürfen, geliefert wird. Allein so lange die Verkehrsmittel unentwickelt sind, muß ein Land, um seine Bevölkerung zu versorgen, das hierdurch geschaffene Risiko laufen; und solange es noch so wenig bevölkert ist, daß die Erträge seiner besten Böden zur Ernährung noch ausreichen, kann es auch auf sich nehmen, die Mißernten, welche Klimaschwankungen mit sich bringen, zu tragen: der Wert des in einem guten Jahre gewonnenen Produkts ersetzt den Verlust des schlechteren. Aber anders, sobald es nötig wird, zur Ernährung der angewachsenen Bevölkerung auch die schlechtesten Böden in Anspruch zu nehmen. Dann sind enorme Preise nötig, um die Produktionskosten zu decken. Dann sind es nicht die Mißerntejahre, welche Schaden verursachen, sondern die Jahre reicher Ernten; denn die Landwirte müssen dann auch bei überreichen Ernten nach Mißerntepreisen verlangen, um bestehen zu können. Und daran ist, wie wir gesehen haben, selbst bei Verkehrsmitteln,

Digitized by Google

welche nur eine ganz unerhebliche Zufuhr vom Ausland zuließen, und bei prohibitiven Getreidezöllen, kurz bei Verhältnissen, welche der englischen Landwirtschaft das Monopol auf dem heimischen Markte verschafften, der Versuch gescheitert, den Getreidebau, der sich die Deckung des gesamten heimischen Bedarfes zum Ziel setzte, auf seine Kosten zu bringen. Während es früher vorteihaft sein konnte, der Natur der Dinge zu trotzen, ist es jetzt vorteilhaft geworden, ihr zu folgen. Daher, seit die Entwickelung der Verkehrsmittel uns von den Erträgen des heimischen Getreidebaus unabhängig gemacht hat, die vorhin bezeichnete Entwickelung der europäischen Länder mit ozeanischem Klima und der Länder am Nordabhang der Alpen, welche die Statistik aufweist. Diese Gebiete mit ihrem kühlen Sommer sind in der Tat förmlich zu Viehzucht und Wiesenkultur prädestiniert. Ihr Übergang von Getreidebau zu Viehzucht ist nur ein Übergang zu einer naturgemäßeren Bodenbenutzung.*) Wo aber besondere örtliche klimatische oder Bodenverhältnisse die Verwandlung der geringeren Böden in Grasland und den Übergang zur Viehwirtschaft als ausgeschlossen erscheinen lassen, zeigen die 4 273 000 Hektare, die uns fehlen,**) um den deutschen Holzbedarf in Deutschland zu erzeugen, und die steigenden Holzpreise die technisch naturgemäßere und ökonomisch rentabelere Benutzung geringerer Böden. Es sind nur die Schwierigkeiten, welche jeder Änderung bisheriger Wirtschaft im Wege stehen, welche diese Übergänge verzögern. Sie sind teils materielle, und soweit sie dieses sind, ist es unstreitig Aufgabe des Staats, sie in jeder Weise zu mildern und zu heben zu suchen. Nicht zum geringsten aber sind es Schwierigkeiten der Vorstellung, — kurzsichtige Interessenten-Gesichtspunkte, die jetzt wieder durch neue Hoffnungen, welche die bevorstehende Erhöhung der Getreidepreise erwecken muß, leider weiter genährt werden.

Allein es ist vermöge der Natur der Dinge gänzlich ausgeschlossen, daß diese Hoffnungen erfüllt werden. Wenn ich von einem überzeugt bin, so bin ich es von dem, daß die deutschen Landwirte bei dem eben beschlossenen Zolltarif den kürzeren gezogen haben, und zwar nicht etwa, weil sie statt eines Roggenzolls von 7,50 Mk. nur einen Minimalzoll von 5 Mk. erreicht haben. Auch wenn sie 15 Mk. Zoll zugebilligt erhalten hätten, würden sie dabei notleidend bleiben. Sie werden es so lange

*) Brückner, Geogr. Zeitschr. I 43.

**) Vgl. Prof. Endres, Artikel „Forsten“ in der 2. Aufl. des Handwörterb. der Staatswissenschaften III S. 1172.

Digitized by Google

bleiben, als sie es nicht aufgeben werden, auf Böden Getreide zu bauen, die bei reichen Ernten nur bei Mißerntepreisen die Anbaukosten zu ersetzen vermögen. So haben sie denn nur eine Verteuerung alles dessen, was sie selbst kaufen, durch Zölle eingetauscht gegen eine Hoffnung, die nicht in Erfüllung gehen wird. Und somit stehen die, welche gegen die Getreidezollerhöhung gewesen sind, obwohl heute besiegt, doch vor dem Anfang zum Sieg. Aber wenn es auch traurig ist, daß dieser Sieg nun erst eintreten wird, nachdem große Entbehrungen, schwere Opfer und bittere Enttäuschungen des deutschen Volkes vorausgegangen sind, so hat doch die Gewißheit etwas Erhebendes, daß er, wenn er kommt, nicht im Widerspruch sondern in Übereinstimmung mit dem Interesse der Landwirte erfolgen wird. Denn kein Sieg kann von Heil für das Ganze sein, der als Klassensieg über eine Klasse sich darstellt, am wenigsten ein Sieg über eine Klasse, welche wie die der deutschen Landwirte, wenn auch heute nicht mehr die Mehrheit, so doch der Zahl wie der Bedeutung nach einen so wichtigen Bruchteil des deutschen Volkes ausmacht.

Zur polnischen Frage.

Von einem Westpreußen.

1.

„Haben Sie Dank für Ihre Rede. Solche Worte geben uns Deutschen für den Kampf das gute Gewissen“ — schrieb ein Freund der Ostmarkensache einem anderen anläßlich der Veröffentlichung einer Ansprache und er enthüllte damit eine der Hauptursachen, die die polnische Frage für uns zu einer polnischen Gefahr haben werden lassen. Sie besteht natürlich nicht in dem Mangel eines guten Gewissens, sondern in der Angst und Besorgnis, wir könnten doch auch einmal in der Hitze des Kampfes um eine Strohhalmsbreite zu weit gegangen sein, in der unseligen Neigung, jeden Schritt in der Politik auf die letzten Gründe der Sitten- und Rechtslehre hin erst zu prüfen, ehe wir ihn tun.

Digitized by Google

Andere Völker pochen einfach auf das Recht des Schwertes; des Kampfes Ausgang gilt ihnen als das Urteil Gottes und die Ausrottung des inneren Widerstandes als die selbstverständliche Folge der äußeren Unterwerfung. Wie sie die Herren sind, so treten sie auch stolz und froh als solche auf. Wir sind vom Herrentum leider weit entfernt; wir grübeln über die Dinge, wie sie hätten sein können und wie sie sind, und dabei schrumpfen uns eigene Rechte, so dick wie Schiffstaue, zu Spinnfäden, während sich uns die spinnfadendünnen Rechte der anderen zu Tauen vergröbern.

Kein Volk aber versteht es besser als das polnische, diese Schwäche zu benutzen. Sie wußten, daß ihre Klagen über die Anwendung des Deutschen im Religionsunterrichte, ihr Jammern über den Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken und über die Vergewaltigung der Kinderseelen Bedenken über Bedenken bei uns hervorrufen, jedenfalls sich im Parlamente niemand finden würde, der rücksichtslos genug war, ihnen die Maske vom Gesicht zu reißen und ihre Heuchelei als Heuchelei zu entlarven. Denn was tut unsere Schulverwaltung? Sie läßt die polnischen Kinder, wenn sie des Deutschen hinreichend mächtig sind, d. h. erst auf der obersten Stufe, über religiöse und sittliche Dinge auch in der Religionsstunde deutsch reden, wie sie das in der deutschen Stunde schon lange getan haben. Germanisiert wird aber damit leider noch lange nicht, nur der polnischen Lüge entgegengearbeitet, daß polnisch und katholisch dasselbe sei. Was aber tun polnische Geistliche ungescheut alle Tage seit mehr als 30 Jahren? Sie zwangen und zwingen deutsche Kinder, die keine drei Worte polnisch verstehen, nicht nur zur Teilnahme am polnischen Beichtunterricht, nicht nur bleuen sie ihnen dort mit Hilfe des Stocks den polnischen Katechismus ein, sondern sie lassen sie auch das Glaubensbekenntnis öffentlich polnisch ablegen und machen so durch frivolen Mißbrauch ihrer geistlichen Gewalt jährlich tausende deutscher Kinder in deren eigenen und anderer Leute Augen zu Polen.

2.

Aber so sehr der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit unser politisches Handeln hemmt, er gehört doch auch wieder zu den großen Eigenschaften des deutschen Volkes und stachelt uns, unsere Aufgaben von den höchsten Gesichtspunkten aus aufzufassen. Und darum zur Befreiung der Gewissen einige Er-

Digitized by Google

innerungen! Sie tun leider not, um darüber aufzuklären, daß wir gewöhnt worden sind, die polnische Vergangenheit ganz falsch aufzufassen.

Ist doch heute noch nicht die Vorstellung ausgerottet, daß Posen und Westpreußen kraft der drei Teilungen Polens zu uns gehören. Und doch hatten sich die Polen — nur Westpreußen blieb freiwillig treu — unter Napoleon befreit und wieder zusammengefunden. Daß ehemals polnisches Land zu uns gehört, ist also das Ergebnis des Kampfes gegen den Korsen, dessen Schicksal zu teilen sich seine Verbündeten nicht weigern durften.

Wenn aber jemand auch in diesem Geschicke noch die Nachwirkung der unverdienten Teilungen des polnischen Reiches sieht, so ist zweierlei an dieser Vorstellung falsch. Weder waren die Teilungen unverdient, noch gab es ein Reich, das geteilt wurde. Genannt wurde es so freilich; die europäischen Sprachen waren zu arm, um für das allmählich entstandene wunderliche politische Wesen eine Bezeichnung zu bieten; aber darum war die Fortdauer des Namens Reich doch ein Mißbrauch. Denn auch die Anfänge eines Staatswesens sind noch nicht oder seine Reste sind nicht mehr da, wenn nicht ein irgend wie gearteter Träger der Souveränität vorhanden ist. Den aber gab es in Polen dank der Zuchtlosigkeit des Adels seit 200 Jahren nicht mehr. Der König war es nicht; er hatte nicht einmal das veto, das doch der letzte Adlige hatte. Und konnte er auch Ämter und Lehen dem Anschein nach noch selbständig erteilen, so konnte er sie doch nicht entziehen, denn beide waren lebenslänglicher Besitz geworden. Die Souveränität war aus dem Leben des Staats verschwunden, er mußte notwendig innerlich und äußerlich zerfallen. Und in der Tat wurde das polnische Reich ein Reich ohne feste Grenzen. Der konföderierte Adel ging Verbindungen mit dem Auslande ein, er diente unter den Fahnen des fremden Herrn, um den König und den Reichstag zu bekämpfen; damit entzog er zugleich größere Länderstrecken auf kürzere und längere Zeit der Krone Polen; ja er huldigte wohl gar den ausländischen Fürsten — und das alles von Rechts- und Konföderationswegen, ohne sich des Hochverrats schuldig zu machen.

Daraus, daß so das Gefühl der Zusammengehörigkeit ganz geschwunden war, wird es auch verständlich, daß der Reichstag bei der ersten Teilung nicht, wie jede andere Vertretung getan hätte, das Volk zu den Waffen rief, sondern den Vertrag der Mächte einstimmig guthieß. Die Zerrüttung zeigt sich ebenso

Digitized by Google

darin, daß er, obwohl versammelt, keine Notiz davon nahm, als Friedrich der Große, veranlaßt durch die Generalin von Skorzewska, die gern unter seine Herrschaft wollte, über 900 Ortschaften und 69000 Seelen mehr sich aneignete, als der Teilungsvertrag besagte. Hinterher ergriff die Polen freilich das Gefühl der Scham und sie begannen von der „Tragödie ihres Unterganges" zu reden und törichte Sentimentalität sprach das Wort nach; in Wahrheit war es der Kehraus einer wüsten und widerlichen Posse gewesen.

3.

An dem Bilde ihrer politischen Unfähigkeit wird auch dadurch nichts geändert, daß der Reichstag von 1791 auf Betrieb der Czartoryskis das Veto und das Recht zur Konföderation aufhob. Auf diese Verfassungsänderung tun sich die Polen bekanntlich viel zu gute, und lyrisch veranlagte Menschen sehen darin mit ihnen einen erfreulichen Anfang zur Besserung. Und doch war die Konstitution von 1791 nur eine Lüge. Ein Parlament kann den einzelnen wohl binden, wenn der Staat schon da ist; es kann aber einen Staat und seine Grundlagen nicht durch Beschlüsse schaffen, und der polnische Reichstag hat sie natürlich auch nicht geschaffen: 1793 stand die Konföderation von Targowitz da, rief die Russen ins Land, um mit ihrer Hilfe die alte Verfassung herzustellen, und ihr Recht dazu läßt sich nicht bestreiten. Polen war eben schon lange auf dem Punkte angelangt, wo es eine Heilung aus eigener Kraft nicht mehr gibt. Darum konnte und kann auch keine Revolution mehr glücken; jede Autorität ist hin. Nicht Laune des Schicksals, sondern innere Notwendigkeit war es, daß 1848, um die Einigkeit der Empörer wenigstens auf einige Zeit herzustellen, der Thronanwärter Czartoryski dem erklärten Anarchisten Mieroslawski die Leitung des Aufstandes überlassen mußte, der streng kirchliche Mann dem frivolen Subjekte, das in einem Atem „Christus, Polen und seine Geliebte" hochleben ließ.

Aber nicht nur tatsächlich ist jede Autorität hin, die Polen scheinen auch jeder Fähigkeit zu ihrer Erzeugung zu ermangeln. „Was haben wir jetzt zu tun?" (Co teraz robić?), diese wichtige Flugschrift, die mit gewaltigen Tönen den letzten Aufstand einläutete, gibt nach all den Erfahrungen als Quintessenz ihrer politischen Weisheit folgenden Satz: „In Bezug auf die Organisation des zukünftigen Polens wird mit Rücksicht auf den ihm

Digitized by Google

innewohnenden christlich-slavischen Geist folgendes in Vorschlag gebracht: Die Reichstagsbeschlüsse erhalten nicht eher als nach erfolgter Sanktion des ganzen Volkes Gesetzeskraft.

Diese Zuchtlosigkeit der Gesinnung, dieser Widerwille gegen jede Autorität im Staatsleben ist aber das Ergebnis der sozialen Zustände, die von dem Adel aller Aufforderungen zu Änderungen ungeachtet künstlich, wenn nicht geschaffen, so doch erhalten wurden. Der Mittelstand ist die Schule der Disziplin, das Gewerbe verlangt Unterordnung. Indem es aber den jungen Menschen dem Gehorsam unterwirft, entwickelt es in ihm zugleich, weil es ihm die Aussicht auf spätere Selbständigkeit gewährt, die Fähigkeit, seine Lage vom Standpunkte des Herren, des Vorbildes seiner eigenen Zukunft zu betrachten, und erzieht so die Freudigkeit des Gehorsams.

Anfänge eines Mittelstandes hat es auch in Polen gegeben; das waren die zahlreichen deutschen Städte. Aber indem man hnen im Organismus des Staates keine ihrer Bedeutung entsprechende Stellung gab, sie vielmehr sogar als Fremdkörper behandelte, deren Ausdehnung (z. B. durch Erwerb von Land seitens der Stadt oder einzelner Bürger) durchaus zu hemmen und denen keine Vertretung im Reichstage zu gönnen sei, verurteilte man sie von vornherein zum Siechtum. Bei dieser politischen Verkrüppelung der Städte sah der polnische Vollbürger, d. h. der Adel auf Handel und Gewerbe der Stadt als auf seiner unwürdige Beschäftigungen herab. Dabei gab es Tausende in dem Adel, die nichts ihr eigen nannten außer ihrer freien Geburt, die das „ich fall dem Herrn zu Füßen," „ich küsse den Saum deines Rockes" nicht bloß aussprachen, sondern auch ausführten, die lediglich von der Gnade des reicheren Herrn lebten und es zeitlebens nicht über den Stalljungen hinaus brachten: aber den Weg in den Bürgerstand der Städte fanden sie nicht. Dafür waren sie die gefügigen Werkzeuge ihrer Herren und drängten durch das Gewicht, das sie diesen verliehen, die innere politische Entwickelung immer entschiedener in eine falsche Bahn. Die belebenden prinzipiellen Kämpfe verloren sich und die Reichstagsverhandlungen drehten sich immer mehr um die Personenfragen bei Besetzung der hohen Ämter und bei Vergebung der großen Lehen. Natürlich hallten die Räume des Reichstages von den Worten Recht und Unrecht wieder, aber sie waren für jedermann nur die Maske der Gier nach Ehre und Einkommen.

Digitized by Google

4.

So gewiß dieser Niedergang des staatlichen Lebens Friedrich des Großen die Möglichkeit bot, seine Hand nach polnischem Lande auszustrecken, die sittliche Rechtfertigung seines Eingriffs sah er in ihm nicht. Die lag für ihn in dem menschenunwürdigen Lose der polnischen Bauern: die wollte er zu dem Bewußtsein ihrer Menschenwürde erwecken und sie einem besseren Dasein entgegenführen.

Gewiß, schöne Tage hat der Bauer im 18. Jahrhundert auch bei uns nicht gesehen; die Hand des Adels lastete überall schwer auf ihm. Aber nur in Polen konnte man auch von dem kleinsten Landedelmanne sagen: sui vulgi absolutus monarcha est. Auch der kleinste Besitzer hatte das jus gladii; Leben und Tod der Masse des Volks lag also in den Händen einer leidenschaftlichen, rohen, dem Trunke ergebenen Gesellschaft. „Schlimm ist die harte Unterdrückung der Bauern und die tägliche Schinderei (laniatus) durch die Herren. Sie schleppen ein armseliges und elendes Leben dahin. Für sie gibt es kein Gericht, keinen Richter, kein Gesetz, eigentlich auch keinen König und mitunter auch keine Kirche; da sie wie das liebe Vieh stellenweise auch an Festtagen zur Arbeit gezwungen werden, sie aber doch nicht wagen, den König um Hilfe gegen ihre Herren anzuflehen." So schrieb der Pole Warszenski 100 Jahre vor der ersten Teilung und damals zeichnete den Adel noch eine gewisse Milde aus. Das spätere Elend der Bauern ist gar nicht auszudenken; der Herr kümmerte sich nur um sie, wenn er ihre Rechte noch weiter schmälern, noch mehr aus ihnen herauspressen wollte.

Sie zitterten vor jeder Änderung und widersetzten sich zunächst auch, als die preußische Regierung ihre Lasten von neuem festsetzte, um sie endgültig zu erleichtern. Aber bald gewannen sie Zutrauen und gierig faßten sie den Segen, den die neue Ordnung der Dinge ihnen brachte. Selbst Hetzblätter können sich der Anerkennung, daß die Polen unter preußischer Herrschaft eine ungeahnte Entwickelung gewonnen haben, nicht entziehen. So schreibt z. B. der Kuryer Poznanski zu Weihnacht 1900 (nach Wagner, Polenstimmen): „Hundert Jahre sind seit dem Verluste unserer politischen Existenz verflossen. Ungeachtet dieser 100 Jahre, welche reich waren an Leiden, Demütigungen und herben Verlusten, leben wir und zwar ist es ein ohne Zweifel volleres und tauglicheres Leben als das war, welches wir im 18. Jahrhundert repräsentierten. Wir bekunden nämlich

Digitized by Google

dies unser Leben wie in keinem andern Jahrhundert unserer Geschichte in der Wissenschaft, Literatur und Kunst, ein Gewerbe . . . Dies unser 100jähriges Leben über das Grab hinaus und unsere Entwickelung beweisen, daß Nationen leben können ohne politische Existenz und ohne eigene staatliche Organisation".

5.

Man kann das Lob des Regiments der Hohenzollern — denn nur vom preußischen Anteil gilt das Lob — bei aller Widerwilligkeit nicht beredter anerkennen, die Leistungen der eigenen politischen Tätigkeit nicht härter verurteilen und nebenbei das Bedenkliche der revolutionären Bestrebungen nicht schärfer zeichnen, als es das Polenblatt getan. Wenn wir aber von unserm Standpunkte aus das Geleistete bezeichnen wollen, so müssen wir einfach sagen: Der Pole ist germanisiert, freilich nicht in politischer Beziehung, aber in seinem geistigen und sittlichen, individuellen und sozialen Leben. In Preußen ist bei den Polen an die Stelle kulturfeindlicher Arbeitsscheu ein freudiges nachhaltiges Schaffen, an die Stelle lüderlichen sorglosen, In-den-Tag-hinein-lebens und Verschwendens ein Rechnen mit dem Pfennig, an die Stelle der anarchistischen Neigungen eine Fähigkeit, sich zu disziplinieren und organisieren getreten, die sich in einer Fülle genossenschaftlicher Unternehmuugen kundgibt. So bedauerlich es ist, daß der preußische Pole mit Kräften, die er uns verdankt, eigene politische Ziele verfolgt, daß er sogar zum Träger der nationalen Bewegung geworden ist, so dürfen wir uns dadurch doch nicht den Blick für das Erreichte verschränken lassen. Es ist und bleibt trotz des politischen Mißerfolges eine glänzende Anerkennung des Idealismus, der die Verkommenen zu Menschenglück und Bildung erziehen und dies auf dem Wege der gesetzlichen Freiheit erreichen wollte.

Ja, so bedeutend ist die innere Umwandlung der Polen während der noch nicht hundertjährigen ununterbrochenen Zugehörigkeit zu uns, daß man mit Notwendigkeit auf die Mitwirkung besonders günstiger Umstände geführt wird. Und in der Tat sind wir von einer Macht gefördert worden, die bisher in der öffentlichen Erörterung des Gegenstandes nie genannt worden ist, und das wohl, weil man die germanisatorischen Einwirkungen lediglich in der politischen Umstimmung erkennen wollte nnd darum die Augen gegen die sonstigen Erfolge verschloß.

Digitized by Google

Die Polen erzählen von patriarchalischen Verhältnissen, die einst zwischen Herr und Bauer bestanden hätten, und sie erzählen damit kein Märchen. Es hat wirklich einmal eine Zeit des Glücks für den Bauer in Polen gegeben, nur war sie kein eigenes Erzeugnis des Polentums. Neben dem Strome deutscher Bürger, die Polens Städte gründeten, hatte sich ein viel reicherer Strom deutscher Einwanderung über Polens öde Ländereien ergossen und sie mit Siedelungen erfüllt. Von den Geistlichen und Mönchen, die wie das Christentum zu den Polen aus Deutschland gekommen waren, wurden sie zunächst herbeigerufen und bald ahmten König und Adel das Beispiel nach, um gleichfalls höhere Erträge aus ihren Ländereien zu erzielen.

Mit einem bäuerlichen Unternehmer wurden die Erbpachtverträge abgeschlossen und wenn er die versprochene Anzahl von Familien brachte, erhielt er zum Lohne das doppelte Ackerlos und das erbliche Schulzenamt. Nach Magdeburger Recht regierte er die Gemeinde; vor seinem Hause stand der Pranger zum Zeichen seiner Gerichtshoheit und an der Spitze seines Fähnleins zog er mit dem Könige zu Felde. Der aufblühende Wohlstand dieser Bauern zog immer neue Scharen aus dem Mutterlande herbei, und so begehrt waren sie, daß ihnen der beste Schutz gegen frevelhafte Rechtsverletzung, gegen das Antasten ihrer Frauen und Töchter durch den Herren die Befugnis deuchte, in Gesamtheit fortzuziehen. Aber nicht bloß den Herren, auch den alten Untertanen brachten sie Segen. Der König wurde von diesen „um Verleihung des deutschen Rechtes förmlich bestürmt". (Graf Leo Krasinski, Geschichtl. Darstellung der Bauernverhältnisse in Polen. Krakau 1898.)

Und all dies Glück mußte blinder Eigennutz vernichten. Der gesicherte Wohlstand der Erbbauern erregte den Neid ihrer Herren und ihre Rechte wurden unbequem. Zwar war weder der Bauer noch ein Vertreter von ihm je zum Reichstage zugelassen worden; was sie schützte, war das Recht des Schulzen, jede Streitsache bis zum Könige zu verfolgen. Nun zu sagen, daß mit der sinkenden Macht der Könige auch die Rechtssicherheit der Bauern sank, würde nur die Hälfte der Wahrheit ausdrücken; denn gerade darin bestand das Sinken der königlichen Macht, daß sie sich den Schutz der Bauern aus den Händen winden ließ. Zuerst machte man den Bauern rechtsunmündig, indem man ihm nur noch gestattete, durch seinen Herrn eine Klage vor Gericht anzubringen. Damit wurde der Bauer nicht bloß erhöhten Ansprüchen des

Digitized by Google

Herrn gegenüber gefügig, sondern diesem gegenüber geradezu rechtlos; und diese Rechtlosigkeit erhielt ihre gesetzliche Bestätigung, als die Berufung an den König für rechtsungültig erklärt, ja unter Strafe gestellt wurde.

Kein Bericht gibt Kunde von den Seelenqualen, die diese Bauern erduldeten. Aber wer da weiß, daß Besitz und Recht die Nahrung für die Seele des Bauern ist, wer irgend eine Ahnung von dem inneren Zustande dessen hat, der sich brutaler Vergewaltigung wehrlos preisgegeben sieht, der wird begreifen, daß in den Stuben der Bauern sich Szenen der Verzweiflung abspielten, neben denen Dantes Bilder von den Qualen der Verdammten verblassen. Ein Glück für diese Ärmsten, daß sie das Rechtsbuch in der Lade des Schulzen schon lange nicht mehr selbst lesen konnten, sondern sich von den Magistraten der Städte deuten lassen mußten; ein Glück, daß sie vergessen hatten, woher sie einst gekommen: der Gedanke, einem Lande zu entstammen, das zur Bühne der weltbewegenden Reformation geworden war und dessen Behörden gleichzeitig nicht des geringsten Gefühls für die Söhne in der Fremde fähig gewesen wären, hätte vielleicht das Leben in jenen Menschen ganz ertötet.

Den Adel aber verfolgte der Gedanke an den entsetzlichen Rechtsbruch, den er begangen. Voller Verzweiflung, daß Polens Kräfte immer mehr versagten, lag der König Johann Kasimir mit dem ganzen Reichstage vor dem Muttergottesbilde, klagte sich laut der gewaltsamen Unterdrückung des Bauernstandes an und versprach Besserung; aber es wurde nichts mehr gebessert. Mochte man sonst nach Belieben reformieren, an seinem Herrenrechte ließ der Adel nicht rütteln. Zu der sittlichen Zerstörung der Bauern kam aber noch die leibliche. Aus dem Schenkrecht des Herren machte unter dessen Segen der jüdische Pächter des Dorfkruges den Trinkzwang der Bauern, und für diesen ward die Vergessenheit im Trunke zum letzten und einzigen Labsal. Der Bauer schien wirklich nachgerade auf die Stufe des Tieres gesunken zu sein; aber der Hohenzollern menschliches Erbarmen drang bis auf den Rest des einst gesunden Kerns durch und erschuf neues Leben aus dem Verfalle. An dem Verwandten rankte sich das Verwandte empor; das deutsche Blut, von dem die Polen selbst nichts mehr wußten, schlug wieder durch.

Digitized by Google

6.

Und diese aus der Tiefe des Elends emporgehobene Gesellschaft steht den Hohenzollern feindlich gegenüber, erklärt es für eine Beleidigung, daß man ihnen zumutet, sich ihrer Zugehörigkeit zu Preußen zu freuen, und wartet mit Sehnsucht auf den Tag, da ein Wunder Gottes Polen wieder herstellen wird? Es ist klar, daß diese Frage schlechthin und allgemein zu bejahen nicht möglich ist, ohne die Polen außerhalb der menschlichen Natur zu stellen. Wir haben keine Veranlassung, den Haß und die Feindschaft, die gegen uns vorhanden sind, zu vertuschen, aber ebensowenig dürfen wir durch unberechtigte Verallgemeinerungen ein falsches Bild herstellen: es gilt, in dem Bilde der Gesamtheit die Gruppen zu unterscheiden.

Der größte Teil des Adels und der Geistlichkeit haben uns von je gehaßt und nach der Losreißung von Preußen getrachtet; der Bürger- und Bauernstand ist in seiner Masse noch heute den Locktönen der anderen gegenüber von Mißtrauen nicht frei und war früher ihnen ganz unzugänglich.

Es waren 1848 nicht nur die ganz alten Leute, die den adligen Verführern mit einem „wir danken für eure Freiheit" entgegentraten; sie trugen ja freilich nicht selten die Spuren der adligen Freiheit in unvertilgbaren Narben auf dem Rücken. Auch jüngere dachten nicht anders. So brachte ein Bauer Kasubski seine zwei zur Fahnenflucht verleiteten Söhne selber nach Posen zurück und übergab sie, um Gnade flehend, dem General Colomb. Ja, als schon — leider unter Billigung der schwachen Regierung — eine „Kommission zur nationalen (d. h. polnischen) Reorganisation des Großherzogtums Posen" zusammengetreten war, erklärten zahlreiche Dorfschaften zu Protokoll, „unter jeder Bedingung preußische Untertanen bleiben zu wollen"! An anderen Orten bedrohten sie gar die Gutsherren mit dem Tode, falls diese den mindesten Versuch zur Losreißung einzelner Landesteile von Preußen machen sollten. In die aufständischen Regimenter traten fast nur die Arbeiter und Knechte der Gutsbesitzer; selbst die Pfaffenlüge, die katholische Kirche sei in Gefahr, wollte nicht ziehen. Erst als man den Leuten einredete, der König selbst habe die Errichtung polnischer Regimenter angeordnet, ließen sie sich bereit finden, und als sie die Täuschung entdeckten, hatte man Mühe, den Adel vor den Ausbrüchen ihres Grolles zu schützen.

Die polnische Bevölkerung hat also die Dankbarkeit gefühlt und bewiesen, die dem Wohltäter gegenüber natürlich ist. Und selbstver-

Digitized by Google

ständlich haben diese Empfindungen nicht mit dem Jahre 1848 aufgehört. In Volksversammlungen konnte man vor etwa 15 Jahren und kann es wohl auch noch heute erleben, daß auch der polnische Hetzredner seine Treue gegen den König versichern muß, um Glauben für die Berechtigung seiner Klagen zu finden. Vor 12 Jahren erhob sich eine Reihe polnischer Schriftsteller, die gegen alle Träume politischer Selbständigkeit protestierten und, um das Fortleben der Sprache und Literatur ihres Volkes zu sichern, die rückhaltlose Anerkennung der preußischen Herrschaft forderten. Besonders ging A. Chudzinski, ein Mann vor überragendem politischem Verstande, mit den hochtrabenden eitlen Ansprüchen des windigen Adels und dem Phrasenschwalle der in den Zeitungsredaktionen sitzenden Sansculottes unbarmherzig ins Gericht: er zeigte jenen ihre vollständige Unfähigkeit zur politischen Arbeit, diesen die Gewissenlosigkeit ihrer Agitation. Das ganze Gebäude eines wiedererstehenden polnischen Reiches warf er durch den Nachweis in Trümmern, daß auf dem Boden des alten polnischen Reiches die Polen heute kaum noch den dritten Teil der Bevölkerung bilden, daß also, gesetzt, das erhoffte Wunder geschähe und die Teilungsmächte gäben Polen eines Tages frei, das Recht der Mehrheit die Wiedererstehung eines polnischen Reiches von vornherein ausschließe.*) Die Wut der Gegner schäumte wild auf, aber damit kam man über den gewaltigen Eindruck, den das mannhafte Wort gemacht, nicht fort. Eine Zeitlang schwankte das Zünglein der Wage hin und her, dann trat die Entscheidung ein, die die polnische Frage rasch zur brennenden machen mußte: jener Gruppe preußischer Polen wurden die Zeitungen versperrt. Die Sieger aber haben, statt sich zu mäßigen, von da ab die wildeste Sprache gegen uns geführt, gleich als ob sie jede Wiederkehr der in ihren Augen hochverräterischen Anwandlungen unmöglich machen wollten. Es ist ihnen außerdem mit Hilfe der Geistlichkeit gelungen, die Zahl und den Absatz ihrer Zeitungen außerordentlich zu steigern. Gewiß, die Gefühle der Anhänglichkeit an den preußischen Staat sind in der Masse trotz des Giftes, das täglich in die Herzen gespritzt wird, noch nicht erstorben; aber daß sie sich, mag der Geistliche diese Blätter auch noch so empfehlen, diese Angriffe auf Preußen unausgesetzt bieten läßt, zeigt doch, daß die allgemeine Stimmung seit 1848 sich sehr, sehr geändert hat.

*) Von der hochbedeutsamen Flugschrift ist 1891 bei Mittler in Berlin, eine von Ossowski gearbeitete Übersetzung „Zur polnischen Frage in Preußen" erschienen.

Digitized by Google

7.

Wodurch ist nun aber die Umstimmung der Massen zuwege gebracht? Warum ist die Dankbarkeit und Treue, statt zu wachsen, geringer geworden?

Der Mißerfolg des Jahres 1848 hatte dem polnischen Adel wie der Geistlichkeit gezeigt, daß die unumgängliche Vorarbeit für jede neue Erhebung die Gewinnung der Volksmassen sei, und die setzten sie sich von da ab zur Aufgabe. Der Adel stieg herab von seiner Höhe; er gründete Vereine jeder Art und beteiligte sich mit Eifer an ihren Sitzungen und an ihren Festen. Wenn er auf seinem Gute auch nach wie vor die Leute mit psa krew (Hundeblut) anredet und demgemäß behandelt, in den Vereinen ist er die Liebenswürdigkeit selbst. Das ist bei dem angeborenen Bewußtsein seiner höheren Stellung ein großes Opfer, das der Adel bringt, aber es trägt ihm auch die Liebe der Bürger und Bauern ein, in denen die jahrhundertlange Gewöhnung an Unterwürfigkeit noch nachwirkt. Ja, es verfehlt auch bei dem einfachen deutschen Manne seinen Eindruck nicht; der sehnte sich früher oft vergebens nach der Leitung durch die höheren Stände. Jetzt ist es ja anders geworden; die Kriegervereine und die Ostmarkenvereine suchen das Bedürfnis zu befriedigen.

Vor jenem Liebeswerben nun verblaßt allmählich das alte Bild des Adels, zumal die Überlieferung schon ohnehin schwächer werden mußte, und es wurde Raum geschaffen für die Literatur, die den Polen das polnische Reich bis in seine letzten Zeiten hin und besonders das innige Treuverhältnis darin zwischen Herren und Diener gar nicht herrlich genug schildern kann.

Aber die Hauptarbeit fiel der Geistlichkeit zu. Der Pole hängt mit inniger Liebe an seiner Kirche und hat ein kindliches Vertrauen zu seinem Seelsorger, und das wurde der Strick, den man ihm um den Hals warf. Es ergab sich aus den Verhältnissen von selbst, daß die in die ehemals polnischen Landesteile geschickten Beamten nicht nur deutsch, sondern auch evangelisch waren. Die Katholiken bleiben ja noch heute hinter den Evangelischen im Besuche höherer Schulen zurück, und früher kam noch die Abneigung der Beamten im Westen gegen jede Versetzung nach dem Osten hinzu, um die Zahl der verfügbaren katholischen Beamten zu vermindern. Daran nun knüpfte die Geistlichkeit an. Was polnisch war, war auch katholisch; so wurde der durchweg evangelischen Beamtenschaft ohne weiteres und vollends da, wo sie germanisatorische Zwecke verfolgte, die Absicht untergeschoben,

Digitized by Google

sie gehe auf die Protestantisierung der Polen aus und so die Masse künstlich in die Feindschaft gegen die Regierung hineingetrieben.

Es war um so leichter, konfessionellen Argwohn zu erregen, als ja im großen und ganzen auch die Begriffe deutsch und evangelisch sich im Osten deckten. Freilich taten sie es nicht so, daß dem gemeinen Polen hätte eingeredet werden können, es gebe unter den Deutschen keine Katholiken, und das war für die Agitation, die das religiöse Empfinden ganz und gar in den Dienst der nationalen Sache stellen wollte, ein schweres Hindernis. Es mußte, wollte man von den religiösen Empfindungen aus — und einen anderen Weg gab es nicht — den Bauern in die Gegnerschaft zum preußischen Staate treiben, alles daran gesetzt werden, daß den Polen die Begriffe katholisch und polnisch nach Inhalt und Geltungsbereich durchaus zusammenfielen: und daran wird unablässig gearbeitet.

Die polnischen Geistlichen können alle zur Genüge deutsch; aber daß sie den vereinzelten deutschen Kindern in ihrem Pfarrbezirke den Beichtunterricht in der Muttersprache geben, gehört zu den seltensten Ausnahmen. Selbst da, wo die große Zahl der deutschen Kinder und die Rücksicht auf die Väter sie zwingt, deutsche Abteilungen zu errichten, suchen sie so viele als möglich in die polnische Abteilung zu bringen; und wie sie dort das Erlernen des polnischen Katechismus erzwingen, habe ich oben erzählt. Selbst den Kindern der deutschen Abteilung wird zugemutet, „zur Erhöhung der Feierlichkeit" das Glaubensbekenntnis mit den andern gemeinsam in polnischer Sprache abzulegen; das Umgekehrte findet nie statt. Man kann sich denken, wie durch die leider oft geübte Nachgiebigkeit der Deutschen in diesem Punkte der Wahn, daß nur der Pole der wahre Katholik, der Deutsche aber eine minderwertige Abart sei, genährt und zugleich das Selbstgefühl der Polen erhöht wird.

Aber nicht nur im Beichtunterrichte wird die polnische Sprache als die dem Katholiken zukommende behandelt. So wurden in Schwetz deutsche Frauen mit der Aufforderung aus dem Beichtstuhle gewiesen, erst polnisch zu lernen und dann wiederzukommen. Ebenda bekam es der Geistliche fertig, bei dem Kinde eines aus dem Westen zugezogenen Beamten eine polnische Grabrede zu halten; und als der Tod bald darauf den Eltern ein zweites Kind entriß und der Vater nur um ein deutsches Vaterunser bat, damit die arme Mutter doch etwas Trost am Grabe empfänge,

Digitized by Google

mußten die Unglücklichen wieder durch eine polnische Rede am offenen Grabe ihren Schmerz verhöhnt sehen. An demselben Orte kamen aber noch andere Dinge vor. Der vaterländische Frauenverein, dessen Mitglieder dort fast durchweg Evangelische sind, veranstaltete eine Weihnachtsfeier für arme Kinder; nun läßt man, auch wo nur Evangelische den Verein bilden, mit Rücksicht darauf, daß von den beschenkten Kindern die Mehrzahl gewöhnlich katholisch ist, die Festreden von den Geistlichen der beiden Konfessionen abwechselnd halten. Aber auch solch Fest deutscher und evangelischer Barmherzigkeit mußte der eine katholische Geistliche zur nationalen Propaganda benutzen: er hielt eine polnische Rede. Und als man ihm sein Befremden darüber ausdrückte, erklärte er: bei heiligen Dingen könne er auch nur eine heilige Sprache anwenden.

Das Polnische eine — nein! die heilige Sprache: das ist die große Lüge, aus der die Agitation fortwährend Kraft gewinnt und die darum auch mit allem Eifer gepflegt wird. Der jetzige Erzbischof von Posen hat sich, wie ein polnisches Blatt ihm nachrühmt, als er noch Propst in Wreschen war, darüber bei der Regierung beschwert, daß ihm die Kinder den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus" in deutscher Sprache entgegenriefen. Von einem Propste im Kreise Buk berichtet Bär nach den Akten der Regierung, daß er einem deutschen Kinde auf seinen deutschen Gruß mit den Worten: „Da hast du deinen deutschen Gelobt sei Christus" eine Anzahl Hiebe versetzt habe. Der Wreschener Prozeß hat enthüllt, daß den Leuten die Vorstellung beigebracht ist, Christus und Maria hätten auf Erden polnisch gesprochen, sprächen es noch und polnisch sei auch die Sprache des Papstes.

8.

Doch uns gehen hier vor allem die Folgen an, die jene Lüge für unsere deutschen Katholiken hat. Da mag denn nach der Schilderung des Seelenfanges, der von den Geistlichen an den vereinzelten Deutschen getrieben wird, ein Hinweis darauf folgen, daß sie auch ganze Ortschaften, geschlossene Gemeinden, zum Polentum herüberzuziehen verstehen. Ein solcher Fall liegt bei den Bamberger Dörfern um Posen herum vor, über den wir dank Bär (die Bamberger bei Posen. Posen 1882) eine urkundliche Darstellung besitzen. 1720 etwa aus Süddeutschland eingewandert hatten die Bamberger 150 Jahre lang ihr Deutschtum bewahrt,

Digitized by Google

um dann in kurzer Zeit darum gebracht zu werden. 1830 ist es bei Einrichtung der Schulen noch selbstverständlich, daß die Bamberger deutsche Lehrer haben müssen und einzelne Bewerber um die Schulstellen werden von der Gemeinde zurückgewiesen, weil sie nicht fertig genug deutsch sprechen. Es wird zwar in diesen Schulen auch polnisch gelernt, aber die Kinder machen geringe Fortschritte darin und der polnische Lokalschulinspektor der Wildaer Schule, Propst Kamienski, begründet das damit, daß die Kinder deutsch seien. 1843 berichtet er, der Unterricht werde ausschließlich in deutscher Sprache gehalten, 1845, daß die geringe Zahl der dort befindlichen polnischen Kinder des Deutschen mächtig sei; das soll also doch heißen, dem deutschen Vortrage folgen könne. Auch noch 1851 berichtet er: diese Schule ist deutsch. Aber die innere Stellung des polnischen Geistlichen zur deutschen Schule ist jetzt gründlich verändert; die Polen haben ihre Lehren aus dem Jahre 1848 gezogen. Der Geistliche weist den Lehrer an, den Kindern polnische Gebete beizubringen, und als dieser — er hieß v. Ciszewski, war also Pole — darauf hinweist, daß die Bamberger mit der Erlernung des Hochdeutschen schon genug zu tun hätten, da schnitt der hochwürdige Herr jeden weiteren Widerspruch mit den Worten ab: „Wenn sie sie auch nicht verstehen, wenn sie sie nur können!“ Es gelingt ihm außerdem, die Eltern zu einer Eingabe um Verstärkung des polnischen Unterrichts zu bestimmen, und darauf hin zwingt er den Lehrer, in dieser rein deutschen Schule auf den beiden unteren Stufen nur polnisch lesen zu lassen und mit dem deutschen Lesen erst auf der Oberstufe, d. h. im fünften Schuljahre zu beginnen. Diesem empörenden Zustande machte die Regierung 1858 ein Ende, Kamienski muß wieder den rein deutschen Charakter der Schule anerkennen. Dann erhoben 1867 die Hausväter noch Einspruch gegen einen Lehrer, weil er nicht genügend deutsch konnte; aber die ewige Predigt von der heiligen polnischen Sprache, von der Gleichheit der Begriffe polnisch und katholisch und die Beichtstuhlarbeit zur Herbeiführung polnischer Wahlen tut ihre Wirkung; die Bamberger fangen an sich zu schämen, daß sie, obgleich katholisch, noch deutsch sprechen und 1880 bekennt sich kein Katholik in Wilda mehr als deutsch. Ja, als im gleichen Jahre die Regierung dem Polonisierungsunfug entgegentritt und eine Reihe von Kindern deutscher Eltern dem deutschen Religionsunterrichte zuweist, da unterschrieben die Wildaer Hausväter, die von Jugend auf deutsch gesprochen haben und deutsch unterrichtet sind, eine Eingabe, daß sie „mit tiefem Schmerze

Digitized by Google

und unbegreiflicher Wehmut von der Zuweisung ihrer Kinder zum deutschen Religionsunterrichte erfahren" hätten.

Noch bemerkenswerter sind die Vorgänge in Natai. Auch hier erhält der Lehrer 1851 von seinem Geistlichen die Weisung, polnische Gebete lernen zu lassen; und da das seiner Neigung, das Polnische in dieser deutschen Schule zu fördern, entspricht, so fühlt er sich dadurch veranlaßt, weiter zu gehen und verbietet den deutschen Kindern im Schulhause deutsch mit einander zu reden. Das wird den deutschen Bauern denn doch zu toll; die einen verlangen die Ausschulung ihrer Kinder, andere bitten 1856 die Regierung, sie möge dem Lehrer mit aller Strenge aufgeben, die Kinder in allen Lehrgegenständen, besonders aber in der Religion, deutsch zu unterrichten. Aber dem katholischen Reg.-Rat Dr. Brettner eilt die Sache nicht, er läßt sich mit der Antwort Zeit: es handelt sich ja um Klagen von Deutschen. Erst 1858 besucht er die fast vor den Toren der Stadt Posen liegende Schule und berichtet: „Die deutschen Kinder antworten in der Religion polnisch besser als deutsch; jedenfalls aber wird der Lehrer in Zukunft der deutschen Sprache eine größere Sorgfalt zuwenden müssen, die nach der nationalen Bevölkerung des Ortes — 10 polnische Schulkinder neben 47 deutschen — mit der polnischen unbedingt gleichberechtigt ist."

Wie ein Blitz die Finsternis, so beleuchtet dies „jedenfalls aber" die Zustände im katholischen Schulwesen, wie sie sich dank der katholischen Abteilung im Kultusministerium entwickelten. Der Schulrat fürchtete indes, sein „jedenfalls aber" könnte auf den Lehrer eine zu schlimme Wirkung geübt haben; so mäßigt er denn wieder den Eifer des Mannes für die deutsche Sprache, und als 1860 die Zahl der polnischen Kinder auf 20 gestiegen, die der deutschen auf 43 gefallen ist, führt er ihm nachdrücklich zu Gemüte, daß „auch polnische Kinder in bedeutender Anzahl seine Schule besuchten, er also in Zukunft sich bei dem Unterrichte der deutschen und polnischen Sprache in ganz gleicher Weise bedienen müsse." In die Wirklichkeit übersetzt hieß das, dem Lehrer das Recht geben, auch die deutschen Kinder in allen Stunden polnisch zu fragen und zu polnischen Antworten zu zwingen. Und der Erfolg? 1867 berichtet der Kreisschulinspektor, daß im Deutschen gar nichts geleistet wird: der Propst Magdalski fand freilich zu gleicher Zeit alles in der Schule „dobrze" (gut) und 1882 erhebt die Gemeinde gegen die Anwendung des Deutschen im Religionsunterrichte feierlich Einspruch. Unterzeichnet aber ist das Schrift-

Digitized by Google

stück außer von 2 Schymkowiak — germanisierten Polen nach der Schreibweise — von 2 Gensler, 1 Schneider, 1 Leitgeber, 2 Jeske, 1 Filmuth, 1 Roth, 1 Walter, 2 Hotter, 2 Frankenberg, 1 Kaiser.

Ziffernmäßige Angaben über die Erfolge der Polonisierung im ganzen sind ja leider nicht zu beschaffen; es wird aber doch von der Größe unserer Verluste eine Vorstellung geben, wenn ich anführe, daß unter 9000 Schulkindern des an der Stadt Posen liegenden Landkreises 1882 sich 2000 befanden, die ihrem Namen entsprechend deutsch hätten sein müssen: aber nur 700 davon waren es, darunter die sämtlichen 400 evangelischen Kinder natürlich. Von 1600 katholischen Kindern waren also 1300 polonisiert.

9.

Natürlich hilft der Geistlichkeit bei der Bekehrung zum Polentum die gesamte polnische Bevölkerung, und diese Hilfe fängt schon auf der Schule an. Polnische Knaben und Mädchen machen sich an die deutschen Katholiken und suchen sie für die heilige Sprache zu gewinnen. Tritt ein Evangelischer zur katholischen Kirche über, so verlangt man von ihm zur Bekundung seiner Aufrichtigkeit, daß er von Stund an jede Kenntnis des Deutschen verleugne; und leider werden diese Abtrünnigen immer die wildesten Polen.

Bei solcher Abneigung der Bevölkerung gegen das Deutsche ist es natürlich in den zweisprachigen Landesteilen schwer, den deutschen Gottesdienst der Katholiken aufrecht zu erhalten oder gar neu einzurichten. Als in Strasburg (Wpr.) für die katholischen Gymnasiasten ein deutscher Frühgottesdienst eingeführt wurde, ließ sich die Gemeinde nur mit Mühe durch die Geistlichen abhalten, eine Beschwerde über diese „Entweihung des Gotteshauses" beim Bischofe anzubringen. Entweihung des Gotteshauses — und dabei war die Kirche von den deutschen Rittern gebaut und vom Turme herab schauten, wenn auch verblaßt, die Wappenschilde der Ritter noch auf das Pygmäengeschlecht herab.

Zu der Agitation auf dem religiösen Gebiete gesellt sich die im ganzen übrigen Leben. Eine Unzahl von Vereinen haben die Polen gegründet und sie alle verfolgen politische Zwecke, nicht nur die Turn-, Gesangs- und Vergnügungs- oder die kirchlichen Vereine, sondern auch die der Landwirte und der Gymnasiasten. Die beiden letzteren sah die revolutionäre Propaganda von jeher als ein Mittel zur nationalen, d. h. deutschfeindlichen Erziehung an. In welche Netze der unklare Sinn der Jugend sich jagen

Digitized by Google

läßt, haben die letzten Gymnasiasten-Prozesse wieder enthüllt, und in welchem Sinne man die Landwirtschaft fördert, zeigte sich kürzlich in Obornik. Auch die Deutschen waren zur Gründung des Vereins aufgefordert: das sah also nach einem ehrlichen Bedürfnisse der gegenseitigen Belehrung und des friedlichen Zusammenarbeitens aus. Aber die Verhandlungen begannen polnisch und wurden trotz des Einspruches, den der Landrat dagegen mit dem Hinweise erhob, daß alle Anwesenden der deutschen, aber nicht der polnischen Sprache mächtig seien, natürlich polnisch fortgesetzt. So weihte man den Verein mit einem Siege über die Deutschen ein.

In allen diesen Vereinen erscheint aber auch wieder die Gestalt des Hauptfeindes, des polnischen Geistlichen. Er steht an der Spitze der meisten Vereine und spricht in ihnen ein gewichtiges Wort. Er sorgt einmal dafür, daß durch sie das ganze Leben seiner polnischen Pfarrkinder umsponnen wird und so die Gelegenheit zum Verkehre mit den Evangelischen sich mindert; sodann und vor allem treibt er ihnen auch die Deutschen unter seinen Beichtkindern zu, um ihre Polonisierung zu beschleunigen. Ihm stehen aber noch andere Mittel zu Gebote: er ist meist der Vorsitzende der polnischen Darlehnskassen, und da müssen die deutschen Katholiken zu ihm kommen, da das Kreditwesen hier im Osten wenig entwickelt ist. Und wenn der Preis für die geleistete Hilfe auch nur in der polnischen Wahlstimme besteht, so ist mit der schon genug erreicht: dann findet sich das andere allmählich von selbst.

10.

Dem Bilde der polnischen Propaganda würde aber ein Hauptzug fehlen, wenn nicht gezeigt würde, wie sie in die deutschen Gegenden hinübergreift und für die Ausbreitung und Entwickelung der Polen die Stützpunkte schafft; und da ist in erster Reihe des Marcinkowski-Vereins zu gedenken. Mit seinen reichen Mitteln dient er der Heranbildung des mittleren und höheren Bürgerstandes. Handwerkslehrlinge, besonders aber zukünftige Geistliche, Lehrer, Ärzte und Rechtsanwälte sind seine Pfleglinge und übernehmen dafür vor allem die Verpflichtung, in den ehemals polnischen Landesteilen sich niederzulassen. Zumal in den letztgenannten Ständen werden den Polen die Offiziere gegeben. Sind noch wenig Polen da, so sind die Herren auch gegen die Deutschen die Freundlichkeit selber und

Digitized by Google

wissen von nationalen Bestrebungen nichts. Sind aber genug Polen herangezogen, dann fällt die Maske und der Kampf beginnt. Die Verbreitung der Polen ist oft aber nicht das Ergebnis der natürlichen, sondern einer künstlich geförderten Bewegung. An manchen Stellen tauchen sie (so auch die Schüler in einzelnen Gymnasien) wie auf Kommando auf, an anderen werden törichterweise von anderen günstige Bedingungen geschaffen.

Im Vertrauen auf das Zusammenhalten der Glaubensgenossen rücken die Polen an; geringe Lohnansprüche und Unterwürfigkeit empfehlen sie. So nehmen sie den Deutschen, vorab den evangelischen Arbeitern den Arbeitsmarkt, und zufrieden sehen die deutschen Katholiken, wie bei Wahlen die Zahl ihrer Stimmen, und die Gewerbetreibenden unter ihnen, wie ihr Kundenkreis sich mehrt. Aber ist nur erst ein polnisches Geschäft am Orte, so verirrt sich kein Pole mehr in ein deutsches Geschäft der Art; kein deutscher Arzt wird mehr aufgesucht, wenn ein polnischer da ist. Für Katholiken zu stimmen sind sie freilich auch noch weiter bereit, aber es müssen Polen sein. Und sind die Deutschen ihnen darin nicht zu Willen, so sprechen sie plötzlich mit dem Dziennik Berlinski (18. VIII. 01): „Wir polnischen Katholiken verbinden mit dem Begriffe eines Deutschen den Begriff eines christlichen Heiden ohne Rücksicht darauf, ob es sich um einen Katholiken oder einen Protestanten handelt.“ Dann erklären sie (ebenda 19. X. 00) „die deutschen Katholiken für noch gefährlicher als die Hakatisten“; dann ist es Verrat an ihrer Nation für „daitschkatholische Praißen“ zu stimmen. (Gazeta Grudzionska Juni 1901). „Erfüllen die deutschen Katholiken unsere Wünsche nicht, dann niesen wir auf Euer Zentrum, Eure Bischöfe“. (Dz. Berlin. 4. VIII. 01). Selbst vor einem Machtspruche des Papstes würden sie sich nicht beugen. (Ebd. 26. VII. 02): „Für uns ist der Papst das Haupt der Kirche . . . ; aber der politische Papst, welcher darnach strebt, seine rein weltliche Macht mit seiner Armee von Jesuiten, Ultramontanen u. s. w. auszubreiten, die unsere nationale Energie dazu benutzen wollen, ihre irdischen Ziele zu erreichen, bildet für uns eine Macht, mit der wir rechnen und kämpfen müssen wie mit Rußland, wie mit Preußen.“

11.

Das sind so einige Proben der leidenschaftlich geschriebenen Presse, die die überall vorwärts drängenden Truppen täglich anfeuert. Die Leistungen dieser Presse streifen nicht an

Digitized by Google

Hochverrat, sondern sie stellen die offene Vorbereitung und unverhüllte Aufforderung dazu dar. Aus den Äußerungen, die sich in Wagners verdienstvollen „Polenstimmen" zu Dutzenden finden, heben wir noch einige heraus. „Wenn die Zeit der göttlichen Geduld vorüber ist, dann wird Gott Euch Preußen samt Euren Bayonetten, Karabinern und Kanonen zermalmen und uns Polen gegen Euren Willen doppelt soviel das wiedergeben, was Ihr uns entrissen habt." (Gaz. Grudzionska Apr. 99). „Wir Polen haben kein Interesse daran, daß das Deutsche Reich noch mächtiger werde, denn diese Macht gereicht uns nur zum Schaden." (Ebd. Nov. 99): „Wir wollen nicht Preußen werden: selbst wenn man uns hängen sollte, werden wir Polen bleiben." (Bochumer Wiarus polski 12. III. 00.) — „Kein Pole, sagt der Dz. Berlinski 4. VII. 01, kein Pole, der diese ehrenvolle Bezeichnung mit Stolz führt, wird erklären, daß die polnische Nation loyal sei, daß sie keinen Glauben an eine bessere Zukunft hegt." Und noch deutlicher ist die Kriegserklärung im Posener Goniec Wielkopolski (8. VIII. 01): „Wir werden danach trachten, daß die Nation geraden Weges nach ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebe. Wir bekämpfen daher die Vorspiegelung von Loyalismus oder die Erklärung vor der Regierung und der eigenen Nation, daß wir für immer beim preußischen Staate bleiben und unser Los mit dem seinigen verknüpfen wollen." „Loyalismus ist geradezu Verrat an der nationalen Sache."

12.

Gründlicher, als es hier seit 1848 geschehen ist, kann die Umstimmung einer Volksseele nicht besorgt werden. Nimmt man noch hinzu, daß den nach dem Westen abwandernden Polen die heilige Verpflichtung auferlegt wird, nach Posen und dem Weichseltale zurückzukehren, und daß sie in der Tat massenhaft, zwar teuer, aber bei billiger Anzahlung sich hier Heimstätten schaffen, so kann kein Zweifel sein: hier wird eine Armee gesammelt; sie rechnen, was sie ja auch gelegentlich offen erklären, mit der Möglichkeit, einen Aufstand, einen Waffenkampf in Szene zu setzen, natürlich bei internationalen Verwickelungen.

Entgegen kommt ihnen — und das ist ja ein lang erkannter und beklagter Übelstand — die Abwanderung der Deutschen. So hielten sich 1867 im Reg.-Bezirk Marienwerder die Evangelischen und Katholischen, das sind dort zugleich die Deutschen

Digitized by Google

und die Polen, mit 371000 und 372000 das Gleichgewicht. 1885, also in 18 Jahren, kamen auf jene nur 11000, auf diese 54000 Vermehrung. Von da ab hat sich ja Dank der nationalen Politik der Regierung das Deutschtum besser gehalten; wir haben in diesen 15 Jahren um 20000 zugenommen, und es auf 401000 Seelen gebracht, aber dafür kommen auf die Polen 481000. Das Wachstum der Deutschen aber fällt bis 1885 ganz und gar auf die Städte, auf dem Lande gingen unsere Zahlen herunter. Viel schlimmer aber sieht es in Posen aus, wo vielfach auch in den Städten die Polen rasch das Übergewicht erhalten haben.

Die Erklärung für diese ganze unerfreuliche Erscheinung haben wir weniger in dem größeren Kinderreichtum der Polen zu suchen, wie der Reichskanzler meinte, als in der starken Abwanderung der Deutschen. Diese ist z. T. durch den Boykott der Polen erzwungen, die lieber teuer bei einem Landsmann als billig bei einem Deutschen kaufen und am liebsten deutsche Geschäfte ganz meiden.

Diese Verschiebungen haben nun die Hoffnungen der Polen natürlich außerordentlich gehoben; der Lauf der Dinge selber scheint ihnen das Land in die Hände zu geben, damit sie um so leichter sich losreißen können.

Was aber die Aussichten des drohenden Kampfes anlangt, so müssen wir uns von lieb gewordenen, durch Bismarcks Autorität geschützten Vorstellungen frei machen. Gewiß, er hat es mit Nachdruck ausgesprochen, daß zwischen uns und Rußland keine Konkurrenz der politischen Interessen bestehe, und darauf hin hat sich in den Kreisen unserer politischen Tagesschriftsteller eine gewisse Wärme für Rußland entwickelt; aber ihm war doch auch kein Zweifel, daß Deutschenhaß und Panslavismus das Verhältnis verändern könne. Und zu diesen beiden Gegnern ist nun noch eine dritte feindliche Macht gekommen: die bessere Stellung des russischen Reiches in Europa, hervorgerufen durch das Anlehnungsbedürfnis europäischer Mächte und die Erfolge im Osten, und aus dieser Stellung ist ein hochgesteigertes Machtbewußtsein hervorgegangen, das danach drängt, auch unter den Großmächten des Festlandes Rußland die leitende Stellung zu erringen; und hier bieten sich, wenn ich mich nicht täusche, die Polen als Helfer an und werden gern angenommen.*)

*) Während des Drucks geht mir Sembratowiczs Polonia irredenta zu, in der aus genauer Kenntnis der galizischen Zustände heraus das

Digitized by Google

Die Stellung Rußlands zu Polen und damit zu uns hat sich gründlich geändert. Früher hatte es um seiner selbst willen ein großes Interesse, daß bei uns die Polen ruhig blieben, heute nicht mehr. Mehrfach schon ist unmittelbar nach einer von uns ausgegangenen Abwehrmaßregel in Warschau irgend eine Milderung verkündet worden, um Rußland als Freund der Polen erscheinen zu lassen. Die russische Zensur hat nichts dagegen gehabt, das die Wreschener Vorgänge in preußenfeindlichem Sinne behandelt wurden, und offen sind bedeutende Summen für „die Opfer" gesammelt. Die Tatsache der preußischen Herrschaft den Polen recht eindringlich zu zeigen, hält unser Kaiser in Posen einen festlichen Einzug, und die dazu geladenen russischen Offiziere feiern mit den polnischen Herren im Bazar das Verbrüderungsfest. Die Nowoje Wremia hat vor wenig Wochen, offenbar um die polnischen Dinge noch mehr in russischem Sinne zu beeinflussen, die Praca des Herrn Biedermann gekauft. Das Bezeichnendste an dem Vorgange ist aber, daß ein so fanatischer Pole wie Biedermann seine Zeitung an ein russisches Blatt verkaufen konnte. Freilich ist in der Praca schon vor 2 Jahren mit Behagen die Möglichkeit erörtert, daß der preußische Adler von dem russischen zerfleischt werden könnte, und den Polen zum Troste gesagt, daß sie sich dann mit ihren nationalen Hoffnungen nicht schlechter stehen würden als heute. (27. 1. 01.)

Aus dem Deutschenhaß und dem Panslavismus allein läßt sich die Änderung in Rußlands Stellung zu uns nicht erklären; aber das hat wohl den Ausschlag dazu gegeben, auch unsere Polen unter die schützenden Fittiche zu nehmen, daß man die Polen drüben nicht mehr fürchtet. Der Aufstand von 1863 hat dem polnischen Adel furchtbare Opfer an Leben und Besitz abgefordert. Die leitenden Männer sind nach Sibirien gewandert und dies Gefängnis nahm auch später jeden auf, der irgend gefährlich erschien. Dem katholischen Kultus trat die Regierung im ganzen nicht zu nah, aber der Klerus ist mit eiserner Faust gefaßt. So z. B. darf kein Geistlicher ohne Erlaubnis des Landrats seinen Pfarrbezirk verlassen, auch nicht zu flüchtigem Besuche des nächsten Pfarrers. Macht aber der Bischof seine Firmungsreise, dann hat er auf dem Wagen, in der Kirche und im Gasthause stets zwei höhere Beamte neben sich, und der Verkehr mit Rom

Bündnis der Polen und Russen gleichfalls als Bestandteil der polnischen und russischen Politik hingestellt wird.

Digitized by Google

geht durch die Hand der Regierung. — Den Bauern hat die Regierung materiell gefördert, ihm wichtige Vergünstigungen auf Kosten des adligen Herrn gewährt, um Feindschaft zwischen beiden Ständen zu erzeugen.

Dieser Politik, die höheren Stände zu unterdrücken und die niederen zu heben, und der Anhäufung großer Truppenmassen verdankt es Rußland, daß nach dem ersten halben Jahrhundert mit seinen drei gewaltigen Aufständen von 1830, 48, 63 in dem nun bald abgelaufenen zweiten keiner mehr gefolgt ist. Nicht einmal erhebliche Unruhen haben stattgefunden. Grund genug für die Russen, die Widerstandskraft der Polen für gebrochen zu halten und ihrer nationalen Erwartungen sich zu Erreichung eigener Absichten anzunehmen.

Was aber kann denn die Polen bewegen, für die Russen zu arbeiten? Bei manchem tut es sicher der Rubel, der ja seit 150 Jahren seine unheilvolle Rolle in Polen spielt. Doch worin liegen für die Idealisten unter den Wissenden die Beweggründe? Wenn ich richtig sehe, in folgendem: Das Mißglücken des Aufstandes von 1848 schoben die Polen nicht mit Unrecht der Torheit zu, daß sie sich gegen die drei Teilungsmächte zugleich erhoben. Es war daher 1863 ihr Grundsatz, das Übergreifen des Aufstandes nach Preußen und Galizien zu verhindern und von dort Kräfte gegen Rußland heranzuziehen. Auch für die Folge gedenkt man nur einen anzugreifen. Nun rechnet der Pole fortwährend damit, daß Gott ihm zu Liebe ein Wunder tun und sichtbarlich eingreifen werde; und da muß es ihm wie ein Fingerzeig Gottes erscheinen, daß Rußland selber, indem es nach dem kräftigst entwickelten Teile der Polen, dem preußischen nämlich, um der Weichsel- und Pregelmündung willen seine Hand ausstreckt, die Vereinigung der Polen herbeiführt — denn Galizien, hofft man, wird frei und selbständig eingreifen können — und so dem zukünftigen Aufstande den Kampf gegen Deutschland erspart. Geradezu kindlich ist allerdings der Gedanke, mit der Handvoll geknuteter Polen sich gegen ein Rußland zu erheben, das, durch den Sieg über Deutschland moralisch und materiell ins Riesige gewachsen, mit einem Schlage an die Stelle des Panslavismus den Panrussismus setzen würde; aber solche Unreife ist so recht polnisch. Der ganze Gedanke der Wiederherstellung Polens beweist das. Da ist keine Tradition, keine Familie, keine Verfassung, an die man anknüpfen könnte, Einigkeit und Unterordnung haben die außerpreußischen Polen auch nicht gelernt; die Geschichte

Digitized by Google

ihrer Aufstände ist die Geschichte unausgesetzter Ränke gegen den gerade die Bewegung leitenden Mann und ein fortlaufender Beweis ihrer politischen Unfähigkeit. Und um von dem Übergewichte der anderen Nationen auf dem Boden des ehemaligen Polen zu schweigen, die Polen selbst haben in Galizien, Rußland und Preußen ein so verschiedenes soziales Gepräge erhalten, daß eine Vereinigung in einem Gesamtstaate gar nicht mehr möglich ist: der preußische Pole würde sofort für die Unterdrückten in Galizien eintreten und damit der Bürgerkrieg entbrennen. [Fortsetzung.]

Die katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg.

Von Graf von Hoensbroech.

Eine in sich verfehlte Sache ist zu einem gänzlich verfehlten Abschluß gekommen: Den zu Bonn, Breslau und Münster schon bestehenden Zwitterwesen, genannt katholisch-theologische Fakultäten, ist ein neuer Zwitter beigesellt worden. Lange hat's gewährt, bis die Straßburger Fakultät das Licht der Welt erblickte; sie schien zur Mythe, zur Seeschlange geworden. — Wäre sie es doch!

Katholisch-theologische Fakultäten, als Glieder unseres Hochschul-Organismus, gleichberechtigt, ebenbürtig mit den übrigen Fakultäten sind ein Unding.

Daß die katholische Theologie nie Wissenschaft war, nie Wissenschaft sein kann, sollte nachgerade für geschichtlich Gebildete des Beweises nicht mehr bedürfen. Die katholische Theologie ist gebunden, geknebelt durch so und so viele Dogmen, durch so und so viele facta dogmatica, durch so und so viele textus dogmatici: sie empfängt Norm und Richtung durch die „unfehlbare Kirche", d. h. zu deutsch durch den Papst und seine „Kongregationen", vor allem durch die Congregationes Concilii Tridentini, sanctae Inquisitionis und Indicis.*) Mit ihrer

*) Über die Unfreiheit katholischer Wissenschaft überhaupt und katholischer Theologie insbesondere läßt sich ein Buch schreiben. Weniges sei

Digitized by Google

Starrheit und Unveränderlichkeit, mit dem päpstlichen Damokles-Schwert, das beständig über den „Forschungen" römisch-katholischer

hier angeführt. Zunächst ist die ganze Bibel, nach Form und Inhalt, der Forschung des katholischen Theologen so gut wie entzogen. Viele Texte, die den „Beweis" für irgend ein katholisches Dogma bilden, muß der Theologe blindlings als beweiskräftig annehmen, d. h. er muß annehmen, daß der Sinn dieser Texte wirklich den Beweis für das betreffende Dogma enthält. In Bezug auf alle übrigen Texte ist die katholisch-theologische Forschung immer nur eine bedingte, prekäre, d. h. sagt „die unfehlbare Kirche", dieser oder jener Text sei so oder so zu verstehen, so muß der katholische Theologe seine etwa früher gegebene anders lautende Erklärung des Textes aufgeben und muß sich der seiner eigenen wissenschaftlichen Überzeugung vielleicht entgegengesetzten kirchlichen Erklärung anschließen. In der Textkritik sind dem katholischen Theologen die Hände gebunden. Zu entscheiden, ob ein Text echt ist oder nicht, steht nicht der theologischen Wissenschaft sondern der „Kirche" zu; sagt sie: dieser oder jener Text ist echt, so muß er für die katholische Theologie als „echt" gelten, mag die gesamte wissenschaftliche textkritische Überlieferung die Unechtheit des Textes auch noch so klar bezeugen. Ein lehrreiches Beispiel dieser Herrschaft der „Kirche" über die biblische Textkritik bietet die vor 2 Jahren erfolgte Entscheidung Roms über die „Echtheit" des sogenannten Comma Johanaeum: 1. Joh. 5, 7. 8. Fast alle bedeutenden katholischen Exegeten waren über die Unechtheit dieser zwei Verse einig. Rom brauchte aber diese Verse für sein Trinitätsdogma und so entschied Rom: der Streit über das Comma Johanaeum hat aufzuhören, es ist „echt". Und der Streit hörte auf; aus den unechten Texten wurden „echte". Der katholische Theologe muß alle „Heiligkeitssprechungen" (canonizatio Sanctorum) als unfehlbar gewiß anerkennen, d. h. er muß anerkennen, daß der vom Papst „heilig" gesprochene Verstorbene tatsächlich im Himmel ist, und daß sein irdisches Leben der „Ehre des Altars" würdig war. Der katholische Theologe darf, auf dem Wege biographisch-historischer Forschung, nicht zu dem Ergebnis kommen, daß das Leben des „heilig" Gesprochenen nicht heilig war; er darf, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung, nicht zu dem Ergebnis kommen, daß die von Rom im Heiligsprechungsprozeß anerkannten „Wunder" in Wirklichkeit keine Wunder waren. In all diesen Punkten sind ihm von vorneherein die Hände gebunden. Zu dieser sehr umfassenden Unfreiheit des katholischen Theologen und des katholischen „Gelehrten" überhaupt kommt noch ihre Unfreiheit in Bezug auf die facta dogmatica und textus dogmatici. Hier zeigt sich Roms Souveränität über die Wissenschaft in besonders eigentümlichem Licht. Facta dogmatica, dogmatische Tatsachen, nennt Rom alle geschichtlichen Begebenheiten, „die zwar nicht unmittelbar zum Offenbarungsinhalt gehören, die aber mit dem Offenbarungsinhalt so verbunden sind, daß ihre Leugnung das katholische Dogma gefährdet". Über alle solche Geschichtstatsachen hat nicht die Forschung des katholischen Theologen sondern Rom das letzte Wort zu sprechen. Textus dogmatici, dogmatische Texte sind schriftstellerische Äußerungen irgendwelcher Autoren, die sich mit dem katholischen Dogma beschäftigen. In Bezug auf solche Äußerungen -- Texte — spricht Rom sich die Macht zu, mit unfehlbarer Gewißheit den

Digitized by Google

Theologen hängt — und wie oft ist dies Schwert im Laufe der Jahrhunderte bis in die jüngste Gegenwart, von Origenes bis Schell, Leben tötend niedergesaust, paßt die „rechtgläubige" katholische Theologie schlechterdings nicht in einen Lehrkörper, der grundsätzlich und statutarisch die höchste Form freier, autonomer Wissenschaftlichkeit darstellt. Ja, die Eingliederung dieser Theologie in die Universitas scientiarum ac litterarum ist geradezu ein Hohn auf alles, was echte Wissenschaft heißt und ist. Es ist, wie wenn der Staat neben Lehrstühle der Medizin oder Chemie einen Lehrstuhl für Wunderheilungen oder Alchemie aufrichtet.

Das sind Binsenwahrheiten für jeden, der die rechte Auffassung von freier Wissenschaft und die Kenntnis vom Wesen und Betriebe katholischer Theologie besitzt. Aber schon seit Generationen werden diese Binsenwahrheiten in Preußen und anderswo außer acht gelassen.

Katholisch-theologische Fakultäten bestehen an den Staatsuniversitäten von Bonn, Breslau, Münster, Würzburg, München, Tübingen, Wien, Innsbruck, Prag; sie alle, ihre Geschichte, ihr Tätigkeitsbild bestätigen die grundsätzliche Unwissenschaftlichkeit der katholischen Theologie. Wissenschaftlichen Fortschritt, Förderung des menschlichen Erkennens gab und gibt es dort nicht. Alles, nach Inhalt und Form, bewegt sich dort im jahrhundertalten Geleise, und wo immer ein Heraustreten aus dem toten Geleise, ein Streben nach Licht, Luft, Leben zu verzeichnen ist, da knüpft es sich an Namen, deren Träger, eben wegen ihres wissenschaftlichen Strebens, vom Diözesanbischof und vom Papst gemaßregelt wurden:

objektiven Sinn zu bestimmen und zwar selbst entgegen der Erklärung des Autors, daß der von Rom „bestimmte" Sinn nicht der Sinn seiner Äußerung sei. Dogmatische Tatsachen sind z. B. die Legitimität aller allgemeinen Konzilien (Nicäa, Ephesus u. s. w., Trient, Vatikan), die Legitimität der Wahl jedes einzelnen Papstes. Keine Forschung darf von einem katholischen Theologen anerkannt werden, welche die Unrechtmäßigkeit (Zwang, Unfreiheit) irgend eines Konzils oder die Unrechtmäßigkeit (Simonie, Bestechung) irgend einer Papstwahl wissenschaftlich feststellt; vor jeder solcher Feststellung muß der katholische Theologe Halt und Kehrt machen.

Nur kleine Ausschnitte aus der gebundenen Marschroute des katholischen Theologen habe ich vorgelegt. Sie zeigen zur Genüge, daß von Freiheit in der katholischen Theologie nicht die Rede ist; ihre Wissenschaft ist in ihrem Grunde und in ihrer Wurzel wesentlich Pseudowissenschaft und muß es sein.

Digitized by Google

Günther, Hermes, Baltzer, Froschhammer, Reusch, Langen, Döllinger, Schell. Alle diese Namen, und noch viele andere, sind Leichensteine auf dem großen wissenschaftlichen Totenacker Roms; es sind Aufschriften zu dem Eingangstor der katholisch-theologischen Fakultäten, mit dem kurzen, trotz aller Verschiedenheit des Klanges gleichlautenden Sinn: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.

Nun wird man diesen Wahrheiten entgegenhalten: Mag sein, daß dem tatsächlich so ist; aber wir haben die Verpflichtung, den jungen katholischen Theologen die Möglichkeit zu bieten, frische Luft zu atmen, die hermetische Abgeschlossenheit des Konvikts und Seminars zu vertauschen mit studentischer Freiheit; wir haben die Verpflichtung, der katholischen Theologie die Möglichkeit zu öffnen, in Berührung mit echter Wissenschaft, sich zur Wissenschaftlichkeit durchzuringen, Fesseln und Klammern abzustreifen; wir haben die Verpflichtung, die Erziehung und Bildung des katholischen Landesklerus nach Möglichkeit auf nationale Grundlage zu stellen. Diese Möglichkeiten sind in den katholisch-theologischen Fakultäten gegeben; also liegt die Berechtigung, ja Notwendigkeit ihres Seins vor.

Die schlagende Antwort auf diese und ähnliche Rechtfertigungsversuche für die katholisch-theologischen Fakultäten ist der Hinweis auf ihre Geschichte und ihre Leistungen. Mehr als 80 Jahre stehen sie unter uns, inmitten unserer wissenschaftlichen Brennpunkte. Zeit genug, daß die nationalen und wissenschaftlichen Erwartungen, die man an sie knüpfen zu können glaubte, hätten in Erfüllung gehen können. Wo sind diese erhofften Früchte, wo sind auch nur die Ansätze dazu?? Wo ist der wissenschaftliche, der nationale nicht ultramontane deutsche Klerus? Wie Rom jeder auftauchenden freien wissenschaftlichen Regung innerhalb seiner Fakultäten — es sind Roms Fakultäten an unseren staatlichen Universitäten — immer und überall brutal entgegengetreten ist, habe ich schon durch Nennung der von Rom gemaßregelten Theologen hervorgehoben. Im übrigen aber ist „Wissenschaft" und „Nationalbewußtsein" innerhalb der katholisch-theologischen Fakultäten ultramontane „Wissenschaft" und ultramontanes „Nationalbewußtsein" geblieben; ungemildert, ungebrochen, so sehr, daß kaum ein anderes Land den Ultramontanismus in Theorie und Praxis schärfer ausgeprägt, kraftvoller gestaltet aufweist, als Deutschland mit seinen seit über 80 Jahren bestehenden, „zur wissenschaftlichen und nationalen Hebung des ein-

Digitized by Google

heimischen Klerus bestimmten katholisch-theologischen Fakultäten". Wäre — um nur eine, aber so ziemlich alles umfassende Tatsache zu nennen — das Zentrum möglich ohne die Phalanx der ultramontanen Geistlichkeit, die in weitaus der Mehrzahl ihrer Glieder die „wissenschaftliche" und „nationale" Erziehung der katholisch-theologischen Fakultäten genossen hat? Ferner, betrachte man doch die „wissenschaftlichen" Leistungen eben dieser Geistlichkeit. Ich greife die zwei hervorragendsten enzyklopädischen Werke des deutschen Katholizismus heraus: das „Staatslexikon" und das "Kirchenlexikon". Die bekanntesten katholischen Theologen Deutschlands vertreten dort die extremsten, echt mittelalterlich-ultramontane Ansichten über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat, über die „Rechte" der Kirche in Bezug auf Ehe, Familie, Schule, über die Oberhoheit des Papstes über Staaten und Fürsten. Wo sind in diesen „wissenschaftlichen" Leistungen die gesunden Früchte echter Wissenschaft, nationaler Gesinnung? Krasser, internationaler Ultramontanismus; Lehren und Anschauungen machen sich dort breit, deren sich kein Gregor VII. und kein Bonifaz VIII., kein Augustinus Triumphus und kein Liberatore zu schämen brauchten. Habe man doch den Mut und zugleich die Klugheit, die politische und nationale Klugheit, den Tatsachen ins Gesicht zu schauen! Sie reden eine so deutliche, eindringliche Sprache gegen die katholisch-theologischen Fakultäten, daß ein vollgerütteltes Maß von Blind- und Taub-Sein-Wollen dazu gehört, diese Tatsachen nicht zu sehen, diese Sprache nicht zu verstehen. Solange der Katholizismus das ist und das bleiben will, wozu er im Laufe der Jahrhunderte geworden ist: ein Wissenschaft und Nationalität grundsätzlich mißachtendes, jeder Volks- und Staatsgemeinschaft fremdes und feindseliges System — ich spreche nur von einer Seite seines vielgestaltigen Wesens —, so lange sollte für seinen Theologie-Betrieb kein Raum sein innerhalb unserer Universitäten. Bleibe er mit seiner Theologie dort, wo ihre Heimstätte ist, in den Konvikten und Seminarien.

Was nun die Straßburger katholisch-theologische Fakultät betrifft, so wiederhole ich zunächst den Satz, mit dem diese Ausführungen anheben: eine in sich verfehlte Sache ist zu einem gänzlich verfehlten Abschluß gekommen.

Man steht erstaunt vor dem Übermaß von Ungeschick, Unkenntnis und Schwächlichkeit, das die Regierung in dieser Angelegenheit bewiesen hat. Oder vielleicht auch, man ist nicht er-

Digitized by Google

staunt; denn wer Preußens Kirchenpolitik, d. h. sein Verhalten Rom und römischen Dingen gegenüber aus der Geschichte kennt, weiß, daß hier vollendete Plan-, Kopf- und Charakterlosigkeit stehende Überlieferung, eiserner Bestand geworden sind. Was anders war denn — um zwei Beispiele aus neuerer Zeit zu erwähnen — Preußens Verhalten in den sogenannten Kölner und Posener Wirren der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts, was anders war der Preußische Kulturkampf mit seinen vorbildlich ungeschickten Gesetzen, seinen verletzenden polizeilichen Plackereien und schließlich seinem jämmerlichen Ende? Preußen kennt in seinem Kampf mit Rom — und Kampf mit Rom ist für jeden Kulturstaat leider Lebensnotwendigkeit — nur das Schwanken zwischen Polizeistock und Zuckerbrot. Die feste, charaktervolle Haltung, die aus der Kenntnis des Gegners heraus, ihm und seinen Wünschen gegenüber, die Forderungen und Rechte des modernen Staates wie einen rocher de bronze hinstellt, die kein Strichlein und kein Pünktlein sich abhandeln läßt, diese selbstbewußte macht- und kraftvolle und deshalb zum Ende sieghafte Haltung ist dem Preußen früherer wie unserer Tage versagt, zum schwersten Schaden der deutsch-nationalen Interessen. Mehr noch! Versagt ist seinen Staatsmännern in ihrem Verkehr mit Rom die allergewöhnlichste Klugheit. Beweis: Unterhändler der Regierung für die Verhandlungen mit Rom bei Errichtung der Straßburger Fakultät war — Freiherr von Hertling! Selbst der mäßig Kluge macht auch in weniger wichtigen Dingen den Bock nicht zum Gärtner. Hier ist in einer wichtigen Angelegenheit diese Alltagsklugheit außer acht gelassen worden. Ich mache Herrn von Hertling seinen Ultramontanismus nicht zum Vorwurf; er wird seine Überzeugung sein, die zu achten ist. Aber ein Ultramontaner vom reinsten Wasser ist Herr von Hertling; daran läßt sich nicht drehen noch deuteln. Diese Tatsache, die jedem, der mit wachen Augen in der Gegenwart steht, bekannt sein muß, war den weisen Männern unserer Regierung unbekannt, oder wenn sie ihnen bekannt war, so waren sie ahnungslos über die Bedeutung dieser Tatsache gerade in Bezug auf Verhandlungen mit Rom. Herr von Hertling ist Vorsitzender der sogenannten „Görresgesellschaft", des Sammelpunktes ultramontan-katholischer „Wissenschaft". Die „Görresgesellschaft" gibt ein „Staatslexikon" heraus, und dieses „Staatslexikon", das also unter Hertlingscher Ägide erscheint, enthält, wie schon hervorgehoben, den Ultramontanismus

Digitized by Google

pur sang. Es verkündet das Absetzungsrecht des Papstes über Fürsten, sein Recht staatliche Gesetze zu annullieren, seine Gewalt den Untertanencid zu lösen; es erklärt sich leidenschaftlich — was gerade bei vorliegendem Gegenstand besonders beachtenswert ist — gegen die Lehrfreiheit auf unseren Universitäten (I, 880; V, 821); es stellt den Syllabus in seiner ganzen Ausdehnung als unantastbare Autorität hin, es erklärt den Inhalt des Syllabus für die allein richtige Grundlage für das Verhältnis zwischen Kirche und Staat (III, 1521; V, 661ff.); es bekennt sich in Bezug auf die Konkordate, teils verschämt, teils offen, zu der Theorie, daß sie keine eigentlich zweiseitigen Verträge sind, und daß der Papst an sie nicht gebunden ist, sobald er erklärt, sie gereichen der Kirche zum Schaden. Alle diese, dem modernen Staats- und Rechtsbewußtsein schnurstracks entgegengesetzten, sie zerstörenden Anschauungen sind seit Jahr und Tag im „Staatslexikon" vertreten, seit Jahr und Tag sind sie gedeckt durch das Ansehen des Vorsitzenden der „Görresgesellschaft", durch den Freiherrn von Hertling. Und gerade Freiherr von Hertling, ausgerechnet er, wird von der Regierung zum Unterhändler zwischen ihr und Rom in der Straßburger Fakultätsfrage erwählt!! Bei solchem Unterhändler mußte herauskommen, was herausgekommen ist: der vollständige Sieg Roms, die Kapitulation der deutschen Regierung vor dem Ultramontanismus, die Preisgabe der wissenschaftlichen Unversehrtheit unserer Hochschulen.

Gab es denn in ganz Preußen und in ganz Deutschland keinen nicht-ultramontanen Mann, dem man die Verhandlungen mit Rom hätte anvertrauen können. Mußte es gerade der Führer derjenigen „Wissenschaft" sein, die in ihrer „Monumental-Leistung", dem „Staatslexikon", dem extremen Ultramontanismus das Wort redet, die dort den Staat in eine dienende Stellung zur Kirche, die Wissenschaft zur Magd herabdrückt? Ja wäre es nicht überhaupt richtiger gewesen, einen Nicht-Katholiken als Unterhändler zu bestellen? Haben wir beim Friedensschluß mit Frankreich die Verhandlungen Franzosen oder Elsässern übertragen?

Die fünf Artikel des Abkommens zwischen Rom und Deutschland lassen einen aus dem Staunen nicht herauskommen. Artikel 1 schützt und schirmt das bischöfliche Klerikalseminar in seinem Bestehen und seiner Wirksamkeit; eine „Kulturtat" der deutschen Regierung, die ich weiter unten in das gebührende Licht rücken werde. Artikel 2 setzt die Fächer fest, welche die neue Fakultät enthalten

Digitized by Google

soll, wobei selbst nicht unmittelbar theologische Disziplinen, wie Kirchengeschichte, kanonisches Recht und Archäologie der freien Wissenschaft entzogen und der gebundenen „Wissenschaft" des Ultramontanismus ausgeliefert werden. Artikel 3 gibt die Ernennung der Fakultätsprofessoren in die Hand des Diözesanbischofs, d. h. Roms. Artikel 4 verschärft diese unglaubliche Maßregel noch durch den Hinweis auf das unnatürliche Dienstverhältnis, in dem die staatlichen katholisch-theologischen Fakultäten Bonn und Breslau zur römischen Kirche stehen. Artikel 5 setzt allem die Krone auf, indem es den Staat zum Büttel der Kirche gegenüber seinen eigenen Professoren macht: „Die Regierung hat ohne Verzug für einen alsbaldigen Ersatz zu sorgen und die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen, daß die Beteiligung irgend eines der Professoren an den Geschäften der Fakultät aufhört, sobald durch die kirchliche Behörde der Nachweis (!) erbracht ist, daß der betreffende Professor wegen mangelnder Rechtgläubigkeit (!) zur weiteren Ausübung seines Lehramtes als unfähig anzusehen ist." Was wir hier im 20. Jahrhundert in Bezug auf eine deutsche Hochschule lesen; die Worte, die hier die Rolle des Staates auf einer seiner eigenen Bildungsanstalten festsetzen, sind sachlich wie formell mittelalterliche Inquisitorialerlasse, in denen dem Staate auch aufgetragen wurde, den von der Kirche ihm übergebenen Ketzer d. h. den „wegen mangelnder Rechtgläubigkeit" vom Inquisitor - Bischof, Papst — Verurteilten „ohne Verzug" zu exekutieren. Früher mußte der Büttel „Staat" auf Geheiß Roms den Professor „wegen mangelnder Rechtgläubigkeit" verbrennen, heute beeilt sich der Büttel „Staat" - Preußen — Deutschland! — auf Geheiß Roms, den Professor „wegen mangelnder Rechtgläubigkeit" aus seinem Lehramt zu entfernen! Und das an staatlichen Hochschulen, an denen, wenn irgendwo, der Verfassungsgrundsatz sakrosankt sein soll: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei!"

Zu gründlicher Beschämung unserer Regierung setze ich die Worte her, die einst - lang ist's her — im Jahre 1820 die Professoren der katholischen Theologie zu Bonn, Gratz, Schwarz und Seber, an die Preußische Regierung richteten, um sie aufzufordern, dem vom Bischof von Münster über die katholisch-theologische Fakultät zu Bonn „wegen mangelnder Rechtgläubigkeit" ihrer Professoren verhängten Boykott entgegenzutreten: „Es ist eine durch die Geschichte allgemein bestätigte Erfahrung, daß keine Nachstellungen so kräftige Gegenwehr erfordern

Digitized by Google

als die der Hierarchie, und daß man solchen nur durch rasche und kräftige Entgegenwirkung mit Erfolg begegnet. Der hierarchische Despotismus ist immer an der Standhaftigkeit der Regierungen gescheitert" (Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn, Freiburg 1862, S. 69). Ein Programm liegt in diesen Sätzen für das Verhalten gegenüber Rom, freilich ein Programm nur durchführbar von einer *starken* Regierung.

Es ist begreiflich, daß die Zentrumspresse *diese* Artikel ohne Triumphgeschrei, fast schweigend aufgenommen hat. Wo Tatsachen so laut den Sieg verkünden, da sind Worte überflüssig; sie könnten nur schaden. Der Satte *ruht* im wohligen Gefühle der Sattheit. Es ist ferner begreiflich, daß *Herr von Hertling* das Großkreuz des Gregoriusordens vom „Statthalter Christi" erhalten hat — ganz nebenbei, welchen Orden, welche glitzernde Auszeichnung verlieh eigentlich Christus? —, aber unbegreiflich ist es, daß dem *Ministerialdirektor Althoff*, dem Vater dieses, unsere Kultur und unsere Würde gleichmäßig verletzenden Abkommens, eine hohe preußische Auszeichnung verliehen worden ist. Die schwarz seidenen Eskarpins, das kokette Mäntelchen, der niedliche Stoßdegen, die Halskrause und die goldene Kette eines päpstlichen Cameriere di spada e cappa gebühren ihm. Aber eine staatliche Ehrung für Auslieferung staatlicher Rechte, für die herbeigeführte capitis diminutio der Wissenschaft? Wer mag wohl dem Könige Bericht erstatten über solche „Verdienste" und Vorschläge machen für ihre Belohnung. Doch lassen wir Herrn Althoff und seinen Orden. Die Bemerkungen darüber flossen mir unwillkürlich aus der Feder, aber der Vorgang, so bezeichnend für unser Verhältnis zu Rom er auch ist, hat doch, gegenüber der Sache, die uns hier beschäftigt, nur geringe Bedeutung.

Ich komme zurück auf Artikel 1 des Abkommens. Er gewährleistet Fortbestehen und Tätigkeit des Straßburger Klerikalseminars. Hierdurch hat sich Rom das *jeder staatlichen und öffentlichen Kontrolle entzogene Mittel* geschaffen, alle durch das Studium auf der Fakultät etwa eintretenden dem ultramontanen Katholizismus weniger günstigen Folgen bei den Studierenden wieder auszugleichen und sie in Bann und Zwang seines Systems zu halten. Schon dadurch, daß Rom Berufung und Absetzung der Fakultätsprofessoren so gut wie ganz in seine Hand gebracht hat (Art. 3 und 5) ist die Möglichkeit des Entstehens freier, nicht ultramontaner Wissenschaft ausgeschlossen. Aber Rom wollte *alles* haben und alles bekam es. Nicht nur das Hören

Digitized by Google

freierer Lehren will es für seine Theologen unmöglich machen, auch das Atmen freierer Luft soll verhindert werden. Es könnte doch sein, daß der junge Theologe, der sich zu den Fakultätsvorlesungen aus dem Konvikt und Seminar herausbegeben muß und so in Berührung kommt mit dem Leben außerhalb der Seminarmauern, mit Studenten anderer Fakultäten u. s. w., es könnte doch sein, daß er durch diese Berührung irgendwie „angesteckt" würde. Um diese „Ansteckung" im ersten Keime zu ertöten, soll das Seminarleben, die Seminarerziehung in all ihrer Schroffheit und Abgeschlossenheit, wie sie vor 300 Jahren das Konzil von Trient vorgeschrieben hat, dienen. Und so läßt sich Rom dies Seminarleben und diese Seminarerziehung in ihrem ganzen Umfange gewährleisten! Von wem? Von der deutschen Regierung! Wann! Im 20. Jahrhundert! Wir haben hier den „Höhepunkt" des Abkommens zwischen Staat und Kirche. Es genügte dem größten Kulturstaate Europas nicht, der Freiheit der Wissenschaft einen Schlag zu versetzen, indem er einen Teil seiner eigenen wissenschaftlichen Hochburgen auslieferte an eine Macht, deren absolute Kulturfeindlichkeit im Syllabus ausgedrückt ist, nein, er drückte seiner Schwäche, seinem Abfall von der modernen Kultur noch das Siegel auf, indem er sich verpflichtete, selbst Wache zu stehen an den Türen derjenigen Anstalt, in welcher der staats- und kulturfeindliche Ultramontanismus gelehrt und gepflegt wird; indem er sich verpflichtete, dafür zu sorgen, daß diese Lehre, diese Pflege durch nichts gestört werde. Das Maaß der Demütigung ist voll. An die Türe des Seminars, als Hüter und Schützer des dort gelehrten Ultramontanismus, hat sich der Staat gestellt; hinein, sehen und hören, was dort drinnen geschieht, darf er nicht; denn das Innere des Seminars ist der staatlichen Aufsicht entzogen!

Eine vernichtende Ironie auf die Kenntnis der Regierung über ihren Unterhändler, den Freiherrn von Hertling, dem sie diesen Artikel 5 verdankt, liegt darin, daß das „Staatslexikon" der „Görresgesellschaft", deren Vorsitzender Herr von Hertling ist, gerade über die Klerikalseminare die echt tridentinischen Grundsätze unter Abdruck des Konzilsdekrets (sess. 23, c. 18 de reform.) verkündet; daß es als Vorbild und Muster dieser Seminare das Kollegium Germanikum der Jesuiten zu Rom hinstellt (V, 33f.) Es muß gesagt werden: Geradezu bodenlos ist die Unwissenheit unseres Kultusministeriums über ultramontane Dinge; eine Unwissenheit, die hart an Pflichtver-

Digitized by Google

säumnis streift. Denn Pflicht des Kultusministeriums ist es, öffentliche Tatsachen — die Existenz des Hertlingschen „Staatslexikons" und seiner Lehren — die von wesentlichem Belang für die von ihm geführten Verhandlungen mit Rom sind, zu kennen.

Ich kann es nicht als einen Zufall betrachten, daß zur selben Zeit, als die deutsche Regierung das Olmützer Abkommen mit Rom über die Straßburger Fakultät einging, der Papst eine Enzyklika erließ über — die Seminarbildung. Sie ist vom 2. Dezember 1902 datiert, richtet sich zunächst allerdings „an die Bischöfe Italiens", allein, wie alle päpstlichen feierlichen Rundschreiben, hat sie Bedeutung und Gewicht für alle Bischöfe und alle Seminare, also auch für den Straßburger Bischof und für das Straßburger Seminar. Aus dieser Enzyklika ist klar ersichtlich, wie Rom seine Seminarien geleitet wissen will, für was also die deutsche Regierung sich im Art. 1 als Hüter und Schützer hergegeben hat (Text der Enzyklika: „Germania" vom 19. Dezember 1902, II Blatt): „Mit peinlicher Sorgfalt soll in den Seminarien der gebührende Geist sowohl hinsichtlich der Erziehung des Verstandes als auch der des Herzens aufrecht erhalten bleiben." „Was die Studien betrifft, so nehme man, da der Klerus den Fortschritten jeder guten Wissenschaft nicht fernbleiben darf, immerhin auf, was man an den neuen Methoden als wahrhaft gut und nützlich erkennt; jede Zeit pflegt ja zum Fortschritte des menschlichen Wissens beizutragen. Jedoch wünschen Wir, daß diesbezüglich unsere Vorschriften hinsichtlich des Studiums der klassischen Literatur und besonders der Philosophie, der Theologie und der angrenzenden Wissenschaften wohl beachtet werden, Vorschriften, die wir in mehreren Schriftstücken gegeben haben. Es wäre gewiß wünschenswert, daß die geistlichen Jünglinge, wie es Pflicht ist, alle den Lauf ihrer Studien stets im Schatten der heiligen Anstalten durchmachen könnten. Aber, da gewichtige Gründe es zuweilen ratsam erscheinen lassen, daß einige derselben die öffentlichen Universitäten besuchen, so vergesse man nicht, mit was für und mit wie großen Vorsichtsmaßregeln die Bischöfe ihnen das erlauben sollen." Alfons von Liguori wird als „der ausgezeichnetste Moralist" angepriesen. Die Seminarinsassen „sollen abgesondert gehalten werden von der Berührung und mehr noch von dem Zusammenleben mit Jünglingen, die nicht auf das Priestertum aspirieren; eine solche Gemeinschaft wird aus gerechten und schweren Gründen zeitweilig und unter

Digitized by Google

besonderen Vorsichtsmaßregeln nur geduldet werden können, solange es nicht gegönnt ist, entsprechend dem Geiste der kirchlichen Disziplin vollständige Vorsorge zu treffen."

Hier ist, auf dem Umwege über Italien, dem Straßburger Bischof die Anweisung gegeben — und Herr Fritzen wird sie ad litteram befolgen —, wie er sein Klerikalseminar einzurichten hat, damit es ein Korrektiv bleibe gegen den Geist der Universität, gegen „die schädliche Berührung mit anderen Jünglingen, die nicht auf das Priestertum aspirieren," d. h. mit deutschen Studenten; hier hat Rom sich das staatlich geaichte und geschützte Gegengewicht geschaffen selbst gegen die katholisch-theologische Fakultät, wenn sie — was nach Artikel 1—5 allerdings fast unmöglich ist — der kirchlichen Leitung sich jemals auch nur in etwa entzöge.

Daß das der richtige Sinn des Artikels 5 ist, geht sehr deutlich aus einer Zuschrift an den „Elsässer" hervor. Ein katholischer Priester, Dr. Haegy schreibt dort:

„Der § 11 des französischen Konkordats gibt dem Bischof von Straßburg das Recht, eine theologische Lehranstalt an seinem Seminar zu haben. Dieses Recht wird absolut nicht durch das jetzige Abkommen aufgehoben oder auch nur alteriert. Dieses Recht bleibt unangetastet bestehen und bildet die wertvollste Reserve für Konfliktszeiten, in denen die Einrichtung und Besetzung der Fakultät der bischöflichen Behörde Schwierigkeiten bereiten könnte. Es steht nichts im Wege, daß der Bischof in seinem Seminar gewisse Kurse geben lasse, entweder weil sie in der Fakultät nicht gegeben werden, oder weil sie etwa nicht seinen Wünschen entsprechen. So liegt es gottlob ganz in der Hand des Bischofs, die Fakultät im Erziehungsgang seines Klerus einfach auszuschalten. Die Hoffnung aller „Naiven" und „Grünen", welche von der Fakultät „germanisierende" Wirkungen erhoffen, wird sich niemals erfüllen. Wenn irgend etwas im Seminar „antigermanisch" war, so ist es der Geist des Konvikts (Seminar) und dieser bleibt ruhig in der Zukunft derselbe trotz der Fakultät! Die Tatsache allein, daß die Theologen die Kurse im Universitätsgebäude für einige Stunden im Tage anhören, wird keine Wirkung ausüben."

Man sieht, der Ultramontanismus zögert nicht, dem Staat seine Niederlage mit derbem Hohn und Spott unter die Nase zu reiben.

Ich breche ab, so viel sich auch noch sagen ließe. Nur eines sei noch hinzugefügt.

Digitized by Google

Die deutsche Regierung hat sich unfähig erwiesen, die Freiheit der Wissenschaft und die Würde unserer wissenschaftlichen Zentren zu schützen gegenüber einer Macht, deren oberster Grundsatz der Mißbrauch, die Unfreiheit der Wissenschaft ist. Ist denn aber die deutsche Wissenschaft nicht selbst imstande, sich und ihre Ehre zu schützen? Wollen die deutschen Hochschullehrer schweigend dulden, daß man das Zerrbild der Wissenschaft, gleichberechtigt und ebenbürtig mit der wahren Wissenschaft in die Universitäten einführt und den Tod der Wissenschaften dort gesetzlich schützt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die katholisch-theologischen Fakultäten in offenem Widerspruche stehen mit dem Grundsatze unserer Verfassung: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei; es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser seit Generationen, ohne Nutzen für Volk und Staat sich hinschleppende Verfassungsbruch durch das Straßburger Abkommen erneuert und vertieft worden ist. Einer der besten Erklärer unserer Verfassung, E. Schwartz, schreibt zu dem die Freiheit der Wissenschaft gewährleistenden Verfassungsartikel: „Die Wissenschaft und ihre Lehre soll weder vom Staate noch von der Kirche beeinflußt werden, es sollen weder von der einen noch von der andern Autorität bestimmte Lehrsätze oder Lehrbücher vorgeschrieben noch verboten werden können" (die Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat, 2. Auflg., Breslau 1898, S. 83). Nun besteht aber die ganze katholisch-theologische Wissenschaft aus „bestimmten unwandelbar vorgeschriebenen Lehrsätzen", die in bestimmten, vorgeschriebenen und kirchlich approbierten „Lehrbüchern" gelehrt werden. Dadurch also, daß die katholisch-theologischen Fakultäten der kirchlichen Aufsicht unterstellt sind, daß die Straßburger Fakultät dieser Oberaufsicht in besonderer Weise aufs neue überantwortet worden ist, ist der Verfassungsgrundsatz verletzt. Unsere Regierung, die seit Jahren Schritt um Schritt vor römisch-ultramontaner, kulturfeindlicher Anmaßung zurückweicht, wird hier in absehbarer Zeit keinen Wandel schaffen. Wer anders bleibt denn, um diesen Wandel herbeizuführen, als die geborenen Hüter der Wissenschaft, die Hochschullehrer selbst, denen es laut ins Gewissen schallt: Tua res agitur, deine Sache gilt es! Deine nur? Nein, es gilt die Sache des deutschen Volkes, die Sache der Kultur! Wir wollen den römischen Fuß, dessen Spuren von jeher Kulturtrümmer, gemordete Freiheit, geschändete Wissenschaft aufweisen, wir wollen ihn nicht auf unserer Verfassung sehen und am allerwenigsten auf derjenigen Macht, durch die unser Volk

Digitized by Google

zu dem geworden ist, was es ist: der Wissenschaft. Das „Halt“ diesem zertretenden Fuße gegenüber muß die Wissenschaft selbst sprechen. Und wie würde dieser Ruf wirken! Überall, nicht nur in Deutschland, würde er aufgenommen. Mit einer Stärke würde er ertönen, die jeden Widerstand bricht, mit einer Offenbarungsgewalt innerer Wahrheit würde er vernommen, die den Schleier vor den Augen selbst unserer Regierung zerreißen wird. Das wäre Kulturkampf im wahren, edeln Sinne des arg diskreditierten Wortes. Kampf für die Kultur, ohne Gesetzesparagraphen und Polizeimaßregeln, geführt von der ersten Kulturmacht der Welt, der Wissenschaft, gerichtet gegen den ältesten, den mächtigsten Kulturgegner.

Ist für diesen Kampf Aussicht vorhanden? Will man von einer Einzeltatsache auf die Allgemeinheit schließen, so ist die Aussicht gering.

Ein geachtetes Mitglied der deutschen Wissenschaft, Professor Hans Delbrück, äußert sich soeben in seinen „Preußischen Jahrbüchern“ über die Errichtung der Straßburger katholisch-theologischen Fakultät befriedigt! Er sieht darin „eine erste und höchst bedeutsame Frucht des neuen Geistes, der in der (katholischen) Kirche emporsteigt, der eine gewisse Rückständigkeit mit aller Offenheit zugibt und das Gelübde ablegt, nach Besserung streben zu wollen“; er preist „die höchste diplomatische Kunst, mit der Herr Althoff die Schwierigkeit der Stellung einer katholischen Fakultät zugleich unter dem Staate und unter der Kirche, gemäß den heutigen Machtverhältnissen gelöst hat“. Er nennt es „wertvoll, daß dem Bischof ein so vornehmes und einflußreiches Kollegium wie eine Fakultät an die Seite gesetzt worden ist.“ In wenig Worten ist hier eine Unsumme von Unkenntnis über katholische Dinge im allgemeinen und über die Straßburger Fakultät im besondern aufgehäuft worden; es kommt hier, gegenüber den harten Tatsachen, ein so naiver Optimismus zu Tage, daß man sich erstaunt fragt, wie ist es möglich, daß ein hochintelligenter, mitten im Leben stehender, deutsch bis auf die Knochen gesinnter, der echten Wissenschaft ehrlich dienender Mann solche himmelblauen und rosenroten Phantasien niederschreiben kann. „Der neue Geist“ innerhalb der katholischen Kirche, d. h. der „Reformkatholizismus“ der Herren Schell, Ehrhard, Müller, Klasen u. s. w. wird nie zu einer Reform des Katholizismus führen. Wenn die Herren den Mut der letzten Schritte haben, so werden sie mit ihrem „neuen Geist“ und ihrer „Reform“

Digitized by Google

zum Austritt aus der katholischen Kirche kommen; die Kirche selbst aber wird bleiben, was sie ist, ohne „neuen Geist“ und ohne „Reform“. In keinem Punkte ist die Geschichte klarer, unmißverständlicher, als in der Lehre, daß 1. ein der echten Wissenschaft entsprechender „neuer Geist“ und eine der Wahrheit entsprechende „Reform“ für die katholische Kirche gleichbedeutend ist mit der Aufgabe und Verleugnung ihres eigensten, innersten Seins und Wesens, mit der Abdankung des Papsttums als pseudo-göttlicher Macht; daß 2. jede wirkungsvolle geistige Neubelebung und reformatorische Bewegung innerhalb der katholischen Kirche nur ausgehen kann von der Kirche selbst und vom Papsttum; das heißt aber in unserem Falle: die Kirche, das Papsttum erklärt sich selbst und seine Vergangenheit für eine große Irrung. Haben die Herren Schell u. s. w. aber den Mut der letzten Schritte nicht, d. h. bleiben sie in der Kirche – was ich hiermit „prophezeie“, ohne Prophet oder Prophetensohn zu sein*) – so ist die ganze Sache überhaupt bedeutungslos: ein kleines Gekräusel auf der bleischweren Oberfläche des „toten Meeres“ der katholischen Kirche, das in wenig Jahrminuten nicht mehr bemerkbar ist. Daß gerade die Träger „des neuen Geistes“, den Delbrück in der Kirche „emporsteigen“ sieht, daß gerade die Ehrhard, Schell u. s. w. von „der ersten und bedeutsamsten Frucht dieses Geistes“, von der Straßburger Fakultät ausgeschlossen sind und bleiben, gehört zu jenen Tatsachen, welche eine bittere, aber wohlverdiente Ironisierung des Delbrückschen Phantasiegebildes enthalten. Wie kann man nur sprechen von einer „Lösung“ der Schwierigkeit, die für eine Fakultät vorhanden ist, „die zugleich unter dem Staate und unter der Kirche steht“? Da moderner Staat und katholische Kirche wie in allem, so besonders in Bezug auf Wissenschaft äußerste Gegensätze sind, buchstäblich Leben und Tod, so ist, bei gleichzeitiger Einwirkung dieser beiden auf denselben Gegenstand (hier, in der Fakultätsfrage auf die Wissenschaft), eine Schwierigkeitslösung schlechterdings unmöglich, ebenso unmöglich wie die Quadratur des Kreises. Von solcher „Lösung“ als Möglichkeit oder gar als Tatsache zu sprechen, ist absoluter Nonsens. Eine „Lösung der Schwierigkeit“

*) Schneller noch, als ich selbst erwartet habe, ist meine „Prophezeihung“ in Erfüllung gegangen: Schell hat seinen Austritt aus dem Komitee des den neuen Geist führenden Organs erklärt; Ehrhard ist nach Rom gepilgert und hat seine „Rechtgläubigkeit“ bewiesen. Ich kenne eben — es ist nicht erstaunlich — die Herren ultra und citra montes.

Digitized by Google

besteht hier nur in Unterwerfung, entweder der Kirche unter den Staat oder des Staates unter die Kirche. Letzteres ist in Straßburg geschehen, und deshalb ist auch die Hoffnung, die neue Fakultät werde dem Bischof „einflußreich" gegenüberstehen, vollständig haltlos. Schon der Wortlaut des Abkommens stellt das Gegenteil dieser Hoffnung unzweideutig fest: der Bischof ist „einflußreich" auf die Fakultät, nicht umgekehrt. Und daß die Bischöfe vom „neuen Geist" nicht erfüllt sind, es nie sein werden, nie sein können, sollte ein Mann wie Professor Delbrück eigentlich wissen. Erst jüngst hat der „modernste" und „wissenschaftlichste" der deutschen Bischöfe, der Rottenburger, Dr. Keppler, die Träger des „neuen Geistes" in öffentlicher, programmatischer Rede „Reformsimpel", „Margarinekatholiken" genannt; und dafür hat Rom ihn in einem amtlichen Schreiben belobt! An diesen „Geist" hat die deutsche Regierung die Straßburger Fakultät ausgeliefert.

Mehr als Worte es ausdrücken können ist es beklagenswert, daß Männer von der Stellung und der Bedeutung eines Berliner Universitätslehrers — der Geschichte! — solche, aller geschichtlichen Wahrheit und Erfahrung Hohn sprechende Phantasien verbreiten. Mit zwei geschichtlichen Tatsachen, die eindringlicher als Worte zeigen, wie Rom Universitäten und Fakultäten gegenüber seinen „Geist" walten läßt, will ich schließen.

Vier Professoren der Löwener Universität werden durch den Diözesanbischof veranlaßt, sich an die Indexkongregation zu wenden und „demütig" (humiliter) anzufragen, ob es erlaubt sei, gewisse Ansichten, die sie gleichzeitig vorlegen, zu lehren. Die Indexkongregation gibt am 2. März 1860 durch ihren Sekretär, den Dominikanermönch Vincentius Modena die Antwort, es sei erlaubt; zugleich lobt sie die Universitätsprofessoren wegen der Rom gegenüber bewiesenen „Unterwürfigkeit" (obsequium). Gewissen katholischen Kreisen waren aber die frei gegebenen Ansichten noch zu „modern", und das Seltene geschah, der Papst — was kann nicht alles der Papst — desavouiert auf ein Gutachten der Inquisitionskongregation hin das Schreiben der Indexkongregation und verurteilt die Lehren der vier Professoren, besonders eines aus ihnen des Philosophieprofessors Ubaghs. Ubaghs ändert daraufhin seine Lehre; aber nach Roms Ansicht nicht genügend. So ergeht am 2. März 1866 ein scharfes Schreiben an den Bischof von Mecheln, dafür zu sorgen, „daß die Befehle des Papstes in dieser Sache sofort (continuo) aus-

Digitized by Google

geführt werden." Die verurteilten Professoren machen eine Gegenvorstellung, die nur in der „demütigen Bitte" besteht, Rom möge seine Verurteilung etwas deutlicher fassen, damit sie, die Professoren, klar wissen, was eigentlich von ihnen zu verbessern sei. Auf diese Bitte erfolgte am 30. August 1866 die kurze Antwort: Rom habe seiner Verurteilung weder etwas hinzuzufügen, noch sie zu erläutern; die Professoren hätten „als Katholiken und Priester nichts anderes zu tun als sich vollständig, ganz und absolut zu unterwerfen: plene, perfecte, absolute se subjiciant." Diesen Entscheid schickte der Diözesanbischof an den Rektor der Löwener Universität „zur Nachachtung", und alsbald widerrufen die Gemaßregelten „von ganzem Herzen" ihre bisher gelehrten Ansichten und zeigen den Widerruf ihrem Bischof an „mit tiefer Ehrfurcht und aller Unterwerfung: profunda veneratione et omnimoda subjectione (Katholik 1860 I, 623; 1865 I, 210; 1866 II, 491; 1867 II, 506).

Die andere Tatsache ist noch „aktueller". Am 30. April 1834 erlies der Bischof von Straßburg gegen den dortigen Universitätsprofessor Bautain einen Hirtenbrief, worin er die Lehre Bautains als „in den protestantischen Subjektivismus ausmündend" verurteilt. Der Hirtenbrief schließt mit dem Satz: „Es ist die unerläßliche Pflicht des Professors und seiner Schüler, die Grundsätze, die wir [der Bischof] verdammen, auch selbst zu verdammen." Lange sträubte sich Bautain, „die unerläßliche Pflicht" zu erfüllen; doch Bischof und Papst blieben hart. Da unterwarf er sich und unterschrieb im Jahre 1840 zu Rom sechs Thesen, die das Gegenteil von dem enthielten, was er bisher gelehrt hatte. Zugleich richtete er ein demütiges Unterwerfungsschreiben an den Bischof. Den Katheder bestieg er nicht mehr; er starb 1867 (vgl. Zeitschrift für histor. Theologie VII, 2, 127 ff.).

Sollte es nicht nach diesem Vorgang gerade für Straßburg geheißen haben: Vestigia terrent? Aber welche „Spuren" sind, wenn es sich um Rom handelt, deutlich genug, um unsere schwache und schwankende, unwissende und grundsatzlose Regierung von ihrem schädlichen Nachgeben „abzuschrecken"? Es muß noch schlimmer kommen; und es kommt noch schlimmer. Wir anderen aber wollen, weil wir wissen, um welche Güter es sich handelt, nicht müde werden, deutlich zu sprechen.

Digitized by Google

Der Religionsunterricht in den Schulen.

Von W. Bornemann.

II. Teil.

4.

Welche Anforderungen sind an den Religionsunterricht in den Schulen zu richten?

Handelt es sich allein dabei um das Interesse der Bildung, so darf als Ziel gelten, daß der Unterricht eine hinreichende Kenntnis der wichtigsten Religionen und Konfessionen, ihres Wesens und ihrer Geschichte vermittle. Es darf und muß aber das Christentum bei der Bedeutung, die es in Vergangenheit und Gegenwart für unser Volk hat, selbstverständlich den größten Raum in Anspruch nehmen, insonderheit ist eine zweckmäßige Einführung in den Hauptinhalt der heiligen Schrift erforderlich. Dabei muß das Wesentliche und Eigentümliche in Geschichte und Lehre, Ordnung und Bedeutung jeder einzelnen Religion und Konfession deutlich hervortreten. Auch sollen nicht bloß Einzelkenntnisse, sondern lebensvolle Gesamtbilder und womöglich auch die in der Sache selbst liegenden Maßstäbe der Beurteilung dargeboten werden. Umfang, Auswahl, Art und Form der Darstellung richtet sich aber jedesmal nach den gegebenen Verhältnissen derart, daß auf jeder Altersstufe und in jeder Schulart der Stoff so vermittelt wird, wie es dem Fassungsvermögen der Schüler und dem übrigen Lehrplan entspricht. Der Lehrer selbst muß sachlich wohlorientiert, praktisch im Unterrichten und gerecht im Urteilen sein. Dagegen kann ich die in der letzten Zeit im Schulwesen beliebte Tendenz, die konfessionellen und religiösen Unterschiede in den Hintergrund zu drängen, zu übergehen und abzuschleifen, nicht für sachgemäß halten. Lebendige Religiosität beruht nie auf allgemeinen Lehrsystemen, Gedankenkonstruktionen oder ausgewählten Wahrheiten, sondern verkörpert sich stets in festen, konkreten Gestalten und Gemeinschaften. Man entstellt die Wahrheit und fördert nur die Konfusion, aber nicht den Frieden, wenn man mehr oder minder bewußt davon absieht. Auch kann man vielleicht ein guter Katholik sein, ohne vom Protestantismus etwas zu wissen; aber nicht ein bewußter evangelischer Christ und ein gebildeter moderner Mensch, ohne vom Wesen des Katholizismus eine deutliche Vorstellung zu haben.

Digitized by Google

Für den frommen Katholiken ist die Kenntnis des Protestantismus, für den evangelischen Christen dagegen und für den modernen, gebildeten Menschen die Unkenntnis des Katholizismus eine Gefahr. Man kann die Reformation und die Gegenwart nicht verstehen und würdigen, ohne die vorhandenen Unterschiede der Konfessionen zu kennen, die durchaus nicht allein in einzelnen sogenannten „Unterscheidungslehren" bestehen. Aber richtig und gerecht soll unsere Darstellung sein. Und das kann sie, weil wir Protestanten glücklicherweise nicht gezwungen sind, jede abweichende Glaubensansicht als „Ketzerei" zu betrachten, sondern es gelernt haben, die Konfessionen nicht bloß als Gegensätze, sondern auch als die verschiedenen Stufen für das Verständnis der christlichen Offenbarung zu betrachten.

Die Bedeutung eines solchen, im Interesse der allgemeinen Bildung erteilten Religionsunterrichts darf nicht unterschätzt werden. Gleichwohl bezweckt man gegenwärtig in Wirklichkeit mehr mit der religiösen Unterweisung: man will persönliches Interesse, wachsendes Verständnis, zunehmende Selbständigkeit in religiöser und sittlicher Hinsicht vermitteln. Man hüte sich dabei nur vor den landläufigen Illusionen! Es kann nicht Aufgabe des Religionsunterrichtes sein, „Bekehrungen" hervorzurufen. Ebensowenig vermag er, fertige und reife Christen zu liefern. Und eine stete, aufgeregte, apologetische Fechterstellung schadet auch mehr, als sie nützt. Eine ruhige, aber lebensvolle und praktische Darstellung wird auf die Dauer am fruchtbarsten sein, und nicht oft genug kann man sich und den Schülern einprägen, daß das Christentum nicht in religiöser Erkenntnis oder in einer sogenannten „christlichen Weltanschauung" besteht, sondern in einer bestimmten Gesinnung und Lebenspraxis. Bei dem Abschluß des religiösen Unterrichts sind die Schüler nicht etwa fertige Christen und reif im Christentum, sondern Anfänger, reif zu dem Versuch, das Christentum im praktischen Leben selbstständig zu lernen und zu üben.

Soll der Religionsunterricht nicht nur intellektuelle, sondern auch religiöse und sittliche Förderung mit sich bringen, so sind in erster Linie an den Lehrer eine Reihe wichtiger Anforderungen zu stellen. Er muß wirklich eine christliche Persönlichkeit sein, ein Mann, der freudig seine christliche Überzeugung vertritt, der beten kann, der nicht rechtgläubig, aber recht gläubig ist. In seinem ganzen Wesen und Wirken muß sich etwas wenigstens die Herrlichkeit des Evangeliums wiederspiegeln. Seine Art zu

Digitized by Google

reden, zu urteilen, aufzutreten und mit seinen Schülern zu verkehren, muß der Sache entsprechen, die er zu vertreten hat. Er darf nicht unfehlbar und rechthaberisch sein, aber entschieden und klar. Er muß liebevoll, geduldig, weitherzig, sanftmütig sein; wie könnte er sonst für das Evangelium der Liebe werben? Er muß jede wirkliche Überzeugung achten, gerade weil er persönliche Überzeugung als das Höchste und Entscheidende hinstellt. Er darf nicht langweilig und nicht kleinlich sein; denn er zeugt vom Größten und Höchsten und Schönsten, was es gibt.

Aus jeder Seite des Evangeliums ergeben sich ernste Anforderungen an den Religionslehrer. Darum tut er gut, sich immer wieder zu prüfen, an sich selbst zu arbeiten und unermüdlich vorwärts zu streben, damit er nicht andern predige und selbst verwerflich werde. Aber einige besondere Winke und Warnungen sind vielleicht gerade in der Gegenwart wünschenswert.

Der Religionslehrer behandle seine Aufgabe schlicht und natürlich, ohne Rhetorik und Künstelei, ohne Mache, ohne advokatenhafte Zuspitzung, ohne unnötige Experimente. Es gibt keine wahre Religiosität und es kann auch keine wahre Religiosität gepflegt werden ohne Einfalt. Das heißt nicht, daß Dummheit und Beschränktheit die notwendige Begleiterscheinung der Religiosität sei, sondern, daß alle Nebenrücksichten und Nebengedanken fallen müssen, wenn es sich um das Heiligtum der Seele, um ihr Verhältnis zu Gott handelt. Und wie schwer ist es, Gott sei's geklagt, gerade dem Theologen in der Gegenwart und überhaupt dem modernen Menschen, in dem Getriebe der gegenwärtigen Kultur und Kirchenpolitik, die Einfalt und Unbefangenheit zu bewahren!

Zweitens bedarf der Religionslehrer des mannhaften Freimuts, der in aller Wahrhaftigkeit und, wenn es sein muß, in opferwilligem Dulden die große Sache als persönliche Überzeugung vertritt. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." Dieser Freimut wird die Darstellung anschaulich, lebendig, warm und fesselnd machen und das Mißtrauen bannen, das man so leicht gerade dem Religionslehrer und Pfarrer entgegenbringt. Die παρρησία, die freudige Fähigkeit, ein mutiges Zeugnis abzulegen auch unter schwierigen Verhältnissen, ist heutzutage nicht minder notwendig als in den Zeiten der Apostel.

Freilich als drittes unerläßliches Erfordernis ist daneben die Besonnenheit und Vorsicht zu nennen. Aber ihre Wurzel darf nicht die Furcht, sondern muß die Liebe und die Gewissenhaftig-

Digitized by Google

keit sein. Der Religionslehrer darf weder als Fanatiker noch als phantastischer Enthusiast auftreten. Er muß sich vor Vorurteilen und Voreiligkeit hüten. Selbstverständlich soll er bei der Vorbereitung seiner Lehrstunden wie bei der Darstellung seines Stoffes kritisch, d. h. prüfend, auswählend, wissenschaftlich verfahren. Das verlangt gerade die Gewissenhaftigkeit von ihm. Und was ihm zur unumstößlichen Wahrheit und Gewißheit geworden ist, davon muß sein Unterricht einen Eindruck erwecken. Aber die im besonderen Sinne sogenannten kritischen Erörterungen selbst gehören nicht in die Schule und finden in der Regel auch bei Kindern kein rechtes Verständnis. In unbefangener Weise soll der Religionslehrer Gebrauch machen von den sicheren Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung, soweit es zur Sache gehört. Aber er soll dabei nie die Pietät und Zartheit, die Gerechtigkeit und Weitherzigkeit, die Bescheidenheit und Vorsicht vergessen; muß gerade er doch immer wieder auf Schritt und Tritt es spüren, wie verwickelt und zerfahren unsere gegenwärtigen kirchlichen und theologischen Verhältnisse sind. Geduldige, treue Arbeit ist in den meisten Fällen besser als rücksichtsloses Draufgehen und immer besser als fanatischer Parteieifer, demonstrative und provozierende Kritik oder eitles Selbstbewußtsein. Auch den Gegner zu verstehen ist wichtiger und christlicher als ihn zu verachten und verdammen; und die richtige Anleitung, abweichende religiöse Anschauungen christlich zu behandeln, muß wenigstens ein indirekter Ertrag des evangelischen Religionsunterrichts sein.

Für den letzten Erfolg aber wird der Gesamteindruck der religiösen Unterweisung auf die Jugend entscheidend sein. Denn es kommt auf dem Boden des Protestantismus nicht darauf an, daß der einzelne sich aus irgend einem Grunde der mehr oder minder verstandenen Kirchenlehre unterwirft, sondern darauf, daß er aus der Darstellung des Evangeliums die freie, persönliche Überzeugung gewinnt, in Christo und seinem Evangelium die unerläßlichen und unersetzlichen Güter und Kräfte für sein wahres Leben zu besitzen. Darum gilt es, nicht bloß Gedanken über Religion und Christentum darzubieten, sondern die Religion selbst, das Christentum selbst zur Geltung zu bringen als eine reale geschichtliche Größe, als eine Lebensmacht, als eine Gotteskraft. Nicht bloß Gefühle, sondern Werte, nicht bloß Kenntnisse, sondern Urteile sollen geweckt, und Phantasie und Willen sollen angeregt werden. Die Geschichtlichkeit, die Wirklichkeit, der persönliche Charakter, der unerschöpfliche Gedankenreichtum, die Kraftfülle

Digitized by Google

des christlichen Glaubens muß wenigstens etwas dem Schüler zum Bewußtsein kommen, und zugleich die Empfindung, daß das Evangelium selbst eine keimhafte, schöpferische Kraft für das innere Leben besitzt derart, daß, wer auch nur etwas davon in vollem Ernst sich im Herzen und Gewissen aneignet, die Entfaltung der christlichen Religiosität ganz von selbst erlebt, während die bloß theoretische oder gesetzliche Unterwerfung unter ein vollständiges, korrektes Lehrsystem über das Evangelium gar keinen religiösen Wert hat. Das Evangelium befriedigt den Durst nach höchster Wirklichkeit. Aber der Religionslehrer kann es nicht ausschöpfen. Er wird immer wieder seine Schüler auch auf die künftige Praxis und Erfahrung oder auf die Vergangenheit der Geschichte und ihren Inhalt verweisen müssen. Damit kommen wir zu der Frage: was kann und soll man bei den Schülern, die doch alle noch nicht im vollen Leben, sondern im kindlichen oder jugendlichen Alter stehn, durch den Religionsunterricht erreichen? Hier erscheinen mir zwei Punkte besonderer Beachtung wert.

Zunächst darf man den Schülern nichts bieten, was ihnen unverständlich und mißverständlich, unverdaulich und unbrauchbar ist, mag dasselbe für reife und erwachsene Menschen noch so verständlich und wertvoll sein. Auch der Religionsunterricht hat sich, wie jeder andere Unterricht, nach dem Fassungsvermögen, den Bedürfnissen, der Altersstufe, der Bildungsstufe zu richten. Man darf dabei gewiß nicht zu tief greifen, weil sonst Langeweile die unausbleibliche Folge wäre, aber ebensowenig zu hoch. Diese Grundsätze haben sich in der Pädagogik und Didaktik völlig eingebürgert und die Auswahl des Lehrstoffes wie das Lehrverfahren seit langem sehr günstig beeinflußt. Nicht ihre Anerkennung, sondern ihre Anwendung im einzelnen ist noch umstritten. Das Verständnis des Kindes – das muß auch beim Religionsunterricht stets beachtet werden – geht vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Konkreten zum Abstrakten, von der einzelnen Persönlichkeit und der Familie zum Volk und zur Menschheit, von den irdischen Ordnungen und Dingen zum Gottesreich. Kinder und Volk haben wohl Sinn für Geschichten, aber nicht für den steten Zusammenhang der Geschichte; wohl für Recht und Ordnung, aber nicht für komplizierte Organisationen und Systeme; wohl für Persönlichkeiten, aber nicht für Lehrbegriffe; wohl für Helden und gute Taten, aber nicht für Moralisieren; wohl für Originalität, aber nicht für Schablonen; wohl für kurze, treffende Sprüche, aber nicht für langatmige Deduktionen. Alles eigentlich Theologische ist der

Digitized by Google

Jugend unbehaglich und zu schwer, wie dem David die Rüstung des Saul.

Damit hängt die andre Forderung zusammen: man soll den Kindern keine forßierte, unkindliche Religiosität beibringen. Solche Kunststücke, die später ins Gegenteil umschlagen, überlasse man den Methodisten. Ein Schüler hat wohl religiöse Eindrücke und Empfindungen, aber in der Regel noch keine religiösen Erfahrungen im vollen Sinne des Wortes. Da gilt es vor allen Dingen, die religiöse Natürlichkeit und Empfänglichkeit zu wecken und zu bewahren. Ach, wie oft ist sie gerade durch wohlgemeinten, aber verkehrten Religionsunterricht zerstört worden! Ein Lot wirklichen Interesses ist mehr wert als zehn Pfund Kenntnisse ohne Interesse. Religiöses Interesse offenbart sich aber im jugendlichen Alter gerade zu allermeist in einer gewissen zarten Zurückhaltung, in verschämtem Schweigen, in fragendem Staunen. In der Verborgenheit knospet die echte Frömmigkeit jugendlicher Herzen. O rühret nicht daran! Überlaßt sie sich selbst und dem himmlischen Vater! Der Glanz der Augen, das andächtige Schweigen, die gespannte Haltung, die Freude des Antwortens ist für den Religionslehrer ein besseres Zeichen für den guten Erfolg seines Unterrichts, als auswendig gelernte, wohlstilisierte Begriffsbestimmungen oder öffentliche Bekenntnisse und Gelübde. Erst im Jünglingsalter nimmt das religiöse Interesse andere Formen an: da zeigt es sich in einer nicht absprechenden, aber suchenden und tastenden Kritik, und oft in schmerzlichem Stürmen und Drängen. Denn die Wirklichkeit des bunten Lebens beginnt die stille Unbefangenheit des Kindeslebens zu zertrümmern.

Aber gerade auch da soll der Religionsunterricht helfen und fördern. Er soll der Wirklichkeit der Welt und des gegenwärtigen Lebens nicht abgewandt sein. Er soll dazu anleiten, wie in der Geschichte, so auch in der Gegenwart die Ewigkeit und ihre Kräfte zu finden. Darum muß er auch das Neue, das Gegenwärtige verständnisvoll in seine Kreise hineinziehn, dazu Stellung nehmen, es verwerten. Jesus hat gesagt: „Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.“ Also nicht Altes allein, damit unser Lehren und Verkünden nicht zu einer unverstandenen und unverständlichen Kunde aus der Vergangenheit werde, ein Zeugnis von einem abgestorbenen Stamme, der keine neuen Triebe mehr ansetzt. Aber auch nicht das Neue allein, damit unser Lehren und Verkünden nicht losgelöst sei von dem

Digitized by Google

einen geschichtlichen Grunde, von dem einen großen, zusammenhängenden Werk und Reich. Die Gefahr, nur Altes zu bringen, liegt denen nahe, die nur in dem Festhalten des Überlieferten das Heil sehn; die Gefahr, nur Neues zu verkünden denen, die mit jugendfrischen, aufgeschlossenen Sinnen in der Gegenwart stehn; und schon der alte Homer wußte, daß diejenige Kunde am lieblichsten klingt,

ἥτις ἀκουόντεσσι νεώτατη ἀμφιπόληται.

Jesus lehrt uns, Altes und Neues zu bringen; nur soll es stets geschehen mit der liebevollen Gesinnung des Hausvaters, der den mannigfachen Inhalt seines Schatzes vor den Seinen ausbreitet.

5.

Zum Schluß mögen noch einige Gedanken über die konkrete Ausgestaltung des Religionsunterrichtes in den Schulen hier Platz finden. Bei der Größe des Gebietes und der Fülle der Probleme kann es sich dabei nur um einzelne zwanglose Bemerkungen handeln, die weder erschöpfend, noch systematisch geordnet sind. Auch kann ich dabei natürlich nur meine eigne persönliche Ansicht äußern, die freilich durch eine fast zwölfjährige praktische Erfahrung und noch längere theoretische Arbeit auf diesem Gebiete gegen den Vorwurf des Dilettantismus und der Willkür geschützt sein dürfte. Ich betone aber ausdrücklich, daß man in manchen der zu berührenden Fragen mit Recht sehr verschiedener Meinung sein kann, und daß eine verschiedene Lösung je nach den vorhandenen Verhältnissen und Persönlichkeiten vielleicht notwendig und förderlich, jedenfalls aber begreiflich und ungefährlich ist. Gerade auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes sollte man, soweit es durch höhere Gesichtspunkte nicht verhindert wird, den lokalen Eigentümlichkeiten der einzelnen Schulen und Landesteile und der Bewegungsfreiheit der einzelnen Religionslehrer möglichst Raum lassen, damit der Lehrer wirklich in möglichster Unmittelbarkeit sein Bestes geben, und der Unterricht den vorhandenen kirchlichen und allgemeinen Verhältnissen sich möglichst anschmiegen kann. Aus diesem Grunde kann ich die plötzliche und unerwartete Uniformierung des Lehrplanes für den Religionsunterricht an höheren Schulen, wie sie bald nach der Schulreformkonferenz von 1890 für ganz Preußen vollzogen worden ist, für eine Notwendigkeit und wirklichen Fortschritt nicht halten.

Digitized by Google

Andrerseits aber verdient hervorgehoben zu werden, daß im allgemeinen die Veränderungen in den vorgeschriebenen Lehrplänen, wie sie seit 1890 sowohl für die höheren Schulen, wie neuerdings auch für die Volksschullehrerseminarien vorgenommen worden sind, in den meisten Punkten berechtigt sind und tatsächlich eine Verbesserung bedeuten. Nur kommt es überall darauf an, daß das Bessere nicht bloß geplant und vorgeschrieben, sondern auch verständnisvoll durchgeführt wird. Die Macht der Gewohnheit ist bei jeder Reform ein Hindernis, das nicht durch den Buchstaben und die Gewalt, sondern nur durch den Geist überwunden werden kann.

Was das Verhältnis zum kirchlichen Pfarr- und Konfirmandenunterricht anlangt, so muß ihm gegenüber von der Schule alle gebührende Rücksicht genommen werden, und eine gegenseitige Verständigung über Lehrziel, Lehrstoff und Lehrplan wäre überall sehr erwünscht, — aber nicht im Sinne einer allgemeinen, gesetzlichen Regelung für Kirche und Schule, sondern im Sinne einer freien, vernünftigen Vereinbarung. Dabei kann ich es nicht für sachgemäß halten, wenn die Schüler zur Zeit des Konfirmandenunterrichtes vom religiösen Schulunterricht befreit werden. Denn der Schulunterricht hat einen einheitlichen, zusammenhängenden Lehrplan, der auf diese Weise unterbrochen würde, ohne daß der Konfirmandenunterricht die Lücke wirklich ausfüllte. Auch hat der Konfirmandenunterricht weder denselben Zweck, noch genau den gleichen Inhalt, wie der religiöse Schulunterricht. Welcher Lehrstoff, dem bewußten Ziele entsprechend, dem Konfirmandenunterricht vorzubehalten und von ihm zu erledigen wäre, ist bereits früher von uns angedeutet worden. Wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, muß der kirchliche Pfarrunterricht die Vorarbeit des religiösen Schulunterrichtes voraussetzen. Bei der kurzen Zeit und mancherlei andern Schwierigkeiten würde der Pfarrunterricht sonst gar nicht sein Ziel erreichen können. Aus diesem Grunde ist es z. B. auch meines Erachtens völlig ausgeschlossen, den ganzen Katechismusunterricht, wie vorgeschlagen worden ist, aus der Schule zu verweisen und allein dem Pfarrunterricht aufzuerlegen. Gewiß wird der Lehrstoff des beiderseitigen Unterrichts sich in vielen Fällen berühren, da ja auch das Lehrziel nicht ein absolut verschiedenes ist. Gleichwohl sollte der Konfirmandenunterricht nicht sowohl eine Wiederholung und Fortsetzung des in der Schule Gebotenen sein, als vielmehr eine in sich einheitliche und allein durch den klaren Zweck bestimmte und konzentrierte Größe, die dankbar

Digitized by Google

alles das verwertet und pflegt, was sie für ihren Zweck von der vorhergegangenen Arbeit der Schule gebrauchen kann.

Ein kurzes Wort mag in diesem Zusammenhange auch gesagt werden über die sogenannten „Sonntagsschulen“ oder „Kindergottesdienste“. Wenn dieselben, ursprünglich amerikanischen und englischen Ursprungs und aus den kirchlichen Verhältnissen Englands und Amerikas verständlich, seit etwa 25 Jahren in Deutschland sich fast überall eingebürgert haben, so kann man das geschichtlich verstehen. Ob es aber unbedingt mit Freuden zu begrüßen ist, erscheint mir sehr zweifelhaft. Für ein Land, in welchem seit langem Volksschule und Pfarramt einen geordneten religiösen Jugendunterricht erteilt haben, bedeutet die Einrichtung der „Sonntagsschule“ oder des „Kindergottesdienstes“ entweder einen überflüssigen und bedenklichen Fremdkörper oder einen schweren Vorwurf gegen die vorhandene religiöse Unterweisung in Schule und Kirche. Tatsächlich kann man sie ja betrachten als eine notwendig gewordene Reform der früher sogenannten kirchlichen „Kinderlehren“ oder „Katechesen“, die wohl in der Regel viel zu wenig auf die kindliche Art und Fassungskraft Rücksicht genommen hatten. Insofern sind sie mit Freuden zu begrüßen. Wollen sie aber mehr sein oder ihre eignen Wege gehn, so werden sie die Arbeit der Kirche und der Schule eher stören als fördern. Ich kann überhaupt nicht finden, daß trotz der ungeheuren Zahl der Kinder, die an den Kindergottesdiensten in den letzten Jahrzehnten teilgenommen haben, seitdem die Zahl der christlich gesinnten Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen zugenommen hätte. Ich glaube, man sollte die Zeit und Mühe noch viel mehr auf die Erwachsenen verwenden, als auf die Kinder. Es ist freilich leichter, Einfluß auf die Kinder zu üben. Aber bleibend und dauerhaft werden solche Einflüsse in der Regel doch nur sein, wenn man der Erwachsenen sicher ist. Doch ich will mich kurz fassen. Statt auf die hier vorhandenen Gefahren, die meist viel zu wenig gewürdigt werden, weitläufig einzugehn, will ich nur positiv die Bedingungen feststellen, unter denen man diesen Gefahren entgehen kann. Nach meinem Dafürhalten können Kindergottesdienste mit Gruppensystem auf die Dauer nur dann segensreich sein, wenn sie sich auf eine gut vorbereitete, planmäßige Behandlung der biblischen Geschichte und ähnlicher Stoffe beschränken, eine feste vernünftige Ordnung über Stoff und Disziplin, über Alter und Zahl der Kinder besitzen, unter der gewissenhaften Aufsicht des Pfarrers und im

Digitized by Google

Einverständnis mit der Schule und ihrem Lehrplan stehn und besonders durch Pflege der persönlichen Beziehungen zwischen den „Helfern" und „Helferinnen" einerseits und den Kindern und ihren Familien andrerseits eine Hilfe der Seelsorge sind und zur kirchlichen Schulung der Laienkräfte beitragen. Überhaupt glaube ich, daß von den Kindergottesdiensten in Gruppenform die beteiligten Helfer und Helferinnen mehr Frucht haben als die Kinder.

Eine wesentliche Förderung und einen würdigen Hintergrund erhält dagegen der Religionsunterricht in den Schulen durch regelmäßige, gemeinsame Schulandachten. Diese müssen kurz, frisch und mannigfaltigen Inhalts, dazu möglichst praktisch und anschaulich sein und keineswegs immer sich in den Fragen der Schule bewegen, sondern aus dem frischen, vollen Leben schöpfen. Neben dem gemeinsamen Gesang ist am besten eine freie, an ein kurzes Schriftwort angeschlossene Ansprache ihr Hauptinhalt, dazu ein kurzes, herzliches Gebet. Dagegen kann ich mir von rein liturgischen Andachten wenig Erfolg versprechen; sie mögen zur Abwechselung einmal dazwischen treten. Je gründlicher die Ansprachen vorbereitet werden, umso besser werden sie allmählich gewürdigt werden. Der Religionslehrer muß dabei vor allem Treue im kleinen und Geduld lernen und sich die scheinbar oft vergebliche Mühe nicht verdrießen lassen. Wie oft solche Schulandachten abzuhalten sind, darüber entscheidet — neben äußeren Verhältnissen — in erster Linie die Anzahl der Kräfte, auf die man bei der Abhaltung rechnen darf. Für die Schüler müssen die Schulandachten, wo sie Sitte sind, obligatorisch sein, es sei denn, daß die Eltern im einzelnen Fall ausdrücklich ihre Kinder dispensiert sehen wollen; auch im Familienkreise entscheidet ja bei solchen Sitten nicht das Gutdünken oder der Eigenwille und das mangelhafte Verständnis des einzelnen Kindes; und wie oft zeigt sich in späteren Jahren der Segen einer festen Sitte, die der heranwachsende Jüngling früher als ein unliebsames Gesetz betrachtet und nicht immer mit Freuden mitgemacht hat! Kann die Schulandacht täglich stattfinden, so wird dadurch der Schulgemeinschaft ein religiös-familiärer Charakter aufgeprägt. Dann kann der eigentliche Religionsunterricht ohne Gefahr der Mißdeutung auch in freieren Bahnen sich bewegen und den Gesichtspunkt der allgemeinen Bildung mehr betonen; in gewissem Sinn wird er sogar entlastet werden und für die unmittelbare, praktische Anwendung der religiösen Wahrheiten in den Andachten eine wesentliche Ergänzung finden.

Digitized by Google

Dagegen halte ich es nicht für nötig und auch nicht für zweckmäßig, daß die von den preußischen Lehrplänen für die verschiedenen Schulen und Klassen festgesetzte Zahl der Religionsstunden noch vermehrt werde. Nicht die Masse, sondern die Qualität der Stunden tut es; und deshalb ist die Hauptfrage die richtige Vorbildung, Auswahl und eigne Fortarbeit der Religionslehrer. Höchstens könnte man den Wunsch aussprechen, daß an den höheren Schulen die erhöhte Anzahl von drei wöchentlichen Religionsstunden nicht, wie gegenwärtig für die unterste, sondern für die oberste Klasse gewährt werden möchte, damit hier eine relativ gründliche Auseinandersetzung mit den auf die Jugend einwirkenden Geistesströmungen erfolgen könnte. Aber dieser Wunsch dürfte in der Praxis auf die größten Schwierigkeiten stoßen. Um so mehr wird aber der leichterfüllbare Wunsch berechtigt sein, daß auf den Hochschulen mehr als bisher Vorlesungen über allgemein interessierende, religiöse Fragen für Studierende aller Fakultäten gehalten werden.

Was die Lehrbücher und Hilfsmittel für den Religionsunterricht anlangt, so muß vor dem Vielerlei gewarnt werden. Neben einem kurzen biblischen Geschichtsbuch, Bibel, Gesangbuch und Katechismus sollte womöglich gar kein Lehrbuch gebraucht werden oder doch nur ein ganz knapp gehaltenes. Dagegen kommt alles darauf an, daß die Kinder mit den eben genannten Büchern wirklich vertraut werden.

Das biblische Geschichtsbuch wird auf der ersten Stufe erledigt; die neueren Bearbeitungen der biblischen Geschichte zeichnen sich wohl alle durch eine strengere Auswahl und sachgemäße Darstellung aus. Später ist dann die Einführung in die heilige Schrift eine Hauptsache. Dabei sind eine Reihe der schönsten Bibelsprüche zu lernen, die wesentlichen Elemente der Bibelkunde einzuprägen und Übungen im Aufschlagen bekannter Bibelstellen vorzunehmen; vor allem aber sind die wichtigsten, dem betreffenden Alter verständlichen Bibelabschnitte zu lesen und zu erklären. Damit die Schüler wirklich vertraut werden mit dem Hauptinhalt der Schrift, ist nicht bloß der revidierte Text zu empfehlen, sondern auch eine besondere Schulbibel oder, wenn man es lieber so bezeichnen will, ein biblisches Schullesebuch. Doch dürfen wir uns bei der verwickelten Frage nach dem Recht und der Notwendigkeit einer Schulbibel hier nicht aufhalten. Als Ziel alles biblischen Unterrichts sollte gelten: Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, Liebe zur heiligen Schrift, Verständnis der Hauptsachen in der

Digitized by Google

heiligen Schrift und eine wachsende Vertrautheit mit der heiligen Schrift. Doch wird diese Vertrautheit, soweit sie auf der Volksschule erreicht wird, weder eine theologische, noch eine eigentlich geschichtliche sein können, sondern eine praktische, in dem Sinne, daß die von der Schule entlassene Jugend das Wichtige und Entscheidende in der Schrift selbst zu finden und im Leben zu verwerten weiß. Auf der Oberstufe der höheren Schulen werden dazu die Grundlinien eines wirklich geschichtlichen Verständnisses der heiligen Schrift kommen müssen. Hier empfiehlt es sich vielleicht, häufiger auf die Übersetzung des Alten Testamentes von Kautzsch und auf die des Neuen Testamentes von Weizsäcker hinzuweisen. In den oberen Klassen des Gymnasiums mag man auch den griechischen Text des Neuen Testamentes, wo es zweckmäßig ist, vergleichen. Eine eigentliche Lektüre des griechischen Textes im Zusammenhang ist aus verschiedenen Gründen nicht rätlich.

Geradezu warnen möchte ich vor dem Gebrauch eines Spruchbuchs. Ein Spruchbuch ist lediglich ein Mittel der Bequemlichkeit und verhindert, daß die Schüler mit der Schrift selbst vertraut werden. Ein jeder Schüler soll die bedeutsamen Sprüche in der Bibel selbst finden. Bedarf er ein Spruchbuch, so mag er sich es selbst anlegen. Ebenso kann ich einen sogenannten explizierten Katechismus nicht für wünschenswert halten. Der Wortlaut des Lutherschen kleinen Katechismus, den man etwa dem Gesangbuch anfügen könnte, genügt durchaus. Als Gesangbuch ist nicht ein besonderes Schulgesangbuch zu benutzen, sondern das in der Gegend jedesmal gebräuchliche Gemeindegesangbuch. Hält man trotzdem ein Schulgesangbuch aus gewissen äußeren Gründen für wünschenswert, so soll der Text der Lieder wenigstens genau mit dem Gesangbuch der betreffenden Gegend übereinstimmen. Praktische Vertrautheit mit dem Gesangbuch ist für unser Volk fast ebenso notwendig und fruchtbar wie die Vertrautheit mit der Bibel. Für die Oberklasse der höheren Schulen mag etwa noch ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte erwünscht sein. Übrigens aber glaube ich, daß man am besten von allen andern Lehrbüchern für die Hand des Schülers absieht. Je konzentrierter und anschaulicher der Unterricht selbst ist, um so weniger bedarf man der Schulbücher. Das Wichtige prägt sich fast von selbst ein, und das übrige vergißt sich doch gar zu leicht wieder. Dagegen ist es nicht genug zu empfehlen, daß der Lehrer bei Gelegenheit gute, volkstümlich geschriebene Bücher aus dem Gebiete der Religion

Digitized by Google

Lebensbeschreibungen, Kirchengeschichten, Missionsliteratur, Darstellungen der Glaubens- und Sittenlehre, auch gute Unterhaltungslektüre religiöser Art und dergl. — den Schülern und auch den Eltern namhaft macht. Der Religionslehrer selbst bedarf selbstverständlich zu seiner eignen Vorbereitung einer Reihe von Hilfsmitteln. Unter den neuerdings erschienenen Werken verdienen die „Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht" von Evers und Fauth und die trefflichen Handbücher von Heidrich eine ganz besondere Erwähnung.

Der eigentliche Lehrgang wird auf der Volksschule ganz ähnlich verlaufen wie auf der unteren und mittleren Stufe der höheren Schulen. Von der biblischen Geschichte ausgehend, wird er später in die heilige Schrift selbst einführen und schließlich im Katechismusunterricht eine gewisse Abrundung und Zusammenfassung finden. Eine Reihe von Bibelsprüchen und Kirchenliedern müssen dabei erklärt und eingeprägt, auch einige charakteristische Bilder aus der Kirchengeschichte dargeboten werden. Die Elemente der Unterschiede zwischen den verschiedenen Hauptreligionen, sowie den christlichen Konfessionen kommen beim Katechismus zur Behandlung oder bei einer kurzen Darstellung der christlichen Missionsgeschichte. Die Lektüre der heiligen Schrift hat die wichtigsten und dem jugendlichen Alter verständlich zu machenden Bibelabschnitte zum Gegenstand.

In Bezug auf die biblische Geschichte ist man im allgemeinen in Fachkreisen zu einer gewissen Übereinstimmung gekommen. Strittig ist eigentlich nur die Auswahl und die Art der Behandlung. Mag die letztere sich nun mehr an den Wortlaut anschließen oder freier bewegen, — die Hauptsache ist, daß die Geschichten den Schülern anschaulich, lebendig und lieb werden. Hinsichtlich der Auswahl strebt man meist auch — in Vergleich zu früheren Zeiten — nach einer Verringerung der Zahl, Vereinfachung des Stoffes und größeren Zweckmäßigkeit des Ausgewählten. Die Geschichten des Alten Testamentes, zumal die Patriarchengeschichten, aber auch manche Abschnitte und Personen der israelitischen Volksgeschichte, sind ein vorzüglicher und bewährter Stoff für die erste zusammenhängende Einführung in das religiöse Gebiet. Sie sind für das Kindesalter verständlich und fesselnd zugleich, eine gute Vorbereitung für diejenigen Geschichten des Neuen Testamentes, die auf der untersten Stufe zur Behandlung kommen. Sie müssen mit der größten Unbefangenheit, ganz ohne kritische Reflexionen erzählt und durchgenommen werden.

Digitized by Google

Um so sorgfältiger aber muß die Auswahl, der Wortlaut und die Reihenfolge vorbereitet werden. Aus verschiedenen Gründen würde ich nie mit der Schöpfungsgeschichte und dem Sündenfall, sondern mit Abraham beginnen. Erst am Schluß der alttestamentlichen Geschichten würde ich behandeln, „was das Volk Israel sich über die Entstehung der Welt, den Sündenfall und die ersten Menschen und Völker erzählte." Ebenso würde ich die Kindheitsgeschichte den Geschichten von Jesu Leben und Sterben und von der ersten Gemeinde *nachstellen*. Beim Bibellesen hat man später an die bereits durchgenommenen biblischen Geschichten anzuknüpfen, sie zu wiederholen, zu ergänzen und in den Zusammenhang der Bibel einzugliedern, dazu die übrigen für diese Stufe verständlichen Bibelabschnitte zu lesen und zu besprechen.

Gegen jeden sogenannten explizierten Katechismus habe ich mich schon ausgesprochen. Dagegen kann ich die jetzt immer lauter und allgemeiner werdende Opposition gegen den kleinen Lutherschen Katechismus selbst nicht mitmachen. Gewiß, er ist ursprünglich für Erwachsene geschrieben und ist für die unterste Stufe der Schulen — auch ganz abgesehen von den sprachlichen Schwierigkeiten — zu schwer. Aber Kindern zwischen dem zehnten und vierzehnten Lebensjahre dürfte er recht wohl verständlich und lieb gemacht werden können. Nur muß man dann freilich den ganzen Wust theologischer Art ausfegen, den leider eine mehr als zweihundertjährige Tradition in dem üblichen Katechismusunterricht zur Gewohnheit gemacht hat. Man muß beachten, daß Luther mit seiner „Erklärung" den Text der fünf Hauptstücke wirklich glaubte hinreichend verständlich und praktisch gemacht zu haben. Man muß Luther auch da folgen, wo er aus guten Gründen anscheinend wichtige Dinge beiseite gelassen hat. Man muß weder Selbstverständliches noch Unbeweisbares beweisen, auch nicht das Klare noch erklären wollen. Man muß vor allen Dingen endlich einsehen, daß Luther schlechterdings keine lehrhafte Begriffserklärung gegeben hat oder hat geben wollen, sondern eine kurze, praktische Anwendung für das Leben. Wenn man das alles bedenkt, so wird der Katechismusunterricht zwar kürzer und weniger systematisch ausfallen als bisher, aber auch frischer, fruchtbarer und praktischer. Übrigens sind schon manche Schritte in dieser Richtung getan. Dagegen kann ich es nicht für richtig halten, wenn man auf eigentlichen Katechismusunterricht ganz verzichten und die einzelnen Stücke des Katechismus gelegentlich im übrigen Religionsunterricht bringen will. Die Sache selbst drängt beim Abschluß

Digitized by Google

der Volksschule auf eine knappe Zusammenfassung, die nicht systematischer Art sein muß, wie der falschausgelegte kleine Lutherſche Katechismus, sondern praktischer Art, wie der wirkliche Luther.

Auf der obersten Stufe der höheren Schule gewinnt der Religionsunterricht, entsprechend dem Alter, der Bildungsstufe und den allgemeinen Verhältnissen der Schüler, einen anderen Charakter. Er wird wissenschaftlicher, geschichtlicher, auch systematischer und muß auf manche Probleme eingehen, von denen junge Leute aus gebildeten Ständen heutzutage berührt werden. Je ruhiger und sachlicher das geschieht, um so eindrucksvoller wird es sein. Aber man wird es vermeiden müssen, dieselben Fragen immer und immer wieder zu erörtern oder den Unterricht in einseitiger Weise zu erteilen. Auch hier muß der Gang und die Art der Behandlung von der Sache selbst bestimmt sein. Am besten beginnt man wieder mit einer Orientierung über die Geschichte des Volkes Israel, am einfachsten wohl von der Eroberung Kanaans an. Charakteristische Abschnitte werden gelesen. Besonders muß das Wesen des Prophetismus deutlich werden; einige Prophetengestalten müssen auch, unter entsprechender Lektüre ihrer Verkündigung, ihre lebensvolle Darstellung finden. Der Inhalt des Alten Testaments wird hier wie sonst teils in seiner Übereinstimmung mit dem Neuen Testamente, teils als Gegensatz, teils als Vorstufe dazu zur Geltung kommen. Daran schließt sich eine Behandlung des Lebens Jesu auf Grund eines synoptischen Evangeliums und die Lektüre der Apostelgeschichte. Eine knappe, übersichtliche Darstellung der christlichen Kirchengeschichte soll das Wesen und die charakteristischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Perioden und Konfessionen verständlich machen, womöglich im Anschluß an die Charakterbilder hervorragender Männer. Die Reformationsgeschichte und der Unterschied der Konfessionen darf dabei nicht zu kurz kommen. Darauf wird — soweit das nicht schon bei der Apostelgeschichte geschehen ist — an der Hand einzelner paulinischer Briefe das Wesen des persönlichen Christentums und rechten christlichen Gemeindelebens beleuchtet werden müssen. Dabei eignen sich die ethischen Abschnitte der Briefe mehr zu einer zusammenhängenden Behandlung als die dogmatischen. Auch in das Johannisevangelium wird man einen Einblick verstatten müssen, am zweckmäßigsten, indem man auf seine Eigenart aufmerksam macht und seinen Stoff um einzelne hervorragende Aussprüche Jesu gruppiert.

Digitized by Google

Den Abschluß bildet auf dieser Stufe eine zusammenhängende Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Dabei muß man selbstverständlich immer wieder auf die heilige Schrift zurückgreifen, auch die wichtigsten nichtchristlichen Religionen und Weltanschauungen sachgemäß berücksichtigen. Aber man sollte weder, wie es in den jetzt gültigen preußischen Lehrplänen vorgeschrieben ist, zum Anschluß an die Confessio Augustana gezwungen noch an irgend ein Lehrbuch gebunden sein. Der Religionslehrer sollte hier viel mehrfrei und zusammenhängend sein Bestes geben. Das würde ihm ein Sporn und den Schülern die größeste und segensreichste Anregung sein. Sie würden daraus lernen, wie sich in der Anschauung eines gebildeten Mannes, der als Fachmann das Wesen und die Geschichte des Christentums gründlich kennt, der religiös-sittliche Gehalt des Evangeliums in der Gegenwart wiederspiegelt. Dabei gilt es freilich, daß der Lehrer mit der alten dogmatischen Inspirationstheorie, die in der Gegenwart bis tief in die Reihen der Orthodoxie hinein aufgegeben ist, nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch gründlich gebrochen habe und vielmehr versuche, den wesentlichen und bleibenden Inhalt der Schrift geschichtlich und praktisch als ein Werk des wirkenden göttlichen Geistes verständlich zu machen. Der dynamische Charakter der Schrift muß zur Geltung kommen. Dann werden mancherlei Schwierigkeiten, die bisher unsern Gebildeten und unsern Schülern, ja jetzt auch schon dem Volk aufstoßen, z. B. die Frage nach der Authentie und Abfassung der einzelnen Schriften, nach der buchstäblichen Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, ganz von selbst fallen. Andere, wie z. B. die Fragen nach Schöpfung und Wunder, werden anders formuliert und unter eine andere Beleuchtung gerückt werden. Je freier sich der Religionslehrer von den Schlagworten der Theologie, Philosophie und Naturwissenschaft macht, um so mehr wird er den religiösen Kern überall zur Geltung bringen können. Vorschriften im einzelnen lassen sich hier nicht geben. Wenn nur ein jeder nach bestem Wissen und Gewissen fest und bescheiden seine tiefste Überzeugung vertritt, so werden die Schüler davon Segen haben. Abschließende und allgemeingültige Entscheidungen können über viele Probleme überhaupt nicht gegeben werden, weder von der Geschichts- noch von der Naturwissenschaft, weder von der Philosophie noch von der Theologie. Aber der Religionslehrer soll das auch nicht leisten; er soll vielmehr seinen Schülern ein

Digitized by Google

Führer sein zu einer eigenen christlichen Überzeugung und Lebensführung.

Wir brechen mit diesen Andeutungen ab. Von allen den Hemmnissen, die dem Religionsunterricht heutzutage im Wege stehen, reden wir nicht; sie sind allgemein bekannt und empfunden, besonders aber werden sie vom Stande der Religionslehrer selbst durchaus gewürdigt. Der Zweck unserer Darlegungen war nur, im allgemeinen über das Gebiet des Religionsunterrichts zu orientieren und über einige der brennendsten Fragen zum Nachdenken anzuregen. Dabei wird deutlich geworden sein, daß auf diesem Felde weder Erstarrung noch Verzweiflung herrscht, sondern frisches Leben und Ringen, Bewegung und Fortschritt.

Aus der Hauptstadt Frankreichs.

Von Emil Mauerhof.

Die französische Kammer setzt sich nach den im letzten Frühjahr stattgefundenen Neuwahlen aus 6 Parteien zusammen. Um bei der üblichen Scheidung von rechts und links zu bleiben, so sitzen auf der Rechten die Legitimisten (Orleanisten und Bonapartisten) und die Nationalisten. Die Legitimisten sind natürlich antirepublikanisch und klerikal; sie kommen fast ausschließlich aus den nordwestlichen Provinzen Frankreichs. Die Nationalisten sind eine ganz neue Partei, die aber in der alten untergegangenen Patriotenliga wurzelt. Diese Partei ist alles und noch etwas darüber hinaus. Sie ist klerikal und antiklerikal; bonapartistisch und republikanisch. Was diese widerstrebenden Elemente zusammenhält, ist ihr Chauvinismus d. h. der Haß gegen das germanische Ausland, England und Deutschland. Die Nationalisten sind die eigentliche Revanchepartei des Landes und sitzen zumeist in Paris und an der Ostgrenze. Paris und Umgegend allein haben 17 Nationalisten in die Kammer gewählt, die sich den vereinigten Republikanern (zumeist Sozialisten) gegenüber hier im Verhältnis von 4 : 5 befinden. Die Pariser Wählerschaft

Digitized by Google

ist also vorwiegend sozialistisch und nationalistisch. Diese achtunggebietende Ziffer, welche die Nationalisten bei den letzten Neuwahlen erreichten, verführte sie zu jener Kraftprobe im vergangenen Sommer, bei der sie jedoch unterlagen, weil ihnen eben das revolutionäre Element der Pariser Arbeiterbevölkerung abgeht. Der Verlauf der Straßenaufläufe bewies überzeugend, daß bei Tumulten dieser Art, solange es eine Republik gibt, stets die Sozialisten die Entscheidung bringen werden. Immerhin ist diese unruhige Partei in der Kammer ungefähr 60 Mann stark, und sie wäre zu fürchten, wenn sie nicht innerlich zu zerrissen wäre. Ihre beiden Führer sind zwei Akademiker: der jesuitische François Coppée und der Voltairianer Jules Lemaître — beides ältere Herren, welche die noch miterlebten goldenen Tage der grande nation nicht vergessen, aber gleichwohl, wie leicht begreiflich, immer nur eine ganz kurze Strecke einträchtig nebeneinander einhergehen können. Da die Partei vorwiegend von alten Erinnerungen lebt, so ist sie dazu bestimmt, mit jedem Jahre kleiner zu werden. In ihrem Haß gegen die bestehende Staatsform, die sich immer mehr der Revancheidee zu entfremden scheint, hält sie eng zu den Legitimisten, die ihrerseits wiederum den Krieg nicht wie die Nationalisten der gloire halber wünschen, wohl aber als den einzigen Weg zur Wiederherstellung der Monarchie begreifen. Links von diesen Chauvinisten und Legitimisten sitzen zunächst die Progressisten — eine keineswegs zuverlässige Gruppe. Sie nennt sich wohl republikanisch, aber sie pendelt nach links wie nach rechts. Sie hat große Ähnlichkeit mit den deutschen National-Liberalen. Gegebenen Falles würde der eine Flügel schnell gemeinsame Sache mit den Legitimisten machen. Zur Gruppe gehört der gegenwärtige Finanzminister Rouvier. Die Partei ist nicht groß, aber ihre Bedeutung liegt darin, daß sie leicht in die Lage kommen kann, zwischen links und rechts den Ausschlag zu geben. Am zahlreichsten im Hause sind die Radikalen vertreten. Sie mögen gegen 170 Mann stark sein. Sie fangen klein im Norden Frankreichs an, breiten sich allmählich gegen die Mitte hin aus, um zuletzt den ganzen Süden des Landes zu überherrschen. Eine Abart von ihnen sind die sozialistischen Radikalen, die zweitgrößte Partei der Kammer, die sich genau aus denselben Gebietsteilen rekrutieren. Die äußerste Linke des Hauses haben etwa 50 reine Sozialisten für sich in Beschlag genommen. Diese Gruppe ist natürlich nicht leicht durch ein bloß republikanisches Programm zu befriedigen. Sie vertritt zum

Digitized by Google

Teil Paris und die großen Industriezentren, und könnte einer Regierung, die sich ihr gegenüber lediglich ablehnend verhält, um so eher Schwierigkeiten bereiten, als die Progressisten unzuverlässige Republikaner sind und die Nationalisten nichts sehnsüchtiger als innere Unruhen herbeiwünschen. Man muß die Zusammensetzung der französischen Kammer kennen, um den politischen Zustand Frankreichs im Jahre 1902 zu verstehen. Wie aus dem Vorhergegangenen leicht ersichtlich, ist die Kriegspartei im Lande keineswegs klein. Freilich die früher vorhandene Spannung zwischen Deutschen und Franzosen ist nahezu vollständig geschwunden; selbst von dem année terrible spricht man jetzt so unbefangen wie von jedem anderen fernen historischen Ereignis. Daneben aber bleibt es doch durchaus verständlich, daß ein selbstbewußtes Volk es nicht im Handumdrehen vergessen kann, wie es tatsächlich drei Jahrhunderte lang die Hegemonie auf dem europäischen Festlande besessen hat. Wenn auch der Haß geschwunden, so ist doch zweifellos, und dies durchaus natürlich, im innersten Herzen des Volkes die Sehnsucht zurückgeblieben, die verlorene Stellung noch einmal wieder zurückzugewinnen. Wenn der Kriegsminister André sich beispielsweise chauvinistisch äußert, obschon er ein Radikaler ist, so tut er solches nicht aus diesem oder jenem eitlen Grunde, den ihm vielleicht ein diplomatischer Berichterstatter leihen mag, gewohnt, die Regungen der französischen Volksseele auf den internationalen Empfängen im Faubourg St. Germain zu studieren — sondern, weil er als alter General gar nicht anders empfinden kann. Aber die Franzosen waren stets ein kluges, wenn auch verwöhntes Volk. Das letztere sind sie nicht mehr: die Beredsamkeit, mit der jetzt die Ziffern zu ihnen zu sprechen pflegen, wirkt deshalb um so überzeugender. Das „schreckliche Jahr" ist eine eindringliche Lehre für sie gewesen. Seitdem hat sich Deutschland in der Bevölkerung nahezu um die Hälfte vergrößert, und Frankreich ist auf der alten Stelle geblieben, 38 Millionen den 56 der Deutschen gegenüber. Noch vor kurzem hat der Kriegsminister in der Kammer bekennen müssen, daß im französischen Heer noch einmal soviel Erkrankungen vorkommen als im deutschen, und fünfmal so viel Todesfälle. Das haben nicht die schlechteren Ärzte Frankreichs, wie man fälschlich meinte, verschuldet, sondern weil bei gleicher Heeresziffer Deutschland sich seine Rekruten aus einer Million wählen kann, während Frankreich sich bei dieser Auswahl auf 500000 zum Teil wenig brauchbare Leute beschränkt sieht. Die Partie ist zu ungleich geworden.

Digitized by Google

Und man begreift solches um so besser in Frankreich, als seit 1870 hier das Interesse für alles, was in Deutschland geschieht, ins Ungemessene gewachsen ist. Die Franzosen werden bald die besten Kenner Deutschlands sein. Der früher vielfach gehässige Ton ist beinahe vollständig geschwunden; man urteilt ernsthaft und unbefangen, oftmals sogar wohlwollend und achtungsvoll. So stark auch ihr Selbstgefühl noch immer unter den Folgen jenes Krieges leiden mag, sie werden gleichwohl einen Krieg auf eigene Faust darum nie beginnen, weil selbst die Fanatiker unter ihnen ein solches Unternehmen für aussichtslos halten. Aber im Bunde mit anderen Mächten? Im Jahre des Heils 1902 noch zweifellos auf der Stelle! Nur daß sich einer solchen Koalition unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenzustellen scheinen: denn das Verhältnis zu England will sich nicht bessern trotz des Liebeswerbens, das englische Publizisten seit einiger Zeit mit auffälligem Nachdruck nach Paris hin richten. Gerade die Nationalisten sind es, die ihrem Abscheu vor einem solch' unnatürlichen Bunde heftigsten Ausdruck leihen. In solch' allgemein politischen Verhältnissen der europäischen Staaten zueinander liegt wohl zur Zeit die beste Bürgschaft für die Fortdauer des Friedens — ganz abgesehen davon, daß die Radikalen und Sozialisten der französischen Kammer dem Bündnisse mit Rußland tatsächlich kühl bis ans Herz gegenüberstehen und lieber heute als morgen auf dasselbe verzichten möchten. Für die innere Politik hat aber die Zusammensetzung der neuen französischen Kammer folgende Bedeutung. Will das Ministerium Combes im Amte verbleiben, so darf es keine eigentliche Sozialpolitik treiben, denn das würde die Progressisten verdrießen; es muß aber dafür sein republikanisches Programm so radikal wie möglich gestalten, um zum wenigsten der sozialistischen Radikalen sicher zu bleiben, ohne die es nämlich nicht einmal das Leben eines Tages haben würde. Es galt darum für das Ministerium ein Arbeitsfeld zu finden, das, ohne eigentlich sozialistisch zu sein, doch des Beifalls der Sozialisten gewiß sein mochte und selbst bis in die Mitte der Progressisten hinein noch Anerkennung fände. Dieses Arbeitsfeld wurde der Antiklerikalismus. Das Ministerium hat einen ausgesprochen antiklerikalen Charakter, und die Kammermehrheit hat mehrfach, selbst in der letzten Zeit noch durch ihre Abstimmungen bewiesen, daß sie alle Fehler und Mißgriffe der einzelnen Minister ruhig ertragen will, falls das Kabinett bezüglich der Kirchenpolitik seinen Vorsätzen treu bliebe. Das Ordensgesetz selbst wurde schon

Digitized by Google

unter dem vorigen Ministerium votiert; das jetzige hat nur die Ausführung übernommen, scheint aber entschlossen, hierbei so ziemlich tabula rasa zu machen. Alle Orden, die sich mit Erziehung befassen und nicht schon staatliche Genehmigung besaßen, verfallen der Auflösung. Von 60 Männerorden, die erst jetzt die so lang versäumte behördliche Ermächtigung nachsuchen und die sich in der Mehrzahl mit Predigt und Mission beschäftigen, sind alle bis auf 6 abgewiesen worden. Nur bezüglich der äußeren Mission gedenkt man eine größere Zahl von Ausnahmen zu gestatten. Das von dem Unterrichtsminister Chaumié neuerdings eingebrachte Schulgesetz erscheint ferner dazu bestimmt, selbst aus den Privatschulen höherer Ordnung jeden klerikalen Einfluß zu entfernen. Bekanntlich war bis zum Jahre 1884 das gesamte Schulwesen Frankreichs in den Händen der geistlichen Orden. Erst ein Gesetz aus diesem Jahre verfügte, daß sämtliche öffentliche Schulen allmählich in Laienschulen umzuwandeln seien. Man ist damit ungefähr bis zur Hälfte gediehen; in weiteren 10 Jahren dürfte die ganze Umformung vollendet sein. Das neue Schulgesetz hat es nun mit den Privatschulen höherer Ordnung zu tun mit Schulen also, die etwa den Gymnasien, Oberrealschulen und höheren Mädchenschulen in deutschen Landen entsprechen. Es befaßt sich nicht mit dem Lehrplan, sondern lediglich mit dem Lehrpersonal. Bislang hatte diese Materie das Gesetz Falloux vom Jahre 1850 geregelt. Die Bestimmungen bezüglich der öffentlichen Schulen entsprechen ungefähr den in Deutschland üblichen; bezüglich der Privatschulen hingegen herrschte große Ungezwungenheit. Ein jeder mochte da Direktor eines Gymnasiums werden, der das Abiturientenzeugnis zu produzieren und daneben noch nachzuweisen vermochte, daß er mindestens 5 Jahre in einer höheren Lehranstalt, wenn auch nur als Aufseher tätig gewesen. Um die Lehrbefähigung des Schulkollegiums bekümmerte man sich überhaupt nicht und überließ hier alles dem Gutdünken des Direktors. Das soll nun anders werden. Der Direktor eines Privatgymnasiums, die Vorsteherin einer höheren Mädchenschule werden dazu fortan der Oberlehrerprüfung und eines dem Charakter der Anstalt entsprechenden Diploms bedürfen. Die Lehrer der oberen Klassen müssen den gleichen Anforderungen genügen, mit Ausnahme jener für lebende Sprachen, von denen nur das Abiturientenzeugnis eines Lyceums (über langues vivantes) abverlangt wird. Ein ähnliches Zeugnis reicht für den Unterricht in den mittleren Klassen aus, während zu dem in den unteren wieder die

Digitized by Google

Elementarlehrerprüfung gemacht werden muß. Innerhalb der nächsten drei Jahre müssen Direktoren, Schulvorsteherinnen, Lehrer und Lehrerinnen sich im Einklang mit diesem neuen Gesetze befinden. Wer über 40 Jahre alt ist und eine solche Schule schon über 5 Jahre geleitet, soll all' den neuen Verbindlichkeiten überhoben bleiben. Wie man sieht, ist das Gesetz ein sehr mildes; und da diese Privatschulen zumeist Ordensschulen sind, und die Orden ja über eine große Menge gelehrter Männer und gebildeter Frauen verfügen, so wird diesen das Beschaffen der Diplome weiter keine Sorge bereiten. Gleichwohl hat das neue Gesetz große Aufregung im klerikalen Lager hervorgerufen. Und warum? Es gibt nämlich einen Paragraphen darin, der eine fatale Ähnlichkeit mit einem Fallstricke hat: es soll nämlich der Oberschulrat erst jedesmal darüber befinden, ob die betreffenden Personen zur Leitung einer Schule auch geeignet erscheinen. Man könne ja die allerschönsten Kenntnisse haben und mit alledem doch ein grundschlechter Direktor und Erzieher sein. In den Motiven zu dem Gesetze heißt es denn auch: „Man müsse die allgemeinen Grundsätze der Erziehung, deren bevorzugte Methoden und die für diese Materie ausschlaggebenden Bücher ernsthaft studiert haben." Aber all' das wären ja auch nur Kenntnisse! „Man müsse zudem jene Eigenschaften des Geistes besitzen, die einen heilsamen Einfluß auf die zu erziehende Jugend in sichere Aussicht stellen; man müsse selbst ein wohlerzogener Mensch sein." Aber wie will man durch Frage und Antwort ermitteln, was nur in der Tat offenbar werden kann? „Der Besitz eines Diploms garantiert noch keineswegs das Vorhandensein jener besonderen Eigenschaften und Kenntnisse: die Gesellschaft müsse darum hierfür eine Prüfung ad hoc verlangen, die dem Betreffenden die Fähigkeit eines Erziehers zuerkenne." Wie leicht ersichtlich, läßt sich mit diesem Paragraphen in der Hand viel, ja alles erreichen. Man wird natürlich über die beste Erziehungsmethode zu streiten beginnen. Die radikal-republikanische Methode verwirft bekanntlich den Religionsunterricht in der Schule, sie hat diesen durch eine recht windige Moralstunde ersetzt. Die republikanische Regierung hält ihre Methode für die allerbeste, von den höchsten Autoritäten gebilligte: wie wird sich demgegenüber die Ordensschule verhalten, die im vollen Gegenteil wurzelt oder doch zu wurzeln vorgibt? Wird sie ihren obersten Grundsatz verleugnen? Das ist schwerlich anzunehmen. Und so wird dann wohl eine nach der anderen allmählich ihre Tore schließen müssen. Schon

Digitized by Google

Gambetta hatte gesagt: le cléricalisme — voilà l'ennemi! und die waschechten Republikaner, die jetzt endlich die Oberhand gewonnen haben, wollen natürlich ihrem tatsächlichen Todfeinde, dem treuen Verbündeten zudem der Monarchisten und Chauvinisten, den Garaus machen. Aber es heißt doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man mit dem Klerikalismus auch die Religion treffen und damit auf das vornehmste moralische Bildungsmittel in der Schule leichtfertig verzichten will! Freilich ist der Religionsunterricht allerorten der Reform im äußersten Maße bedürftig, aber man sollte den Kranken zu kurieren versuchen, anstatt ihn einfach totzuschlagen. Ganz insbesondere sind es die französischen Protestanten, die mit Besorgnis dem Tage entgegensehen, an dem aus allen Schulen ohne Ausnahme die Unterweisung in der unverfälschten christlichen Lehre entfernt, und eine Jugend heranwachsen soll, die von diesem Bekenntnisse des reinsten Idealismus nahezu unberührt geblieben sein wird. Dieses Gesetz wird ähnlich dem über die 2jährige Dienstpflicht zuerst den Senat beschäftigen. In der Kammer wird es wohl gelegentlich des certificat d'aptitude zu einer großen parlamentarischen Schlacht kommen, ohne jedoch an der Sache selbst noch etwas ändern zu können. Auch über den neuerdings abgeschlossenen französisch-siamesischen Vertrag steht das parlamentarische Urteil noch aus. Er findet in der Öffentlichkeit erbitterte Feinde; stellt aber Delcassé die Vertrauensfrage, so wird man jenen natürlich gut heißen.

In der letzten Sitzung des Parlaments ist es noch zum guten Schlusse zu aufgeregten Szenen und zu Faustkämpfen gekommen. Die Nationalisten wollten durchaus wissen, wie weit es denn eigentlich der Justizminister in der Humbert-Crawfordsache gebracht habe. Sie behaupteten — sie sind stark in solchen Behauptungen — Herr Vallé könne wohl die Schwindlerbande verhaften, wolle es nur nicht.*) Es ist wahr, daß viele Leute in Frankreich ähnlich meinen, die Regierung trete aus diesem oder jenem Grunde hier zu sachte auf. Doch ist es bislang unmöglich gewesen, sichere Anhaltspunkte für eine solche Annahme zu gewinnen. Frau Therese hat 20 Jahre lang die geriebensten Pariser Geschäftsleute düpiert, warum sollte ihr das nicht auch gelegentlich mit einem Richter, Staatsanwalt oder Polizisten gelungen sein? Genug! Der Justizminister erklärte: es sei beim

*) Die interessante Familie ist kürzlich in Spanien tatsächlich verhaftet und auch schon nach Paris eingeliefert worden.

Digitized by Google

besten Willen nichts zu tun gewesen. Darob großer Lärm von seiten der Nationalisten, die den Minister einen Lügner heißen. Da marschieren die Sozialisten auf; es kommt zum Handgemenge und zwei der bösesten Nationalisten werden schließlich unter militärischer Eskorte abgeführt. Der schlimmste von allen war aber ein Professor der Sorbonne, Herr Syveton. Ob der Unterrichtsminister jetzt diesem Herrn das certificat d'aptitude eines Erziehers entziehen, oder noch einmal die Frage anregen wird, ob Herr Syveton auch zu den wohlerzogenen Menschen gehöre? Mit Frau Therese Humbert-Daurignac aber sind wir ganz unwillkürlich in das soziale Leben der verführerischen Seinestadt geraten.

Paris ist eine so große, so reiche, so leichtlebige Stadt, daß es nur natürlich ist, wenn sie unaufhörlich aufsehenerregende Ereignisse zeitigt, die an anderen Orten wohl auch vorkommen mögen, aber alsdann doch in recht verkümmerter Gestalt. Die Sache hat an sich selbst nichts mit moralischen Gründen zu schaffen, und der Fremde würde sehr übel daran tun, bei solchen Gelegenheiten mit pharisäerhaftem Augenaufschlage von einem Seinebabel zu sprechen. Paris ist eben die Stadt der internationalen Lebewelt par excellence, und die damit verbundene ungezwungene Offenheit der Sitten, der leichte Ton und die dem Franzosen angeborene Galanterie verleihen darum häufig den Dingen jene ausschweifende Pikanterie, die ein schwerfälligeres Temperament gar nicht aufkommen ließe oder doch sofort ins Rohe und Plumpe verzerren würde. Zudem darf man nicht vergessen, daß Paris nicht bloß alle Schöngeister, sondern auch alle Verbrecher wie keine andere Stadt der Welt an sich zu ziehen versteht, und daß ihm darum aus all' diesen Zugaben ein Leben erstehen muß, das an Reichtum der Farben nichts zu wünschen übrig läßt. Eine Affaire Boulaine, in der Monsieur auf dem Wege vom Justizpalast zu dem Gefängnisse plötzlich mit seinen Wächtern in einem cabinet séparé verschwindet, um daselbst lukullisch zur Nacht zu speisen, in der Monsignori sich derart vergnügen, daß der eine die Laute schlägt, während der andere dazu den Bauchtanz probiert, ist natürlich nur an der Seine möglich und erscheint keineswegs unnatürlich. Es ist vorher von Verbrechern geredet worden — die Ziffer der Morde ist in den letzten Monaten hier eine auffällig hohe gewesen; sie schwankte zwischen 20 und 25, also fast auf jeden Tag eine Untat. Rom und Umgegend verzeichnen durchschnittlich auf jeden dritten Tag einen Mord; die ewige Stadt

Digitized by Google

geht also in dieser Beziehung dem Babel an der Seine weit voran, denn dieses ist zehn mal so groß. Zudem ist der innere Charakter dieser Verbrechen in beiden Städten ein durchaus verschiedener. Der Römer mordet zuweilen aus Habsucht, meistens aber um ein Nichts, im Streite, beim Wein, beim Kartenspiel, gelegentlich allerdings auch um ein Weib; doch wird er nie dieses sondern stets den Nebenbuhler treffen. Bei dem Pariser spielt in das Verbrechen fast immer die — Liebe hinein. Der Ehemann mordet die treulose Frau, die Ehefrau zuweilen den treulosen Mann; ähnlich verfährt man im Zustand der freien Liebe. Seltener ist der Fall, daß der Nebenbuhler oder die Nebenbuhlerin getroffen wird. Bei dem Römer ist das Motiv fast ausschließlich — Eifersucht, bei dem Pariser manchmal ein falsch begriffenes Ehrgefühl. Die Franzosen haben sich daran gewöhnt, Verbrechen dieser Art ein crime passionel zu nennen — als ob nicht alle Verbrechen ihren Ursprung in irgend einer Leidenschaft hätten — um vor dem Richter alsdann auf mildernde Umstände zu plädieren, was häufig Erfolg hat, besonders wenn der Angeklagte der betrogene Ehemann ist. Richter und Geschworene, die ja meistens auch Ehemänner sind, verstehen jenem nachzuempfinden und sprechen ihn meistens frei. Daher die erhebliche Zahl gerade solcher Morde. Weit schwieriger ist der Fall, wenn der Geliebte den Ehemann tötet. Das hatte zu seinem Schaden kürzlich ein junger Maler zu erfahren. Er heißt Sindou und soll tatsächlich viel Talent besitzen, denn ein paar der ersten Kunstmaler von Paris stellen ihm ein vortreffliches Zeugnis aus. Der junge Mann hatte gelegentlich Eingang in das Haus eines Pariser Geldmannes gefunden. Herr David, dessen Familie verwandtschaftliche Beziehungen zu Berliner Kreisen unterhält, kaufte dessen Bilder und empfahl ihn weiter. Der junge Mann aber, der mit der Zeit ein Freund des Hauses geworden war und auch die älteste Tochter seines Mäcens unterrichtete, fand Gefallen an der um 10 Jahre älteren Hausfrau. Der Ehemann muß wohl die immer höher steigende Vertraulichkeit zwischen den beiden bemerkt und auch an der Art, wie der Lehrer die heranreifende Schülerin behandelte, manches auszusetzen gehabt haben — genug! er versuchte das Verhältnis des Malers zu seiner Familie zu lösen. Er stieß aber auf Widerstand. Der junge Mann hatte sich so eingenistet, daß er nicht weichen wollte. Es kam zu Auseinandersetzungen, bei denen der Geldmann dem Maler ins Gesicht spuckte und seinen Stock auf den Rücken des letzteren zer-

Digitized by Google

brach. Von einem seiner Freunde darüber befragt, wie er sich eine so unwürdige Behandlung habe gefallen lassen können, antwortete Herr Sindou — unglaublich aber wahr! „Ich konnte doch nicht den Mann meiner Frau töten!“ Die Sache scheint ihn aber doch gewurmt zu haben, denn er kaufte sich einen 6läufigen Revolver, reist zu dem Ehepaar David aufs Land, erzwingt sich dort den Zutritt, und schießt dem Mann während eines Gesprächs 6 Kugeln in den Leib. Auch bei diesem Falle hat wieder die Pariser Presse Ungewöhnliches geleistet; selbst der älteste Sohn dieses Ehepaars wurde mehrfach über das Verhältnis des Malers zu den Eltern von Journalisten ausgefragt. Man gab sich verzweifelte Mühe, die erstaunliche Nichtswürdigkeit der Handlungsweise wie gewöhnlich in Liebesraserei umzudeuten, aber es ging diesmal nicht so leicht damit. Es hatten sich unter den Sachen des Herrn Sindou auch Pfandscheine über Juwelen der Frau David vorgefunden, und in Rennes zum wenigsten — wo der Prozeß sich abspielte — gab es keine Geschworenen, die dem Angeklagten auch noch hierin hätten nachfühlen wollen. Er wurde zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Doch das sind Dinge, die auch anderwärts vorkommen mögen, wennschon anders geformt. Ganz eigenartig sind hingegen die Sittenzustände, wie sie sich neuerdings wieder bei dem Tode einer jungen Künstlerin in Erinnerung gebracht haben. Fräulein Wanda von Boncza war ein schönes Mädchen, aber eine mittelmäßige Schauspielerin; das hinderte sie jedoch nicht an dem théatre français Beschäftigung zu finden, zu einem Jahresgehalte von 12000 Fr. ungefähr. Madame — der Franzose nennt so jede Dame, an deren völlige Unberührtheit er nicht mehr zu glauben vermag — Madame war aber so sparsam und geschickt, daß sie mit diesem etwas mageren Einkommen das Leben einer Fürstin führte. Sie mietete sich eine Wohnung, die allein schon das Jahreseinkommen wert war, sie stattete sie mit Möbeln aus, die 500000 Fr. kosteten, sie hielt sich Wagen und Pferde und schaffte sich einen eisernen Schrank an, in dem sie ihre Ersparnisse, die sich im Laufe von 6 Jahren schon auf 300000 Fr. beliefen und alle ihre Juwelen, Gold- und Silbersachen bis zum Werte von $1\frac{1}{2}$ Millionen aufbewahren konnte. Eine solche Zauberin war Madame Wanda de Boncza! Nun kam aber der frühe Tod; und als die Künstlerin auf der Bahre lag, erschien ein Kaufmann, bei dem sie mit 300000 Fr. in der Kreide stand, und wollte die Wohnung versiegeln. Da wurde die arme, tote Schauspielerin zuerst aus dem

Digitized by Google

Schlafzimmer, wo sie aufgebahrt lag, in den Salon, aus diesem in das Speisezimmer, und endlich in den Korridor getragen, wo man ihr gestattete, ruhig liegen zu bleiben, bis man sie auf den Friedhof hinaustrug. Die Tote hatte zwar im Crédit Lyonnais einen Geldschrank stehen, aber seitdem man in dem der Frau Frau Therese Humbert, der 100 Millionen Erbschaft enthalten sollte, nur einen Sou vorgefunden hat, sind die Pariser Geschäftsleute begreiflicherweise mißtrauisch geworden. Gerade jetzt aber kommt die Hinterlassenschaft der Verstorbenen zum öffentlichen Verkauf, und die Geschäftswelt kann ganz ruhig sein. Schon bei dem Nachlasse der Frau Therese Humbert hatte man es wahrnehmen können: die öffentliche und geheime demi-monde der großen Weltstadt strömte in Scharen herbei, um sich Fächer Schirme, Hüte, ja selbst die Schuhe der famosen Schwindlerin streitig zu machen und die Hosen und Hemden dieser bis zu 400 Fr. das Stück zu überzahlen. Vor den Glasschränken, in denen die Brillanten der Schauspielerin lagen, stießen sich letzthin in den schmutzigen und übelduftenden Räumen des Hotel Drouot Herzoginnen und Gräfinnen. Das ist freilich schon seit Jahrhunderten so in Paris Sitte gewesen. Aber was zieht eigentlich diese vornehme Welt so unwiderstehlich zu solchen Schaustücken der Anrüchigkeit? Ist es die innere Seelengemeinschaft, die sich da ungestraft einmal glaubt offenbaren zu dürfen? Ist es die Neugierde zu sehen, wie sich ihre Männer und Söhne für eine Hetäre zu ruinieren verstehen? Vielleicht ist es das eine und das andere, denn im übrigen kommen sich diese beiden Welten niemals nahe. In den Begriffen einer jeden anständigen Französin gehört die darstellende Künstlerin, sie mag Tänzerin, Sängerin oder Schauspielerin sein, unbedingt zur Halbwelt, mit der sie keinen Verkehr unterhalten darf. Eine solche Künstlerin wird immer einen oder mehrere, natürlich vornehme oder doch zum mindesten reiche, Liebhaber haben oder gehabt haben. Das ist einmal so Brauch hier, und es gibt wahrscheinlich auch nicht eine Ausnahme. Darum mögen einer solchen weltberühmten Künstlerin gelegentlich sogar Kaiser und Könige zu Füßen liegen, Fürstinnen huldigen, hier in Paris würde selbst einer Sarah Bernhardt gegenüber eine jede, auch bürgerliche Dame, wofern sie sich zur guten Gesellschaft rechnet, ohne weiteres erklären: zu mir aber darfst du nicht ins Haus. Das sind echt französische Zustände und lassen sich mit den im Auslande herrschenden gar nicht vergleichen: sie erinnern dafür lebhaft an das Hetärenwesen in dem

Digitized by Google

alten Athen. Wie hier die geistvolle Hetäre die ganze Männerwelt um sich zu sammeln verstand, von dieser bewundert, gefeiert, ja selbst — geehrt, genau so verhält es sich mit der großen Schauspielerin oder Sängerin in Paris. Aber beiden ist es gleich unmöglich geblieben, den Schritt über die Halbwelt jemals hinauszutun.

Die Pariser Bühnen sind natürlich schon seit Monaten in voller Tätigkeit, und da es ihrer sehr viele gibt, so ist auch an Neuigkeiten kein Mangel, ohne daß jedoch bislang eine außerordentliche Erscheinung zu verzeichnen gewesen. Immerhin mögen unter den vielen zwei dramatische Arbeiten Erwähnung finden. Zuerst war es: L'enquête von Georges Henriot, das von dem auch in Berlin bekannten Antoine zur Aufführung gebracht und von der Pariser Kritik vielfach als ein kleines dramatisches Meisterwerk gepriesen wurde. Das Stückchen besteht aus 2 Akten und hat folgenden Inhalt. Ein Richter begleitet des Nachts einmal einen Freund nach Hause. Hundert Schritte von der Wohnung des letzteren verabreicht der Richter jedoch dem Freunde etwa 100 Stockschläge und bringt diesen so ums Leben. Der Leichnam wird am Morgen gefunden, aus dessen Zustand man deutlich genug den gewaltsamen Tod erkennen kann. Dem Mörder selbst wird nun die Untersuchung übertragen. Dieser macht sich mit einem wahren Feuereifer an seine Aufgabe und findet denn auch bald einen Unschuldigen, den er mit grenzenloser Energie der Missetat beschuldigt. Der Anwalt des Angeklagten gehört aber zu den Hellen. Der Untersuchungsrichter nämlich trägt selbst einen Todschläger, dessen Knopf auffällig zu den an der Leiche bemerkbaren Wunden und Flecken paßt. Der Verteidiger weiß zudem, daß jener an Krämpfen leidet, und daß die davon Befallenen während der Dauer der Krankheit nie wissen, was mit ihnen und um sie vorgeht. Er fängt darum den Untersuchungsrichter mit seinen Fragen zu umstricken an. Derselbe weiß tatsächlich nur bis zu der Hecke, wo der Leichnam gefunden wurde, über sich und seinen Freund an dem verhängnisvollen Abend Auskunft zu geben; und zum guten Schlusse kommt es wirklich dahin, daß er unwissentlich der Mörder gewesen sein muß. Doch bleibt es immerhin wunderbar, wie ein von Krämpfen Befallener einem anderen 100 Stockschläge verabreichen kann, und daß der endlich zur Besinnung gekommene nicht den neben ihm liegenden Leichnam zu bemerken vermochte. Das ist der ganze Inhalt dieses dramatischen Meisterwerkes, das sich ausschließlich vor dem Unter-

Digitized by Google

suchungsrichter abspielt. Der Verfasser desselben wußte zu erzählen, daß ihn der „König Lear" des Sophokles zu dieser Arbeit angeregt hätte. Das ist ungefähr so, wie wenn Paul Lindau erklären wollte, daß er sich an „Nathan dem Weisen" zu seiner „Gräfin Lea" begeistert hätte. Jener aber war bislang Mediziner; nach dem rauschenden Erfolge jedoch, den sein behender Advokatenwitz davontrug, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als sein Kostüm der leidenden Menschheit gegenüber zu wechseln und — Dichter zu werden. Ernsthafter ist ein anderes Stück, das auf der Bühne der Porte-Saint-Martin seine erste Aufführung erlebte und einen höheren Beamten zum Verfasser hat. In seinem Nos deux consciences stellt Herr P. Anthelme — ein angenommener Name — das gläubige und das ungläubige Gewissen einander gegenüber. Wieder ist in einem kleinen Orte ein Mord geschehen. Ein alter Geizhals ist ermordet worden, und der Pfarrer, ein hochbetagter, überaus würdiger und allgemein geachteter Herr, gerät in den Verdacht, der Täter zu sein. Und wiederum ist es der Untersuchungsrichter, der mit einer wilden Leidenschaft daran arbeitet, den Angeklagten dem Henker zu überliefern. Der Pfarrer sei in der Nähe des Tatortes gesehen worden, er könne sich zudem über dieselbe Zeit nicht genügend anderweitig ausweisen; auch habe er stets in einem schlechten Verhältnisse zu dem Ermordeten gestanden: er müsse also der Schuldige sein. Der geistliche Herr ist aber unschuldig. Der wirkliche Täter ist ein Trunkenbold des Ortes, der sein Opfer zudem noch um 10000 Fr. beraubte. Um sich vor jedem Verdachte zu sichern, hatte er in der Abwesenheit des Pfarrers dessen Überschuhe angezogen und sich den Leibrock desselben um die Schultern geworfen. So war er fälschlich für diesen genommen worden. Die Frau des Mörders hat das geraubte Geld in ihrer Wohnung gefunden und ist schon am nächsten Morgen gekommen, um dem Pfarrer darüber zu beichten. Mit einem Worte also könnte dieser die ganze dunkle Sache aufklären, wenn nicht das Beichtgeheimnis dagegen wäre. Und er will lieber sterben, als dieses verletzen. Freilich er könnte ein Alibi nachweisen. In dem gleichen Orte wohnt nämlich noch ein Freund von ihm, der Arzt ist. Dieser hat eine Dame zur Frau, die schon vor der Ehe ein Kind hatte. Der Pfarrer weiß um das Geheimnis, und dieses Kindes halber, das unterdes verstorben, ist er gerade zu jener verdächtigen Stunde bei der Mutter gewesen. Das Alibi nachzuweisen, wäre also ein leichtes für ihn, er will aber seinen Freund

Digitized by Google

nicht betrüben, und lieber sterben. Da legt sich die Frau des Arztes ins Mittel; sie bekennt ihrem Manne die frühere Schuld, und dieser — als das ungläubige Gewissen — trägt die so aufgeklärte Geschichte jetzt dem Richter vor. Doch ist alles umsonst. Der Richter will durchaus das Blut des Pfarrers. Er weist nach, daß die Stunde des Besuches und die des Mordes nicht aufeinander, sondern nebeneinander liegen, so daß recht gut ein und dieselbe Person beides nacheinander hätte tun können. Soll der Pfarrer gerettet werden, so kann dies nur durch den Mörder selbst geschehen. Dieser beichtet in der Tat, aber wieder nur dem Geistlichen, so daß alles schließlich beim Alten bleibt. Der Pfarrer bewegt den Sünder dazu, das geraubte Geld zurückzuerstatten, und gibt ihm dafür das eigene, damit dieser nichts dabei verliere. Über so viel Edelmut bis zur Verzweiflung erschüttert, stürzt der Trunkenbold fort und ertränkt sich. Da kann endlich die Frau des Mörders sprechen, und der Pfarrer ist gerettet. Eine stark überladene Geschichte! Vor allem aber ist die Frage falsch gestellt. Wie leicht erkennbar, ist ja die ganze Vorliebe des Verfassers auf seiten des gläubigen Gewissens: aber er hätte Maß halten sollen. Man wird zugeben können: ist überhaupt Gewissen vorhanden, so wird ja das gläubige ungleich Höheres zu leisten im stande sein als das ungläubige. Aber dann hätte man die beiden vor eine gleich schwere Aufgabe stellen sollen. Mit einer Rollenverteilung wie die im Stücke wird natürlich nichts bewiesen: denn während das gläubige Gewissen sich am Riesengroßen bewährt, wird das ungläubige doch recht willkürlich mit einem Kinderspiele abgefunden. Der Vorwurf ist ja zweifellos ungemein interessant, aber im gleichen Verhältnisse schwer ist es ihn dramatisch zu gestalten. Die Pariser Bühne zeigt überhaupt einen auffälligen Niedergang. Die Augier und Dumas sind tot, Sardou ist verstummt; und waren auch alle drei eigentlich keine Dichter, so waren sie doch geistreiche Leute, die sich auf das Handwerk ausgezeichnet verstanden. Es ist nur noch Edmond Rostand übrig geblieben, der sicherlich ein Dichter genannt werden muß, der aber viel zu vornehm denkt, als daß er an jedem Jahrmarkte mit einem Werke aufwarten würde. Wahrscheinlich ist es auch diese schon viele Jahre herrschende Dürre gewesen, welche der Monna Vanna Maeterlincks im letzten Frühjahre eine so ausgezeichnete Aufnahme verschaffte. Kein Zweifel, daß die französische Bühne von dem Flamländer, der in ihrer Sprache dichtet, eine Bereicherung und Erhöhung ihres Spielplanes erwartet. Mit diesem

Digitized by Google

Tiefstande der Pariser Bühne hängt es wohl auch zusammen, daß die Franzosen sich mehr denn je zuvor nach den Fremden umzuschauen anfangen, besonders nach Skandinaviern und Deutschen — nach den letzteren schon darum, weil das neue Geschlecht vielfach über eine ausgezeichnete Kenntnis gerade der deutschen Literatur wie Sprache verfügt. M. A. Bossert u. a. hat vor nicht langer Zeit eine Geschichte der deutschen Literatur geschrieben, die in ihrem vorsichtig abwägenden Urteil den besten in Deutschland erschienenen gleichkommt, ja dieselben vielfach übertrifft.

Auch bezüglich der Musik hat der diesjährige Herbst nichts wahrhaft Neues gebracht, es sei denn, daß man geneigt ist, zu den haarsträubenden Neuigkeiten den Don Juan in 5 Akten zu rechnen, mit dem die „Große Oper" das Andenken Mozarts zu ehren gedachte. Man weiß wohl noch in Deutschland, daß der Don Giovanni ursprünglich ein dramma giocoso in 2 Akten ist? Wie hat man es nun angefangen, aus einem so bescheidenen Umfange ein Monstrum von 5 Akten zu machen? Man hat zunächst die beiden Originalakte aneinandergelegt und sie dann in 5 gleiche Stücke geschnitten. Natürlich wurde so ein jedes Stück zu klein für einen Opernakt. Man half sich also mit Einschaltungen. Wie bekannt, ist es Überlieferung, von der man nur Wagner gegenüber gelegentlich abgeht, daß die große Pariser Oper stets ein Ballet bringen muß. Der Akt mit dem Ballet war am leichtesten gefüllt: man nahm dazu Stücke aus verschiedenen Sinfonien, einen Fetzen aus einem Quartett, einen anderen aus einem Quintett, endlich noch einen Marsch aus einer Sonate — im ganzen 57 Seiten Partitur. In ähnlicher Art verfuhr man mit den übrigen Akten, nur daß man bei diesen bald hier bald dort Zwischenaktsmusik und Sprechgesang einschob und dieses Füllsel mit Bruchstücken aus Mozarts gesammelten Werken musikalisch ausstattete. Auf diese Weise gewann man 228 Seiten neuer Don Juan-Musik. Und da schreit man über Vandalismus, wenn ein übelberatener Jüngling einer Marmorfigur einmal einen Finger abschlägt! Außer dieser Vandalenleistung, die sie geistig begreiflicherweise völlig erschöpfte, hat die Leitung der „Großen Oper" nichts Neues mehr zu leisten vermochte. Seitdem Richard Wagner da eingezogen, überherrscht er den Spielplan; gleich nach ihm kommt Meyerbeer. Freilich! das junge Frankreich will gar nichts mehr von dem letzteren wissen; aber die oberste Kunstbehörde d. h. le ministère des beaux arts — läßt nicht ab von ihm. Kürzlich verbrannte die ganze Ausstattung zur „Afrikanerin": das war ein Verlust

Digitized by Google

von mindestens 100000 Frcs. Die Vorsehung hat gesprochen! schrieb Pierre Lalo dazu im „Temps“, wir sollen endlich von dieser Schauermusik verschont bleiben. Das Ministerium aber dachte verschieden von der Vorsehung und ließ die ganze Ausstattung von neuem und noch prachtvoller als zuvor herstellen. Weit kleiner dem räumlichen Umfange nach, aber weit regsamer als die „Große Oper“ und darum auch weit bedeutsamer für die neuere französische Kunst ist die „Opéra-Comique“. Sie heißt: Komische Oper! aber für gewöhnlich werden darin die ernsthaftesten, ja tief traurige Dinge abgehandelt. Bizet, Massenet haben auf dieser Bühne ihre ersten Triumphe gefeiert, neuerdings Charpentier mit seiner „Louise“; ganz zuletzt Claude Debussy mit Pelléas et Mélisande — eine Oper, die ihrer Eigenart halber im vergangenen Frühling hier viel verspottet, verlacht und — bewundert wurde. Die Bewunderung scheint aber gesiegt zu haben, denn sie erscheint von neuem im Spielplan und findet aufmerksame Zuhörer. Die Eigenart dieser Oper aber besteht darin, daß hier der Versuch gemacht wurde, ein Drama schlechtweg — es ist von Maeterlinck — in Musik umzusetzen. Der Stimmungsgehalt eines jeden Vorgangs erscheint so in das Orchester verlegt; und die Menschen sprechen miteinander auf Grund einer Tonskala, die der jedesmaligen Grundstimmung der Szene entnommen wurde. Sie sprechen tatsächlich. Bei Wagner singen die Menschen stets und manchmal sogar sehr melodisch. Herr Debussy hingegen geht in seiner Oper selbst der nur melodischen Phrase grundsätzlich aus dem Wege. Bei einem solchen Verfahren hängt alles, wie leicht verständlich — falls nur der Tondichter etwas wert ist — von der Bedeutung der Vorgänge und der Größe der handelnden Menschen ab. Leider ist es mit den letzteren übel genug bestellt. Gerade die Hauptpersonen sind nicht viel anders als schönbemalte Wachsfiguren ohne eigenes tatkräftiges Leben. Die Vorgänge sind natürlich demgemäß. Die ersten 3 Akte zerfallen in lauter kleine, zusammenhangslose, zuweilen reizvolle, meistens aber nichtssagende Bilder, die zudem noch alle auf denselben schwermütigen Ton gestimmt erscheinen; und so sehr auch das Orchester im einzelnen durch eine Fülle bestechender Einfälle überrascht, eine bleierne Ermüdung überschleicht gleichwohl allmählich das Ohr wie das Gemüt des Zuhörers. Erst in dem 4. Akte, in dem die Leidenschaft in hohen Wogen geht, nimmt die Tonsprache des Orchesters wie des Dialogs auf einmal einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung und führt den siegreichen Beweis, daß Claude Debussy

Digitized by Google

in der Tat ein großer Musiker ist. Es ist wunderlich, daß von ihm das Ausland noch gar keine Notiz genommen hat.

Paris ist wahrscheinlich immer bis zu einem gewissen Grade internationale Musikstadt gewesen; aber es erregt doch Erstaunen den Einfluß zu beobachten, den deutsche Musik hier allmählich gewonnen hat. Ginge es nach dem Wunsche der französischen Musiker, so würde die „Große Oper" bald nur noch deutsche Opern bringen. Man verlangt stürmisch den „Freischütz" und die „Euryanthe", den „Fidelio", den ganzen Mozart und den ganzen Gluck. Da bliebe in der Académie Nationale freilich kaum mehr ein Platz für einen Franzosen übrig! Dafür nun, daß man die Verlangten nicht auf der Bühne sehen kann, versucht man es mit ihnen, ähnlich wie vor Jahren mit Wagner, im Konzertsaal. So wurde kürzlich „Idomeneus" gegeben. In diesen Tagen erscheint zum ersten Male vor einem Pariser Publikum der „Manfred" Byrons mit der Schumannschen Musik. Die großen Orchesterkonzerte, die in früheren Jahren fast ausschließlich Wagnersche Musik brachten, haben ihr Programm nach dieser Seite hin bedeutend eingeschränkt, nachdem der größte Teil der früher verfehmten Opern auf Pariser Bühnen Eingang gefunden, und haben dagegen die reine Orchestermusik der großen deutschen Meister aufgenommen: sämtliche Sinfonien von Beethoven, Schumann und Brahms, Sinfonien von Mozart und Schubert u. s. w. Fünf große Orchesterkonzerte am Sonntag nachmittag bewältigen die ungeheuere Arbeit. Sieht man von Bach und Händel ab, welche die hiesigen Musiker zwar mit heißem Bemühen studieren, die aber mit ihren Oratorien und Messen dem großen Publikum noch nicht nahe gekommen sind, so könnte man wohl sagen, daß in diesem Jahre das Schönste, was an Orchestermusik je deutsche Meister geschaffen, an dem verwöhnten Ohre des Parisers vorüberrauschen wird. Welche deutsche Stadt könnte das gleiche von sich behaupten?

Digitized by Google

Der Gegenbesuch.

Skizze

von Clara von Sydow.

Im Westen des stillen, aber stattlichen Dorfes erstreckt sich ein kleiner Gottesacker; und in seiner Mitte liegt etwas erhöht die Kirche.

Eine Kirche, die auffällt; denn für ihren ländlichen Standort ist sie von großartigen Verhältnissen; und ihre ursprünglichen Teile sind in scharf ausgeprägtem romanischen Stil gehalten. — Was sich dem Auge als frühe Gotik aufdrängt, muß späteren Um- und Anbauten zugeschrieben werden.

Was aber ergreift so an dieser Kirche?

Nicht ihre erste Schönheit allein, oder deren spätere Zurückdrängung. — Auch nicht die stolze Höhe ihrer massiven Backsteinmauern, noch deren malerischer Unterbau von roh behauenen Granitblöcken. —

Die Verbindung aller Einzelheiten zum Ausdruck des Ganzen ergreift.

Die Kirche ist ein historisches Denkmal. — Ist die älteste Christenkirche jener fruchtbaren Ostseeinsel, auf der in sagenhafter Zeit weithin verehrte Heidengötter ihre, wie es schien, unantastbaren Kultusstätten hatten. —

Und die Hünenleiber der Bäume ringsum! Ob sie annähernd so alt sind, wie das Gotteshaus selbst? —

Und die Gräber? — — — Die enggeschichteten Gräber all derer, die von Geschlecht zu Geschlecht über- und nebeneinander im Angesicht des neuen Heiligtums ihre letzte Ruhe fanden? — —

Auch, wenn man es nicht wüßte, würde man *sehn*, daß man hier den „alten" Kirchhof betritt.

Das Gras hängt in langen, wirren Büscheln über vielen Hügeln.

Unnatürliche Hitze des Frühherbstes hat es versengt; und durch darauf folgende Regengüsse und vorzeitige Nachtfröste ist es vollends ausgesogen.

Der alte Kirchhofswärter hat kein Interesse daran gehabt, es nochmals zu mähen.

Draußen vor dem Dorfe das *neue* Gräberfeld wird natürlich schmuck gehalten! — Dort werden die Wege geschaufelt und

Digitized by Google

vom Laube reingeharkt, denn dorthin bringen Sonntags und an besonderen Gedenktagen Frauen und Kinder noch im Herbste Kränze und Blumentöpfe. Dort ruhen ihre Toten von heute und gestern.

Hier aber lohnt nichts mehr. Bis hierher reicht nur das Gedächtnis weniger. Mochte doch das tote Zeug unter der Decke des Winters vermodern! —

Einzig an der Nordseite der Kirche, wo die eingesunkenen Gräber jahraus, jahrein im Schatten liegen, ist alles noch frisch und grün — beinahe frühlingshaft.

Dort hatte der Küster das Gras gepachtet.

Aber auch der wurde alt und ließ Gras — Gras sein.

Selbst über dem üppigen Wuchern in den Wegen drückt er offenbar ein Auge zu.

Nur wo sie nach dem Dorfe hin ausstrahlen, hat andauerndes Niedertreten sie gangbar erhalten. Am Pfarrgarten und vor dem kleinen baumumdrängten Nordportal der Kirche sind sie wildverwachsen.

Ja, man sah, daß man über den „alten" Kirchhof schritt. —

Keine Spur von Leben, oder von lebendiger Liebe, die über die Gewalt der Vergänglichkeit hinweggetäuscht hätte! —

Aber auch keine aufdringliche Geschmacklosigkeit, durch die des Todes Majestät gestört würde.

Keine modernen Monumente ungeheuerlichen Umfangs! — Ernste schwarze Gußeisenkreuze, deren niedrige Steinsockel sich einseitig gesenkt haben, ragen schiefarmig in die graue Luft. — Doch übersieht das ländlich gewöhnte Auge ihre mangelnde Schönheit. — Und dazwischen kleine unpolierte Granitsteine mit dunkelfarbigem Ölanstrich an den Rändern und einem steif über der Inschrift thronenden grün und schwarz ausgemalten Schiffchen, das von vergoldetem Segel überdacht wird. — Einzelne auch mit einem Riesenanker an der Stirn, oder einem vollständigen Glaube-Liebe-Hoffnung-Symbol. Alle aber von smaragdgrünen, und wenn sie schon sehr alt sind, von fast goldgelben Moosen übersponnen.

Wer vom Dorf zur Pfarre geht, muß freilich heute noch über den alten Gottesacker; aber was will das sagen in einer Ortschaft von nur 6—700 Seelen!

Halbe Tage verstreichen, ohne daß eines Menschen Fuß sich zwischen die stillen, abgetanen Gräber verirrt hätte.

Digitized by Google

Besonders um diese Zeit. Alles ist feucht. Alles eigentümlich naßkalt!

Und so still! —

Schon seit Tagen schweigt der atem- und sinnenbeklemmende Sturm. Müdegepeitscht stehen die schwarzästigen Riesenbäume am turmlosen Westgiebel der Kirche und an den Friedhofsseiten, wo sie wie eine in Reih und Glied getretene Wächterschar emporragen. Freilich wie eine Schar, in die auch der Tod schon manche Lücke gerissen hat. Nicht nur der gewaltsame, mit unvorhergesehenen Naturereignissen Hand in Hand gehende — auch der allein sich selbst vertrauende, still schleichende Verderber, der von der Wurzel aufsteigt und durch Fasern und Fäserchen dringt.

Besonders, wo die uralten Eschen und Silberpappeln, paarweise zusammengedrängt, den Pfarrgarten abgrenzen, ragen nicht mehr alle Häupter empor, wie sonst. Am Stacket, zwischen wirrem Gestrüpp starren abgefaulte Stämme.

Und wirft man durch die Abenddämmerung einen Blick über den niedrigen Lattenzaun auf der Mauer, könnte man meinen, der Pfarrgarten und das strohgedeckte Häuschen darin hätten mit dem vor fünfzehn Jahren geschlossenen Kirchhof gealtert. — Auch sie haben etwas Überlebtes. So, als verstände es der jetzige Inhaber nicht, sie zu verjüngen.

Totenstill alles! Kein Mensch auf dem Gehöft und keiner auf dem Gottesacker! —

Ja, der Friedhofswärter wurde alt — und der Küster wurde alt — und die Erinnerung an die Toten erst recht! —

Lose braune Blätter treiben über die Hügel; und an den Wegrändern hat sie der Regen aufgerollt, wie glänzende Schlangen, die bald regungslos still liegen, bald, unheimlich in sich bewegt, hin und her schwanken. Leise rascheln sie dabei.

Und auch sonst ab und zu ein Getön, das die Stille noch stiller macht.

Jenseit des Dorfes, eine halbstündige Luftreise entfernt, grollt die See.

Dumpfes Nachbrausen mischt sich mit den Triumphstößen, die einen nahen Zukunftssturm künden. Und abgebrochen trägt die Abendluft mit ihrem plötzlichen Strich aus Osten die Weckrufe herüber.

Auch der rostige Wetterhahn an der Kirche ruckt manchmal knarrend an. Und vom niedrigen Dach des schwarz gestrichenen Glockenturms ruft eine verlassene Krähe.

Digitized by Google

In hölzerner Ungeschlachtheit, schauerlich groß und unschön erhebt sich der ländliche Kampanile zwischen Kirche und Pfarrgarten, mitten aus der ältesten Gräberreihe. — Aber im Augenblick verschwimmen seine Umrisse schon hinter farblosen Dämmerungsschleiern und seine Häßlichkeit verflüchtigt sich im Spukhaften.

Es nebelt stark. Die Tropfen fallen groß von den Kreuzarmen und aus den Laubresten der Bäume.

Fünf Uhr!

Dumpf aushallend verklingt der letzte Schlag.

Und zugleich ein leises Räuspern hinter dem Nordportal. Dann ein Keuchen, wie wenn eine asthmatische Brust nach Luft ränge. Undeutlich löst sich eine Gestalt aus der trüben Atmosphäre. Ein schmächtiger, schon ein wenig von der Last der Jahre gebückter Alter schritt zwischen Grabhügeln langsam den schmalen Kirchweg herab. Dann bog er links um und wandte sich gen Süden der Pfarre zu. Behutsam bewegte er sich am Stock, wankte aber nicht. Und die kleinen feierlich abgezirkelten Schritte hatten etwas Auffallendes für einen Dorfgreis, der einsam in wachsender Dunkelheit spazieren ging.

Denn eine geschäftliche Angelegenheit führte ihn kaum des Weges. Sonst hätte er es eiliger und bliebe nicht alle Augenblick an einem Grabhügel stehn. — Wußte er doch auswendig, wer da zu seiner Rechten oder Linken ruhte, und bewahrte nicht nur die den Denkmälern eingegrabenen Namen im Gedächtnis. Mechanisch würde er bei Nennung eines jeden Verstorbenen auch die auf Kreuz oder Stein verzeichnete Bibelstelle und erst recht die von trauernder Liebe selbstgedichteten Nachrufe angeben können. Nur aus höflicher Gewohnheit stand er still. Er wollte an keinem vorübergehen, der mit ihm jung gewesen war; d. h. sofern er sich *gut* mit ihm gestanden hatte! —

Und das war freilich nicht mit allen der Fall gewesen. — — In der dritten Reihe z. B. ruhte einer, der sein Feind war. —

Eben erreichte der Greis jene Stelle am Wegrain, von der aus er in gerader Linie auch diese Grabstätte liegen wußte. — Dort lag der Müller begraben!

Unwillkürlich blickte er nach der anderen Seite um. — —

Er war so einsam, daß er schon sich selbst lieben mußte, wollte er überhaupt von jemandem geliebt sein! — Und so freudearm, daß seine Einbildungskraft sich gewöhnt hatte, emsig an seiner eigenen Person herumzubasteln und zu feilen, bis er als ein Stets-Gerechter und -Vollkommener vor ihr stand. — Alle

Digitized by Google

Zusammenstöße in seinem Leben schob er daher gern auf andere. —

Aber . . . . . Hm! . . . . . Hm! . . . . . Na ja doch! — — —

Gegen den hartnäckigsten Selbsterhaltungstrieb seiner Eigenliebe fiel ihm immer wieder ein, was Pastor Hagedorn acht Tage vor seinem Tode zu ihm gesagt hatte.

„Herr Tetz, Herr Tetz! versöhnen Sie sich mit Herrn Schröder, solange es noch Zeit ist!" hatte er gesagt. — „Sonst werde ich's erleben, daß einer von Ihnen stirbt, bevor Sie sich die Hand gereicht und noch einmal bei mir zusammen im Gemeindekirchenrat gesessen haben! — Es wird sonst dasselbe sein, wie beim Tode des Müllers!"

Tetz stand still. Aber dieses Stillstehn hatte etwas von einem Sichzurwehrsetzen.

Und nun rechneten ihm im langsamen Dahinschreiten über das tote Laub und verschlammte Unkraut seine Gedanken plötzlich lebhaft vor, wie viele im Leben ihm unrecht getan hatten. — Mehr, als einer! — O, viele waren's! — Ihrer sehr viele! — Erst der Müller, als er ihm die Braut stahl! — - Denn — war das kein — Stehlen, wenn einer eine nahm, die 'nem andern untreu wurde??! Und wer weiß auch, ob er nicht schon vorher . . . . .?

Und dann:

O, sein Weib! sein fürchterliches Weib! - Tag und Nacht dies Reden und Schreien — dies Faseln und Zanken! — Er hatte ja zum Tort gegen den Müller 'ne Gebildete nehmen wollen. — Ja — und dann hatte er eine gehabt! — Eine, die auf ihn herabsah und ihn „schuhriegelte"! - — — Er hatte geschwiegen. - Das war ja überhaupt sein Unglück, daß es ihm bei jeder Gelegenheit im Leben immer innen so gekocht und gebrannt hatte, daß er nicht reden konnte! — Später auch nicht mehr mochte. - Denn sein Reden war allmählich auch ein Schreien geworden, gellendes, wahnsinniges Fluchen und Schreien! - Er hätte immer sich selber seine armen Ohren zuhalten mögen, wenn er sich so hörte.

Lieber schweigen! — Ein Jahr, und noch eins - und wieder eins — ein ganzes Jahrzehnt hindurch und ein zweites! —

Dann aber — — aus der Asche blitzte ein Feuerfunke und durchsprühte die tiefliegenden Augen des Alten — hatte er sich scheiden lassen!

Digitized by Google

Pastor Hagedorn hatte ihn und sie gefragt, als sie 1872 am 4. Oktober morgens 10 Uhr zum Sühneversuch bei ihm auf dem Studierzimmer waren, ob sie sich nicht noch einmal „im Namen und unter dem Beistande Gottes fest vornehmen könnten, eine friedliche Ehe miteinander zu führen?“ — — — Das Weib hatte heuchlerische Reden gehalten, er aber hatte gesagt: „Nein, Herr Pastor!“ — Da hatte ihm der Pastor schnell einen Stuhl hingesetzt, denn es mochte wohl ausgesehen haben, als wolle er ohnmächtig werden — und feierlich gesagt: „So ist also mein Sühneversuch gescheitert!“ —

Ja, weise war er gewesen. — Immer weise und nachsichtig! — Und — und — — — gerecht auch! . . . . .

Jetzt war Tetz schon dicht am Pfarrgarten angelangt. Nur wenige Schritte noch und er hatte eine eingegitterte Grabstätte erreicht.

Hierher ging er oft. Fast alle Tage. Und immer gegen Abend, wenn er die kleine Schlosserbude im Giebel seines baufälligen Häuschens zwischen Markt und Kirchhof hatte zumachen müssen, weil er trotz doppelter Brillengläser nicht mehr sehen konnte und Schlüssel und Schlösser, die er schon wochenlang zum Ausbessern oben hatte, sich durchaus nicht wollten finden lassen. – –

Fünfzehn Jahre waren es her, daß Pastor Hagedorn hier schlief!

Gerade eine Woche vor Einweihung des neuen Kirchhofs und eine nach seinem letzten Besuch bei Tetz war er gestorben. —

Seine Begräbnisstelle hatte er schon lange zuvor von der Kirche gekauft gehabt. Und so war er denn als Letzter in den alten Gottesacker gesenkt worden.

Aber nicht gleich nach seinem Tode hatte Tetz angefangen, „ihn hier zu besuchen“. Erst nach Verlauf mehrerer Monate, in einer Dämmerstunde, wie heut.

Gerade, als er wieder einmal Feile und Raspen zum Schluß des Tagewerkes in die wurmstichige Schieblade seines Arbeitstisches schob und aus den Ecken der Dachkammer das allabendliche Gefühl von Einsamkeit über ihn hinkroch, dachte er daran, daß er seinem alten Pastor acht Tage vor dessen Hinscheiden noch einen Besuch versprochen hatte. Nicht ausdrücklich allerdings! — Aber stillschweigend vielleicht um so verbindlicher! — —

„Entschließen Sie sich, Herr Tetz, Herrn Schröder die Versöhnungshand zu bieten!“ hatte der Pastor beim Abschied wieder-

Digitized by Google

holt. „Nehmen Sie Ihre heftigen Worte gegen ihn zurück! — Die Sache hat anders gelegen, als Sie sich einbilden. Herr Schröder hat Ihren gelegentlichen Ausspruch, daß Sie den frei werdenden Morgen noch dazu pachten wollten, für Scherz gehalten. Und wenn Sie's mir selbst gesagt hätten, ich würde es für nichts anderes genommen haben, da Sie als alleinstehender Mann schon Not und Mühe hatten, den Ihnen als Kirchenältesten zukommenden Morgen zu bestellen. — Daß Sie sich da über Nacht plötzlich im Ernst einen anderen Plan gemacht hatten, konnte Niemand wissen. — Ich denke, unser aller Seelen Seligkeit hängt nicht von dem einen pommerschen Morgen ab?! — — Nicht wahr, lieber Herr Tetz?" — —

„Ich will mir die Sache überlegen, Herr Pastor."

Aber solche Unschlüssigkeit schien der Pastor diesmal zu überhören. „Und wenn Sie kein Aufsehen machen wollen und nicht gern vor aller Augen zu Herrn Schröder hinübergehen möchten, könnten Sie ihn ja gelegentlich bei mir treffen. Z. B. bei der nächsten Kirchenratssitzung! — Es wäre überhaupt schön, wenn Sie wieder beide regelmäßig zu unseren Besprechungen kämen, lieber Herr Tetz! — Nicht immer einer künstlich dem anderen ausweiche! — Herr Schröder wird Ihnen keine Schwierigkeiten machen. Also wenn Sie zur Versöhnung geneigt wären, würde ich ihn bei Gelegenheit der nächsten Sitzung für drei Viertel auf zwei zu einer kleinen Sonderbesprechung einladen. — Sie kämen dann zu derselben Zeit, und wenn um zwei Uhr die anderen Herren erscheinen, wäre die Sache abgetan und alles wie früher. — Nun, ich denke, Sie entschließen sich!?"

„Herr Pastor, ich möchte mir Ihren Vorschlag überlegen. Schröder ist der Reichste im Dorf .... Herr Pastor, dieser pommersche Morgen, der! .... So zu sagen, wie das „Schäfchen des Armen" wäre der!" — — — —

„Leiden Sie denn Not, Herr Tetz?"

„Not nicht eben! Heut leide ich ja gerade noch keine Not! — Aber einer muß auch an sein Alter denken. Besonders, wenn einer so allein steht! — Und eben der Morgen trägt, daß das ganze Dorf danach lüstern is!"

Doch der Pastor ließ nicht locker. — Er ließ nie locker, wenn er recht zu haben meinte! — — — und — — wohl auch hatte? — Eigentlich hatte er oft recht gehabt, der alte Pastor!

„Und wer hätte Ihnen denn den neuen Morgen beackern sollen?"

Digitized by Google

„Hm! . . . . deswegen! — Ich muß mir zum Kirchenältesten-land doch auch fremde Hilfe nehmen! — Das wäre wohl kein Grund!“ — —

„Nun ich denke, an der haben Sie Ärger genug gehabt? — Wenigstens in der letzten Ernte! — Mir ist, als hätte ich dergleichen gehört? — Lieber Herr Tetz, ich will hoffen, daß es Ihnen nicht etwa Bedürfnis ist, vom Ärger zu leben?“ —

Hier hätte Tetz seine Erinnerung, wie auch später oft, gern auf Seitenwege geführt. Aber das Bedürfnis in ihm, irgend jemandem in Gedanken ein Leid anzutun, kehrte sich bisweilen heimtückisch gegen ihn selbst.

Pastor Hagedorn *hatte* das gesagt! Mild und freundlich und sogar mit einem kleinen Lächeln. Aber gesagt *hatte* er's! —

„Herr Pastor! — Nein, Herr Pastor, da muß ich doch sehr . .“

„Verzeihen Sie, Herr Tetz, mein Scherz war nicht böse gemeint! Also überlegen Sie sich die Sache! Und wenn Sie wünschen, daß ich Herrn Schröder vor der nächsten Kirchenratssitzung benachrichtigen soll, lassen Sie es mich bald wissen. — *Besuchen* Sie mich doch einmal nach Feierabend! Für meinen heutigen Besuch sind Sie mir einen *Gegenbesuch* schuldig!“ —

Einen Gegenbesuch! — Ja — und bei Gelegenheit dessen würde er auch der Versöhnung mit Schröder zugestimmt haben! — Jeden Tag hatte er *gewollt*; jeden einzigen Tag — eine ganze Woche lang! — Immer aber war es gewesen, als zerre etwas seinen Willen wieder nach rückwärts, so wie ein eigensinniger Reiter das Pferd ins Gebiß reißt, daß es den Hals starr in die Höhe richtet.

Zweimal hatte er seinen Sonntagshut sorgfältig abgebürstet gehabt. — Aber beide Male umsonst. Der Gedanke an das „Schäfchen des Armen“ hatte ihm den Hut wieder aus der Hand gewunden. — —

Freilich: Schröder brauchte ein volles Portemonnaie, denn er hatte Kinder und Kindeskinder! — Aber weil er so wie so schon *alles* besaß — Liebe, Familienfreuden und Feste! — *auch noch den pommerschen Morgen*?! — —

Und dann war Pastor Hagedorn eines Tages tot gewesen.

Monate waren vergangen; aber Tetz hatte es nicht verwinden können.

Seine Anhänglichkeit an den Verstorbenen war eine versteckt tiefe und zähe gewesen. Zudem traf ihn Hagedorns unvermutetes

Digitized by Google

Ableben wie eine persönliche Beleidigung: Es hatte ihn gehindert, einen guten Vorsatz auszuführen! —

Und während ihm in einer fast schon gesetzmäßigen Folge all die frischen Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf hämmerten, bürstete und bürstete er abermals an seinem Sonntagshut herum, zog zerstreut seinen Arbeitsrock, den alten, mottenzerfressenen Winterpaletot, aus, hing ihn an den Türnagel und tauschte dafür einen noch leidlich anständigen, wenn auch schon Jahrzehnte alten Gehrock ein. — So war er besuchsfertig. —

Dann hatte er nur noch den großen Ring mit den mancherlei Normalschlüsseln und Dietrichen feierlich rasselnd an seinen Platz zu tun und konnte die Kammer verlassen, durch die ungemütlich der Wind pfiff.

Nach einigen Minuten war er, einem dumpfen, aber leidenschaftlichen Drange folgend, auf dem Kirchhof.

Zuweilen ist dem Einsamen seine Einsamkeit eben recht. Er sättigt sich an ihr, frißt sie in sich hinein und praßt in ihr wie der Verschwender in seinem Erbteil. — Ohne Laut, ohne Murren, — stolz darauf, daß er eben ein Einsamer ist und daß sein persönliches Mißgeschick sich so treu bleibt, wie jeder vorsichtige Mensch sich selbst. —

Ein andermal aber erträgt er sie nicht. Es ist dann, als kralle sie sich feindlich an seine Brust und sperre einen unersättlichen Rachen nach ihm auf, wie die Sünde oder der Tod.

Mit dem neuen Pastor war nicht recht zu reden. Er wollte soviel Neues. Lauter Gutes! — Sonntagsschulen und Fortbildungsschulen, Leseabende und all dergleichen, was man auch anderswo jetzt hatte und wovon die Zeitungen Berichte erstatteten. Aber natürlich war er voll von seinem Wollen!

Vielleicht paßte er für die Jungen. — Für die Alten weniger.

Tetz war damals an jenem Herbstabend vor fünfzehn Jahren geradeswegs an der nördlichen Langseite der Kirche vorüber zu Pastor Hagedorns Grab gegangen. Wohl eine Viertelstunde lang hatte er am Hügel gestanden. Und bei der Rückkehr war ihm sonderbar angenehm zu Mut gewesen. Weniger einsam und beinah etwas erwartungsvoll.

Es lag nun gewissermaßen nicht mehr an ihm, wenn Schröder und er sich nach wie vor aus dem Wege gingen. — Er hatte seinen versprochenen „Gegenbesuch“ mit allem, was er in sich schließen sollte, nachträglich gemacht!

Und seitdem war ihm das Gegenbesuchen auf dem Kirchhof

Digitized by Google

eine unentbehrliche Gewohnheit geworden. Alle Tage im Jahr, wenige Ausnahmen abgerechnet, zu einer Stunde, wie sie eben der Hingang der Sonne mit sich brachte, legte er im Schutze abendlichen Zwielichts denselben Weg zu demselben stillen Ziele zurück. Nur, daß seine Schritte mit der Zeit langsamer und seine Kopf- und Schulterhaltung trotz entgegenarbeitender Anstrengung gebückter wurden.

Fünfzehn Jahre! — Tetz war, als müsse er einmal wieder genau nachsehn, ob Pastor Hagedorn wirklich schon so lange tot sei?

Bedächtig stellte er sich in eine Richtung gegen die Vorderansicht des Kreuzes, in der er Namen und Datum am besten würde erblickt haben, wenn der Tag noch so viel Licht hergegeben hätte.

Die mageren, rotgefrorenen Hände um den bis zur Brust erhobenen Stock geschlungen, lehnte er lange gegen das ziemlich hohe Eisengitter.

Natürlich konnte er trotz der Bemühung seiner fernsichtigen alten Augen keinen Buchstaben mehr lesen. So ließ die Spannung in seinen Zügen nach. Grübelnd senkte er den Kopf und preßte seine engbrüstig eingeknöpfte Gestalt gegen die kalten Eisenstäbe.

Übrigens wußte er ja alles auswendig: Tag und Jahr der Geburt und des Todes! — Die großen, schon etwas verwaschenen Goldbuchstaben wurden immer deutlicher vor seinem inneren Blick.

Sein Gedächtnis war unter denen der alten Generation eins der besten im ganzen Dorfe. Alle Winkel und Ecken darin waren übersichtlich aufgeräumt. Nirgend ein solcher Wirrwarr von Spinnweben, wie oben in seiner Dachkammer; und es war ängstliche Absicht, wenn er einmal hier oder dorthin seine verdeckenden grauen Tüchlein warf.

„Aber können Sie denn nichts vergessen?“ hatte ihn einmal der Pastor in besonderem Sinne gefragt und er nach langer Pause mit seiner schüchternsten Miene geantwortet: „Schwer, Herr Pastor, ich habe ein gutes Gedächtnis!“ — Der Pastor hatte gelächelt — er selbst aber war hartnäckig ernst geblieben.

Indessen wurde es zusehends dunkler. Und nach einer Weile hätte man denken können, die zusammengedrückte Gestalt am Gitter wäre erstarrt, oder eingeschlafen. Oder war sie überhaupt keine Menschengestalt, nur ein sonderbarer Knäuel mißfarbiger Nebel?

Erst, als zu der einsamen Krähe auf dem Glockenturm eine

Digitized by Google

zweite und dritte aus den hohen Silberpappeln im Pfarrgarten flogen und alle drei zu krächzen anfingen, fuhr der Alte geärgert auf und machte ein paar sich entfernende Schritte um das Gitter. Die häßlichen Tiere da oben waren seine Feinde. Nachts ließen sie ihn nicht schlafen und am Tage pickten sie zur Frühlings- und Herbstzeit die teure Saat aus seinem Acker. — Mußten sie ihn bis an des Pastors Grab verfolgen! — —

Und nicht genug an den vereinzelten Störenfrieden! Plötzlich klang aus den gelichteten Baumkronen ringsum heiseres Rufen und Antworten. Ein Chor von Mißtönen zerriß die Luft. Allerorten fuhr es auf wie von schwarzen Dämonen und flatterte in der Höhe zusammen wie eine dichte Wolke, die sich endlich gespenstisch belebt, auf den Glockenturm senkte.

„Beester! een kann sien eegen Wurt nich verstahn!" schalt Tetz leise vor sich hin, während es oben immer wilder und heiserer durcheinander krächzte.

Dann legte sich auf einmal der geheimnisvolle Aufruhr. Wie auf einen Geisterwink — und scheinbar ebenso sinnlos, wie er einberufen war — stob der schwarze Kongreß auseinander.

Ein lautes „Klatsch! — Klatsch!" — Und wieder eins! — Und noch eins!

Wuchtig sank hier eine Krähe in ihren nassen Baum zurück und dort eine andere. — Dann nur noch ein leises Knacken und Knarren abgestorbener Zweiglein — und alles war wieder still.

Totenstill! — — —

Tetz war ganz um das Gitter herumgegangen: Offenbarung 14, Vers 13! — —

Langsam hob er das gesenkte Kinn über den Rockkragen und forschend richtete sich sein Blick wieder auf die ausgebreiteten Arme des hohen Kreuzes, dessen Hinterseite dicht an das Gitter gelehnt war, es mit seiner oberen Hälfte weithin sichtbar überragend. „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Der Geist spricht: Sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!" —

Er kannte auch den Spruch auswendig:

„Ruhen von ihrer Arbeit!" — —

Ja, gearbeitet hatte er viel. Von früh bis spät oft! — Aber vielleicht hätte er gern noch länger gearbeitet? —

„Und ihre Werke folgen ihnen nach!" — — — —

Schärfer zogen sich alle kreuz und quer laufenden Furchen über des Alten fein ausgearbeitete Stirn. Und zweifelnder blickten

Digitized by Google

seine Augen aus ihren tief gegrabenen Höhlen beinahe angestrengt, als wollten sie zugleich die frühe Herbstdämmerung und den bläulichen Abendschein eines allmählichen persönlichen Erlöschens zerreißen, um noch einmal in schwarzbraunem Jugendfeuer aufzufunkeln:

„Und ihre Werke folgen ihnen nach?!" —

Der Herr „Nach-folger" hatte doch alles wieder von neuem — und anders angefaßt!? — — — Oder sollte man den Spruch auch ganz „anders rum" verstehen? — Ja, dann erst recht! .....

Man war aber die alten Sprüche so gewohnt. Und deshalb hatten sie doch etwas Tröstliches. Bei manchen von ihnen schlief plötzlich alles Gegrübele ein wie überm Orgelspiel. — Freilich! — freilich! — — —

Trotzdem blieb es eine sonderbare Sache und Tetz hätte nicht gewußt, welchen Bibelspruch er einmal .....

Er fuhr zusammen und beeilte sich, anderes zu denken. —

Aber seine Gedanken behielten etwas von der Eile des Hinkenden. Sie schleppten etwas nach — und kamen trotz aller Bewegung nur langsam vorwärts.

Wie abscheulich kühl das heute abend war!

Besser, er ging nach Hause! — — Gerade an solchem Herbstabend konnte man sich leicht zu Tode .....

Hm! — wenn er sich damals einen Tag früher entschlossen hätte, Pastor Hagedorn seinen „Gegenbesuch" zu machen — dann wäre er am Ende doch noch wieder mit Schröder zusammengekommen? — Wenn nicht wo anders, so am Sterbebett des Pastors. Noch am Vormittag von Hagedorns Tod war Schröder bei ihm gewesen. Das wußte man!

„Selig sind, die in dem Herrn sterben!" — — Aber — wenn er wirklich im Herrn gestorben war, warum hatte er dann nicht Schröder ins Gewissen geredet, daß er, der Reiche, ihm, dem Armen und vom Leben Getretenen, zuerst ein gutes Wort geben solle? — Und davon war nichts laut geworden — rein gar nichts! — Fünfzehn Jahre lang nichts! — —

Tetz! Tetz! Laß doch man gut sein! Versündige dich nicht! — Wenn einer, so hat's Pastor Hagedorn gut mit Dir gemeint! — — — Und wenn du mal! .....

Immer ängstlicher wurde dem alten Manne zu Mut. Er riß seine Mütze vom Kopf, hielt sie vors Gesicht und betete ein Vaterunser. Langsam, Wort für Wort — und jedes Wort grüblerisch überdenkend.

Digitized by Google

„Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ — —

Gedämpft raschelte etwas über das durchnäßte Laub, das sich rings am Gitter zusammengeballt hatte. Aber Tetz wandte den Kopf erst gar nicht. — Ganz zart und leise hupfte es an und wieder an — und zart und leise um ihn herum. — Er kannte die schwarze Amsel, die hier immer abends ihr Wesen trieb. — Pastor Hagedorn hatte die Vögel ja auch bei Lebzeiten gut leiden können!

„Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“

Hm, wenn er wieder mit Schröder zusammenkommen könnte? — — So mal abends zu ihm gehn?! —

Die Abende würden dann auch nicht so lang sein!

So nichts, als die Zeitung Woche für Woche — und nun war der Winter vor der Tür!

Die Bibel — ja, die verstand sich ja von selbst! — — Aber Christus hatte auch unter Menschen gelebt! — — —

Schröder war ja eigentlich ein pläsierlicher Kunde, wenn er so loslegte! — Einer mußte lachen, er mochte wollen oder nicht!

Aber das erste Wort geben? Heut nach fünfzehn Jahren?!

Besinnen soll sich der Mensch ja schon, — aber nicht zu lange! — Einer nur triumphiert, wenn der Mensch sich zu lange besonnen hat! — — Einer! . . . . .

Tetz konnte sich den Tod gar nicht anders vorstellen, als in Gestalt eines hämischen Mißgönners. —

Er hatte ausgebetet.

Er hüstelte. Und dann hustete er. Beinah absichtlich laut, weil es plötzlich so ausgestorben auf dem Kirchhof war.

Sogar die Krähe auf dem Glockenturm schwieg. Warum krächzte sie nicht mehr? —

Auch die Amsel schien fort zu sein!

Wohl brauste vom Osten her noch immer stoßweise das Meer. Aber Dorf und Kirche fingen das dumpfe Geräusch auf und gaben es nur wie ein traumhaftes Stöhnen weiter.

Tetz setzte seine Mütze auf und wollte gehn.

„Herr Gott noch mal, Tetz! — — Dat büst du ja woll?!“

Der Angeredete zuckte zusammen und trat einen Schritt hinter das Kreuz, als wolle er sich dort decken.

Aber es war zu spät.

Eigentlich wunderte er sich auch gar nicht.

Das Wunderbarste am Wunder ist ja immer jenes Über-

Digitized by Google

wältigende, das es uns im Augenblick so ganz natürlich erscheinen läßt — das Umstoßen aller Gesetze nicht nur außer, sondern in uns! —

„Ja, Gottlieb, ick bün dat!"

„Sech mie een!? Mütt ick gra' hüt abend hier langs-trödeln! — „„Wißt doch eens na Vaddern gahn!"" denk ick so bie mie — de Olsch un ick seggen ümmer noch „„Vadder"" to em. — Ne, de Olsch secht „„Väterchen"" — weil, dat een doch sien Kinner so het upwassen sehn un naß inne Welt rin fleegen! — Is nu all'n Johre vier her, glöv ick, dat ick 't letzte mal wän von en sehn hev! Oll lütt Lenchen waß tolezt hier bie „„Vaddern"".

„Ja, ick weet! Mie het se ook biesöcht doon!"

„Jä, wat wull se nich! Die toierst! Jed'een weet, dat sien letzte Utgahn hen na die waß!"

Hier nahmen Schröders Worte plötzlich den Untergrund von etwas leise Herausforderndem an, so daß Tetz nun doch unruhig wurde. Gebückt und knickebeinig stand er vor dem noch immer hünenhaften Schröder.

„Kumm, Tetz! Du verfrierst mie hier! — Will'n na Huß gahn! — — — Sech mie eenmal, oll Jung, dat wie uns hier bie Vaddern treffen möten! — So in 'n Schummern! — So bie den Ollen sien letztes „„Ruhebettlein""!? — Na, adjüß ook, Vadder! — Ick kriech die toierst wedder to sehn!"

Und lose gefaltet legte der Redselige seine beiden schwieligen Arbeitshände, deren Knochengerüst schon mächtig gegen das welkende Fleisch hervortrat, aufs Gitter, als wolle er doch etwas, das zur Grabstätte seines alten Pastors gehörte, vertraulich berühren. Dann zog er hastig die Mütze, hielt sie für die Länge einer Sekunde gegen das Kinn und bewegte lautlos die wulstigen Lippen. Gerade, wie vorhin der alte Tetz; nur, daß bei ihm alles ebenso schnell abgemacht wurde, als bei jenem langsam.

„Jä, ick toierst!" nahm er dann seinen Gedankengang wieder auf. „Glöv mie to, Tetz, son Keloß aß ick, wat tiedig von binnento morsch! — Äwer son oll lemplich Zick, aß du, de duert uut!"

Tetz lächelte in sich hinein: Gottlieb „schnackte" ja wirklich noch geradeso pläsierlich, wie sein lebelang! — Und dabei sah er Gras wachsen — das konnte ihm niemand abstreiten! — —

Hm! . . . . . „Son oll lemplich Zick, aß du, de duert uut!" Hm! — Jä woll! — Es würde ja auch gar keinen Sinn

Digitized by Google

haben, wenn einer früh sterben müßte, dem das Leben immer so viel schuldig geblieben war! — — — — —

„Tetz! Ick will die wat seggen: ick weet allens! — — Äwer ick dacht ook bie mie: Wenn he Vaddern verspraken het, dat he hen na em kamen wull, üm to seggen, dat wie vör sientwägen uns wedder verdrägen künnen — warüm kümt he nu nich hen na mie? — Wat sall ick den oll Inheimschen dat ierste Wurt gäben un gahn hen na em? —

Äwers, weil wie uns nu doch so troffen hebben! . . . . Oll snurrigen Tofall! — —

Ick hev die all iere ees dalkrupen sehn, wenn ick ämern Kirchhof na de Parr ging — äwer ick wull die nich stüern! —

Hüt waß ick nix von die jewohr worden. — Dat wat nu all so tietig düster un de oll Kreigens häen güst son'n Larm hat! — — —

Na, dat het woll so sin sä(ö)ln?!" —

„Jä — is mö(ä)glich!" —

„Mie dücht, se seggen, dat du hier alle Daag langkrüppst, Tetz?"

„De Lüh seggen väl!" —

„Na, dat schaadt ja ook nich! — Un den „„Gegenbesuch"" wierst du em ja noch schüllig!" —

Tetz atmete gequält auf, während sich die Greise jetzt Seite an Seite von Pastor Hagedorns Grabstätte entfernten und durch die schnell wachsende Dunkelheit an dem Pförtchen zum Pfarrgarten vorüberschritten.

„Snurrig! snurrig, dat ick die gornich sehn hä! — — Trödel dor so langs un denk mie gornix wieder! — — Eegendlich hä' ick gor keen Tied miehr un wull hen na Huß trödeln! — — Snurrig!" — —

„Snurrig!" widerhallte es in Tetz. Und nun rüttelte und schüttelte es ihn auf, wie zu einem Entschluß. „Weetst du ook," begann er mühsam — und es war eine doppelte Mühseligkeit, denn eben stiegen die beiden Alten den zu den Südportalen aufführenden Kirchweg empor und der immer dichter werdende Nebel fiel ihnen lästig auf die Brust; — „weetst du ook, dat he die Order schicken wull, hen na em to kamen?" . . . . .

„Ja, ja, ick weet! Wie sulln beih 'n bäten tiedig bie em to Platz sin ihre dat de Kirchenrat anfüng. — — So wat kün he ümmer fein utkalkelieren!"

Sie hemmten den Schritt und hielten einander erwartungs-

Digitized by Google

voll stand. Tetz schen von unten heraufzwinkernd, Schröder mit einem gutmütigen Schmunzeln. —

„Älwer de oll Seißenkierl is em dortwüschen ka(o)men! — — Snurrig!“

„Jä — ick hä' mie woll 'n bäten to lang'n biesun'n!“ murmelte Tetz.

„Hä'st du woll!“

Tetz sah zu Boden.

Vor seiner Seele stand Pastor Hagedorn. Hagedorn bestürmte ihn nicht — aber er bezwang ihn. —

Jedes einzelne Wort legte er ihm auf die Lippen wie eine Buße:

„Ick hä iehre hen nah em gahn sullt! — — Denn hä he die noch roopen kunnt! — — Dat waß — woll nich — nett von mie!“ —

„Ja — denn hä he mie noch roopen kunnt! — Snurrig. „Aß ick hüt abend hier so langs ging — wat meenst du woll, Christopher? Ümmer wier mie, aß reep mie wän!“ —

Tetz schauderte in sich hinein.

„Na, good'n Nacht ook, Christopher, die früst!“

„Gehst du nich ook nah Huß?“ fragte Tetz erstaunt.

„Fuhrtsen! — Na, denn so kä(ö)nen wie ja nu woll wedder tosa(o)men in'n Kirchenrat gahn?“ —

„Jä — dat geht nu woll wedder! — Se hebben mie ja ä(ö)wer Johr ook wedder wählt! — Good'n Nacht, Gottlieb?!“ —

Fragweise blickte Tetz unter seinem eingeschrumpften Mützenschirm auf. —

„Gah man driest vörut!“ erwiderte der andere. „Ick hev den Slä(ö)tel noch inne Kirch stäken!“

„Wat hest du?“

„Den Slä(ö)tel noch in! — Un ook mien oll Bessen noch inne Vörhall! — Ick hev uns oll „„Swantewitten““ ees de Spenn avkiehrt! — Üm sien Hurn herümme seeten se höllschen dick. — De nieje Paster wull em ja rut hebben ut de Vörhall! — — Älwer ick hev dorgegen rä'dt in 'n letzten Kirchenrat. — Oll Paster Hagedurn het uns dat anners utdünt, hev ick secht!“ —

„Jä — woll! — dat het he ook!“ fiel Tetz hier plötzlich lebhaft nickend ein. „„Es ist symbolisch““ säh he — „„es bedeutet den Sieg des Christentums über die alten Heidengötter, daß man den Swantewitt vor sechshundert Jahren dort in die Vorhalle,

Digitized by Google

wie in einen Kerker, eingemauert hat.““ — Aß doon dat Jubiläum von de säbenhunnertjährige“ . . . . .

Er sann angestrengt nach. „Weetst du noch?“ . . . . .

„Ja, ja, ick weet, up Arkona! — Woll, woll: „„Den Sieg über die alten Heidengötter!““ —

„Dat Jubiläum von de säbenhunnertjährige „„Chri—sti—a—ni—sierung Rügens““ feiert wür!“ brachte nun Tetz doch noch gewissenhaft heraus.

„Jä, dat hev ick den niejen Paster ook allens secht un dat he den oll Jung dor man ruhig biesitten laten süll. — Het he dor söβhunnert Johr in backt, kann he dor ook noch länger in backen! — Dorüm wat keen von uns mang de Heiden gahn! —

Jä, wat ick seggen wull: Uns oll Köster wat mächtig old! Vör denn sien wägen kricht keen Bessen miehr 'ne Spänn to sehn! — Na, lat em man! — So langen, aß ick noch Pust hev, nähm ick em sien Hantierung giern aff! — Un wenn ick ees nich miehr in inne Gang bün, denn so büst du ja ook noch 'n Kierl! — Na, denn so kümmst du woll 't nächste Mal wedder in 'n Kirchenrat? Dor soll ä(ö)wer Swantewitten Beschluß gefaßt werden.““

„Jä — worüm ook nich!?“

„Na, denn good'n Nacht! Un kiek doch ees wedder in bie mie!“

„Good'n Nacht! — Jä! — Hm! — Un du ook bie mie!“

Fast gleichzeitig streckten sie jetzt, vor der südwestlichen Kirchtür stehend, einander die Hände entgegen; Schröder mit vollherziger Energie, Tetz noch immer halb wie zögernd.

„Sähst du noch wat, Gottlieb?“

„Ne, Christopher, doch man so!“ — — gurgelte es schon von der Schwelle der Vorhalle zurück. Dann verschwamm Schröders breiter Rücken in der Dunkelheit des Einganges.

„Und ihre Werke folgen ihnen nach!“ — — „Folgen — ihnen — nach!“ — „Snurrig!“ murmelte der greise Dorfkoloß noch ein paarmal schleppend vor sich hin, was bei ihm den schärfsten Nachdruck bedeutete, ergriff gemütlich in der schimmlig riechenden Vorhalle seinen Besen und wankte an dem rohen Steinrelief des „ollen Jungen“ vorbei, der „man ruhig ees noch siene söβhunnert Johr“ in der Mauer „biesitten blieben“ sollte.

Indessen war Tetz, der Schröder zu Liebe einen Umweg um die ganze Kirche gemacht hatte, langsam an ihrer Ostseite bis zu

Digitized by Google

einer kleinen Pforte zurückgeschlichen, die unvermerkt zwischen Höfen vom Gottesacker auf den Marktplatz führt.

Durch diese drückte er sich, wie immer, wenn er von seinem Gegenbesuch bei Pastor Hagedorn kam.

Aber länger, als sonst, dauerte es heut bis aus dem Giebelfenster seiner Werkstatt Licht schien.

Und doch kehrte er wieder in diese zurück; denn in dem zu ebener Erde gelegenen Wohnzimmer hielt er sich nur Sonntags auf, oder wenn er einmal einen Gast empfing, was aber kaum noch vorkam, seit er sich damals mit Schröder verfeindet hatte. —

Trübe, wie meist, fiel der Schimmer des lange nicht mehr gereinigten Lämpchens durch die blinden kleinen Scheiben aufs Dach mit den ausgebröckelten Ziegelsteinen und über das Dach fort auf ein Stückchen Weges und den nächsten der verwilderten Grabhügel.

Nur einem Käuzchen, das ihn vom Dachfirst der Sakristei aus sah, schien er auch heute noch zu hell. Ängstlich aufschreiend, blinzelte es zur Seite und steckte den Kopf zwischen die Federn.

Dagegen blieb die Krähe auf dem Glockenturm eigensinnig stumm und sah doch genau, wie das Käuzchen, gerade ins Licht.

Entweder horchte sie auf das mehr und mehr anschwellende Ostseebrausen, oder sie wunderte sich über den ruhlosen Schatten einer menschlichen Gestalt, der diesen Abend in ungleichen Zwischenräumen am Fenster der Dachkammer sichtbar wurde.

Wirklich mochte es elf Uhr sein, als Tetz endlich, zerstreut umhertastend, seine blakende Lampe löschte.

Ihm hatte sie heute hell gebrannt.

Die Einsamkeit tickte plötzlich nicht mehr so unentrinnbar aufdringlich durch sein Herz, wie der Totenwurm in der Wand.

So einmal nicht rückwärts zu denken, sondern in deutlichen Bildern *vorwärts*, wie das warm durch die alten ausgekühlten Adern rann! —

Morgen nicht — auch übermorgen und über-übermorgen noch nicht — aber, wenn in acht Tagen die nächste Kirchenratssitzung *gewesen war* — dann würde er's wirklich tun, würde — ganz, als verstände es sich von selbst — wieder bei Schröder „einsehn"! — —

Ende.

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Mehr und mehr befestigt sich Berlins Stellung im europäischen Kunstleben. Es beginnt bereits eine entschiedene Anziehungskraft auch auf ausländische Künstler auszuüben. Maler, die ihre Schöpfungen bisher ausschließlich in Paris zu zeigen pflegten, verschmähen neuerdings nicht, sich auch dem Berliner Publikum vorzustellen. Während man früher fremdländische Kunstwerke meist zuerst in München zu sehen bekam, ist jetzt Berlin der Ort, von dem aus sie ihre Wanderung durch die deutschen Kunstausstellungen antreten. Das Hauptverdienst an dieser Bevorzugung der Reichshauptstadt haben die rührigen Leiter der Kunstsalons. Sie haben das Publikum zu interessieren gewußt und damit den Markt geschaffen, dessen Chancen die ausländischen Künstler anlocken. Ed. Schulte hat das deutsche Publikum zuerst mit Ignacio Zuloaga bekannt gemacht. Jetzt präsentiert er ihm wiederum einen in Deutschland noch völlig fremd gebliebenen Spanier, den katalonischen Maler Hermen Anglada.

Anglada gehört zu jenen jüngeren spanischen Künstlern, die eine Aufgabe darin erblicken, die witzige und farbenreiche Malerei, die mit Fortuny in die Kunst ihrer Heimat gekommen ist, durch eine ernsthaftere, strengere breitere und auf ruhigen Farbenton haltende Art zu ersetzen. Um zu ihrem Ziel zu gelangen, suchen diese Künstler wieder Anschluß an die große Vergangenheit. Einige, wie Zuloaga, knüpfen an die Kunst von Velasquez an, andere — und Anglada zählt zu diesen — suchen Goya fortzusetzen. Sicher ist viel von den Übertreibungen Goyas in Form und Ausdruck in Angladas Bildern, und weil der große französische Karikaturist Daumier ebenfalls von dem spanischen Meister beeinflußt war, erinnert der jüngere Künstler natürlich auch an Daumier. Ferner scheint ihn die Farbenfeuerwerkskunst Besnards interessiert zu haben; denn, wie die meisten jüngeren spanischen Maler, ist auch Anglada ein Schüler der Franzosen. Merkwürdiger Weise hat ihn sogar das französische Stoffgebiet angezogen, das die Spanier sonst anzurühren vermeiden, weil sie „nationale Kunst" machen möchten. Anglada ist in die Tiefen der ville lumière untergetaucht, in den Sumpf der Großstadt, wo seltsame Blumen von einer lasterhaften und kranken Schönheit wachsen. Sein Beobachtungsgebiet sind die Theater, die Cafés und die Vergnügungsorte, wo die Halbwelt verkehrt. Nacht muß es sein, wo deren Sterne strahlen, Nacht, die durchflutet wird von dem schmeichlerischen Glanz künstlichen Lichtes. Der Künstler schildert gern, wie es aussieht, wenn der grelle Schein elektrischer Lampen auf weißgepuderte Nacken und Arme, gemalte Gesichter und leuchtend helle oder mit glitzernden Pailletten bestickte dunkle Toiletten fällt. Es macht ihm Vergnügen, das kaleidoskopisch-phantastische Bild eines Theatergartens zu malen, in dem die Pariser Lebewelt bei den fröhlichen Klängen der Musik während einer Spielpause promeniert und wo der bläuliche Schimmer des elektrischen Lichtes zauberhafte Wir-

Digitized by Google

kungen auf farbigen Seidenkleidern hervorruft; oder ein mondaines Restaurant im „Jardin de Paris“, wo man beim ersten Blick wenig mehr sieht, als weiße halbnackte Frauenrücken, extravagant aufgeputzte Damenhüte, schwarzbefrackte Herren, leuchtend grüne Verandabogen und dahinter Bäume, durch deren Laub das Licht der Straßenlaternen blinkt. Aber Anglada gibt auch die Kehrseite dieser Welt, die sich amüsiert. Auf einem seiner Bilder zeigt er die verwüstete Schönheit einer Kokotte, die Morphinistin geworden ist, auf einem anderen eine totmüde kranke Lebedame in ihrer Loge. „La dernière soirée!“ Es muß indessen gesagt werden, daß Angladas Bilder dieser Art etwas von Illustrationen haben. Seine Beobachtungen, sowohl die der Menschen als auch die der Lichteffekte, sind ziemlich obenhin. Feiner nach der malerischen Seite erscheinen ein paar Bilder mit tanzenden Zigeunerinnen. Diesem Vorzug steht ein Mangel gegenüber in den grotesken Übertreibungen, deren sich der Künstler in der Schilderung des Äußeren dieser Tänzerinnen schuldig macht. Daß sie grundhäßlich sind mag hingehen; aber er läßt auf einem dieser Zigeunerbilder ein Weib sehen, dessen Muskulatur einen Packträger beschämen könnte. Der Gegensatz dieser massiven Gestalt zu den verführerischen Bewegungen, die sie ausführt, gibt der Darstellung etwas Brutal-Sinnliches, das durch die vorhandenen künstlerischen Reize nicht genügend übertönt wird. Das Beste, was Anglada zu zeigen hat, ist unzweifelhaft jenes kleine Bildchen, auf dem man eine hübsche Pariser „Schnellläuferin in der Liebe“ sieht, die eilig ihren Umhang über die Balltoilette geworfen hat, um aus einem Café in ein anderes zu gehen, und beim Überschreiten der Straße einem nicht sichtbaren Herrn einen auffordernden Blick zuwirft. Auch eine Marktszene, wo eine junge Zigeunermutter, das Kind auf dem Arm, vor einem von Laternenlicht durchwärmten Hintergrund steht, ist nicht übel. Und an ein paar Pferdestudien bemerkt man, daß Anglada auch ein ganz objektiver Beobachter sein kann. Seine „Pferde im Regen“ dagegen wären nie gemalt worden ohne Besnards berühmte Ponnies. Anglada genießt in Paris bereits einigen Ruhm. Er ist gewiß ganz interessant, aber durchaus keine imponierende Erscheinung. Er zeichnet sehr mangelhaft, und die hübschen malerischen Einfälle, die er hat, sind an Dinge gebunden, die für die Wiedergabe im „Simplicissimus“ geeigneter erscheinen als für die Darstellung in Gemälden.

Die Leichtfertigkeit dieser Kunst wird besonders stark empfunden neben dem großen ernsten Landschaftsbilde, das den vortrefflichen Carl Vinnen zum Urheber hat. Man kennt dieses „Mittagsbrüten“ bereits aus der Ausstellung in Bremen und von der Düsseldorfer Ausstellung her; aber man sieht es immer gern wieder und findet immer neue Schönheiten darin. Vinnen hat das Bild vor vielen Jahren begonnen und es vor noch nicht langer Zeit — eine Krankheitsperiode liegt dazwischen — vollendet. Er selbst wird am besten wissen, daß die Freilichtschilderung nach heutigen Begriffen etwas schwarz geraten ist. Jedoch die außerordentliche Intimität, mit welcher der Künstler hier ein Stück einfache Natur gesehen und wiedergegeben hat — eine schwarzweiße Kuh hat sich von der im Hintergrunde, im grellen Sonnenlicht liegenden Weide in den Schatten eines eingehegten Wäldchens geflüchtet und steht von Lichtreflexen überschüttet, dem Beschauer den Kopf zuwendend, ruhig da — ist so bezwingend, daß man den höchsten Respekt vor dem Künstler haben muß, der mit so liebevollen Augen die Wirklich-

Digitized by Google

keit gesehen und sie mit dieser Treue nachgebildet hat. Von starker dekorativer Wirkung sind in dieser Ausstellung Anshelm Schultzbergs Schneelandschaften. Es ist nicht gerade feine aber gesunde Kunst, was der schwedische Künstler zeigt. Sein großes Bild „Winterabendsonne" — im Vordergrund eine verschneite Heide, dahinter Berge, an denen sich in warmes Sonnenlicht getauchte Wälder hinaufziehen — ist zum mindesten sehr eindrucksvoll in der Stimmung und räumlich ausgezeichnet disponiert, so daß man in unendliche Fernen zu sehen meint.

Der Salon Cassirer bot in seiner letzten Ausstellung Bilder von Mitgliedern der Berliner Sezession. Vieles davon war unerfreulich genug, besonders die Leistungen von Louis Corinth, der seinen eigenen Bildern gegenüber von einer merkwürdigen Kritiklosigkeit zu sein scheint. Er konnte den ungünstigen Eindruck dieser neuesten Arbeiten nicht ganz vergessen machen durch ein älteres Werk „Diogenes", der, von der Straßenjugend verspottet, am hellen Tage mit der Laterne Menschen sucht. Immerhin bewies er mit dem wunderbar gemalten Greisenakt und einigen Knabengestalten auf diesem Bilde, daß er eine der stärksten Potenzen in der deutschen Kunst vorstellt und nur sich zusammen zu nehmen braucht, um so viel Lob zu ernten als er Lust hat. Ein ernsthaftes und sympathisches Talent ist ohne Frage Robert Breyer, der mit einigen Bildnissen, Stillleben und Freilichtschilderungen vertreten war. Jedenfalls verdient er ein guter Maler genannt zu werden Eine gewisse vornehme Zurückhaltung im Ausdruck der eigenen Empfindung läßt Breyers Arbeiten nicht viel Effekt machen; aber sie gehören zu den geschmackvollsten Leistungen, die augenblicklich in Berlin produziert werden. Das Porträt einer älteren Dame in lichtblauem, mit gelblichen Spitzen besetztem Kleide, das Bildnis einer dunkelhaarigen jungen Frau in Weiß vor einem sandfarbenen japanischen Paravent, ein Stillleben von modernen Tonvasen neben einer viereckigen Kupferkanne und eine Gartenlandschaft waren schon Schöpfungen, die in künstlerischer Beziehung sehr hoch standen und durch die breite tonschöne Malerei aufs angenehmste auffielen. Slevogt ließ ein mit flüchtigem Pinsel gemaltes Bildnis der Sada Yacco sehen, eine Impression nur, aber ganz den Reiz ausschöpfend, den die Erscheinung der wundersamen Künstlerin in ihren farbenreichen Gewändern auf der Bühne bot. Kein fertiges Bild könnte diese Art von Illusion geben. Dergleichen gelingt überhaupt nicht alle Tage und nicht jedem ersten besten.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Der sechste Symphonie-Abend der Königlichen Kapelle, der in die zweite Hälfte des vergangenen Dezember fiel, war im Andenken an Beethovens Geburtstag zu einem „Beethoven-Abend" gestaltet. Den Anfang machte die Ouvertüre „König Stephan"; dann folgte das Konzert für Pianoforte, Violine und Violoncell, gespielt von den Herren Schumann, Halir und Dechert. Beide Werke gehören zu den selten gespielten Beethovenschen Kompositionen und sind ihres großen Schöpfers auch nur in bedingtem

Digitized by Google

Maße würdig. Der zweite Teil des Konzertes brachte die achte Symphonie und die dritte Leonoren-Ouvertüre. Der letzte Satz der „Achten" und die Leonoren-Ouvertüre fanden eine Wiedergabe, die über alles Lob erhaben genannt werden muß. Freilich gehört dieser letzte Satz und diese Ouvertüre zum Herrlichsten alles Herrlichen, was Beethoven geschaffen.

Der siebente Symphonie-Abend der Königlichen Kapelle brachte zum Beginn das Vorspiel zu „Lohengrin". Breit und ruhig mit wundervoller Steigerung bis zu den beiden erschütternden Beckenschlägen zog das unvergleichliche Werk unter Weingartners Leitung vorüber. Die zweite Nummer war eine Neuheit: eine aus dem Manuskript gespielte „Tragische Symphonie" von E. N. v. Reznicek. Das Werk gehört dem Typus neuerer Musik an, deren treibende Kraft die bewußte Arbeit ist. Der Verstand hat mit dem eigentlichen künstlerischen Zeugungsprozeß nicht allzuviel zu schaffen; die Kunst ist die köstliche Blüte unserer instinktiven Fähigkeiten. Und vollends in der Musik ist die eigentliche Verstandestätigkeit gar vom Übel. Die der Musik innewohnende Logik ist so unendlich kompliziert, daß nur der zugleich mit der Entwickelung der Tonkunst herangewachsene Instinkt musikalischer Naturen sich durch diese verworrenen Pfade zurecht findet. Insbesondere ist der Teil der künstlerischen Begabung, den man Stilgefühl nennt und den man mit Recht als die letzte Spitze aller künstlerischen Betätigung schätzt, ganz und gar eine instinktive Kraft. So erklärt es sich, daß es in all diesen vom Verstande inszenierten Werken hauptsächlich Stilfehler sind, die den Gesamtwert herabdrücken. Ein Stilfehler in der v. Rezniceckschen Symphonie ist die Inkongruenz von Komposition und instrumentalem Aufgebot. Die kleinen oft recht phrasenhaften und günstigsten Falles nur anmutigen Motive des Werks bedurften wahrhaftig nicht eines Aufzuges von vier Trompeten, vier Flöten und kleine Flöte u. s. w., um würdig vor uns aufmarschieren zu können. Stilfehler sind die namentlich im letzten Satz viel zu lang gehaltenen Spannungsmomente; denn das, was auf diese Stellen folgt, ist der monumentalen Einführung durchaus nicht wert. Stilfehler sind auch die wiederholt — am häufigsten in den Holzbläsern — auftretenden Klavierpassagen, über die man unwillkürlich in Gedanken einen bequemen Fingersatz zu schreiben versucht. Die gröbsten Stilfehler stammen jedoch aus dem bewußten Wunsch, hin und her auch einmal einfach oder volkstümlich oder wie man es sonst nennen mag, zu komponieren. Entspringt nämlich dieses Einfachheitsbedürfnis nicht aus instinktiven Notwendigkeiten, so fehlt auch die Empfindungssicherheit, wo für das betreffende Werk die Grenze liegt, vor der diese Bestrebungen halt zu machen haben. Und so kommt es denn nicht selten, daß sich der Hörer, der eben noch mit gefalteter Stirn abgrundtiefe Weisheiten ahnen zu müssen glaubte, plötzlich einer allerliebst ausgewachsenen Trivialität gegenübersieht. — Nicht immer stimmt Kunstwert und Beifall so gut überein wie in diesem Falle: die Aufnahme des Werkes wäre mit der Bezeichnung „lau" schon etwas hoch eingeschätzt. — Die zweite Hälfte des Abends gehörte der fünften Symphonie von Beethoven.

Das fünfte philharmonische Konzert wurde mit der Egmont-Ouvertüre eingeleitet. Sodann spielte Eugen d'Albert das zweite Klavierkonzert von Brahms. D'Alberts Spiel ist stets ein außerordentlicher Genuß. Seine grandios temperamentvolle Art, den Flügel anzufassen und

Digitized by Google

seine rücksichtslose Hingabe an das darzustellende Werk sichern ihm noch immer einen ersten, wenn nicht den ersten Platz unter den lebenden Pianisten. Zu dem leider recht langen Kapitel der in nationaler Hinsicht betrüblichen Angelegenheiten gehört es, daß d'Albert sich seit einiger Zeit der Steinwayschen Flügel bedient. Die deutsche Firma Bechstein baut das unerreichte Ideal eines Konzertflügels und d'Albert kommt uns amerikanisch mit Instrumenten, deren Lagen nicht ausgeglichen sind und die in den hohen Regionen flach und drahtig klingen. In jedem anderen Lande würde man unter den vorliegenden Bedingungen den geehrten Pianisten ersuchen, seinen fremdländischen Flügel freundlichst unter den Arm zu nehmen und sich zu Hause selber etwas darauf vorzuspielen; in Deutschland geben nur Vereinzelte zu, daß das Einschmuggeln-Lassen fremder Minderwertigkeiten eine nationale Unerzogenheit ist.

Der zweite Teil des Programms brachte die „Neunte". Ein Dirigent wie Nikisch weiß sich auch mit Werken, die ihm nicht „liegen" in achtenswerter Weise abzufinden. Der Anfang war sogar vielversprechend; im Übrigen fehlte es etwas an Herausarbeitung des gewaltigen Gegensatzes, in dem die drei ersten Sätze dieser Symphonie zu einander stehen. Im letzten Satz war der philharmonische Chor vorzüglich, und Ludwig Wüllner sang sein Solo, wie schon früher unter Weingartner, mit hinreißender Ekstase und Begeisterung. Merkwürdig, daß an dieser Leistung Mancher zu nörgeln gefunden hat, der sonst der Wüllnerschen Eigenart durchaus gerecht wird.

Theater.

Von Karl Strecker.

Es ist bemerkenswert, daß die größten und ehrlichsten Erfolge der bisherigen Winterspielzeit in der Reichshauptstadt Otto Brahm, der Leiter des Deutschen Theaters nach wie vor davongetragen hat. Wohin man sonst den Blick im Bretter- und Leinwandreich wenden mag — alles ist wüste und leer und Finsternis schwebt über der Tiefe. Dem Lessingtheater haben nach einem Dutzend schmerzhafter Mißerfolge schnell die immer fertigen, hilfbereiten Dioskuren Blumenthal-Kadelburg ein wertloses und darum zugkräftiges neues „weißes Rößl" auf alten Rollen zu Weihnachten beschert: „Der blinde Passagier" genannt, ein Schwänklein, das von den Schwankwirkungen eines Schiffs seine lustigen Motive besorgen läßt und mit Georg Engels a. G. harmlose Gemüter des abends anzieht wie eine Tranlampe die Mücken. Das „Berliner Theater" muß von seinen „Novitäten" immer wieder reumütig zu seinem alten Hausschatz, dem allmählich langweilig werdenden „Alt-Heidelberg" zurückkehren, wenn der Kassierer das Geld im Kasten springen hören soll, und alle anderen Bühnen fast — bis auf das rührige „Kleine Theater" unter den Linden, das mit Strindberg und Wedekind in musterhaften Darstellungen sich litterarisch nach wie vor auf der Höhe hält — sehen wir sich durchweg mit den Brocken nähren,

Digitized by Google

die von der Herren Franzosen Tische fallen. Tatsächlich ist Berlin auf dem Theaterfelde gegenwärtig wieder einmal nicht viel mehr als eine französische Provinz, die von dem „Kopf" Paris gespeist wird. Es ist zum Gotterbarmen. Sogar der anhaltende Doppelerfolg des „Deutschen Theaters" kann zu einem Teil noch auf das Konto Frankreichs geschrieben werden: ich meine des Halbfranzosen Maurice Maeterlinck (hier schon besprochenes) Schauspiel „Monna Vanna". Aber neben ihm leuchtet in um so innigerem Glanz eine echte und durchaus deutsche Dichtung versöhnend zwischen den Tand und Flitter des übrigen Komödienkrams hindurch, in der lieblichen Einfalt alter Bilder auf Goldgrund: „Der arme Heinrich" von Gerhart Hauptmann. Nicht als ob wir es hier mit einem die Jahrhunderte überragenden Meisterwerke der Litteratur zu tun hätten, Hauptmanns Drama bleibt an schlichter Größe und reinem Gehalt erheblich hinter des Ministerialen Derer von Aue Erzählung, der es entlehnt ist, zurück. Aber ein erfreuliches Zeichen ist diese Dichtung trotzdem, ein Zeichen, daß Gerhart Hauptmann unbekümmert um den Lärm des lauten Marktes, und im wesentlichen unbeirrt von Erfolg oder Mißerfolg seine eigenen Wege geht, immer auf Verinnerlichung bedacht — eine der wenigen wohltuenden Erscheinungen in unserer gegenwärtigen dramatischen Litteratur. Diese Betrachtung liegt nahe in einer Zeit, da der Vers des Satirikers mehr als je Berechtigung hat:

Die einen zetern erbost und schrill,
Wie schlecht die Ernte geraten;
Die andern bereiten den Boden still
Für künftige, bessere Saaten.

Weil Hauptmann als Schaffender in der dramatischen Dürre unserer Zeit dem Auge beinahe allein noch wohltut, dürfen wir ihn rühmen und müssen wir ihn lieben. Hier hat er einen Stoff aus ferner Vorzeit, der dramatisch so undankbar wie nur möglich erscheint, um seines tiefen seelischen und gedanklichen Inhalts willen zu gestalten gesucht — mich dünkt, das ist an sich eine dichterische Tat. Sie wurde erschwert dadurch, daß das eigentliche Grundelement der Heinrichlegende, der Glaube an das Wunder, bei Hauptmann fortfällt. Weder er, der Dichter, noch sein Held vermögen dem Mirakel das letzte Wort zuzugestehen, sie müssen es durch den Höchstgehalt ihrer psychischen Empfindungen ersetzen. Damit geht dem Gedicht sein ursprünglicher, im Christenglauben schlichtester Einfalt begründeter Wert verloren. Hauptmann wandelt das Wunder zu reiner Menschlichkeit und legt es in die Brust seines Helden: Selbstsucht und Verzweiflung fallen ab von Heinrich, als er die Seelengewalt in der Entschlossenheit des opferbereiten Kindes erkennt. So ist seine eigentliche Krankheit — für die der Aussatz nur ein Gleichnis bedeutet — von ihm gewichen. Daß der Dichter diesen Vorgang rein innerlich verstanden wissen will, deutet er dadurch an, daß er den ganzen äußeren Apparat der Opferszene hinter die Bühne verlegt. Nicht auf die klinische Vorführung kam es ihm an, sondern auf die zwingende Macht der Seele, die Sonnenwende im inneren Menschen. Auch daß so göttliche Gabe in schlichtem Gefäß: in der kindlichen Gestalt eines Mägdeleins aus dem Volk, dem psychisch Todkranken geboten wird, ist sinngemäß. Ottegebe, auf deren Haupt Hauptmanns Kunst auch rein dichterisch einen

Digitized by Google

„Heiligenschein von Flachs und Seide“ gelegt hat, — sie ist eine der rührendsten Jungfrauengestalten der gegenwärtigen Dichtung, — Ottegebe war selber krank, und nur die Liebe konnte sie heilen. Aber weil in beiden, in Heinrich wie in dem Kinde, der innerste Kern, der Zusammenhang mit dem Weltgeist gesund geblieben ist, darum können sie genesen. „Wer immer strebend sich bemüht“, den dürfen die heimlichen Geister des Weltwebens erlösen, so stehts im Buch der Zeiten von Anbeginn.

Es liegt in dieser neuesten Dichtung Hauptmanns, die uns übrigens beim Lesen näher kommt, als in dem grellen Licht der Bühne, eine eigenartige Verbindung von Mystik und moderner Psychologie, wie sie sich auch die andere bedeutende Neuheit dieses Winters „Monna Vanna“ nicht verkennen läßt. Das ist kein Wunder, gerade nach der Dynastie des Naturalismus, denn der Zeitgeschmack bewegt sich in Wellenlinien: der Hügel steigt aus dem Tal herauf und beide stehen in engster Verbindung. Die Sprache jedes Zeitalters aber ist der Dichter. Er spricht das Geheimnis aus, das jeweilig im Bewußtsein seines Kulturvolkes schlummert. Und gerade Hauptmann hat für die latenten Zeitinstinkte immer ein feines Gefühl gehabt, wie sich an seinen Werken nachweisen läßt.

Wollte ich den „armen Heinrich“ ganz objektiv beurteilen, wie es manche Leute für die Aufgabe eines Kritikers erachten, so müßte ich seine kleinen Schwächen sorgfältig aneinanderreihen und in die andere Wagschale des Urteils legen. Indessen, was ist objektiv? Objektiv ist immer die Entfernung, die Gleichgiltigkeit, das Alter, die Kälte. Subjektiv ist die Wärme, die Nähe, die Jugend, die Energie, die Liebe. Und ich muß hier ein ganz subjektives Bekenntnis ablegen: einem Werk gegenüber, das mich als Ganzes ergriffen hat, vermag ich mich nicht zu einem auf der Lotwage abgemessenen Für und Wider zu verstehen, da liebe ich das „aus dem Vollen“ anerkennen. Wenn man ein schönes Gesicht sieht, und freudig sagt „das ist schön“, wird nur ein Pedant sogleich im selben Atem hinzufügen können: „*aber* freilich, der Mund ist ein wenig zu groß“. Es ist ein Mangel an ästhetischer Perspektive, das belanglose Fehlerchen zugleich und in derselben Höhe mit dem großen Schönheitsgebilde aufzuführen. So sollte man auch ein Kunstwerk wohl als Ganzes zu erfassen suchen, nach Göthes Forderung: „mit kühnem und freiem Geist“ es anschauen und genießen. Die Grenzen der Begabung Hauptmanns sind für den, der seine Werke kennt, leicht festzulegen, ich glaube sie so klar abgesteckt zu sehen, wie jeder andere Kunstrichter. Aber es ist ein anderes: auf diesen gefundenen Grenzen nun vergnügt herumzuhüpfen und sich wunder wie groß dabei vorzukommen, ein anderes: das, was innerhalb dieser Grenzen liegt, mit ruhigem Auge zu werten und des Guten und Schönen daran sich zu freuen. Nach diesem Grundsatz wägend, muß man Hauptmanns neuestes Werk loben. In keiner früheren Dichtung hat er ehrlicher gerungen, höher gestrebt, ernster gedacht. Und man sieht in diesem Stück einen neuen Zug an dem vierzigjährigen Dichter: es ist, wie wenn der Wald im Spätsommer das erste rote Blättchen schüchtern hervorstreckt, und damit die kommende Pracht seines glühendsten Farbenspiels andeutet, ein Zug des Herbstes, der Herbheit, jener Zeit da unsere Felder reifen und die Sonne in tieferem Golde strahlt . . . Einsam geht Hauptmann in diesem Werk seinen Dichterpfad. Die gefährliche Strecke seines Weges, da lärmende Freunde ihn umschwärmten und aus seiner ruhigen, nachtwandle-

Digitized by Google

rischen Sicherheit zu drängen drohten, liegt hinter ihm. Er ist jetzt ganz bei sich selber. Er hat seinen Gott der Kunst in der Einsamkeit wiedergefunden. Seiner tiefgestimmten Sehnsucht: auf stillen Pfaden immer mehr zur Verinnerlichung zu gelangen, ist der „arme Heinrich" wieder ein Beweis und eine Stufe aufwärts. Wir wünschen ihm Glück auf diesem Wege.

Streiflichter.

Auch Reden können Taten sein! Es ist mir, der ich so oft tadeln zu müssen glaube, eine besondere Freude, die letzten Reden des Grafen Bülow im Land- und Reichstag loben zu können. Bravo! Es waren charakter-, temperamentvolle, freimütige und — für einen Reichskanzler last not least — echt staatsmännische Worte. Vor allem die Rede vom 21. Januar im Reichstag ist in vielen Teilen geradezu ein Verdienst. Dazu rechne ich besonders die Erläuterungen zu dem kaiserlichen Marginal zum Bericht unseres Pariser Botschafters über seine Unterredung mit dem sozialistischen Minister Millerand: Hier ist sozial-politischer Weitblick, der einen verheißenden Ausblick gewährt. Nur eine Frage. Im Ausland — Frankreich — treten unsere amtlichen Vertreter — Botschafter Radolin — den „schlimmen" Sozialisten — Millerand — nahe und gewinnen aus dieser Annäherung günstige Eindrücke. Sollte sich nicht auch in Deutschland das Gleiche mit den gleichen Ergebnissen erreichen lassen? Die „Annäherung", die im Reichstag stattfindet zwischen amtlichen Kreisen und Sozialisten zählt nicht, denn sie ist naturgemäß eine auf Bekämpfung und Agitation gerichtete „Annäherung". Um gegenseitiges Verstehen zu ermöglichen muß ein neutraler Boden aufgesucht werden, und da ist das Parkett von Gesellschaftsräumen — ich schließe das Hofparkett nicht aus — noch immer der geeignetste Boden. Versuche man von hüben und von drüben diese Annäherung. Bester Erfolg wird nicht ausbleiben. Präzedenzfälle sind ja auch vorhanden: Der Großherzog von Hessen und die Darmstädter „Genossen". Vollmar, Heine, Bernstein und noch manche andere „Genossen" werden sich der Erkenntnis des Wertes solcher Annäherungsversuche nicht verschließen; und nach der sympathischen und interessanten Charakteristik, die Graf Bülow von unserem Kaiser entworfen hat, wird auch er solche Begegnung nicht scheuen. „Unser Kaiser ist ja kein Philister." Die Absperrung der Parteien gegen einander richtet den meisten Schaden an, denn gerade sie züchtet das gegenseitige Sich-Nicht-Verstehen. Graf Bülow hat mit seinen, wie ich hoffe, programmatischen Äußerungen diese Absperrungstheorie gebrandmarkt und der Verständigung beredt das Wort geredet. Ihm sei Dank dafür. Besonderen Dank gebührt ihm auch für die Polenrede im Abgeordnetenhause. Das war die rechte Sprache gegen einen schlimmen Feind des Deutschtums. Unbeugsame Festigkeit, die kein Lavieren, kein Paktieren, keine

Digitized by Google

do ut des-Schacherei kennt. Wenn doch dem Reichskanzler die Erkenntnis aufginge, daß solch' feste Politik auch die einzig richtige Politik ist, gegenüber dem weitaus schlimmsten Feinde nicht nur des Deutschtums, sondern der gesamten Kultur, dem Ultramontanismus! Freilich um zu dieser segensreichen Erkenntnis zu gelangen, darf Graf Bülow über ultromontan-katholische Dinge nicht, wie bisher, sich aus ultramontaner Quelle unterrichten lassen. Der römisch-ultromontane Einfluß im Reichskanzler-Palais ist leider ein sehr starker und — ein sehr geschickter.

Bot der Reichstag durch das Auftreten des Reichskanzlers ein erfreuliches Bild, so gewährte das Verhalten des Reichstagspräsidenten gegenüber dem Abg. von Vollmar einen abschreckenden Anblick. Graf Ballestrem hat durch die Knebelung des sozialdemokratischen Abgeordneten einen Akt brutaler Willkür ausgeübt, der ihn, weil begangen in hervorragend wichtiger Angelegenheit, zu dem Amte, daß er bekleidet, unfähig macht. Geschick und Schlauheit sollen dem Grafen Ballestrem als Reichstagspräsidenten nicht abgesprochen werden, aber er ist und bleibt nun einmal durch und durch ein Parteigänger nicht nur nach der ultramontanen, sondern auch nach anderer Seite hin. Diese Parteiverbohrtheit und Parteileidenschaft hat seine sonstige Schlauheit diesmal überrumpelt und ist in ihrer nackten Gestalt — bei vielen anderen Gelegenheiten war sie verhüllt sichtbar — hervorgetreten. Nehme man sich eine Lehre daraus für die Zukunft! Verbissene Parteigänger gehören nicht auf den Präsidentenstuhl des Reichstags. Inzwischen hat Graf Ballestrem ja selbst die Folgen seines Verhaltens äußerlich gezogen und die Präsidentschaft niedergelegt. Aber ich fürchte, hinter dieser scheinbaren Ehrlichkeit steckt das Bestreben — wiedergewählt zu werden. Das einstimmige Urteil der Presse hatte ihm Mißbilligung über sein Verhalten ausgesprochen; er saß also in der Klemme. Da griff er hinter einen nichtssagenden Artikel der „Kreuzzeitung": er müsse annehmen, das Vertrauen der konservativen Partei nicht mehr zu besitzen, da die „Kreuzzeitung" diesen Artikel veröffentlicht habe, und deshalb lege er die Präsidentschaft nieder. Graf Ballestrem wußte zwar ganz genau, daß das Gegenteil dieser „Annahme" zutraf, aber sie diente ihm als Mittel zum Zweck: Vertrauenskundgebungen und dann Wiederwahl. Diese Hoffnung ist in ihrem ersten Teile schon erfüllt; ihr zweiter Teil wird sich leider wohl auch erfüllen. Und so werden wir „das schwarze Banner", wie neulich ein national-liberales Blatt sich ausdrückte, noch weiter über dem Reichshaus flattern sehen. Eine Anomalie, die schreiend ist.

Alle Parteien, und die „links" stehenden einschließlich der Sozialdemokratie ganz besonders, müssen der Reichsregierung Dank wissen für ihr scharfes Eintreten für die Geheimhaltung des Reichstagswahlrechts. Wann wird die preußische Regierung dem guten Beispiele ihrer „Kollegin" folgen? Graf Bülow ist doch Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident in einer Person. Leider zeigt sich bei dieser Gelegenheit, daß Parteiorganen über der Sache die Parteiverhetzung steht: auch diesen echt volkstümlichen Schritt der Regierung sucht der „Vorwärts" zu diskretieren. Er kann das „stolze" Bewußtsein haben, in dieser Sache — wenn auch aus anderen Gründen — an einem Stricke zu ziehen mit der „Kreuzzeitung". Gerechtigkeit scheint in der Politik doch ein gar seltener Vogel zu sein.

Digitized by Google

Ich würde gegen die Gerechtigkeit zu fehlen glauben, wenn ich zur Rede Bebels vom 22. Januar nicht meine Zustimmung ausdrückte. In ihrer Kritik der kaiserlichen Kundgebungen enthielt sie — leider! — Wahrheit, ernste Wahrheit. Es ist schmerzlich das schreiben zu müssen, gerade am 27. Januar, dem Feste unseres Kaisers. Aber zur Wahrheit sind wir dem Kaiser ganz besonders verpflichtet. Und an einem Tage, wie dem heutigen, an dem die Gedanken sich in besonderer Weise und in besonderer Liebe dem Träger der Krone zuwenden, drängt sich unabweisbar zwischen die guten und freudigen Gedanken die beängstigende Sorge, der impulsive Charakter des Kaisers, seine Rednergabe — so vortreffliche Eigenschaften sie in sich sind — seien, weil sie ihr Gegengewicht, ihr Korrektiv noch nicht gefunden haben, ein zweischneidiges Schwert, dessen Streiche zwar auch klärend, befreiend, aber hauptsächlich verletzend, mißstimmend wirken. Graf Bülow sagte — und ich kann aus eigener Erfahrung dies Wort bestätigen — der Kaiser verträgt die Wahrheit. Nun, so sage ihm der Reichskanzler diese Wahrheit!

Nicht ohne Besorgnis ist die venezolanische Angelegenheit zu betrachten. Unsere Kanonen mußten allerdings sprechen, und sie haben gut gesprochen; das war nach den Vorkommnissen Ehrenpflicht. Jetzt aber ist es Klugheitspflicht, die friedliche Lösung so bald wie möglich herbeizuführen. Die Monroedoktrin, die immer mehr das Yankee-Palladium geworden ist, ist ein riesiges Pulverfaß, so groß wie Nord- und Südamerika zusammen: ein Fünklein bringt es zur Entladung, und bei dieser Entladung würden wir bei der jetzigen Zahl unserer Schiffe schlecht abschneiden.

Ein verhängnisvolles Nachgeben an den Ultramontanismus ist bei der Neueinrichtung des preußischen historischen Instituts zu Rom zu verzeichnen. Als Mitglied des „wissenschaftlichen Beirats" des Instituts ist der Zentrumsabgeordnete Professor Dittrich und als Vertreter des preußischen Ministerpräsidenten im „Kuratorium" ist Freiherr von Hertling ernannt worden! Daß Herr Dittrich, der eine absolute wissenschaftliche Null ist, seine Ernennung lediglich seiner ultramontanen Gesinnungstüchtigkeit verdankt, liegt so offen am Tage, daß jedes Wort darüber überflüssig ist. Und der Bayer Freiherr von Hertling, dem das fanatisch ultramontane „Staatslexikon", mit seiner Feindseligkeit gegen den modernen Staat und die moderne Wissenschaft, das Dasein verdankt, wie kommt dieser Mann zur Vertretung des preußischen Ministerpräsidenten bei einem spezifisch preußischen wissenschaftlichen Institut? Eine befriedigende Antwort gibt es für diese Frage nicht. Hier liegt eine Verschacherung wichtiger nationaler und kultureller Güter vor. Diese Sache muß im preußischen Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht werden.

Der Fall der Kronprinzessin von Sachsen kann, so ausgiebig er auch in der Tagespresse behandelt worden ist, auch hier nicht ganz umgangen werden. Daß die Verirrung der armen Frau aufs tiefste zu beklagen ist, braucht nicht wiederholt zu werden, daß Schuld, schwere Schuld auf ihrer Seite liegt, ist sicher. Aber mit diesen Selbstverständlichkeiten ist das tragische Vorkommnis nicht abgetan; alle Schuld liegt zweifellos nicht auf ihrer Seite. Wo die übrige Schuld zu suchen ist, soll nicht untersucht werden; es würde auf das

Digitized by Google

persönlich-intime Gebiet führen, das gerade bei diesem Vorkommnis die Presse wieder einmal in einer Weise abgegrast hat, die empörend ist. Wann endlich ruft der anständige Teil des Publikums seinen Zeitungen ein energisches Halt entgegen auf dieser abschüssigen, schlüpfrigen Bahn, die mehr und mehr in die Tiefen elendester Klatsch- und Sensationslust und damit in den Schmutz führt. Einer Fälschung muß übrigens bei dieser tief betrübenden Angelegenheit energisch entgegengetreten werden. Die ultramontane Presse weist mit immer steigender „Entrüstung" — vielleicht nicht ohne Berechtigung des Wortes qui séxcuse s'accuse — die Mitschuld des Jesuitismus an dem tragischen Falle weit zurück. Unisono ruft der ganze Chor: es gibt ja gar keinen Jesuiten in Sachsen, wie kann also der Jesuitismus am sächsischen Hofe schuld sein? Als ob es nur dort Jesuitismus gäbe, wo der Jesuit in eigener Person vorhanden ist. Was die Herrschaft des Jesuitismus am Dresdener Hofe angeht, so kann ich aus genauester Kenntnis der Dinge versichern, daß sie dort seit Jahren und zwar in ihrer starrsten Form existiert. Angefangen vom Dresdener Bischof Wahl — der allerdings jetzt wegen eingetretener geistiger Umnachtung auszuschalten ist — bis zum letzten Hofkaplan ist die gesamte katholische Geistlichkeit jesuitisch, wie kaum eine zweite in Deutschland; sie besitzt am Hofe entscheidenden Einfluß. Auch der echte dem Orden formal angehörende Jesuit ist übrigens in Dresden und in Sachsen, trotz Gesetz und Verfassung, durchaus keine Seltenheit. Die Erzählung, daß Herr Giron als Sendling des Jesuitenordens den Auftrag gehabt habe, die Kronprinzessin zu verführen, mache ich mir nicht zu eigen; aber ich behaupte, daß dem in Sachsen mächtigen Jesuitismus die Angelegenheit sehr zu paß gekommen ist, und daß er, gemäß seiner moraltheologischen Grundsätze, sich zwar nicht über das Ereigniß selbst — bei Leibe nicht! — wohl aber über dessen ihm, dem Jesuitismus, günstige Folgen aufrichtig freut. Eine Persönlichkeit wie die Kronprinzessin Luise, mit ihrer freien Ungebundenheit des Denkens und des Wortes, auch in religiöser Beziehung, war dem Jesuitismus ein Dorn im Auge. Nun sie fort ist, freut er sich; aber ich wiederhole, — denn auch dem Gegner darf man kein Unrecht tun — die Freude bezieht sich nur auf die Folgen des Ehebruchs, nicht auf den Ehebruch selbst. Der Ultramontanismus hat, um einen „parlamentarisch" gewordenen Ausdruck zu gebrauchen, eine „Schweineglück". In Sachsen geht eine seiner temperamentvollsten Gegnerinnen der Krone verlustig, und in München stirbt just im rechten Moment der klarblickendste Führer des Reformkatholizismus, Dr. Klasen. Welche Krokodilstränen hat die ultramontane Presse nicht geweint an der Bahre „dieses edlen Mannes". O, über diese verlogenen Heuchler!

27. I. 1903. Graf von Hoensbroech.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Arthur Böthlingk: „Auf der Fahrt nach Canossa. Ein Gespräch in der Eisenbahn." „Goethe und das kirchliche Rom. Historisch-politische Abhandlung." Frankfurt a. M. 1902.

In der Gegenwart, wo Schwarz wieder einmal Trumpf ist, die römisch-katholische Kirche alle ihre Machtmittel entfaltet, um die verlorene Herrschaft in Deutschland zurückzugewinnen und dabei in der Zersplitterung der politischen Parteien und ihrem materialistischen Interessenschacher einerseits, den romantisch-dekorativen Neigungen der leitenden Kreise andrerseits, willkommene Bundesgenossen findet, verdienen die genannten beiden Agitationsschriften des bekannten badischen Historikers und Politikers eine ganz besondere Beachtung. „Auf der Fahrt nach Canossa" ist ein Gespräch in der Eisenbahn, in welches ein junger Gelehrter, der sich auf einer Studienreise nach dem historischen Canossa befindet, mit einem Kaufmann, sowie einem Priester der römischen Kirche verwickelt wird. In dem lebhaften Hinüber und Herüber, das sich hierbei im Anschluß an den Bußgang des vierten Heinrich über das Wesen und die Gefahr der römischen Kirche für das Deutsche Reich entspinnt, erhält der Verfasser Gelegenheit, in großen allgemeinen Zügen ein weltgeschichtliches Gemälde der Beziehungen zwischen Rom und Deutschland zu entwerfen und darzulegen, inwieweit die ganze Politik Europas von Rom aus gemacht wird, und welche Wunden sie vor allem dem deutschen Volke geschlagen hat. Die Pointe des Gespräches besteht darin, daß der junge Gelehrte sich überzeugt, wie das wahre Canossa gegenwärtig nicht in Italien, sondern im Herzen Deutschlands, in der Nachgiebigkeit und Blindheit der Politiker gegenüber der römischen Kirche liegt.

Die Schrift über Goethe tritt den Bemühungen der Ultramontanen entgegen, den Dichterfürsten für ihre Denkart in Anspruch zu nehmen. Sie gibt einen literarhistorischen Überblick über die verschiedenen Stellungen, die Goethe während seines langen Lebens dem römischen Katholizismus gegenüber eingenommen hat, und zeigt, daß, wenn irgend einer, gerade er die römische Gefahr erkannt hat.

Daß die beiden Schriften einen eingefleischten Anhänger der römischen Kirche in seinen bisherigen Ansichten wankend machen sollten, ist kaum zu hoffen. Aber den anderen, die sich jener Kirche gegenüber indifferent verhalten und dem Grundsatz des „Leben und Lebenlassen" huldigen, sind sie doch geeignet, die Augen zu öffnen und ihnen den Schwerpunkt des ganzen Gegensatzes zwischen Römertum und Deutschtum zum Bewußtsein zu bringen. Was die römische Gefahr für Deutschland so besonders furchtbar macht, ist die deutsche Charakterbeschaffenheit, die Indifferenz der meisten gegenüber dieser wichtigsten aller politischen Fragen. Dieser Indifferenz energisch zu Leibe zu gehen, die Augen dafür zu öffnen, was alles auf dem Spiele steht, und dem Deutschen die Waffen in die Hand zu liefern, um sich gegen Rom wehren zu können, ist der Hauptzweck der Böthlingkschen Schriften, die zugleich eine interessante Lektüre sind und somit aufs beste empfohlen werden können.

Karlsruhe. Arthur Drews.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Der Wert der Welt.

Von Eduard von Hartmann.

Ob und in welchem Sinne sich überhaupt von einem Werte der Welt reden läßt, und ob wir in der Lage sind, ihn abzuschätzen, das kann sich erst aus einer näheren Untersuchung ergeben. Um aber eine solche vornehmen zu können, dazu muß man sich vor allem klarmachen, daß jede Wertschätzung einen Schätzungsmaßstab voraussetzt, und daß der Wert eines und desselben Gegenstandes nach verschiedenen Wertmaßstäben bemessen ein ganz verschiedener sein kann. Die große Meinungsverschiedenheit über den Wert der Welt dürfte nicht zum mindesten daher rühren, daß verschiedene Beurteiler von ganz verschiedenen Wertmaßstäben ausgehen. Deshalb möchte es von Nutzen sein, die verschiedenen möglichen Maßstäbe der Weltwertschätzung der Reihe nach zu betrachten, wobei sich zeigen wird, daß der Weltwert nach allen diesen Maßstäben positiv ist, mit Ausnahme eines einzigen.

1. Der Erkenntniswert der Welt.

Die Welt ist so eingerichtet, daß sie für uns erkennbar ist, und unser Erkenntnisvermögen ist so eingerichtet, daß es die Welt zu erkennen vermag. Beide entsprechen sich und kommen einander entgegen, so daß eine Welterkenntnis zustande kommt. Da unser Erkenntnisvermögen mit zur Welt gehört, so ist mithin der Erkenntniswert der Welt positiv. Im Dasein und Erkennen haben dieselben Kategorien und logischen Gesetze Gültigkeit; darin besteht die Korrelation und Korrespondenz beider Gebiete. Wäre dem nicht so, oder wäre diese Korrespondenz auch nur zweifelhaft, so wäre der Agnostizismus, beziehungsweise Skeptizismus, im Recht, die beide als „erkenntnistheoretischer Pessimismus“ zu bezeichnen sind.

Die Erkenntnis der Welt ist weder vollständig noch adäquat. Als jederzeit unvollständige ist sie aber einer fortschreitenden Ver-

Digitized by Google

vollständigung fähig, der a priori keine Grenzen gezogen werden können. Der positive Erkenntniswert der Welt in der Gegenwart ist nach seiten der Vollständigkeit für die Zukunft einer unbegrenzten Steigerung fähig (erkenntnistheoretischer Optimismus). — Nach seiten der Adäquatheit liegt die Sache anders. Die subjektiven Erscheinungswelten in den vielen Bewußtseinen müssen immer inadäquate Abbilder und Vorstellungsrepräsentanten der objektiv realen Welt bleiben. Aber einerseits fügen sie zu der letzteren durch ihre inadäquaten Zutaten eine in anderer Hinsicht höchst wertvolle Bereicherung hinzu, und machen erst mit jener zusammen die universelle Erscheinungswelt aus. Anderseits dringt auch das Denken immer tiefer in die Unterschiede beider Gebiete ein und vermag mit seinem abstrakt diskursiven Erkennen die objektiv reale Welt immer genauer zu rekonstruieren. Die Inadäquatheit des unmittelbaren Weltbildes in der subjektiv idealen Erscheinung hindert nicht nur nicht die Adäquatheit der mittelbaren Erkenntnis, sondern liefert ihr geradezu die Mittel dazu. Der erkenntnistheoretische Optimismus wird also durch die Inadäquatheit des unmittelbaren Weltbildes nicht beeinträchtigt, sondern nur seine volle Verwirklichung hinausgeschoben und zu einer erst allmählich zu erringenden gemacht.

Als positiv darf aber auch der Erkenntniswert der Welt schon für die Gegenwart bezeichnet werden (erkenntnistheoretischer Bonismus). Dieser erkenntnistheoretische Bonismus oder relative Optimismus darf aber nicht mit einem eudämonologischen Optimismus auf erkenntnistheoretischem Gebiete verwechselt oder ohne weiteres aus ihm gefolgert werden. Denn die Positivität des Weltwertes am Erkenntnismaßstabe ist etwas ganz anderes, als die Positivität der aus dem Welterkennen folgenden Gefühle am Lustmaßstabe. Diese bedürfen einer gesonderten Untersuchung.

Zunächst aber gilt es, solche Wertbemessungen zu berücksichtigen, die sich gerade auf jene Inadäquatheit des unmittelbaren Weltbildes, d. h. auf die qualitativen Zusätze der subjektiven Erscheinungswelten stützen, durch welche diese reicher sind als die objektiv reale Erscheinungswelt. Die höheren Werte, die sich dabei ergeben, werden es begreiflich machen, daß man die ärmere objektiv reale Erscheinungswelt in letzter Instanz nur als zweckmäßiges Mittel für das Zustandekommen der reicheren und positiv wertvolleren subjektiven Erscheinungswelten zu betrachten hat. Wenn man sich aber einmal zu diesem Gesichtspunkt aufgeschwungen hat, so leuchtet ein, daß eine völlige Adäquatheit des

Digitized by Google

Weltbildes in den Bewußtseinen diese höheren Werte vernichten und damit die Zweckmäßigkeit auch der objektiv realen Welt aufheben würde. Es ist ein weit höherer erkenntnistheoretischer Optimismus, den man gewinnt, wenn man das Erkennen auf alle Gebiete ausdehnt, die sich mit diesen bereicherten subjektiven Erscheinungswelten erschließen, als wenn man es auf die objektiv reale Welt und ihre adäquaten Wiederholungen beschränken müßte.

Andererseits kann die Positivität des Erkenntniswertes der Welt noch gar nichts über die Positivität des Weltwertes schlechthin ausmachen. Die Wissenschaft befaßt sich ebenso wie die praktische Erkenntnis nicht bloß mit der Erforschung des Guten, Nützlichen, Angenehmen, Edlen, sondern auch mit der des Schlechten, Schädlichen, Widrigen und Gemeinen. Sie studiert mit gleichem Eifer Sauberes und Schmutziges, Gesundes und Krankes, zweckmäßige Bildungen und Mißgeburten. Soweit alle diese Dinge gleich erkennbar sind, sind sie ihr auch gleich wertvoll; das wirklich oder vermeintlich Unerkennbare hingegen wird mit völliger Mißachtung als etwas schlechthin Wertloses beiseite geschoben, z. B. alles Metaphysische von denjenigen Philosophen, die jenseits ihrer eigenen philosophischen Einsicht die Erkenntnisgrenzen des menschlichen Verstandes ziehen. Das Unerkennbare oder am schwersten Erkennbare oder am wenigsten sicher und am wenigsten adäquat Erkennbare kann aber gerade das an und für sich Wertvollste und Wichtigste in der Welt sein, während umgekehrt das am leichtesten und deutlichsten zu Erkennende herzlich unbedeutend sein kann. Dies dürfte genügen, um vor einer Überschätzung des Erkenntniswerts zu warnen.

2. Der Schönheitswert der Welt.

Die Welt als Ganzes, das einheitliche Universum ist weder schön noch häßlich, sondern kann überhaupt mit keinem ästhetischen Maßstabe gemessen werden, weil es keine einheitliche sinnliche Auffassung des Universums, also auch keinen ästhetischen Schein desselben in einem Bewußtsein gibt. Man spricht zwar von dem erhabenen Anblick des Sternenhimmels, aber man überschaut mit einem Blick doch immer nur einen kleinen Ausschnitt des Sternenhimmels, nimmt innerhalb dieses Ausschnittes nur einen kleinen Teil der lichtstärksten Himmelskörper wahr und sieht auch diese nur als leuchtende Punkte ohne alle Einzelheiten. Den einzigen Himmelskörper, von dem man Details sehen kann, die Erde, sieht man eben nicht mehr, sobald man zum Himmel blickt. Schön ist

Digitized by Google

der Anblick des Himmels insofern nicht, als für die sinnliche Wahrnehmung die Harmonie und Ordnung nicht erkennbar ist, die sich erst der vergleichenden und denkenden Betrachtung erschließt. Der Welt als einem Ganzen kann also in diesem Sinne kein Schönheitswert zugeschrieben werden.

Dagegen ist die Welt so eingerichtet, daß sie in der subjektiven Erscheinung des einzelnen dasjenige Maximum von Schönheit zustande kommen läßt, welches ohne Beeinträchtigung ihres Gesamtzweckes erreichbar ist. Die Natur und Geschichte sind an sich weder schön noch häßlich, weil sie unsinnliche Realitäten sind; aber sie sind so eingerichtet, daß die subjektive Erscheinung, die sie im Bewußtsein hervorrufen, in ihrer Ablösung von der Realität, d. h. als ästhetischer Schein, schön sind. Der menschliche Geist ist so eingerichtet, daß er von der wahrgenommenen Natur den ästhetischen Schein des Naturschönen ablösen kann und aus geschichtlichen Berichten mit seiner Phantasie das geschichtlich Schöne aufbaut. Im Naturschönen und geschichtlich Schönen ist das Häßliche zum großen Teil nur ein relativ Häßliches der niederen Konkretionsstufen des Schönen, das für eine höhere Konkretionsstufe zum Ausdrucksmittel des charakteristisch Schönen wird; zu einem andern Teile entspringt es allerdings daraus, daß der Schönheitszweck zurückstehen muß — nicht etwa hinter dem unmittelbaren Selbstzweck des materiellen Daseins (denn einen solchen gibt es gar nicht) — sondern hinter der gesamten Zweckmäßigkeit der realen Natur und des realen Geschehens als Mittel für die Totalität der geistigen Zwecke. Die Entstehung des Schönen ist einer der Zwecke bei der Welteinrichtung, aber nicht der Hauptzweck, und darum muß seine Durchführung sich mit dem Spielraum begnügen, den die Harmonie der übrigen Zwecke ihm offenläßt.

Das Naturschöne und geschichtlich Schöne ist aber selbst erst ein Teil und zwar ein untergeordneter Teil der Weltschönheit. Die höhere Schönheit der Welt offenbart sich erst im Kunstschönen. Der Weltschöpfer ist der absolute unbewußte Genius, der seine Genialität hier in Natur und Geschichte, dort in der Phantasie des Künstlers betätigt. Naturschönes, geschichtlich Schönes und Kunstschönes gehen deshalb auch fließend und ohne feste Grenzen ineinander über, z. B. in der geschlechtlichen Zuchtwahl, in der halbunbewußten Produktion der kulturgeschichtlich schönen Sitten und Geräte, in der Grazie der Bewegung des eigenen Körpers, der ästhetischen Selbstdarstellung, dem Tanz und

Digitized by Google

der Mimik. Das Naturwerk wird vom Weltgeist ganz unbewußt für erst später hinzutretende Bewußtseine formiert, das Kunstwerk nicht nur für solche, sondern auch zugleich für das assistierende Bewußtsein des Künstlers.

Das Naturschöne und geschichtlich Schöne wirkt zunächst, noch ohne ein klares Bewußtsein seiner Schönheit auszulösen, als Anregung und Reiz zur künstlerischen Produktion; erst der Vergleich mit dem Kunstschönen läßt die Schönheit der Natur und Geschichte zum Bewußtsein kommen und eröffnet ihr damit einen gesteigerten Einfluß auf die künstlerische Produktion. Aber das Kunstschöne bleibt ästhetisch immer die Hauptsache, zu deren Hervorbringung das Naturschöne und geschichtlich Schöne sich nur als dienendes Mittel verhält. Alles was an Schönheit in Natur und Geschichte der Gesamtheit der Zwecke geopfert werden mußte, das taucht in der Kunst zu freier Entfaltung wieder auf; hier erst darf der ästhetische Schein sich ungestört und ungehemmt ausleben, hier erst finden insbesondere die höheren Modifikationen des Schönen ihren rechten Tummelplatz. Dieses Reich der Schönheit würde der Phantasie selbst dann verbleiben, wenn Natur und Geschichte sich künftig zu Ungunsten der Schönheit verändern sollten; denn was sie einst gewesen sind, würden die Nachkommen doch erfahren, und der Kontrast mit der sie umgebenden Wirklichkeit würde ihre Phantasie nur zu um so kühnerem Aufschwung spornen.

Der Schönheitswert der Welt ist schon dann positiv, wenn man den Blick auf Natur und Geschichte beschränkt, wie jeder anerkennen wird, der sich mit ästhetischer Auffassung in die Betrachtung beider versenkt. Er ist in noch weit höherem Maße positiv, wenn man das Kunstschöne als Bestandteil der Welt mit hinzunimmt. Ganz unabhängig davon, ob die Kunst in Zukunft noch Aussicht zu weiteren Fortschritten hat, wächst der Schönheitswert schon dadurch, daß einerseits zu dem objektiv vorhandenen Bestand an Kunstwerken immer neue hinzutreten, und andererseits mit fortschreitender ästhetischer Bildung die Zahl der Bewußtseine, in denen der ästhetische Schein des Naturschönen und Kunstschönen zustande kommt, immer größer wird. Außerdem wird man aber nicht leugnen können, daß im Fortschritt der Kunstgeschichte die Kunst immer reicher und vielseitiger wird, wenn man auch die Frage offenläßt, wie sich der Wert der hinzutretenden Kunstwerke zu dem der vorhandenen Bestände verhält. Daraus folgt, daß der positive Schönheitswert der Welt noch immer im Wachstum ist und bei fortschreitender Kultur auch bleiben wird.

Digitized by Google

Die Schönheit gehört zu den logischen oder rationalen Maßstäben der Weltbewertung; denn die Schönheit ist eine Offenbarung des absoluten Geistes vermittelst einer mikrokosmischen Idee, welche aus dem konkreten ästhetischen Schein herausscheint, ohne sich als Idee bemerklich zu machen. Die unlogische Seite des absoluten Geistes, der Wille, geht gar nicht in das Schöne ein, sondern er wird ganz durch die Idee vertreten, die jede Gelegenheit, sich sinnlich scheinen zu lassen, beim Schopf ergreift und ausnutzt. In der Idee aber ist wiederum das Logische der unbewußte Bestimmungsgrund der konkreten mikrokosmischen Entfaltung, und je deutlicher die dem Schönen immanente Idee als eine mikrokosmische Konkretion der allgemeinen Weltvernunft implicite mitempfunden wird, desto mehr wird sie auch als eine der subjektiven Vernunft des Beschauers gleichartige und kongeniale empfunden, der selber ja auch nur eine Konkretion der allgemeinen Weltvernunft ist. Aber wenn der ästhetische Eindruck schon durch eine Hervortreten der Idee als solcher aus dem Scheine gestört wird, so noch mehr durch ein Bewußtwerden ihrer Vernünftigkeit als Bestimmungsgrundes ihrer Konkretion; deshalb ist jeder ästhetische Rationalismus im Irrtum, der den ästhetischen Eindruck auf das explicite Bewußtwerden der unbewußten Vernünftigkeit der dem Schein immanenten Idee gründen will.

Die ästhetische Weltbewertung führt somit zu einem ästhetischen Bonismus, der schon jetzt ein relatives Maximum des Schönheitswertes nach Maßgabe der Erreichbarkeit verbürgt und die Perspektive auf weitere Steigerung mit dem Kulturfortschritt eröffnet, also in beiderlei Hinsicht ästhetischer Optimismus genannt werden kann. Aus der Positivität des Schönheitswertes der Welt ist aber keineswegs ohne weiteres die Positivität des Gefühlswertes des passiven und aktiven ästhetischen Lebens zu folgern; diese gehört zur Bewertung nach einem ganz anderen Maßstabe, und bedarf dort gesonderter Untersuchung. Noch weniger darf der ästhetische Optimismus mit einem eudämonologischen Optimismus auf ästhetischem Gebiete vermengt oder verwechselt werden, da beides ganz verschiedene Dinge sind. In dem Augenblick, wo die Ästhetik sich auf die Untersuchung der realen Gefühle des ästhetisch Genießenden oder des schaffenden Künstlers einläßt, hat sie bereits das Gebiet des ästhetischen Scheins verlassen und den ästhetischen Wertmaßstab mit dem eudämonologischen vertauscht. Die realen Entzückungen über das Schöne im genießenden Subjekt liegen ebenso außerhalb des ästhetischen Scheins und der in ihn

Digitized by Google

hineinprojizierten ästhetischen Scheingefühle wie die objektive Realität der natürlichen Dinge und geschichtlichen Begebenheiten.

Der Schönheitswert abstrahiert demnach von aller Realität, indem er sich lediglich auf den ästhetischen Schein bezieht. Aus der Positivität des Schönheitswertes der Welt folgt ebensowenig wie aus der Positivität ihres Erkenntniswertes, daß sie auch als Wirklichkeit, als Summe der objektiv realen Dinge und der fühlenden Subjekte einen positiven Wert habe. Wenn die Welt ein Ausbund von Schlechtigkeit, eine Mißgeburt oder eine Hölle wäre, so wäre sie für den Forscher darum doch wertvoll als Erkenntnisobjekt, und für den Künstler noch immer schön, sei es, daß er als Maler die Beleuchtungseffekte dieser Hölle studieren oder als Dichter die Qualen der Verdammten besingen wolle. Darum kann die Wertbemessung am Maßstabe der Schönheit ebensowenig das letzte Wort der Axiologie sein wie die am Erkenntnismaßstabe. Beide sind von hoher Bedeutung in der Entwickelung des bewußtgeistigen Lebens; aber sie müssen sich andern Wertmaßstäben unterordnen. Jeder dieser Maßstäbe ist am Platze, wo er hingehört, aber keiner darf eine absolute Geltung beanspruchen und auf Grund dieser das Ergebnis seiner Weltbewertung für den Weltwert schlechthin ausgeben. Denn jeder derselben befaßt sich nur mit einer Seite der Welt, mit einem Reflex derselben, sei es im Denken, sei es in der ästhetischen Anschauung.

3. Der Sittlichkeitswert der Welt.

Die Welt als Ganzes, das Universum als Individuum höchster Ordnung, ist weder sittlich noch unsittlich, weil es überhaupt nicht mit einem ethischen Wertmaßstab gemessen werden kann. Ethische Begriffe sind Beziehungsbegriffe, die aus den Beziehungen von Individuen gleicher Ordnung aufeinander oder auf Individuen höherer Ordnung hervorgehen. Der Mensch hat wohl Pflichten gegen andere Menschen und gegen Familie, Gemeinde und Staat, er hat auch indirekte Pflichten gegen sich selbst; aber er hat keine Pflichten gegen seine Zähne oder seinen Magen. Das Universum hat weder Pflichten gegen etwaige andere Universa, zu denen es keine Beziehungen haben würde, noch hat es Pflichten gegen die von ihm umspannten Glieder, noch hat es indirekte Pflichten gegen sich selbst.

Wie von einem Schönheitswert der Welt nur in dem Sinne gesprochen werden kann, daß man die Menge des einzelnen Schönen in der Welt in die eine, und die Menge der ästhetisch unmotivierten

Digitized by Google

häßlichen Einzelheiten in die andere Wagschale wirft, so kann auch von einem Sittlichkeitswert der Welt nur in dem Sinne geredet werden, daß man die Menge und den Grad des Sittlichen in der Welt mit der Menge und dem Grad des Unsittlichen in ihr vergleicht. Der Sittlichkeitswert der Welt wäre positiv, wenn die erstere, er wäre negativ, wenn die letztere überwöge. Diese Aufgabe mag vielen unlösbar dünken; von denen aber, von welchen sie für lösbar gehalten wird, pflegt sie für den gegenwärtigen Sittlichkeitsstand der Menschheit meist im negativen Sinne entschieden zu werden, d. h. die Sittenrichter gelangen dabei gewöhnlich zu einem sittlichen Entrüstungspessimismus, indem sie die gegebenen mangelhaften Zustände mit ihren Idealen vergleichen und sie daraufhin verurteilen.

Nun ist es gewiß notwendig für den Fortschritt, die Unzulänglichkeit des Bestehenden am Maßstabe des sittlichen Ideals immer neu zu betonen; aber diese Unzulänglichkeit ist doch nur dann sittliche Schlechtigkeit zu nennen, wenn man von der Ansicht ausgeht, daß eigentlich das Ideal verwirklicht sein müßte, und wenn man das Defizit des Sittlichkeitssaldos im Vergleich zum Ideal mit einer Negativität dieses Saldos in sich selbst, oder mit einem Übergewicht des Unsittlichen über das tatsächlich vorhandene Sittliche verwechselt. Indessen sind Ideale immer nur Annäherungsziele, und der noch verbleibende Abstand der Wirklichkeit vom Ideal beweist gar nichts dafür, daß nicht in dem gegebenen Zustand bereits ein bedeutender Überschuß des Sittlichen über das Unsittliche bestehe. Beides zu verwechseln ist ein Denkfehler.

Die Sittenrichterei mit ihrer sittlichen Entrüstung ist praktisch an geeigneter Stelle nicht zu entbehren, wo eine Erziehungspflicht und die Bekleidung mit Autorität besteht; philosophisch aber ist sie nicht, denn die Philosophie hat nicht die Aufgabe, sich zu entrüsten, sondern zu verstehen, zu begreifen, und dann völlig kühl und affektlos nach Begriffen zu urteilen. Oft genugt dient der sittliche Entrüstungspessimismus dem Sittenrichter selbst nur als ein wohlfeiles Mittel, um sich mit der eigenen Gesinnungstüchtigkeit zu brüsten und pharisäisch zu überheben. Auf die Unreifen, d. h. auf die Jugend und das niedere Volk wirkt der Entrüstungspessimismus agitatorisch aufregend und irreleitend, indem er den rhetorisch angefeuerten Affekt an die Stelle des besonnenen Urteils setzt und die Verständnislosigkeit durch Vorurteile steigert.

Die Schärfe des sittlichen Entrüstungspessimismus hängt nicht so sehr von der richtigen Aufnahme des Tatbestandes als von dem

Digitized by Google

Affektgrade der Entrüstung ab; dieser aber ist bei Rednern und Hörern proportional der eigenen sittlichen Hoffahrt und der Verständnislosigkeit für den Motivationsprozeß der Verurteilten. Je mehr man verstehen lernt, desto größer schätzt man den Anteil der Verhältnisse am Zustandekommen des Unsittlichen, desto kleiner den Anteil des einzelnen; über den ersteren aber sich zu entrüsten, wäre töricht.

Man erwäge, wie groß die Versuchungen zur Unsittlichkeit sind, die einerseits den Armen, den Arbeitlosen, den Familienlosen, den einmal Bestraften, den schlecht Erzogenen, andererseits den allzu Reichen, den mit großen Machtbefugnissen Ausgestatteten, Umschmeichelten umgeben! Man denke daran, wie unsere landläufige Moral einerseits auf eine immer unwirksamer werdende Heteronomie gestützt, andererseits durch verführerischen Eudämonismus und eudämonologischen Optimismus vom Grund auf vergiftet ist, und wie sehr es den Gebildeten wie den Ungebildeten an Einsicht in das Wesen echter Sittlichkeit und die Gründe ihrer Verbindlichkeit fehlt! Man beachte wohl, daß die Religion immer mehr an ihrer Kraft im Volke verliert, und die staatliche Gesetzgebung durch den Parlamentarismus jedes Nimbus entkleidet ist! Man vergesse auch nicht, daß überlieferte allgemeine Unsitten und besondere Standes- und Berufs-Unsitten und Vorurteile häufig das Gewissen teils fälschen, teils übertäuben! Wenn man das und manches andere in Betracht zieht, so wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß so viel Unsittlichkeit in der Welt ist, sondern daß trotz alledem doch noch so viel Keime sei es instinktiver, sei es bewußter Sittlichkeit zur Entfaltung kommen, daß die guten Anlagen so wenig unterzukriegen sind und immer noch so reiche Früchte tragen. Man bekommt trotz des radikal Bösen in der Menschennatur doch unwillkürlich Achtung vor ihrer sittlichen Leistungsfähigkeit.

Aber diese Achtung und Bewunderung vor dem, was die Menschen trotz alledem sittlich leisten, darf ebensowenig mit einem positiven Saldo der Abwägung des Sittlichen und Unsittlichen in der Welt verwechselt werden, wie der selbst unter den günstigsten Umständen verbleibende Abstand vom sittlichen Ideal mit einem negativen Saldo. Daß trotz aller Versuchungen und Erschwerungen so viele Blüten schönster Sittlichkeit auf Erden erblühen, kann ebensowenig dazu hinreichen, den Sittlichkeitswert der Welt für positiv zu erklären, wie das Zurückbleiben hinter dem sittlichen Ideal zulangt, um ihn für negativ zu erklären. Mag es immer-

Digitized by Google

hin anzuerkennen sein, daß die Welt so eingerichtet ist, um edle Gesinnungen und Taten zu zeitigen, sie wird darum noch nicht ethisch wertvoll, wenn sie zugleich so beschaffen ist, um weit mehr unsittliche Gesinnungen und Taten zur Reife kommen zu lassen. Ein ethischer Optimismus, der sich nur darauf stützen wollte, daß es überhaupt Sittlichkeit in der Welt trotz überwiegender Unsittlichkeit gebe, wäre philosophisch ebenso unhaltbar, wie ein ethischer Pessimismus, der die Welt trotz überwiegender Sittlichkeit verurteilt, weil in ihr doch auch noch Unsittlichkeit vorkomme, sie also dem sittlichen Ideal nicht entspreche.

Wer die extremen Stände und das öffentliche Leben betrachtet, wird zu dem Urteil hinneigen, daß die Unsittlichkeit in der Welt überwiege; wer dagegen den Blick auf die mittleren Stände, ihr Privatleben und insbesondere ihr Familienleben richtet, der dürfte eher zu der entgegengesetzten Ansicht hinneigen. Ob das Gesamtergebnis aus beiden Seiten positiv oder negativ ist, darüber werden die Meinungen auseinandergehen. Aber selbst wenn der gegenwärtige Sittlichkeitswert der Welt für negativ gehalten wird, so beweist das doch nichts dafür, daß er überhaupt negativ ist, wenn man die verschiedenen Entwickelungsstufen der Menschheit, die vergangenen wie die künftigen, zusammenfaßt.

Im großen und ganzen ist ja auf eine Vergrößerung des Sittlichkeitsfonds, mit dem die Menschheit auskommen muß, nicht zu rechnen; d. h. das Verhältnis der unsittlich wirkenden und der zur Sittlichkeit führenden Triebfedern ist in der Hauptsache seit Beginn der geschichtlichen Zeit abgeschlossen, wenn auch in dem Verhältnis einzelner Triebfedern zueinander immer noch leichtere Modifikationen vor sich gehen. Aber dieser Sittlichkeitsfond würde auch in weit höherem Maße zu wirklicher Sittlichkeit führen, wenn weniger Torheit und Unverstand und bessere sozialethische Institutionen in der Welt zu finden wären. Selbst wenn der echten Sittlichkeit dadurch nicht mehr würde, so würde doch sicher der Unsittlichkeit weniger, also die Bilanz der Sittlichkeit nach der positiven Seite verschoben werden. Wenn erst einmal durch Einsicht in die Irrtümlichkeit des eudämonologischen Optimismus die Kraft des Eudämonismus gebrochen und die Selbstverleugnung erleichtert wird, wenn alsdann die Einsicht in die wahren Gründe für die Verbindlichkeit des Sittengesetzes zum Gemeingut der Menschheit geworden sein wird, dann kann unter günstigen sozialethischen Verhältnissen der vorhandene Grundstock sittlicher Triebfedern sehr wohl ausreichen, um das Unsittliche weit unter das

Digitized by Google

Maß des Sittlichen herabzudrücken. Wenn diese Menschheitsperiode länger gedacht wird als die bisherige, so kann der Sittlichkeitswert der Menschheit in ihrer ganzen Geschichte auch für den Fall noch sehr wohl positiv werden, daß er in ihrer bisherigen Geschichte negativ gewesen sein sollte. Da nun aber der Fortschritt in der Intelligenz und im intelligenten Ausbau der sozialethischen Einrichtungen zweifellos ist, so dürfen wir mit Recht erwarten, daß früher oder später in der Menschheitsentwickelung der Punkt eingetreten ist oder eintreten wird, wo der Sittlichkeitswert der Menschheit positiv wird. Der etwaige sittliche Gegenwartspessimismus wird also durch einen sittlichen Zukunftsoptimismus überwunden, und an die Stelle eines sittlichen Entrüstungspessimismus hat der sittliche Entwickelungsoptimismus zu treten.

Es ist indes davor zu warnen, daß dieser ethische Optimismus nicht mit einem eudämonologischen Optimismus auf dem Gebiete des sittlichen Lebens verwechselt oder vermengt wird. Sehen wir doch schon jetzt, daß die sittliche Gesinnung ihre edelsten Blüten im Unglück, unter Leid und Trübsal, bei schweren Schicksalsschlägen, unter großer gemeinsamer Not, ja wohl gar im Martyrium des Marktes oder der einsamen Kammer entfaltet. Welches der eudämonologische Wert des Sittlichen sei, bedarf einer eigenen Untersuchung am Maßstabe der Lust und Unlust; aus einem positiven Sittlichkeitswerte der Welt kann aber niemals ohne weiteres der positive Lustwert der Welt gefolgert werden.

Der Sittlichkeitswert der Welt kann ebensowenig wie ihr Erkenntniswert oder Schönheitswert ein in sich selbst beruhender Eigenwert sein; daß der Sittlichkeitsmaßstab als ein Wertmaßstab gilt, bedarf vielmehr selbst erst einer Begründung. Das sittliche Bewußtsein freilich bedarf einer solchen nicht, sondern findet sie in seiner eigenen Selbstgewißheit; der Philosoph aber hat das mit zum Sittlichkeitswert der Welt zu rechnen, daß die Menschen ein sittliches Bewußtsein in sich vorfinden, und hat nach der Erklärung dieser Tatsache zu fragen. Auch der Sittlichkeitsmaßstab ist letzten Endes ein logischer Maßstab, weil alle sittlichen Triebfedern unbewußt auf etwas Vernünftiges abzielen, und die Verwirklichung der Sittlichkeit das Vernünftigste ist, was in der einmal gegebenen Welt persönlicher Geister denkbar ist. Diese Vernünftigkeit des Sittlichen ist aber nicht, wie Kant meinte, eine inhaltlos formale, sondern eine inhaltlich zweckvolle. Der Zweck des Sittlichen kann nicht wieder das Sittliche, sondern muß ein Höheres sein, zu dem die Sittlichkeit sich als Mittel verhält, also

Digitized by Google

etwas Übersittliches. Darum kann auch die Entstehung der Sittlichkeit nicht der Daseinszweck der Welt sein; denn das Sittliche ist nur dann Mittel zu einem Übersittlichen, wenn das Dasein der Welt bereits feststeht. Das sittliche Bewußtsein muß den ethischen Optimismus als Voraussetzung seiner selbst postulieren, weil es die Verwirklichung der sittlichen Weltordnung als Bedingung für die Lösung der letzten übersittlichen Aufgabe der Menschheit oder für die Erfüllung des Endzwecks des Weltprozesses halten muß. Ebenso ist aber auch der eudämonologische Pejorismus selbst auf dem Gebiete des sittlichen Lebens ein Postulat des sittlichen Bewußtseins, weil ohne ihn die Sittlichkeit unvermeidlich der Lohnsucht verfällt.

Außer auf die Forderung des sittlichen Bewußtseins stützt sich der ethische Optimismus wesentlich auf den Entwickelungsoptimismus und mündet in den teleologischen Optimismus, von dem er nur eine Seite darstellt. Darin besteht seine Unselbständigkeit, die er mit dem erkenntnistheoretischen und ästhetischen Optimismus teilt. Nur ist er in noch höherem Maße als diese abhängig von der Wahrheit des Entwickelungsoptimismus. Denn der Erkenntniswert und Schönheitswert der Welt sind auch schon für den gegenwärtigen Weltzustand positiv, was sich vom Sittlichkeitswert der Welt kaum behaupten läßt; bei jenen kommt der Zukunftsoptimismus zum Gegenwartsbonismus hinzu, während bei diesem erst durch den Zukunftsoptimismus das Gesamtergebnis eines Bonismus gesichert werden soll.

4. Der Erlösungswert der Welt.

Der Mensch und die Welt sind so beschaffen, daß sie der Erlösung im religiösen Sinne des Wortes fähig sind. Der einzelne findet in der Erlösungsgnade die Versöhnung und Heiligung und mit ihnen die Erlösung von der Schuld und von dem durch sie gesetzten Zerfallensein mit Gott; er gewinnt aber auch mit der so gewonnenen Freiheit in Gott von der Weltabhängigkeit die ideale Erlösung vom Übel für sein Leben, der früher oder später die reale Erlösung vom Übel durch den Tod nachfolgt. Die Welt als Ganzes samt aller Kreatur findet die reale Erlösung vom Übel durch die Menschheit, sobald diese ihre ideale Erlösung vollbracht hat; daß dies Ziel erreicht werde und die zunächst bloß ideale Erlösung vom Übel eine reale werde, dafür bürgt die absolute Heilsordnung als die religiöse Seite der absoluten sittlichen Welt-

Digitized by Google

ordnung. Diese universelle reale Erlösung der Welt vom Übel kennen allerdings nur die theistischen Religionen, die die Erlösung von der Schuld auf die Einzelgeister beschränken; die abstrakt-monistischen (indischen) Religionen dagegen symbolisieren das Nichtseinsollen der Welt im Begriff der absoluten Schuld und kennen somit auch eine universelle Erlösung der Welt von der Schuld des Daseins, die jedoch begrifflich strenger gefaßt nur Wiederaufhebung des Nichtseinsollenden ist.

Es ist ein Postulat des religiösen Bewußtseins, daß sowohl der Mensch als auch die Welt erlösungsfähig sei, und daß diese Erlösungsfähigkeit durch die subjektive Heilsordnung zur subjektiven Erlösung des Menschen und durch die absolute Heilsordnung zur universellen Welterlösung führe. Mit andern Worten: Der religiöse Optimismus oder die Positivität des Erlösungswertes des Menschen und der Welt ist eine Forderung des religiösen Bewußtseins, und zwar ebensogut wie es auf der andern Seite auch die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und der Welt, d. h. das Vorhandensein von Schuld und Übel ist. Aus dem religiösen Optimismus darf deshalb auch keineswegs die Forderung gezogen werden, daß die Welt durch das religiöse Leben einen positiven Glückseligkeitswert gewinne, weil damit die reelle Unüberwindlichkeit des Übels und die reelle Erlösungsbedürftigkeit der Welt aufhören würde. Der Wert des religiösen Lebens für die menschliche Glückseligkeit darf nicht mit dem religiösen Werte desselben verwechselt werden, sondern bedarf aus wissenschaftlichem Gesichtspunkt einer besonderen Untersuchung, während aus dem Gesichtspunkt des religiösen Bewußtseins seine Negativität postuliert werden muß.

Der religiöse Wertmaßstab ist ohne Zweifel ein höherer als der erkenntnistheoretische, ästhetische und ethische. Er läßt das Übersittliche ahnen und hoffen, dem die Sittlichkeit nur als Mittel dient. Er ist besonders geeignet, auch dem philosophischen Laien die Relativität der vorhergehenden Maßstäbe begreiflich zu machen. Indem die Erlösungssehnsucht den Mittelpunkt der Religion bildet, läßt sie die Tragik des Weltprozesses erkennen und zwar als eine göttliche Tragödie, an der die Menschheit nur teilnimmt, weil auch sie göttlichen Geschlechts ist. Indem es aber die Ideen der absoluten Gerechtigkeit, Heiligkeit und Gnade sind, die in der Aufhebung des Nichtseinsollenden triumphieren, ist es ein idealer Optimismus, der sich in dieser Tragik verwirklicht. Aus wissenschaftlichem Gesichtspunkt vollzieht auch die absolute Heilsordnung

Digitized by Google

sich als Entwickelung zu einem absoluten Zweck und ist selbst nichts als die religiöse Auffassung der absoluten teleologischen Weltordnung. So verwirklicht sich auch der religiöse Optimismus als Entwickelungsoptimismus und mündet in den teleologischen Optimismus ein.

[Fortsetzung.]

Friedrich der Große und die nordamerikanische Republik.

Von X. Y. Z.

Das Standbild Friedrichs des Großen, das Seine Majestät der Kaiser den Vereinigten Staaten von Amerika zum Geschenk gemacht hat, wird binnen kurzem im Parke der Kriegsakademie zu Washington enthüllt werden. In seinem Telegramm vom 14. Mai v. J., das dem Präsidenten Roosevelt von seiner Absicht Kunde gab, sagte der Kaiser: „In den Reden, mit denen Prinz Heinrich begrüßt worden ist, wurde wiederholt der Tatsache Erwähnung getan, daß Mein Ahn, Friedrich der Große, gegenüber der jungen amerikanischen Republik zur Zeit ihrer Entstehung eine freundliche Haltung stets bewahrt habe, indem er dadurch den Grundstein der freundlichen Beziehungen legte, die immer zwischen unseren beiden Ländern bestanden haben." Damals hörte man vielfach die erstaunte Frage, worin denn Beziehungen König Friedrichs zu der nordamerikanischen Republik bestanden haben? Wohl nimmt seine Stellung zum amerikanischen Unabhängigkeitskriege in seiner vielverzweigten auswärtigen Politik einen verhältnismäßig untergeordneten Rang ein, denn die Interessen Preußens und des fernen amerikanischen Kontinents berührten sich nur lose; auch war der alternde König im letzten Jahrzehnt seiner Regierung zu sehr mit anderen für Preußen wichtigeren Fragen beschäftigt, um neuen weitausschauenden Plänen allzugroße Aufmerksamkeit zu schenken. Viele Geschichtswerke über Friedrich den Großen streifen sein Verhalten gegenüber Nordamerika nur flüchtig oder erwähnen es gar nicht. Kein

Digitized by Google

Wunder, daß die Mehrzahl der Menschen in unserer schnell lebenden Zeit nichts darüber weiß, obgleich der amerikanische Historiker George Bancroft in seinem zehnbändigen Werke „History of the United States“ und nach ihm Friedrich Kapp vor etwa dreißig Jahren über diese Vorgänge, auch unter Benutzung des Geh. Staatsarchivs zu Berlin, geschrieben haben.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die Vereinigten Staaten während ihres Unabhängigkeitskampfes durch den Großen König, wenn auch nur mittelbar, ganz bedeutend unterstützt worden sind, ja, daß eine noch näher zu erörternde Maßregel Friedrichs so einschneidend auf die englische Kriegführung wirkte, daß sich von ihr fast der Wendepunkt des Krieges ableiten läßt.

Wenn aber der Freiheitskampf der Amerikaner gegen die Unterdrückung Albions im 18. Jahrhundert in Europa auch vielfache Sympathie hervorgerufen haben mag, so wird dennoch niemand von Friedrich dem Großen Gefühlspolitik erwarten. Er war Realpolitiker in des Wortes vollster Bedeutung und hat niemals einen Schritt getan, den er nicht für Preußen als nutzbringend erkannt oder doch zum mindesten für vorteilhaft gehalten hat. Es hieße also dem König völlig verkennen, wollte man annehmen, daß er der im fernen Westen entstehenden Republik aus persönlichen Sympathien freundschaftlich gegenüber getreten wäre.

Gewiß war Friedrich frei von Vorurteilen, und seine Unparteilichkeit ließ ihn auch über die Verschiedenheit der Staatsformen freier denken als wohl die meisten seiner Zeit. Aber trotzdem müssen wir annehmen, daß die Anschauungen, in denen er alt geworden ist, ebenso wie seine persönliche Auffassung des Königtums, dem Kampfe der gegen ihr Mutterland aufständischen Kolonien im Prinzip widerstrebten, wenn er sich auch mehrfach über deren ungerechte Behandlung und die unklugen Maßregeln der britischen Regierung recht abfällig geäußert hat. In dieser Hinsicht sind seine während des Jahres 1775 an den preußischen Gesandten in London, von Maltzahn, geschriebenen Briefe bezeichnend, aus denen folgende Stellen erwähnt sein mögen. Nach der Augustproklamation König Georgs III. von England schreibt Friedrich: „Es scheint mir sehr hart, freie Untertanen, die einzig ihre Rechte gegen den Despotismus verteidigen, für Rebellen zu erklären.“ Ferner: „Je mehr ich über die Maßregeln der britischen Regierung nachdenke, um so willkürlicher und despotischer

Digitized by Google

erscheinen sie mir. Daß der Hof seine Kolonien zur Widersetzlichkeit herausgefordert hat, kann niemand bezweifeln. Er erfindet neue Steuern, er versucht sie vermöge seines Ansehens den Kolonien unter offener Verletzung ihrer Rechte aufzudrängen. Die Kolonien verweigern ihre seitherigen Steuern nicht und verlangen einzig, in Bezug auf die neuen auf denselben Fuß mit England gesetzt zu werden; doch die Regierung will das Recht der Selbstbesteuerung nicht zugestehen. Dies ist, in kurzem, die ganze Geschichte dieser Wirren." — „Der Hof handelt gegen alle Grundsätze wahrer Vaterlandsliebe und tritt die Regeln einer gesunden Politik mit Füßen." — „Hätte ich eine Stimme im britischen Kabinet, so würde ich aus dem guten Willen der Kolonien Vorteil ziehen und mich mit ihnen vergleichen," und „Die große Frage ist immer, ob die Kolonien nicht Mittel finden werden, sich völlig vom Mutterlande zu trennen und eine freie Republik zu bilden. Das Beispiel der Niederlande und der Schweiz läßt mich wenigstens annehmen, daß das nicht unmöglich ist."

Der König sah also den in Amerika ausgebrochenen Kampf als logische Folge der von der englischen Regierung gegen die Kolonien ergriffenen Maßregeln an. Bei seiner nüchternen politischen Denkungsart wäre das aber noch lange kein Grund gewesen, unmittelbar oder mittelbar für die Amerikaner Partei ergreifen oder etwas zu ihren Gunsten zu unternehmen. Wenn er daher den Amerikanern dennoch mit Wohlwollen entgegenkam, als sie sich ihm von 1776 an mit allerlei Anliegen und Bitten um Unterstützung naheten, und wenn er außerdem Maßnahmen traf, die unmittelbar zum Vorteil der Kolonien wirken mußten, so sind die Gründe für sein Verhalten in anderen Ursachen zu suchen. Diese waren, um es kurz zu sagen, einmal der Wunsch, die durch den Krieg und die folgende Loslösung der Kolonien vom Mutterlande veränderte Lage zu gunsten des preußischen Handels auszubeuten, zum anderen sein Groll gegen England, hervorgerufen durch das feindselige Verhalten, das dieser Staat, mit Ausnahme der kurzen Zeitspanne von einigen Jahren, während König Friedrichs ganzer Regierungszeit Preußen gegenüber beobachtet hat. Dies veranlaßte ihn jetzt, Vergeltung zu üben, wo es ohne Schädigung preußischer Interessen möglich war.

Auf des Königs Handelspolitik gegenüber den Vereinigten Staaten wird später etwas näher einzugehen sein. Zunächst ist es notwendig, hier der hauptsächlichsten Vorgänge der englischen

Digitized by Google

Politik im Zusammenhange kurz zu gedenken, die König Friedrichs Groll erregt hatten, um zu zeigen, daß dieser vollauf berechtigt war. Wie er selbst niemals Gefühlspolitik getrieben hat, so hat er sicherlich auch von anderen nichts anderes erwartet, als reale Politik. Aber sein Oheim, König Georg II. von England, stand dem Neffen von dessen Tronbesteigung an feindselig gegenüber. Der Grund hierfür lag in der Eifersucht, womit er als Kurfürst von Hannover die aufstrebende Macht des benachbarten preußischen Staates stets beobachtete, die er nun unter dem jugendlichen Herrscher noch mehr fürchtete, als unter König Friedrich Wilhelm I.

Nachdem England als Frankreichs Gegner während der beiden ersten schlesischen Kriege vorherrschend auf Österreichs Seite gestanden hatte, neigte es sich im Sommer 1745 vorübergehend Preußen zu, als dessen Verhältnis zu Frankreich zu erkalten begann. König Georg erbot sich sogar, zu Gunsten Preußens in Wien Friedensvermittlungsvorschläge zu machen. Aber durch seinen hannoverschen Gesandten ließ er gleichzeitig die Kaiserin Maria Theresia wissen, seine englischen Minister hätten böse Absichten, die er als Kurfürst von Hannover nicht gutheißen könne. So zerschlugen sich denn auch die Friedensverhandlungen, bis das Schwert bei Soor und Kesselsdorf zu Preußens Gunsten entschieden hatte. Auch nach dem Dresdener Frieden blieb das Verhältnis zwischen Preußen und England aus verschiedenen Gründen gespannt. Erst die Sorge vor einem Einfall der Franzosen führte König Georg 1756 zu einem Defensivbündnis mit Preußen, dem Vertrage von Westminster, nachdem er noch kurz zuvor mit Österreich gemeinsam tätig gewesen war, Rußland gegen Preußen umzustimmen.

Die Vorteile, die König Friedrich sich bei Beginn des siebenjährigen Krieges von diesem Bündnis mit England versprach, blieben aus. England war nicht dazu zu bewegen, ihm durch Sendung einer Flotte in die Ostsee den Rücken gegen Rußland und Schweden zu decken. Als dann das Kriegsglück in der Schlacht bei Kolin Friedrich dem Großen zum ersten Male untreu geworden war, als er, von allen Seiten bedroht, sich kaum mehr sämtlicher Feinde erwehren konnte, als durch die Unfähigkeit des Herzogs von Cumberland die Schlacht bei Hastenbeck für die „Observationsarmee“ verloren und der schimpfliche Vertrag von Kloster Zeven abgeschlossen worden war, da gab König Georg Preußens Sache auf; denn, so erklärte das hannoverische Ministerium: „Hannover

Digitized by Google

stehe nicht im Bündnis mit Preußen." Der „Kurfürst" suchte demütig in Wien um Frieden für seine deutschen Lande nach und erklärte sich bereit, die Observationsarmee aufzulösen, um, wie er an König Friedrich schrieb, „seine armen Untertanen aus der schrecklichen Knechtschaft und Unterdrückung zu befreien". Dieser antwortete stolz: „Ich werde mich niemals davon überzeugen, daß das Unglück eines Verbündeten ein Grund sei, ihn zu verlassen." Als ihm dagegen später vorgeschlagen wurde, den Abschluß eines Separatfriedens mit Frankreich ohne Rücksicht auf seine Verbündeten zu versuchen, äußerte er: „Ich möchte keine Krone und keinen Tron der Welt für eine Niedrigkeit erkaufen, und eher hundertmal sterben, als eine solche begehen."

Erst Pitts zweiter Eintritt in das Ministerium zeitigte einen Umschwung in der englischen Politik, und als König Georg durch die Schlacht bei Roßbach zu seinem Erstaunen belehrt wurde, daß Preußen doch noch nicht verloren sei und daß außerdem der Vertrag von Zeven Hannover keineswegs vor weiterer Ausbeutung durch die Franzosen sicherstelle, da war auch er wieder zur Aufrechterhaltung des Bündnisses bereit. Im Vertrag vom 11. April 1758 verpflichteten sich beide Teile, und zwar Georg II. als König und als Kurfürst, ohne gegenseitiges Einverständnis und ausdrückliche Einbeziehung des anderen keinen Frieden oder Waffenstillstand schließen zu wollen. Außerdem erklärte sich England zur Zahlung von 670000 Pfd. Sterling jährlicher Subsidien bereit. Dies war tatsächlich das erste wirksame Ergebnis des Bündisses für König Friedrich und es ist keine Frage, daß sowohl die Operationen der Observationsarmee, die nun unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, einem seiner Aufgabe gewachsenen Führer stand, als die englische Geldunterstützung für Preußen in den folgenden Jahren von großem Nutzen gewesen sind. Aber das zähe Festhalten Pitts an dem preußischen Bündnis während dieser Zeit hat für England fast noch größeren Vorteil gebracht: die Möglichkeit, Frankreich in Amerika niederzuwerfen. Übrigens hat England die im Vertrage versprochene Erklärung an die übrigen Mächte, daß es mit Preußen in Zukunft gemeinsame Sache machen würde, niemals abgegeben; es hat im Gegenteil den Frieden mit Österreich um Rußland stets ängstlich gewahrt und darum auch fernerhin, trotz aller Mahnungen König Friedrichs, sich nicht zur Entsendung einer Flotte in die Ostsee herbeigelassen.

Dem Tode König Georgs II. und dem Regierungsantritt

Digitized by Google

seines Enkels, Georg III., folgte bald, im Oktober 1761, der Rücktritt Pitts und mit dessen Nachfolger, dem Earl Bute, eine völlige Änderung der bisherigen Beziehungen. England, des Krieges müde, ließ Preußen kurz eröffnen, es sei Zeit an den Frieden zu denken; König Friedrich möchte sich erklären, welche Opfer er für einen solchen zu bringen bereit sei. Bevor hierüber Gewißheit bestehe, könne die Erneuerung des Subsidienvertrages für 1762 nicht stattfinden. Aber Bute ging noch weiter. Er ließ hinter König Friedrichs Rücken Österreich gegenüber die Erklärung abgeben, daß England nichts dagegen einzuwenden habe, wenn Preußen gezwungen werde, Schlesien wieder an Österreich abzutreten. Auch den Zaren Peter III. suchte er von seiner Zuneigung zu König Friedrich abzubringen, und um diesen Bestrebungen Nachdruck zu verleihen, wurden 100000 Pfd. zur Bestechung der Umgebung des russischen Kaisers verwendet. Der Versuch scheiterte gänzlich; aber nach Peters Ermordung wiederholte ihn Bute sogleich bei Katharina II.

Als der König in seiner Antwort auf Englands Anfrage selbstverständlich jede Gebietsabtretung ablehnte, versuchte Bute die Zahlung der Subsidien noch von weiteren Bedingungen abhängig zu machen, aber König Friedrich verzichtete jetzt auf den ferneren Bezug der Hülfsgelder.

Wenn die britische Regierung somit während des siebenjährigen Krieges zweimal die geschlossenen Verträge nicht erfüllte, so entsprach diese offizielle antipreußische Politik keineswegs der englischen Volksstimmung. War König Friedrich auch den Tories verhaßt, beim Volke war er, schon aus konfessionellen Gründen, in hohem Grade populär, weil Preußen als größte protestantische Macht Deutschlands im Kampfe gegen die katholische Koalition in Europa stand.

Auch nach den Friedensschlüssen von Hubertusburg und Paris 1763 blieb Englands Stellung Preußen gegenüber unfreundlich, so daß die Gegensätze sich notwendig noch verschärfen mußten. War es nicht geglückt, Preußens gutes Verhältnis zu Rußland zu stören, so gelang es doch, bei der ersten Teilung Polens dessen Eifersucht auf Preußens Handel zu schüren, dadurch die Kaiserin Katharina zu veranlassen, daß sie sich Friedrichs Ansprüchen auf Danzig widersetzte, und so die Erfüllung eines lange gehegten Lieblingswunsches des Königs zu vereiteln.

Mit dem Beginn des Aufstandes der nordamerikanischen Kolonien wandelte sich die Abneigung der englischen Diplomaten

Digitized by Google

gegen Preußen in eine nervöse Furcht vor der geistigen Überlegenheit des Königs, von dem sie annahmen, daß er nun die Gelegenheit, sich zu rächen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen werde, um so mehr, als England bei seiner damaligen Verlegenheit gänzlich isoliert in Europa stand. Benjamin Franklin hatte richtig beobachtet, wenn er am 9. April 1777 aus Paris nach Hause berichtete: „Ganz Europa wünscht England gedemütigt, denn es hat alle Nationen gekränkt durch seine in den Zeiten des Glückes bei jeder Veranlassung an den Tag gelegte Anmaßung."

Im Februar 1775 deutete Maltzahn, den ihm in London nahegelegten Wünschen nachgebend, dem Könige in einem Bericht den Gedanken an ein neues Bündnis Preußens mit Großbritannien an. Die kleinste Aufmerksamkeit von preußischer Seite, so fügte er bei, würde dem englischen Ministerium über alle Maßen schmeicheln. Der König erwiderte: „Welchen Grund habe Ich, Lord North zu schmeicheln? Ich sehe keinen. Die Liebe, die Ich zu Meinem Volke hege, legt Mir keine Notwendigkeit auf, das Bündnis Englands zu suchen.„

Es ist besonders bemerkenswert, daß in den nordamerikanischen Kolonien schon vor Beginn ihres Unabhängigkeitskampfes kein europäischer Name volkstümlicher gewesen ist, als der des Großen Königs. Schon Duponceau, der Begleiter des General v. Steuben, berichtete, daß im Staate Philadelphia viele Wirtshäuser den Namen „König von Preußen" und das Bild Friedrichs des Großen als Schild führten. In New-York und Pennsylvanien war dasselbe der Fall; ebenso war sein Bildnis in zahllosen Vervielfältigungen bis in die kleinsten Dörfer und Hütten zu finden und beides scheint in einzelnen Gegenden noch heute zuzutreffen, wenigstens war es noch zu Anfang der siebziger Jahre so. Wie in Deutschland, so war König Friedrich auch in Amerika vor allem von den Protestanten verehrt, seitdem ihn Pitt in Alt-England als den Hort des Protestantismus ausgerufen hatte. Seine Siege wurden über dem Ozean ebenso gefeiert wie in Deutschland, nicht bloß von den eingewanderten Deutschen, auch von ihren Nachkommen und Gesinnungsgenossen. Ganz besonderen Jubel hatte auch drüben die Niederlage der Franzosen bei Roßbach hervorgerufen, denn vielen Deutschen in Amerika waren die Drangsale, die ihre Vorfahren am Rhein und in Süddeutschland von den Franzosen während der Raubkriege Ludwig XIV. erduldet hatten,

Digitized by Google

noch im Gedächtnis, und man freute sich der deutschen Hiebe, die nun den übermütigen Bedrückern zuteil geworden waren.

Vergegenwärtigt man sich aber die Verehrung, die Friedrich dem Großen in den letzten beiden Jahrzehnten seiner Regierung in Deutschland gezollt wurde, und wovon insbesondere die zahlreichen uns erhalten gebliebenen allegorischen Bildwerke lebendiges Zeugnis ablegen, die ihn als den „weisen und gerechten Richter Europas" oder ähnlich verherrlichen, so ist es begreiflich, daß nicht nur die Masse des amerikanischen Volkes sondern auch dessen leitende Männer den König als geistigen Bundesgenossen wider die Bedrückung betrachteten, daß sie wähnten, ihre Bestrebungen deckten sich genau mit seinen Zielen und er müsse völlig auf ihrer Seite stehen. Vielfach führten sie in Reden und Flugschriften seine Tapferkeit und unerschütterliche Standhaftigkeit während des schweren siebenjährigen Ringens dem Volke als Vorbild vor Augen, um es zum Ausharren im Kampfe zu ermutigen. Jede seiner gelegentlichen Äußerungen über das Verhalten Englands oder der Amerikaner, so namentlich der schon im November 1774 getane Ausspruch, die britischen Kolonien würden sich eher unter den Trümmern ihrer Ansiedelungen begraben lassen, als sich dem Joche des Mutterlandes zu unterwerfen, wurde mit Eifer verbreitet. So kam es, daß natürlich auch manche Maßregel des Königs, die er lediglich im augenblicklichen Interesse Preußens ergriff, von den Amerikanern als persönliches Wohlwollen gedeutet worden sein mag.

Die ehemals preußischen Offiziere, die in das amerikanische Heer eintraten, wurden mit offenen Armen empfangen und es ist wohl möglich, daß sich drüben damals zum Teil der Glaube verbreitet hat, ihr Eintritt geschehe mit Vorwissen und Willen König Friedrichs, besonders weil der englische Minister Suffolk gleich zu Beginn der Feindseligkeiten die Befürchtung ausgesprochen hatte, der König werde Offiziere an die Amerikaner überlassen, um die unerfahrenen Republikaner in seiner Kriegskunst auszubilden. Daran hat er niemals gedacht; ebensowenig haben die Amerikaner je eine derartige Bitte ausgesprochen. Nachdem in Europa endlich Friede war, kamen genug kriegslustige Offiziere aus freien Stücken zu ihnen. Soweit sich dies heute noch feststellen läßt, ist auch kein einziger Offizier unmittelbar aus dem preußischen Dienst ausgetreten, um nach Amerika zu gehen; Steuben, Woedtke und andere waren in Preußen längst verabschiedet, als sie diesen Entschluß faßten.

Digitized by Google

Die Erzählung, König Friedrich habe seiner Verehrung für Washington durch Übersendung eines Ehrendegens Ausdruck verliehen, ist längst in das Gebiet der Legende verwiesen; doch scheint sie sich in Amerika noch da und dort erhalten zu haben. Vermutlich ist sie auf die Tatsache zurückzuführen, daß ein Solinger Waffenschmied, Theophil Alte, einen selbstgearbeiteten Degen mit Inschrift an Washington gesandt hat.

Ähnlich verhält es sich damit, daß die Amerikaner glaubten, Friedrich der Große habe den Engländern und den kleinen deutschen Fürsten, die Truppen an England vermieteten, die Werbung in seinen Staaten verboten. Er hat niemals Werbeoffiziere anderer Länder, auch wenn er mit ihren Fürsten auf dem besten Fuße stand, auf preußischem Gebiet geduldet. Dies Verfahren entsprang weder der Liebe noch dem Haß, sondern bei dem zur Zeit herrschenden Rekrutierungssystem, einfach seinem praktischen Sinn für des Landes Wohlfahrt. Er brauchte seine Soldaten selbst nötig und jeder Ausländer kostete Geld.

Anders dagegen verhält es sich mit der Tatsache, daß König Friedrich, soweit es die sonstigen politischen Rücksichten jeweilig zuließen, den Hilfstruppen, die England vom Landgrafen von Hessen, dem Markgrafen von Bayreuth und anderen „Soldatenhandel" treibenden deutschen Fürsten geliefert wurden, den Durchzug durch preußisches Gebiet zeitweilig versagte. Dieses Verbot, das infolge des eigentümlichen Zusammenwirkens verschiedener Umstände Englands Interessen in einer vom Könige nicht vorauszusehenden Weise schädigte, entsprang wohl auch zunächst der rein praktischen Erwägung, daß der allzu schwunghafte Betrieb des Soldatenhandels Preußens Interessen zuwiderlief, denn er entzog ihm die Mittel, seine Truppen durch Werbung in den betreffenden Ländern zu ergänzen, falls der amerikanische Krieg lange dauerte. Da der deutsche Kaiser nicht einschritt, obgleich das Verfahren den Reichsgesetzen zuwiderlief, so war dies schon ein genügender Grund für den König, dem Handel nach Kräften zu steuern. Dann aber bot sich ihm hier eine willkommene Gelegenheit, sich an England zu rächen.

Der vielfach einseitig verurteilte „Soldatenhandel" der kleinen deutschen Fürsten nach Amerika bedeutete übrigens im Grunde nichts anderes, als die im 18. Jahrhundert allgemein üblichen Subsidienverträge mit fremden Großmächten, in denen man damals nach den Anschauungen der Zeit an sich nichts Außergewöhnliches sah. Waren doch gerade viele dieser kleinen deutschen Fürsten

Digitized by Google

bei dem mangelnden Schutze von seiten des Reiches seit den Raubkriegen Ludwigs XIV. zu einem ihre Mittel meist übersteigenden Aufwande an Truppen genötigt. Schon um sich in Friedenszeiten die für kriegerische Verwickelungen notwendigen brauchbaren Offiziere zu erhalten, mußten sie nicht selten zu dem Auskunftsmittel der Vermietung von Truppen für fremde Zwecke greifen. Daß solche Subsidienverträge aber andererseits zum Teil auch abgeschlossen wurden, um für die vielfach dem Vorbilde des französischen Hofes nachgeahmten verschwenderischen Hofhaltungen die Mittel zu liefern, und daß dies gerade bei mehreren der mit England für den amerikanischen Krieg abgeschlossenen Verträge zutraf, soll nicht in Abrede gestellt werden. Es ist darum begreiflich, daß diese eigennützige Handlungsweise einzelner Fürsten, ihre Truppen einer gänzlich fremden Sache zu opfern, König Friedrich empörte. War er doch in Deutschland fast der einzige regierende Fürst seiner Zeit, der sich der Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe seiner Untertanen bewußt war, der also eine derartige eigennützige Ausbeutung des Volkes in tiefster Seele verachten mußte. Sein beißender Hohn traf darum auch die Beteiligten. Schon im Anfang seiner Regierungszeit, als Holland Truppen von Braunschweig mietete, hatte er die Käufer mit den Fleischern verglichen, die nach Podolien wanderten, um dort schwere Ochsen einzuhandeln. Jetzt schrieb er am 18. Juni 1776 an Voltaire: „Wenn der Landgraf von Hessen aus meiner Schule hervorgegangen wäre, so würde er seine Untertanen nicht den Engländern verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es zur Schlachtbank zu liefern. Die Leidenschaft eines schmutzigen Eigennutzes ist die einzige Ursache zu diesem unwürdigen Schritte. Ich beklage die armen Hessen, die ihr Leben ebenso unglücklich wie unnütz in Amerika beschließen werden.“ Die Erzählung, die seiner Zeit überall umlief, daß für auf der Reise nach Amerika befindliche hessische Soldaten bei Minden auf des Königs Befehl der Viehzoll erhoben worden sei, ist eine der von Franklin erfundenen Anekdoten, mit denen die Engländer und ihre Anhänger damals in Amerika verhöhnt wurden.

In den „Mémoires depuis la paix de Hubertusbourg jusqu' à la paix de Teschen“ spricht Friedrich die Gründe für sein Verhalten offen aus: „Der König von England unterhandelte mit allen Höfen Deutschlands, um die geringen Hilfsmittel daraus zu ziehen, die Deutschland noch zu leisten imstande war. Es empfand bereits die Folgen der zahlreichen Menschenlieferungen, die in

Digitized by Google

fremde Erdteile gesandt waren, und der König von Preußen sah mit Sorge, daß das Reich im Falle eines neuen Krieges aller seiner Verteidiger beraubt sein würde, denn allein Niedersachsen und Westfalen hatten 1756*) ein Heer aufgestellt, mit dem man die Fortschritte der französischen Armee aufzuhalten und zu vereiteln vermochte. Aus diesem Grunde chikanierte er die Truppen der mit England verbündeten deutschen Fürsten, sobald sie Magdeburg, Minden und das Gebiet am Niederrhein passieren mußten. Es war dies nur eine schwache Rache für das schlechte Verhalten, das der Londoner Hof ihm gegenüber mit Rücksicht auf die Stadt und den Hafen von Danzig an den Tag gelegt hatte."

Im Oktober 1777 trug der englische Gesandte am preußischen Hofe, Elliot, auf Geheiß des Ministers Suffolk ein Gesuch vor, um die Erlaubnis zu ungehindertem Durchzug der hessen-hanauschen, anspachischen und zerbster Rekruten durch preußisches Gebiet. England hatte dieses Gesuch lediglich als eine Förmlichkeit und dessen Genehmigung für zweifellos angesehen. Das Erstaunen Elliots war daher nicht gering, als der preußische Minister Graf Finckenstein im Auftrage des Königs Anfang November, „der im vergangenen Jahre von ähnlichen Transporten verursachten Unordnungen und Unannehmlichkeiten wegen", eine abschlägige Antwort erteilte, der er bei mündlicher Auseinandersetzung noch die sarkastische Bemerkung hinzufügte, daß die Truppen ja auf einem kleinen Umwege ihre Einschiffungshäfen auch erreichen könnten und Elliot im übrigen „der herzlichen und unwandelbaren Freundschaft König Friedrichs für König Georg III." versicherte. Eine zweite Anfrage Suffolks hatte ebensowenig Erfolg.

Das Verbot wirkte verblüffend auf England und seine Truppenlieferanten. Elliot säumte nicht, die wahren Gründe für des Königs Entschließung, die ihm nicht verborgen bleiben konnten, nach London zu berichten. Ein zur selben Zeit erlassenes Rundschreiben des Königs an die preußische Kaufmannschaft, das diese zur Vorsicht mahnte, weil die Unterbrechung des Handels mit den amerikanischen Kolonien große Bankerotte in England zur Folge haben und diese wiederum den Sturz holländischer und hamburger Häuser nach sich ziehen würden, vermehrte noch die üble Stimmung jenseits des Kanals. Der österreichische Staatskanzler Kaunitz versäumte nicht Suffolk weiter aufzustacheln, indem er König Friedrichs Haltung gegen England „seiner steten Verachtung sittlicher Pflichten" zu-

*) 1757 ist gemeint.

Digitized by Google

schrieb und ihn als die Macht bezeichnete, die Frankreich gegen England hetze. Suffolk machte seinem Grimm über „die undankbare, heimtückische und grausame Politik" König Friedrichs in einem Schreiben an Sir R. M. Keith Luft, indem er den König beschuldigte, mit den „Rebellen-Agenten in Paris in unmittelbaren Briefwechsel zu stehen". Zu gleicher Zeit berichtete Elliot noch, Finckenstein habe gelegentlich eines Gespräches durchblicken lassen, der König sei einzig bestrebt, das Bündnis mit Rußland aufrecht zu erhalten, und der Handelsminister Graf Schulenburg habe es offen ausgesprochen, daß die Unabhängigkeit Amerikas ein großer Gewinn für Preußen, ja für ganz Europa sein würde. Elliot fügte hinzu, der König versäume keine Gelegenheit seine Abneigung gegen England an den Tag zu legen und seine Erbitterung breche bei jedem Anlaß hervor.

Die Verweigerung des Truppendurchzuges durch preußisches Gebiet machte den Transport rheinabwärts zu Schiff unmöglich und verzögerte diesen daher um mehrere Monate, denn der Marsch zu Lande entlang des Rheines war bei der vorgerückten Jahreszeit und ohne Berührung preußischen Gebietes kaum ausführbar. Außerdem scheute man die Desertionsgefahr auf diesem langen Marsche. So blieben denn die hessischen und anspachischen Truppen den Winter über in Hanau liegen, traten im Februar 1778 den Fußmarsch nach der Wesermündung an und gelangten erst im März nach Bremerhafen. Auch die Zerbster hatten das Frühjahr abwarten müssen, um dann durch Sachsen, Braunschweig und Hannover nach Stade zu marschieren. Sie verloren auf diesem Marsche von 840 Mann nicht weniger als 347 durch Fahnenflucht.

Des Königs Antwort an den Markgrafen Karl Alexander von Bayreuth vom 24. Oktober 1777 auf dessen Gesuch, die anspachischen Mannschaften das preußische Gebiet passieren zu lassen, ist zu bezeichnend, um sie nicht hier in der Übersetzung zu geben:

„Mein Herr Neffe!

Ich gestehe Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht, daß Ich niemals an den gegenwärtigen Krieg in Amerika denke, ohne über den Eifer befremdet zu sein, mit dem einige deutsche Fürsten ihre Truppen in einem Kampfe opfern, der sie gar nichts angeht. Mein Erstaunen wächst, wenn Ich Mich der alten Geschichte erinnere, jener weisen und allgemeinen Zurückhaltung unserer Vorfahren,

Digitized by Google

deutsches Blut für die Verteidigung fremder Rechte zu vergeuden, die sogar als Gesetz in das deutsche Recht übergegangen ist."

„Jedoch Ich sehe, Meine Vaterlandsliebe reißt Mich fort, daher komme Ich auf Euer Durchlaucht Schreiben zurück, das jene so heftig angeregt hat. Sie verlangen freie Durchfahrt für die Rekruten und die Equipage, die Sie Ihrem in großbritannischem Dienste befindlichem Truppenkorps zusenden wollen. Ich nehme Mir daher die Freiheit, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie durchaus nicht gezwungen sind, diesen Transport durch Meine Staaten zu senden, Sie dürfen ihn nur nach England übersetzen lassen, um ihm gleichzeitig einen viel kürzeren Weg zum Einschiffungshafen anzuweisen. Indem Ich diesen Gedanken der Erwägung Euer Hochfürstlichen Durchlaucht unterbreite, bin Ich nicht weniger mit aller Zärtlichkeit, die Ich Ihnen schulde, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht guter Onkel Friedrich."

Die Verweigerung der Durchzugs durch preußisches Gebiet konnte für England in keinem ungünstigeren Augenblick eintreten und war umgekehrt für das amerikanische Heer von unschätzbarem Wert. Selbst nach den Niederlagen im Sommer und Herbst 1776 waren die Aussichten der Amerikaner auf dem Kriegsschauplatze nicht schlechter gewesen als gerade jetzt. Washington lag nach dem für ihn unglücklichen Herbstfeldzuge 1777 von Mitte Dezember bis Mitte Juni 1778 in Winterquartieren zu Valley Forge. Seine Truppen litten infolge der schlechtorganisierten Verwaltung und der eingerissenen Mißbräuche den bittersten Mangel. Zu derselben Zeit war General von Steuben unterwegs nach Amerika. Am 23. Februar 1778 traf er in Valley Forge ein und begann sein Organisationswerk. Hätte der englische General Howe im Herbst oder Winter einen Angriff auf Washington gewagt, so wäre dieser mit seinen total entmutigten Truppen zu einem ernsten Widerstand unfähig gewesen. Aber Howe erhielt gerade in dieser kritischen Zeit die Nachricht von dem preußischen Durchmarschverbot und der sich demnach voraussichtlich um mehrere Monate verzögernden Ankunft der Ersatzmannschaften. Es handelte sich für ihn nicht allein um diesen zunächst erwarteten Nachschub, sondern das Verbot des Königs nahm ihm vorläufig die Möglichkeit jeder sicheren Berechnung auf das Eintreffen seiner Hilfsquellen. So hat König Friedrich durch seine Weigerung den Amerikanern einen ganz unberechenbaren Dienst geleistet; ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß er geradezu entscheidend für den ganzen Krieg gewesen ist. Ohne diesen Zeitgewinn hätte

Digitized by Google

Steubens organisatorisches Talent vielleicht gar nicht mehr fruchtbar werden können. Wäre Washington nochmals entscheidend geschlagen worden, so war es mit der Widerstandskraft der Amerikaner vermutlich überhaupt vorbei. Der Zeitgewinn bis zum Frühjahr 1778 brachte aber auch noch weitere Hilfe: das inzwischen zustande gekommene Bündnis mit Frankreich.

Als jedoch der Ausbruch des bayerischen Erfolgekrieges sich näherte, bestrebte sich König Friedrich, jeden Anlaß zu vermeiden, der England möglicherweise reizen könnte, denn bei einem neuen Kampfe mit Österreich bedurfte er der Neutralität Hannovers. Im Februar 1778 ließ er Elliot durch seinen Neffen, dem Erbprinzen von Braunschweig, versichern, daß falls die vom Kaiser in Bayern getanen Schritte zu einem Bündnis zwischen Preußen und Frankreich führen sollten, für die deutschen Besitzungen des Königs von England die strengste Neutralität beobachtet werden würde. Mitte März gab er sodann wieder seine Einwilligung zu fernerem Durchzug der für England bestimmten Hilfstruppen durch preußisches Gebiet und ließ Elliot kurz nachher die Eröffnung machen, Frankreich, durch den Wiener Hof aufgehetzt, beabsichtige, die Unabhängigkeit der Kolonien anzuerkennen*) und Englands deutsche Besitzungen anzugreifen. Seine Politik gegen die Kolonien werde ganz von Englands Entschluß in der bayerischen Erbfolgefrage abhängen. Elliot nahm alles für bare Münze und beeilte sich, den Umschwung in des Königs Gesinnung als sein Verdienst nach London zu berichten. Er träumte schon von einem neuen preußisch-englischen Bündnis.

Aber kaum war der Friede zu Teschen geschlossen, so machte der König 1780 die Erlaubnis des Durchzuges deutscher Hilfstruppen durch sein Gebiet von der Bedingung abhängig, daß das Gesuch nun zum letzten Male gestellt werde, weil Deutschland sich sonst täglich mehr entvölkere, und das Verhältnis zu England wurde wieder so gespannt, wie ehedem. Besonders liebte er es, Elliot spöttisch nach den Aussichten auf Niederwerfung des amerikanischen Aufstandes zu fragen oder ihm gegenüber die Erfolge der Amerikaner zu übertreiben. Erst nach Abschluß des Versailler Friedens 1783 und der damit verbundenen allgemeinen Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gelang es dem neuen Ministerium in England unter Shelbourne, wieder bessere Beziehungen zu Preußen herzustellen.

*) Was kurz darauf tatsächlich geschah.

Digitized by Google

Bekanntlich ist Frankreich die erste europäische Macht gewesen, die offen für die amerikanischen Kolonien eintrat und sie in ihrem Kampfe aktiv unterstützte.*) Auch hierbei ist der Einfluß König Friedrichs nachzuweisen. Der erste Anstoß zum Eingreifen Frankreichs ging von der kriegslustigen Hofpartei aus, die sich der in den letzten 80 Jahren durch England erlittenen Demütigungen schämte. Sie sah in der durch den amerikanischen Krieg für Großbritannien erwachsenen Notlage eine willkommene Gelegenheit, die durch den Pariser Friedensschluß in Indien und Nordamerika erlittenen Verluste auszugleichen und der „Großen Nation" wieder zu ihrem alten Übergewicht in Europa zu verhelfen. Man hoffte auf neuen Waffenruhm, auf Erschütterung der englischen Herrschaft zur See, auf frische Belebung des französischen Handels. Die moderne in J. J. Rousseau verkörperte Philosophie, die die gesamte gebildete Gesellschaft mit sich fortriß und sogar den Adel mit der demokratischen Stimmung liebäugeln ließ, umgab den Kampf der Amerikaner mit einem Glorienschein. Man schwärmte für die transatlantische Republik.

Ludwig XVI. schwankte lange, ehe er dem gewaltigen Drängen nachgab. Er unterstützte die Amerikaner heimlich mit Geld und Waffenlieferungen, verbot aber, daß öffentlich über die Revolution gesprochen werde. Endlich siegte auch bei ihm die Eifersucht auf England. Wollte Frankreich aber den Krieg wagen, so mußte es sich Preußens versichern. König Friedrich ließ in seiner Antwort keinen Zweifel. Er schrieb seinem Gesandten in Paris im Sommer 1777 eigenhändig: „Wir fühlen sicherlich keine Eifersucht auf das Wachsen Frankreichs; wir beten vielmehr für sein Glück, vorausgesetzt, daß sein Heer nicht in der Nähe von Wesel oder Halberstadt gesehen werde," und: „Sie können Herrn von Maurepas versichern, daß ich in keiner Verbindung mit England stehe, noch Frankreich Vorteile mißgönne, die es durch einen Krieg an der Seite der Kolonien gewinnen kann. Sein erstes Interesse erfordert die Schwächung Großbritanniens, und der beste Weg dazu ist, zu bewirken, daß dieses seine Kolonien in Amerika verliert. Die Gelegenheit ist augenblicklich günstiger als je zuvor und als sie voraussichtlich in drei Jahrhunderten wiederkehrt. Die Unabhängigkeit der Kolonien wird für Frankreich die Kosten aufwiegen."

*) General von Steuben ging auf Beaumarchais Veranlassung nach Amerika, ebenso Gen. v. Kalb im Auftrag der französischen Regierung; er stand zuvor in französischen Diensten.

Digitized by Google

Die Nachricht von der Niederlage und Kapitulation des englischen Generals Bourgoyne bei Saratoga rief in Paris einen Freudentaumel hervor und nun stimmte auch Maurepas, der bisher im Ministerrate gegen die Beteiligung am Kriege gewesen war, für diesen. Trotzdem wandte er sich noch besonders um Rat an König Friedrich, „den größten Feldherrn, der die Streitkräfte Frankreichs und Englands so genau kennt," um dessen Ansicht über den möglichen Ausgang des Kampfes zu erfahren. Die Antwort lautete, die Aussichten stünden, hundert gegen eins, zu Gunsten großer Vorteile für Frankreich und die Kolonien würden ihre Unabhängigkeit behaupten.

Am 16. Januar 1778 erbat Minister Graf Schulenburg von dem amerikanischen Agenten Arthur Lee, der sich damals in Paris aufhielt, die regelmäßige Mitteilung der vom Kriegsschauplatz eingehenden Berichte und fügte hinzu: „Der König selbst nimmt lebhaftes Interesse daran und wünscht, daß Ihre edlen Bemühungen von Erfolg gekrönt werden mögen. Er wird, wie ich Ihnen bereits in einem Briefe vom 18. Dezember mitteilte, nicht zögern, Ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, sobald Frankreich, das bei dem Ausgange dieses Krieges in viel höherem Grade beteiligt ist, mit gutem Beispiel vorangegangen sein wird." Das 1778 zwischen Frankreich und den Amerikanern geschlossene Bündnis brachte diesen außer der Waffenhilfe der Franzosen auch die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von dieser Seite. König Friedrich aber nötigte, wie schon erwähnt, der ausbrechende Krieg zunächst zur Vorsicht. Immerhin muß gesagt werden, daß sein Einfluß auf die Entschlüsse Frankreichs mit zu Gunsten der Amerikaner in die Wagschale gefallen ist.

Den ersten Anstoß zu handelspolitischen Verhandlungen zwischen Preußen und Amerika gab Silas Deane. Er war als Agent vom amerikanischen Kongreß nach Paris gesandt, um Handelsbeziehungen und diplomatische Verbindungen anzubahnen. Gleich nach seiner Ankunft dort im Sommer 1776 setzte er sich auch mit dem preußischen Handelsagenten Montteſſuy in Verbindung, indem er anfragte, ob die Vereinigten Staaten Waffen und Munition aus Preußen beziehen könnten. Montteſſuy beeilte sich, die Anträge Deanes dem Könige zu melden und ihm den Abschluß eines Handelsvertrages mit den amerikanischen Staaten vorzuschlagen. Der König äußerte sich auf den Bericht des Ministers Graf Schulenburg dahin, daß ihm bei dem Handel mit Amerika „zu viel hazardirt" sei. Er werde niemals eine

Digitized by Google

Marine gründen können, die stark genug sei, diesen Handel zu schützen. Wenn aber Montteſſuy virginiſchen Tabak billig für die königliche Tabaksadminiſtration liefern könne, dann werde ſich über hierauf bezügliche Vorſchläge reden laſſen. Auf weitere Anfrage Schulenburgs bei Montteſſuy ſchlug Deane im Oktober dem amerikaniſchen Kongreß vor, einen beſonderen Unterhändler mit Preußen zu beſtellen. Er war der Meinung, „man müſſe den Fürſten für die amerikaniſche Unabhängigkeit zu intereſſieren ſuchen, der ſeit Jahren Emden zu einem zweiten Amſterdam zu machen beſtrebt geweſen ſei," und veranlaßte einen jungen Maryländer, William Carmichael, der ihn nach Europa begleitet hatte, nach Berlin zu reiſen. Obgleich dieſer Schulenburg ſehr für ſich einnahm, ſcheiterten die Verhandlungen dennoch, weil es den Amerikanern an Schiffen fehlte, um den Tabak nach deutſchen oder holländiſchen Häfen zu befördern und Preußen nicht Gefahr laufen wollte, ſeine Schiffe von den Engländern gekapert zu ſehen.

Inzwiſchen waren im September 1776 vom Kongreß drei Kommiſſäre für Europa ernannt worden, Franklin, Deane und Arthur Lee. Sie wandten ſich am 14. Februar 1777 von Paris aus wieder an Schulenburg, indem ſie ihm die Unabhängigkeitserklärung der 13 Vereinigten Staaten und die Konföderationsartikel überſandten, mit der Bitte, ſolche dem Könige vorzulegen. „Geben Sie Sr. Majeſtät die Verſicherung, daß die Vereinigten Staaten von dem innigſten Wunſche beſeelt ſind, ſeine Freundſchaft zu gewinnen und zwiſchen beiden Ländern einen gegenſeitig wohltätigen Verkehr zu begründen. Wir ſind, falls Se. Maj. dies wünſcht, ſehr gerne bereit, die Lage unſeres Handels und die daraus hervorgehenden Vorteile auseinander zu ſetzen," ſchrieben die drei Kommiſſäre.

Der Augenblick war, trotz der wiederholten Verſicherungen der Amerikaner, daß die Engländer ihre Erfolge übertrieben, nicht günſtig gewählt. Ganz Europa ſtand noch unter dem Eindruck der amerikaniſchen Niederlagen im Herbſt 1776 bei New-York und New-Jerſey, während Waſhingtons neue Erfolge bei Trenton und Princeton noch nicht bekannt waren. Trotzdem gab der König Schulenburg Befehl, die amerikaniſchen Vorſchläge nicht unbedingt abzulehnen, „um die Kolonien nicht zu beleidigen oder zu verletzen". Schulenburg ſetzte demzufolge in ſeiner Antwort den Bevollmächtigten die Schwierigkeiten auseinander, die ſich zur Zeit einer unmittelbaren Handelsverbindung entgegenſtellten und bat um nähere Aufklärung über Mittel und Wege, wie ein

Digitized by Google

solcher Handel dennoch in Gang gebracht werden könne. Auf diese Art gedachte der König, jederzeit in weitere Unterhandlungen eintreten zu können, wenn die Zeitumstände günstiger würden, um für die preußischen Manufakturen neue Absatzgebiete zu eröffnen.

Die amerikanischen Kommissäre gingen auf diese Antwort aber sogleich noch einen Schritt weiter. Sie wandten sich im April 1777 von neuem an Schulenburg, mit der Bitte, Preußen möchte die weitere Vermietung deutscher Truppen an England nach Möglichkeit verhindern. Wir sahen bereits, daß der König im Herbst desselben Jahres die hierzu nötigen Maßregeln ergriff, wenn auch aus anderen Beweggründen. Da diese den Amerikanern vermutlich von niemandem auseinander gesetzt wurden, so war ihre Annahme, König Friedrich habe das Durchzugvorbot infolge ihrer Bitte erlassen, nicht unberechtigt. Gleichzeitig mit diesem Gesuch hatten sich die Kommissäre außerdem erboten, Arthur Lee nach Berlin zu senden, um dem Könige Bericht über den Handel und die Hilfsquellen Amerikas zu erstatten. Ihre Eile, auf dem Handelsgebiet zu einer Anknüpfung zu kommen, war in dem Bestreben begründet, die Erlaubnis zum Einlaufen ihrer Kaperschiffe in einen Nordseehafen zu erlangen, um dort ihre Prisen zu verkaufen und die Schiffe mit Kriegsbedarf neu ausrüsten zu können. Der König erwiderte auf Schulenburgs Bericht über diese neue Annähreung, daß, so lange sich die amerikanischen Angelegenheiten in einer solchen Krise befänden, wie zur Zeit, und die Unabhängigkeit der Kolonien nicht auf fester Grundlage stehe, ein mit ihnen eröffneter Handel, der zahlreichen in allen Meeren kreuzenden englischen Schiffe wegen, allzugroße Gefahr laufe. „So wahr ist es, daß eine Macht, die keine Kriegsflotte hat, nicht darauf rechnen darf, ihre Kauffahrteiflagge in Kriegszeiten respektiert zu sehen.“ Die einzige Möglichkeit, aus den Gesinnungen der Kolonien Nutzen zu ziehen, erblickte er in dem Versuche, die preußischen Erzeugnisse, schlesische Leinwand, Tuche, Wollstoffe, Eisenwaren und Porzellan auf holländischen Schiffen zu versenden, und dagegen Tabak, Reis, Indigo und Zucker auf ebensolchen Schiffen zu beziehen, um diese Waren billiger als bisher zu erhalten. Auf diese Weise glaubte er eine Art von unmittelbarem Handel mit den Amerikanern herstellen zu können, um sie nicht durch eine unbedingte Weigerung zu kränken und abzuschrecken. „Wenn sie dann eines Tages ihre Unabhängigkeit erringen, so kann dieser Handel eine immer größere Ausdehnung gewinnen und Meinen Staaten tausend Vorteile zuführen.“ Lees Aufenthalt in Berlin genehmigte der König, falls er incognito

Digitized by Google

komme und seinen eigentlichen Charakter nicht enthülle. Damit war sein persönlicher Empfang durch den König selbstverständlich ausgeschlossen.

Hierauf erschien Arthur Lee im Juni 1877 in Berlin. Das englische Ministerium war natürlich durch seine Agenten sogleich von Lees Reise und deren Zweck unterrichtet. Schulenburg zog, ganz im Sinne des Königs, die Verhandlungen geschickt in die Länge, verbindlich, Hoffnungen erweckend, ohne sich zu irgend etwas zu verpflichten. Den Hafen von Emden für die amerikanischen Kaper einzuräumen, lehnte der König aber sofort rund ab, weil Emden kein Kriegshafen sei und Preußen keine Flotte besitze. Am 17. Juni schrieb er an den Prinzen Heinrich: „Wir haben jetzt die amerikanischen Abgesandten hier, die uns einen Handelsvertrag vorschlagen. Ich habe vor, diese Verhandlungen in die Länge zu ziehen, um Mich auf die Seite dessen zu schlagen, für den das Glück sich erklären wird".

Am 26. Juni 1777 ließ der englische Gesandte, Elliot, das Zimmer Lees im Hôtel Korsika in der Brüderstraße, während dieser bei Tische saß, durch einen Diener vermittelst eines Nachschlüssels öffnen, Lees Pult erbrechen und eine Mappe mit Papieren daraus entwenden. Zufällig stand Lee früher als gewöhnlich von der Tafel auf und begegnete Elliot auf der Treppe. Als der Gesandte hörte, daß Lee schnurstracks auf die Polizei geeilt sei, um den entdeckten Raub anzuzeigen, schaffte er sich die Papiere schleunigst wieder vom Halse, und so befanden sich diese nach einer halben Stunde wieder vor Lees Tür. Nach dessen Bericht an Franklin stellte sich bei dem polizeilichen Verhör heraus, daß Elliots Diener schon mehrfach 2000 Dukaten für die Leeschen Papiere geboten habe. Der gleichfalls befragte Gesandte erklärte sich bereit, seinen Diener zum Verhör zu schicken; aber dieser erschien nicht. Der König schrieb unter den Bericht über diesen Vorfall: „Das nennt man öffentlichen Diebstahl. Man würde gut tun, diesem Menschen den Hof zu verbieten, aber Ich will die Dinge nicht aufs Äußerste treiben. Man muß ihm raten, beruhigende Mittel zu nehmen und sich mindestens viermal im Jahre zur Ader zu lassen." Seiner von dem Vorfall wenig erbauten Regierung gegenüber entschuldigte sich Elliot damit, er habe nur im Laufe des Gesprächs bei Tische die Andeutung gemacht, daß er dem, der ihm die Papiere des „Rebellenagenten" brächte, gerne eine bedeutende Summe zahlen würde.

Arthur Lee, ein Mann von wenig Takt, glaubte, das

Digitized by Google

Interesse, das Elliots Vorgehen für ihn und seine Sendung verursacht hatte, ausnützen zu sollen, um sein Ziel desto schneller zu erreichen, und wandte sich nun mit einem äußerst naiven Schreiben an den König, erbat auch außerdem, noch ehe er eine Antwort erhalten hatte, eine Audienz, wurde aber selbstverständlich abschlägig beschieden. Er reiste infolgedessen Mitte Juli wieder nach Paris ab und erneute von dort aus seine Gesuche um Erlaubnis zum Einlaufen amerikanischer Kaper in Emden, natürlich vergebens. Am 23. November lehnte Schulenburg es ab, den inzwischen vom Kongreß beauftragten William Lee, den Bruder des Vorigen, zu empfangen, weil die Lage der Dinge noch ganz dieselbe sei. William Lee, gewandter und taktvoller als Arthur, kam infolgedessen nie selbst nach Berlin, blieb aber mit Schulenburg in beständigem Briefwechsel.

Um diese Zeit schrieb der König an den Prinzen Heinrich: „Mir scheint, wir sind in der Lage deutscher Schauspieler, die während ihrer Ferien französische Kollegen spielen sehen, um sich nach ihrem Muster zu bilden. Wir beobachten die Washington, Howe, Bourgoyne und Carleton, um von ihnen diese große Kunst des Krieges zu lernen, worin man nie genug tun kann, um über ihre Dummheiten zu lachen und zu billigen, was sie im Einklange mit den Gesetzen der Kunst ausführen. Seine Britische Majestät und ihre Minister sitzen im ersten Rang; wir aber sind im Paradiese und unser Zischen gilt hier nichts."

Im folgenden Sommer kaufte Arthur Lee 800 Gewehre bei dem Pächter der preußischen Gewehrfabriken, dem Bankier Splittgerber, und ließ sie von Hamburg nach Bordeaux verschiffen. Gleichzeitig aber drohten die Verhandlungen, des bayerischen Erbfolgekrieges wegen, gänzlich ins Stocken zu geraten, doch ließ Willian Lee nicht nach, auf Anerkennung der Unabhängigkeit zu dringen. Schulenburg lehnte stets ab, immer jedoch auf bessere Aussichten vertröstend. Am 17. Februar 1779 erhielt Lee das Zugeständnis, daß nordamerikanische Kaufleute, die nach Emden kämen, um mit nicht verbotenen Waren zu handeln, ebenso empfangen und behandelt werden sollten, wie die Kaufleute anderer Nationen.

Sofort nach dem Friedensschlusse von Teschen erinnerte William Lee am 24. August 1779 in einem Schreiben an Schulenburg an das Versprechen des Königs, die Unabhängigkeit anerkennen zu wollen, sobald Frankreich dies getan haben würde. Seine Zähigkeit in dieser Beziehung entsprang der Hoffnung auf

Digitized by Google

den Einfluß, den ein solcher Schritt König Friedrichs auf die übrigen Kontinentalmächte, besonders auf Holland, ausüben würde. Schulenburg antwortete, Preußen habe andere Interessen als die Seemächte, könne auch seine Maßregeln nicht durch eine Flotte unterstützen. In demselben Sinne entschied der König am 9. Januar 1780 auf ein erneutes Gesuch William Lees.

Nachdem mit dem Versailler Frieden am 20. Januar 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten endlich allgemein anerkannt worden war, traten diese zunächst politisch in den Hintergrund. Durch den Krieg verarmt, nahezu hilflos, ein lockerer Staatenbund ohne Oberhaupt oder gemeinschaftliche Regierung, hatten sie wohl die erkämpfte Freiheit, aber keinerlei festen Halt. Die großen Seemächte sahen geringschätzig auf sie herab. Eifersüchtelei und Zwiespalt im Innern drohten den Bestand der jungen Republik zu zerstören. Selbst die Vorkämpfer der Nation vermochten sich von kleinmütigen Zweifeln nicht frei zu machen. Alexander Hamilton sprach damals das Wort: „Eine Nation ohne nationale Regierung ist ein beängstigendes Schauspiel. Die Aufrichtung einer Verfassung im tiefen Frieden durch freiwillige Zustimmung eines ganzen Volkes ist ein Wunder, dessen Vollendung ich mit bangem Zagen entgegensehe", und Washington schrieb: „Die Konföderation scheint mir wenig mehr als ein Schatten ohne Wesen und der Kongreß eine bloße Scheinkörperschaft zu sein, da seine Anordnungen kaum beachtet werden". Aber die Not erwies sich auch hier als die beste Lehrmeisterin, so daß nach mannigfachen inneren Kämpfen endlich am 17. September 1787 die Verfassung zustande kam, die an Stelle der Souveränität der Einzelstaaten den festgeschlossenen Bundesstaat schuf, der sich zu seiner heutigen, damals auch nicht einmal geahnten Größe auswachsen sollte.

In der Zwischenzeit war der Kongreß aber doch wenigstens nach außen tätig gewesen. Zunächst galt es, die natürliche Hilfsquelle des Landes, den Handel, zu heben. Dazu war es notwendig, in Europa Bundesgenossen zu finden. Der Kongreß beauftragte daher schon am 7. Mai 1784 seine drei Kommissäre, Adams, Franklin und Jefferson, bei allen europäischen Staaten den Abschluß von Handelsverträgen anzubahnen. Mit Frankreich und Holland waren schon während des Krieges Freundschafts- und Handelsverträge zustande gekommen, da beide Mächte sich selbst mit England im Kriege befanden. Schweden war während des Waffenstillstandes ihrem Beispiel gefolgt.

Digitized by Google

Nach dem Friedensschlusse aber war Preußen die erste Macht, die einen solchen Vertrag mit den Vereinigten Staaten abschloß. Der König hatte ja in den letzten Jahren des Unabhängigkeitskrieges die Anknüpfung von Handelsbeziehungen keinen Augenblick aus dem Auge verloren, wenn ihm auch die politische Klugheit verbot, auf die damaligen Anträge der Amerikaner einzugehen, weil er es nicht zum Bruche mit England kommen lassen durfte. Schon während der Friedensverhandlungen hatte er seinem Gesandten in Paris, v. d. Goltz, Anweisung gegeben, auf neue Anknüpfung hinzuarbeiten. Am 22. Juli 1783 berichtete Franklin von dort an den Kongreß über die Geneigtheit Preußens zum Abschlusse eines Handelsvertrages. Der preußische Gesandte im Haag, v. Thulemeier, setzte sich alsdann auf des Königs Befehl mit John Adams in Verbindung. und bereits im März 1784 begannen die einleitenden Verhandlungen zwischen diesen beiden. So kam im Sommer 1785 der vielerwähnte preußisch-amerikanische Freundschafts- und Handelsvertrag zustande, den Franklin am 9. Juli, zwei Tage vor seiner Abreise von Paris nach Amerika, der König am 24. September unterzeichnete. Bei beiden war dieser Vollzug der letzte Akt ihrer Tätigkeit in der auswärtigen Politik.

König Friedrich bezweckte mit diesem Vertrage in erster Linie durch Umgehung des englischen Zwischenhandels der preußischen Industrie neue Märkte zu erschließen und beim Bezuge der amerikanischen Produkte billigere Preise zu erzielen. Schnell zugreifend, erfaßte er auch hier die neue günstige Konjunktur, um sie zum Besten seines Landes auszubeuten und zwar zu einer Zeit, da der russische Gesandte in Paris es nicht für der Mühe wert hielt, das amerikanische Anerbieten zu beantworten, und England es höhnisch ablehnte. Wenn der spätere Erfolg des Vertrages den gehegten Erwartungen nur zum Teil entsprach, so lag dies hauptsächlich daran, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in ihren Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten noch zu sehr an die Erzeugnisse Englands und an dessen Handel gewöhnt war, als daß das damalige Preußen sich dauernd und erfolgreich in solcher Konkurrenz hätte behaupten können.

Ruhmvoll für König Friedrich aber bleibt, daß dieser Vertrag einen der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte des Völkerrechtes bedeutet, daß er grundlegend wurde für das heutige Seerecht. Der König hat die von den Amerikanern vorgeschlagenen Bestimmungen vielfach verbessert. Sein Blick

Digitized by Google

für das Große und Wesentliche zeigte sich auch bei diesen Verhandlungen, indem er alle störenden Nebenbedingungen fallen ließ und dadurch das Zustandekommen des Vertrages außerordentlich beschleunigte. John Adams schrieb am 13. Februar 1785 an Thulemeier: „Ich bin der langsamen Bewegungen der übrigen Höfe und Staaten ebenso überdrüssig, als ich die Pünktlichkeit, Einsicht und Entschiedenheit des Berliner Hofes bewundere. Nicht minder freue ich mich der Tatsache, daß der König uns die Ehre antut, mit der platonischen Philosophie einiger unserer Artikel übereinzustimmen, die wenigstens eine gute Lehre für die Menschheit enthalten und durch einen vom Könige von Preußen genehmigten Vertrag mehr Einfluß gewinnen werden als durch die Schriften Platos oder Sir Thomas Morès." Mit vollem Recht hat man daher Friedrich dem Großen das Bündnis mit Amerika als eine der humansten Handlungen seines vielseitigen Wirkens angerechnet. —

In amerikanischen Tagesblättern stand infolge der kaiserlichen Schenkung zu lesen, das Denkmal Friedrichs des Großen möge zugleich als eine Erinnerung an die Taten deutscher Krieger in allen von Amerika geführten Kriegen angesehen werden. Die Dankespflicht der nordamerikanischen Republik Deutschland gegenüber ist in dieser Hinsicht allerdings groß, und sie hat sich ihrer nicht immer erinnert, am wenigsten gleich nach dem Unabhängigkeitskriege! Die Deutschen, die in den Reihen ihrer Armee gedient hatten, standen nach dem Friedensschlusse zum Teil dem Nichts gegenüber, weil die Regierung ihre Pflicht gegen diese Männer gänzlich vergaß. Selbst General von Steuben mußte 8 Jahre lang um die Anerkennung seiner Ansprüche durch den Kongreß kämpfen, bis endlich die warme Fürsprache Washingtons und des Finanzministers Alexander Hamilton 1790 ihm zu seinem Rechte verhalf. Ja, man hatte sich nicht gescheut, ihm gewinnsüchtige Absichten vorzuwerfen! Mögen sich die Amerikaner diese Dankespflicht gegen die Deutschen in Zukunft dauernd vor Augen halten!

Aber auch gegen Friedrich den Großen besteht diese Dankespflicht in nicht geringerem Grade. Mag er immerhin nur im Interesse der Stärkung preußischer Macht gehandelt haben; ideale Freundschaft kennt die Politik bekanntlich nicht. Zweifellos aber hat er den Vereinigten Staaten große Dienste geleistet und diese haben alle Ursache, sein Andenken hoch zu halten.

Leopold von Ranke hat einst gesagt, der politische Genius

Digitized by Google

Friedrichs des Großen habe seines gleichen in der modernen Staatengewalt kaum gehabt. Die vorstehende Darstellung wird gezeigt haben, daß Friedrichs Politik auch gegenüber den gegen englische Unterdrückung kämpfenden Kolonien, ebenso wie gegenüber den als unabhängig anerkannten Vereinigten Staaten, — erst vorsichtig abwartend, dann schnell zugreifend, — jedenfalls stets nüchtern besonnen und darum kerngesund gewesen ist.

Zur polnischen Frage.

Von einem Westpreußen.

13.

Nach diesem Versuche, die Größe und eigentümliche Gestalt der polnischen Gefahr zu zeichnen, wenden wir uns der Betrachtung der Abwehrmittel zu.

Den Deutschen das gebührende Übergewicht zu geben und so den deutschen Charakter der gefährdeten Landesteile wieder herzustellen, hat Bismarck Friedrichs II. Unternehmungen aufgegenommen und die Kolonisation wieder ins Leben gerufen. Ihre Bedeutung versteht man erst, wenn man sich vorhält, wie jede solche Ansiedelung auf die Umgebung wirkt. Sie nimmt den vereinzelten Deutschen unter den Polen das Gefühl der Vereinsamung, sie gibt ihnen in der rein deutschen Schule die Möglichkeit, auch ihren Kindern Muttersprache und Väterart zu erhalten; und im Lehrer und im Geistlichen der Ansiedelung dürfen sie auch ihren Freund und Berater sehen. Der Einfluß des deutschen Dorfes erstreckt sich aber nicht nur auf das nahe Land, sondern auch auf die nahe Stadt. Es stärkt die Deutschen durch seine Kundschaft und liefert in seinen Kindern dem Gewerbe den Nachwuchs.

Die Ausführung der Ansiedlung ist freilich bis jetzt hinter den berechtigten Erwartungen weit zurückgeblieben. Muster von Bauernwirtschaften sind allerdings geschaffen, auch kommen die Ansiedler vorwärts; aber an Anzahl der Siedler wie an Umfang des besiedelten Landes bleiben wir weit hinter dem zurück, was

Digitized by Google

die Polen durch lediglich private Tätigkeit erreicht haben. Allein in den Jahren 1897—1900 haben die Polen 6 Quadratmeilen Land von deutschen Besitzern an sich gebracht, während die Deutschen von den Polen nur halb so viel erwarben und zwar die Ansiedlungskommission vier Fünftel davon. Der Reichskanzler hat, als er diese erschreckenden Zahlen am 13. Januar 1902 dem Abgeordnetenhause mitteilte, zugleich eine Beschleunigung der Arbeit versprochen, und er hat Wort gehalten. Nach den Ergebnissen der ersten drei Vierteljahre werden in diesem Jahre (1902) etwa viermal so viel Familien als sonst d. h. ungefähr 2000 angesetzt sein. Das ist hoch erfreulich. Auch hat die Ausgabe der Hunderte von Millionen nur dann erst rechten Wert, wenn in kurzer Zeit Massen von deutschen Ansiedlern herangeschafft und dadurch die altansässigen Deutschen, die heute des Boykotts durch die Polen und der anderen Plackereien herzlich müde sind, am Wegzuge gehindert werden. Denn nicht der Kinderreichtum der Polen, sondern der Wegzug der Deutschen verschiebt, das Zahlenverhältnis beider Nationen fortwährend zu unseren Ungunsten.

Da nun jetzt das Hauptaugenmerk der Ansiedlungskommission nicht auf Errichtung landwirtschaftlich idealer, aber leider schwer verkäuflicher Bauernwirtschaften, sondern auf die der viel mehr begehrten kleineren Stellen von 4—30 Morgen (1—7 Hektar) gerichtet wird, wird auch der bedenkliche Umstand vermieden werden, daß in die deutsche Siedelung polnische Arbeiter gezogen werden und die Zahl der polnischen Schüler, wie schon hier und da geschehen, die der deutschen fast erreicht, d. h. daß an den Wagen die Pferde vorn und auch hinten gespannt werden. Im deutschen Interesse sind zunächst nur solche Besitzer erwünscht, die allein mit ihren Familien arbeiten und keine fremden Leute gebrauchen. Darum sehen wir auch mit großem Bedenken der jetzt geplanten Anlegung von Domänen entgegen. Nur deutsche Arbeiter zu halten kann der Pächter nicht verpflichtet werden, denn das ist ultra posse. Was wird also die Folge sein? Der Domänenpächter, der eine Art von Offizier für die umliegenden Bauernschaften darstellen soll, wird bei den Wahlen nicht mal Herr seiner eigenen Knechte sein und diese werden obenein die Anstrengungen der deutschen Bauern, einen Deutschen zu wählen, lahmlegen. Erquickliche Zustände werden das auf keinen Fall sein. Was aber den so nachdrücklich betonten Einfluß der Domänen als Vorbilder der Wirtschaft anlangt, so, scheint mir, gibt man sich da unbegründeten Er-

Digitized by Google

wartungen hin. An der Preisgestaltung haben große und kleine Besitzer wohl das gleiche Interesse, die Art und Weise der Wirtschaft ist aber doch bei beiden grundverschieden. Woher käme es denn sonst z. B., daß so viele gute Verwalter großer Güter auf einem eigenen stattlichen Bauernhofe nicht fertig werden, als daher, weil sie sich in die ganz anders gearteten Verhältnisse nicht hineinfinden? Will man dem Kleinbetrieb helfen, so sende man den Leuten Wanderlehrer, damit sie über die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Landwirtschaft richtige Anschauungen haben. Dann werden sie noch sorgsamer all die kleinen Vorteile in Hof und Feld wahrnehmen: und auf diesen beruht ihr Gedeihen.

14.

Auch den Städten wendet sich die Regierung zu, um ihren deutschen Charakter zu stärken; und was da geplant ist an Herstellung von Versammlungsräumen und Büchereien, an Ansiedelung deutscher Ärzte und Rechtsanwälte (mit Unterstützung durch den Staat bezw. mit Verleihung des Notariats), ist durchaus mit Beifall zu begrüßen. Sicher werden auch andere Dinge wie Veranstaltungen von Vorträgen, Theatervorstellungen, Konzerten von oben und nicht mit bloßem Wohlwollen gefördert werden. Alles was den Idealismus pflegt, germanisiert, und der Idealismus hat ein großes Gebiet.

Vor allem gehört dazu die Errichtung höherer Schulen. Gymnasien freilich haben wir genug oder vielmehr zu viel; und es ist dringend zu wünschen, daß sie nur da bestehen, wo Realschulen sie von dem Ballast derer entlasten, die für das Lernen von Griechisch und Lateinisch nicht geeignet sind und die durch den Zwang dazu um eine fröhliche Jugendzeit gebracht werden.

Neben den Knabenschulen darf man aber die Mädchenschulen nicht vernachlässigen; höhere Schulen für ihre Töchter verlangen nicht nur die nach kleinen Orten versetzten Offiziere und Beamte, sondern auch ein Teil der Bürger, und der Mangel daran gehört mit zu den Ursachen der Abwanderung. Den kleineren, ohnehin schon an der Grenze der Steuerfähigkeit angelangten Städten auch noch die Kosten für diese Lehranstalten aufzubürden ist völlig unmöglich; hier muß die Regierung helfen. Denn in den Privatanstalten ist das Lehrerinnenmaterial mitunter wohl recht brauchbar, oft aber unglaublich schwach.

Digitized by Google

Weiter verlangt die Pflege des Deutschtums einen tüchtigen Beamtenstand, der dem der anderen Provinzen nicht nur gleichkommt, sondern ihn auch überragt. Davon ist ja oft die Rede gewesen und vielfach ist wohl gar die Vorstellung entstanden, als ob er hinter dem des Westens zurückstände. Es kann eingeräumt werden, daß unter den Elementarlehrern hin und wieder Leute ins Amt kommen, die, aus polnischen Familien hervorgegangen, des Deutschen nicht genügend Herr sind. Aber die anderen Beamtenklassen ergänzen sich ja aus dem ganzen Gebiete des Staates. Wenn freilich an Beamten einer Art Mangel ist, dann werden sie aus dem weniger bietenden Osten abströmen und dieser muß sich mit geringerem Material begnügen. Aber ausgleichend sollte doch wohl ins Gewicht fallen, daß andere die Ostmarkenarbeit zu ihren Lebensaufgaben zählen und gern und willig ihr ihre Kräfte widmen. Und besonders der Lehrerstand, der höhere wie der niedere, kann sich dessen rühmen, daß die Regierung zahlreiche selbstlose Helfer für die Germanisation in seinen Reihen findet.

Großen Wert legt die Regierung jetzt und mit Recht auf das gute Verhältnis der Beamten zur Bevölkerung, sie wünscht, daß die Deutschen sich als eine einheitliche Masse fühlen und hat das durch Erlasse eingeschärft. Aber im ganzen zeigt, meine ich, der Beamte im Osten Verständnis auch für die außerordentlichen Pflichten seines Berufes. Wo es anders ist, da sind es die Beamten, die nur ein notdürftiges Examen gemacht haben; bei denen freilich ist das Bestreben nicht selten, durch Errichtung äußerer Schranken sich die Würde zu geben, die sie innerlich nicht haben. Solche Leute muß man denn aber nicht herschicken oder gar in leitende Stellungen bringen.

Älter schon ist das Bestreben der Behörden, in den Beamten-Kollegien selbst geselligen Zusammenhang herzustellen. Das hat jedoch manche wunderliche Blüte getrieben. Kein Zweifel, daß die unverträgliche Gattin eines an der Spitze stehenden Mannes das ganze Kollegium auseinanderreißen kann. Darum aber die Berufung des Mannes in eine leitende Stellung von der Vorstellung abhängig zu machen, die man sich oben von der Frau nach Klatsch oder flüchtiger Bekanntschaft eines Rates gebildet hat, heißt doch aller Gerechtigkeit Hohn sprechen. Und zu welchem unwürdigen Benehmen gegen höhere Vorgesetzte sich bei solchen Beförderungsgrundsätzen manche Frauen verleiten lassen, wird jeder sich selbst sagen können, der seine Frauenkenntnis nicht lediglich Thekla Gumperts Töchteralbum verdankt. Auch

Digitized by Google

das ist unzweifelhaft, daß auf diese Weise selbst unwürdige Personen vorwärts gebracht werden können. Das verträgt der Osten aber noch weniger als andere Landesteile.

15.

Wir haben oben die Steuerfrage gestreift; trotz ihrer einschneidenden Bedeutung für die Germanisation ist sie bis jetzt öffentlich so gut wie gar nicht daraufhin erörtert worden. 300% Zuschläge zur Einkommen-, 200% zur Realsteuer sind in den kleinen Städten des Ostens eine häufige Erscheinung und nicht selten werden den Bürgern noch höhere Gemeindelasten aufgebürdet. Das schreckt natürlich von der Ansässigmachung ab. Als ein Brandenburger, dem ein Gasthaus in Marienburg zum Kauf vorgeschlagen war, von den hohen Steuern dort hörte, brach er das Gespräch mit den Worten ab: Für wen arbeite ich denn da?

Diese steuerliche Belastung wirkt nun auf Polen und Deutsche ganz ungleich. Einem polnischen Briefboten z. B. blieb nach Abzug der Zinsen und Steuern von seinem Hause herzlich wenig Ertrag, aber vor Zufriedenheit strahlend erklärte mir die Frau: „Schadt nichts; haben wir sich doch eigenes Haus." Der Pole steht eben in seinem Empfinden noch unter der Nachwirkung jener Zeit, da seine Großväter eigenen Besitz weder hatten noch haben durften, derselbe nur dem Pan zustand, und mit Vergnügen bezahlt er den sichtbaren Beweis seiner gesellschaftlichen Erhebung hoch und würde ihn noch höher bezahlen. Er ist schon glücklich, Besitzer zu sein; der Deutsche aber verlangt einen lohnenden Besitz, zieht bei ungünstigen Verhältnissen davon und macht einem Polen den Platz frei.

Wie die Wirkung der Gewerbesteuer natürlich durch den Mangel an regem geschäftlichem Verkehre, so wird die der Gebäudesteuer durch die schlechte Lage des Hausbesitzes verschärft. Im Westen sind von dem Haus- und Grundbesitz durchschnittlich 12—24% des Wertes mit Hypotheken belastet, hier im Osten sind die Zahlen viel höher. Im Reg.-Bez. Danzig betrug vor einigen Jahren die Belastung selbst des größeren, über 3000 M. jährlich abwerfenden Besitzes 48, im Reg.-Bez. Marienwerder gar 58% des Wertes. Die Besitzer sind also hier in einer Art Zwickmühle. Bei der hohen Verschuldung erhalten sie Hypotheken nur zu teuren Prozenten, und die teuren Prozente werden in jedem schlechten Jahre der Anlaß zu neuer Verschuldung. Dringender

Digitized by Google

als sonst wo ist darnach im Osten die Schaffung von Hypothekenbanken auch für den städtischen Grundbesitz; für den ländlichen ist und wird ja gesorgt. Die Not macht die Leute jetzt zu Opfern willig; die Hausbesitzervereine Ost- und Westpreußens sind darauf aus, eine Bank zu gründen und selbst zu verwalten. Hoffentlich finden sie bei der Regierung die nötige Unterstützung und Förderung; bürgt doch auch das Zusammengehen der Vereine beider Provinzen dafür, daß das Unternehmen garnicht in polnische Hände geraten kann, sondern der Germanisation des Ostens bedeutende Dienste leisten muß. Wäre diese Vereinigung nicht da, die Regierung müßte sie erfinden, nur um ein so viel versprechendes Mittel für ihre Zwecke sich zu schaffen.

Mit der Erleichterung der Zinsen würde zugleich die der Steuern eintreten, denn die Häuser werden bekanntlich nicht von dem Reingewinne, der nach Abzug der Zinsen für die eingetragenen Schulden übrig bleibt, sondern von dem Roheinkommen oder vielmehr nach dem anzunehmenden Mietsertrage ohne Rücksicht auf die Verzinsung und auf das Unvermietetbleiben der Räume besteuert; und sie werden außerdem — die Wohnhäuser wenigstens — ohne Rücksicht auf ihre Größe mit 4 vom Hundert herangezogen, d. h. nach einem Steuersatze, der bei anderem Einkommen erst bei dem angewendet wird, was über 30500 M. jährlich hinausgeht.

Infolge dieser Form nimmt die Gebäudesteuer einen erheblichen Teil des Hauseinkommens in Anspruch. Vor einigen Jahren veranstaltete der Marienburger Hausbesitzer-Verein über 50 Häuser aus verschiedenen Gegenden der Stadt genauere Aufnahmen. Es ergab sich dabei, daß diese 50 Häuser ein Anlagekapital von 815000 M. darstellten und nach Abzug der Unterhaltungskosten 39520 M. d. h. 4,85 von hundert abwarfen; durch die zu zahlenden Zinsen verringerte sich dieser Betrag aber auf 15776 M. und von diesem Reineinkommen waren an die Stadt 3115,2 M. oder 19,8 vom Hundert Gebäude-Steuer zu zahlen; daneben aber war der Reinertrag der Häuser auch schon in der Einkommensteuer und zwar zu 509,6 M. Steuer herangezogen; das ergibt eine Gesamtbesteuerung von 22,98% des Gebäudeeinkommens für die Zwecke der Gemeinde — und zwar im Durchschnitt; in einzelnen Fällen war sie natürlich höher, ja 7 von diesen 50 Gebäuden verlangten aus dem sonstigen Einkommen des Besitzers einen Zuschuß, um die Steuern zu decken. — In Marienburg selbst sollen sich seitdem dank der Belegung mit

Digitized by Google

einer Garnison die Verhältnisse gebessert haben; aber für hundert andere Orte gilt das Bild natürlich noch.

An den hohen Steuern sind aber die kleinen Gemeinden in den seltensten Fällen selbst schuld, sondern das bringt sie herunter, daß sie die Hauptausgaben für andere und wohlhabendere Gemeinden leisten müssen. Mit am meisten werden sie durch die Schule belastet, und man kann es an sich nicht unbillig finden, daß die Sicherung der Zukunft teuer ist. Leider aber kommt der Erfolg der Schule den kleinen Gemeinden selbst nur zum kleinen Teile zu gut; denn unsere kleinen Gemeinden wachsen nicht an Einwohnerzahl, sondern gehen wohl gar eher zurück. Mit andern Worten: die Summen, die hier für die Heranbildung der Jugend ausgegeben werden, sie kommen den großen Städten, sie kommen dem Westen zu nutze und gehen uns zum großen Teile verloren. Kein Wunder also, daß wir überlastet sind, zumal wenn die Leute, deren Kraft uns nicht zu gute kommt, uns Weib und Kind zur Ernährung zurücklassen und, wenn sie schließlich zu uns zurückkehren, das nur tun, um unsere Armenpflege in Anspruch zu nehmen.

In diesem Zusammenhange muß auch auf eine unverfänglich klingende Bestimmung des Kommunalabgabengesetzes hingewiesen werden, die unsern kleinen Städten großen Schaden zufügt, das ist die anscheinend gerechte und notwendige Forderung, daß keine Steuerbevorzugungen stattfinden sollen. Was aber ist die Folge? Alle die Leute, die etwas erworben haben und sich zur Ruhe setzen, verlassen, um den hohen Steuern zu entgehen, die Stätten, da sie wohlhabend geworden sind. So verlieren die Städte einen kräftigen Steuerzahler nach dem andern, zugleich den leistungsfähigen Käufer und, was schwerer wiegt, den mit dem Orte verwachsenen Mann und hilfbereiten Nachbar.

In die leer gewordene Stelle eines Gewerbetreibenden rückt wohl von außen ein anderer, aber nicht in die des Rentners. Eine Änderung des Gesetzes, die uns erlaubte, diesen durch niedrige Steuern anzulocken oder wenigstens festzuhalten, wäre darum sehr wünschenswert. Dann würden die altgewohnten persönlichen Beziehungen und die Annehmlichkeiten, die auch eine kleine Stadt bietet, ihre Anziehungskraft geltend machen und dem unausgesetzten Anziehen der Steuerschraube wäre gewehrt. Die scheinbar ungerechte Bevorzugung des Rentners würden also auch die Ärmeren als eine Wohltat empfinden; von einer Ungerechtigkeit gegen sie könnten sie aber auch schon darum nicht reden, weil die

Digitized by Google

geringeren Einkommen nach fallenden Sätzen besteuert werden, ein Mann mit 1000 M. Einkommen auch bei 300% Zuschlägen erst 1,8% an die Kommune entrichtet, während der mit 8000 M. Einkommen schon bei 100% von seinem Jahreseinkommen 3% beiträgt.

Neben den Hypotheken- und Steuerverhältnissen harren andere Geldangelegenheiten der Förderung durch die Regierung. So ist das Genossenschaftswesen bei den Deutschen in Posen und Westpreußen wenig entwickelt, z. T. deswegen, weil den evangelischen Geistlichen die persönliche Förderung so materieller Dinge verargt wird. Bei den Polen nehmen sich gerade die Geistlichen der Sache an. An der Spitze einer großen Zahl von Genossenschaftsbanken steht der päpstliche Hausprälat Wawrzyniak, der unermüdliche Gründer und Förderer polnischer Vereine, und seinen feindlichen Einfluß hat die preuß. Zentralgenossenschaftskasse durch die Zulassung seiner Bank zum Geschäftsverkehr außerordentlich gehoben: nötig war das gerade auch nicht.

16.

Alle Maßregeln nun, die den Wohlstand und die Bildung der Deutschen zu heben geeignet sind, kommen mehr oder weniger auch den Polen zu gute, und das sollen sie auch. Es genügt uns, wenn der weiteren Abwanderung der Deutschen ein Ende gemacht und ein frischer Strom herangeführt wird. Aber auf anderen Gebieten muß ein Unterschied gemacht werden; da darf von Gleichberechtigung nicht die Rede sein. Die Tatsache, daß die Masse der Polen teils von feindseligen Absichten erfüllt ist, teils durchaus der Kraft ermangelt, den Verführungen der Geistlichen, des Adels und der Zeitungsschreiber zu widerstehen, muß dem Deutschen in den Augen der Regierung einen besonderen Wert verleihen. Er hat also auf eine besondere Berücksichtigung Anspruch und die muß ihm jedenfalls da werden, wo die Pflege seiner Wünsche zugleich für die Allgemeinheit wünschenswert ist. Das ist aber vornehmlich in zwei Beziehungen der Fall.

Das Jahr 1848 hat gezeigt, wie gewandt die Polen darin sind, Empörungen einzuleiten. Mit einem Schlage hatten sie einen großen Teil der Verwaltungsbeamten und Richter in der Provinz abgesetzt, verjagt oder eingesperrt und sich durch Gewalt oder Einschüchterung in den Besitz der Kassen und Akten gesetzt, und dieser Handstreich war ihnen gelungen, obwohl die Beamten alle Deutsche waren. Nun sind heute durch die Selbstverwaltung

Digitized by Google

und infolge der höheren Bildung der Polen viele Ämter in Oberschlesien, Westpreußen und auch in Posen, obwohl hier die Selbstverwaltung weniger entwickelt ist, mit ihnen besetzt oder sie haben doch in der Verwaltung einen großen persönlichen Einfluß bekommen. Es ist klar, daß jetzt bei einem Putsche der Verwaltungsapparat ihnen noch viel leichter in die Hände fallen, viel größerer Schaden an Kassen und Urkunden geschehen und dem Heere bei Wiederherstellung der Ordnung viel hartnäckigerer Widerstand entgegengesetzt werden würde. Dem vorzubeugen, muß die Regierung den Polen, wo nur irgend möglich, zurückdrängen und den Deutschen ins Amt befördern. Die rücksichtslose Handhabung des Bestätigungsrechtes würde auch nicht nur jenen sehr realen Zweck der Sicherung des Landes erreichen helfen, sie würde außerdem erziehend auf die Polen wirken, sie ernüchtern und damit den Einfluß ihrer Hetzblätter brechen helfen.

17.

Aber wie bei Besetzung der Ämter, so muß der Deutsche auch auf einem anderen Gebiete eine besondere Berücksichtigung fordern. Noch immer gibt es zahlreiche deutsche Bauern, die vereinzelt oder in Gruppen unter den Polen wohnen, noch immer finden sich zu unserm Glücke solche, die mitten in polnische Kreise hineinziehen. Die Kinder dieser Leute sind nun aber, wenn sie mit polnischen Kindern gemeinsam unterrichtet werden, in großer Gefahr uns verloren zu gehen. Die Sprache, die die Kinder in den ersten Jahren annehmen, folgt nicht einfach der der Mutter, sondern sie hängt vielfach auch von der der Dienstboten ab und diese sind in polnischen Gegenden fast ausnahmslos polnisch. Der Dienstboten Einfluß wird nun leider durch die unverständige, aber doch einmal vorhandene Freude der Eltern an der Zweisprachigkeit der kleinen Kinder gefördert. Es kommt dann der Einfluß der Dorfstraße und des Spiels mit den polnischen Kindern hinzu, die bei den steten Ermahnungen der Geistlichen und der Zeitungen von ihren Eltern dazu angehalten werden, auch im Verkehr mit den deutschen Kindern polnisch zu sprechen, und die auch ihrerseits die deutschen Kinder polnisch zu sprechen zwingen. So ist es denn in den polnischen Dörfern eine gewöhnliche Erscheinung, daß die deutschen Kinder beim Eintritt in die Schule das Deutsche wohl verstehen, aber nicht sprechen können. Haben sie sich doch auch zu Hause oft daran gewöhnen dürfen, die deutschen Fragen der Eltern polnisch zu beantworten. Bleiben die Kinder nun auch während

Digitized by Google

der Schulzeit in der alten Umgebung, so geht der polnisierende Einfluß weiter und erschwert ihnen die Aneignung des Deutschen.

Das war, da im großen und ganzen hier ja die kirchlichen und die nationalen Gegensätze zusammenfallen und die Evangelischen jedenfalls deutsch sind, der Segen, den uns in nationaler Beziehung die Konfessionsschule brachte, daß die deutschen Kinder zu deutschen Kindern kamen und damit der polnisierende Einfluß der häuslichen Umgebung gebrochen war. Gewiß hatten sie es oft sehr weit zur Schule; im Winter verboten die Wege Wochen lang den Schulbesuch, aber die Kinder blieben deutsch. Das wog manch Dutzend einzelner Mängel auf und sie leisteten anßerdem damals auch in der Schule mehr, als heute, wo sie unter der erdrückenden Überzahl der Polen nur so langsam wie diese gefördert werden können.

Diese rein deutsche Umgebung, die Trennung von den Polen während der Schulzeit, die ist es, die wir von der Regierung wieder erbitten. Der Domänenfonds begegnet vielen Bedenken; ein Gesetz, das von ihm eine Anzahl Millionen abnähme, um den vereinzelten Deutschen deutsche Schulen zu geben, würde von allen mit lautem Jubel begrüßt werden. Sie würden unser Volk von der Gefahr, daß seine Ausläufer abbröckeln, befreien, und würden nicht nur den Jungen, sondern auch den Alten zum Segen sein. Denn der Lehrer ist in tausend Fällen des täglichen Lebens der natürliche Berater des Bauern und dessen entbehrt dieser, wenn nur der polnische Lehrer da ist.

Aber nicht nur, daß die rein deutsche Schule unseren deutschen Bauern so nachdrücklich Hilfe leistet, sie würde auch den polnischen Übermut dämpfen helfen. Die Polen haben die gegen sie ergriffenen Maßregeln von Anfang an nicht als eine Abwehr ihrer staatsfeindlichen Bestrebungen, sondern als ein Mittel, sie zu germanisieren, angesehen. Zu diesen Maßregeln gehörte auch die Errichtung der Simultan- oder paritätischen Schulen. Viele der Abwehrmittel wirkten anders, als man gedacht, am unseligsten aber die Simultanschulen. Den Namen tragen freilich nur wenige, doch in Wirklichkeit sind sie fast an jedem Orte: denn beide Konfessionen sind in der Schule vereinigt und die Lehrbücher tragen dieser Tatsache Rechnung. Zunächst rief die polnische Geistlichkeit wie die katholische überall gegen diese Schulform ihren Heerbann auf; aber bald verstummte sie. Denn die Erfahrung zeigte sehr schnell, daß der Deutsche durch diese Schulen Pole, aber der Pole nicht Deutscher wird.

Digitized by Google

Beispiele mögen die schon oben behauptete polnisierende Wirkung der Simultanschulen näher dartun. So hatte es in Swiertschin und Tjelenta bei Strasburg Wpr. für einen gemeinsamen Kreis von Ortschaften zwei Schulen gegeben, in der einen waren 50 evangelische d. h. deutsche, in der anderen 120 katholische d. h. polnische Kinder. Der Lehrer dieser letzteren war natürlich sehr belastet und konnte seine Schüler im Deutschen nicht ordentlich fördern. Aber die Änderung, die man eintreten ließ, hat ihm und den polnischen Kindern wenig geholfen, die deutschen aber außerordentlich geschädigt. Mit dem Hinweise nämlich auf die z. T. wirklich großen Entfernungen wurden jeder Schule die nächstliegenden Dörfer zugewiesen und die konfessionelle, damit aber auch die nationale Scheidung der Kinder aufgehoben. So kamen in die evangelische, d. h. früher rein deutsche Schule zu 30 deutschen 40 polnische, in die andere zu 80 polnischen 20 deutsche Kinder. Daß jene 40 Polen auf ihren Lehrer wie ein Bleigewicht wirkten und ihm die Möglichkeit nahmen, mit den deutschen Kindern auch nur entfernt das zu leisten, was er vorher geleistet hatte, ist klar: auch im Deutschen mußten sie jetzt zurückbleiben. Noch schlimmer erging es natürlich den 20 Deutschen in der anderen Schule; die lernten nicht nur viel weniger in den Realfächern, sondern waren auch in der Mehrzahl dazu verurteilt, das jammervolle Deutsch, mit dem sie einst in die Schule gekommen, nicht mehr los zu werden, ja selbst vielleicht noch um diesen Rest deutscher Sprachkenntnis gebracht zu werden. Daß aber gar — und so war die Sache vom grünen Tisch ausgeklügelt; „Ferment der Germanisation" sollten auch die kleinsten deutschen Minderheiten sein — daß aber gar die 80 Polen durch die 20 Deutschen in der Erlernung unserer Sprache sollten gefördert sein, wird niemand glauben, der die Verhältnisse kennt. Noch kläglicher war die Germanisatorenrolle, die man im gleichen Kreise die 40 evangelischen Schulkinder von Radosk spielen ließ. Die Hauptmasse dieser Kinder, nämlich 25, kam zu 120 polnischen nach Miesionskowo, der Rest von 15 wurde gar auf zwei polnische Schulen verteilt. Was aber diesen Vorgang besonders bemerkenswert macht: die Schule in Radosk war vom Gustav-Adolf-Verein gegründet und erhalten und nun wurde sie einfach aufgehoben. Kein Wunder, daß die Bevölkerung dem katholischen Schulrate schuld gab und der Ansicht war, daß ein evangelischer die Stiftung anders gehütet hätte. Indes ging es anderen Gustav-Adolf-Schulen noch schlimmer; sie waren von Anfang an der politischen

Digitized by Google

Gemeinde überantwortet und bei der Mehrung der Polen gingen Schulgebäude und Land, die eine Stütze des deutschen Protestantismus hatten sein sollen, in polnisch-katholische Hände über.

Aber die Verkümmerung der Schulbildung und besonders des Deutschen erschöpft noch nicht die Leiden, welche die Simultanschule unsern Landsleuten gebracht hat. Es kam durch sie eine bis dahin ganz unbekannte Steuer auf, die Bestreitung der Kosten für den Religionsunterricht der Minderheit. Der Deutsche murrte und zahlte. Der Pole zahlte auch, aber er ließ es beim Murren nicht bewenden: Das war ja eine unerhörte Zumutung, daß er für den ketzerischen Religionsunterricht, den er in seiner Schule widerwillig genug duldete, auch noch Geld zahlen sollte. Wessen der Fanatismus der Polen fähig ist, hat man seit Wreschen zur Genüge kennen gelernt; man kann sich darnach vorstellen, wie sie ihrer Empörung, wo sie nur irgend konnten, Ausdruck gaben. Sie machten den Deutschen, Eltern wie Kindern, das Leben nach Kräften sauer: war es doch die einfachste Lösung, wenn der deutsche Bauer davonzog. Und oft zog er davon. Die Kinder lernten nicht genug, um sich leicht durchs Leben zu bringen, ihre fortschreitende Polnisierung brachte sie in große Gefahr, auch ihren Glauben zu verlieren; nun zu den anderen Reibepunkten auch noch die Angriffe wegen des Religionsunterrichtes: der deutsche Bauer kam sich da wie verraten und verkauft vor. Und nicht bloß der Besitzer, auch der Arbeiter zog aus den angegebenen Gründen davon.

Doch so traurig das Bild von den Wirkungen der Simultanschule für uns ist, ganz anders wirkte es auf die Polen. Die Schulen, durch die sie nach ihrer Meinung germanisiert werden sollten, taten ihnen in den weitaus meisten Fällen nicht das geringste, halfen aber das Polentum auf Kosten der Deutschen verbreiten, ja führten gar zur Abwanderung des verhaßten niemiecki: war das nicht ein offenbares Gericht Gottes über die Feinde der heiligen polnischen Sache? Wenn der einfache Mann das aber selber nicht so ansah, dann lernte er es von seinen Geistlichen. „Unsere Kirche so verfolgt und so siegreich!", rühmte einer dieser Herren vor mir. Als ich ihn bat, sich zu mäßigen: ohne die Simultanschule wären sie in Westpreußen doch nicht einen Schritt weiter gekommen, mußte er das freilich zugeben und tat es mit den bezeichnenden Worten: „Ja, siehst du, Brüderchen, was seid ihr Deutsche so dumm und macht solche Einrichtungen!"

Leider waren diese Einrichtungen, nachdem sie einmal ge-

Digitized by Google

troffen waren, auf Grund der heutigen Gesetzgebung schwer oder garnicht rückgängig zu machen. Sonst hätte die Marienwerder Regierung, die anfangs am eifrigsten im Simultanisieren war, bald aber am schmerzlichsten die bösen Folgen spürte, sie gewiß zurückgenommen. Bei Neugründungen wenigstens hat sie seit 15 Jahren getan, was sie konnte, ihrer veränderten Auffassung Ausdruck zu geben; so hat sie z. B. — natürlich unter dem Kopfschütteln manches deutschen Philisters — im Kreise Kulm einmal neben der schon bestehenden polnischen eine eigene Schule für 8 deutsche Kinder errichtet. Aber Gelegenheiten zu Neugründungen finden sich nach den jetzt geltenden Ordnungen nicht oft und das leidige Geld spielt auch eine Rolle.

Hier kann nur durch ein neues Gesetz geholfen werden, das den Grundsatz, jedem deutschen Kinde die rein deutsche Schule zu gewähren, zur Durchführung bringt. Wenn dann der Pole sieht, nicht nur, daß das deutsche Kind deutsch bleibt, sondern auch, daß unserm Staate das Deutschtum auch des letzten deutschen Kindes so viel wert ist, seinetwegen Kosten, Umstände, Neueinrichtungen nicht zu scheuen, dann wird sein Siegesübermut gedämpft werden; denn dann ist ihm lebendig vor Augen geführt, daß der Deutsche der Herr im Lande ist: und das Bewußtsein davon ist ihm heute geschwunden. Wie sehr solche Schulen zugleich den einzelnen Deutschen heben, welchen Anreiz sie zur Einwanderung bieten würden — und die amtliche Kolonisation bedarf doch einer massenhaften nebenhergehenden Einwanderung —, das alles verlangt keine weitere Ausführung.

Die Kosten aber für diese Schulen zur Erhaltung des Deutschtums sind natürlich nicht den Polen aufzulegen — denn die Polen sollen von uns nicht wie die Iren von den Engländern behandelt werden —, noch weniger dürfen sie allerdings den deutschen Ansiedlern auferlegt werden — denn das hieße sie wirtschaftlich erdrosseln —, sondern der Staat hat dafür zu sorgen und hier von den Beteiligten selber noch weniger zu fordern, als er sonst fordert; denn die einzelnen Deutschen leisten ihm hier Dienste, die ihm anderswo so nicht geleistet werden, und unter Schwierigkeiten, die anderswo nicht bestehen.

Und jedenfalls muß bald geholfen werden. Vor einem Jahre hat der Reichskanzler feierlich verheißen, dafür zu sorgen, daß die Deutschen nicht unter die polnischen Räder kommen. Nun, die von mir geschilderten Schulzustände bestehen noch heute in großen Bezirken; da haben die Deutschen nicht erst unter die

Digitized by Google

polnischen Räder zu kommen, diese gehen vielmehr schon seit Jahrzehnten über sie hinweg.

Wir Hakatisten, und insbesondere die Regierung werden beschuldigt, daß wir auf die Protestantisierung des Ostens ausgehen und trotz des paritätischen Charakters unsers Staates die Katholiken hintenansetzen. Nun, der Ostmarkenverein bemüht sich bekanntlich ganz außerordentlich um die deutschen Katholiken und unterstützt sie in ihrem Streben nach deutschen Gottesdiensten. Sieht das nach Protestantisierung aus?

Was aber die Ansiedlungskommission angeht, so kann kein Vorwurf ungerechter sein. Zur Begründung solcher Anklagen führt man an, daß die Kommission Dutzende von evangelischen Kirchen, aber erst zwei katholische gebaut, daß sie bis 1900 4028 Evangelische und nur 249 Katholische angesiedelt hat. Bei näherem Eingehen auf die Sache schwindet aber auch hier der letzte Anschein eines Unrechts. Ich will gar nicht fragen, wieviel Evangelische angesiedelt werden müßten, um das Zahlenverhältnis, das noch vor 30 Jahren zwischen beiden Konfessionen bestand, herzustellen. Da wollen doch die paar tausend Evangelische, die bis jetzt angesiedelt sind, gar nichts besagen. Dann waren aber auch die Evangelischen bisher so mangelhaft versorgt, daß, wer auch nur etwas Billigkeitsgefühl hat, die Ansiedelungen ohne erhöhte Fürsorge für die geistliche Versorgung für ein Unding erklären muß. Gewiß, im alten Kirchspiel Strasburg Wpr. stehen heute drei Kirchen, während früher nur die eine in der Stadt da war, und außerdem ist noch ein Teil des Pfarrbezirks jetzt abgetrennt und zu einer Kirche im Kreise Löbau geschlagen. Aber früher gehörten auch zu Strasburg außer der Stadt 78 (achtundsiebzig) Ortschaften und die hatte ein einziger Geistlicher zu versehen! Einzelne Kinder hatten 45 Kilometer an einem Tage zu gehen, wenn sie am Konfirmationsunterricht teilnehmen wollten. In demselben Bezirk standen aber 12, z. T. mit 2 Geistlichen ausgestattete katholische Kirchen. Die Gründung evangelischer Kirchspiele war also eine Notwendigkeit oder man mußte die Kolonisation überhaupt sein lassen.

Indessen der Hauptgrund für die so ungleiche Ansiedlung der Evangelischen und Katholischen ist, daß die Kommission kein Rekrutierungsrecht hat. Wie soll sie Katholiken ansiedeln, wenn sich keine melden? In den ersten 7 Jahren — für die späteren habe ich keine Statistik der Meldungen finden können — meldeten sich 5754 evangelische, 391 katholische deutsche Bauern, also 14,7 mal

Digitized by Google

so viel von jenen als von diesen; angesiedelt wurden aber in dem gleichen Zeitraum 1257 Evangelische und 132 Katholiken, also nur 9½ mal soviel von den ersteren, d. h. nicht die Evangelischen, sondern die Katholiken wurden bevorzugt. Und wenn der Anteil der Katholiken heute viel geringer geworden ist, so liegt das an dem Ausbleiben der Meldungen: das ist aber die natürliche Wirkung der bitteren Angriffe, welche die Zentrumspresse unausgesetzt gegen die Kolonisation richtet. Ein starkes Stück ist es darum auch, wenn dieselben Blätter, die nach Kräften den Zuzug der Katholiken fern halten, sich über die geringe Zahl angesiedelter Katholiken beschweren.

Wenn aber irgendwo, so handelt das Zentrum hier töricht, und an keiner andern Sache könnte ihm so deutlich werden, wie es durch seinen Mangel an scharfer Hervorkehrung des nationalen Gedankens, durch seine Liebedienerei gegen die Polen sich selber schädigt. Es hat sich hier eine großartige Gelegenheit, die katholische Kirche auszubreiten und zugleich sich die Regierung zu verpflichten und als Hort deutscher Interessen sich hinzustellen in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, um der schönen polnischen Augen willen entgehen lassen. Die polnische Frage nämlich ganz zu lösen, d. h. den Polen das Gefühl des religiösen Gegensatzes gegen den preußischen Staat zu nehmen, ist ohne die deutschen Katholiken unmöglich. Nur wenn Massen von ihnen als gleichberechtigte Mitglieder in die polnischen Kirchen einziehen, läßt sich hoffen, daß die Gleichsetzung von polnisch und katholisch bei den Polen hinfällig wird; und aus dieser unseligen Gleichsetzung ist doch erst die Schärfe der Feindschaft gegen uns entstanden; sie ist es, um deretwillen die Masse der Polen alles abweist, was irgendwie nach Deutsch aussieht. Wir Protestanten allein können den Polen wohl ihre Ohnmacht beweisen, ihnen ihre Losreißungspläne gründlich verleiden und sie zur unbedingten Anerkennung der preußischen Herrschaft bringen; aber zum Besten, zur inneren Überwindung der Polen, können wir ohne den deutschen Katholiken nicht kommen, die freudige Anerkennung der preußischen Herrschaft ohne ihn nicht erreichen. Aber dazu muß er, wie gesagt, als gleichberechtigtes Mitglied in der polnischen Kirche dastehen und auch vom gemeinen Polen als solches anerkannt werden. Wie dies jedoch zu erreichen ist, das ist eine der Hauptschwierigkeiten der polnischen Frage.

Nach dem oben Gesagten handelt es sich darum, dem deutschen Katholiken zu der deutschen Amtshandlung in der polnischen

Digitized by Google

Kirche zu verhelfen und ihm dieselbe zu sichern. Mit dem Gefühle tiefster Beschämung schreibe ich die Worte hin: die Amtshandlung in der Volkssprache bezeichnet der polnische Geistliche als ein natürliches Recht; die katholische Kirche verlangt sie, soweit sie überhaupt von dem Gebrauche der lateinischen Sprache absieht; in der ganzen Welt wird sie gewährt, nur bei uns Deutschen gilt die Regel nicht. Ja, innerhalb des deutschen Reiches wird sie durchbrochen, um ihm Feinde zu erziehen: und eine mächtige katholische Partei ist im Lande und hat für die Schmach, die ihren Glaubensgenossen täglich widerfährt, keine Empfindung, wird sogar jeden Versuch, den deutschen Katholiken zu ihrem Rechte zu verhelfen, bekämpfen, geschweige denn selber der Ehren- und Anstandspflicht genügen.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen hat das Wort: „Nur der Protestantismus wird den Osten retten" leider Berechtigung; sichert man aber unsern Katholiken die ungetrübte Entfaltung ihres kirchlichen Lebens, so taugen sie nicht nur ebenso gut, sondern sogar noch mehr zu der Aufgabe; und dann müssen wir Evangelischen ihre Heranziehung fördern, ohne auf unsere Sonderinteressen viel zu geben. Ein neues Gebiet für die gemeinsame Tätigkeit beider Konfessionen zu schaffen, ist ohnehin politisch so außerordentlich segensvoll, daß es erbärmlich wäre, über die Verschiebung der Zahlenverhältnisse zwischen den Konfessionen zu jammern.

Aber auch schon jetzt erfordert es nicht nur die politische Klugheit, die dem Gerede von verletzter Parität ein Ende zu machen gebietet, sondern auch das Interesse der Germanisation, daß mehr Katholiken herangeholt werden, und wir hoffen, daß die Ansiedlungskommission, die bis jetzt so geräuschlos geworben, die Werbetrommel in Rheinlands und Westfalens katholischen Kreisen von nun an ordentlich rühren läßt. Mitten unter die Polen oder dorthin, wo die Ansiedler keine deutsche katholische Kirche finden, darf man sie freilich nicht führen, sondern man muß den Rat befolgen, den Stumpfe in seinem höchst beachtenswerten (die weiten Gesichtspunkte mit genauer Kenntnis des wirklichen Lebens vereinigenden) Buche „Polenfrage und Ansiedlungskommission" gegeben hat, und sie dort ansiedeln, wo sie deutschen Gottesdienst haben. Wir haben hier besonders in den Städten noch manche deutsche katholische Gemeinden, die unter den miteingepfarrten polnischen Ortschaften leiden; denen wäre als Gegengewicht gegen die Polen ein starker Zuzug Deutscher gewiß sehr willkommen.

Digitized by Google

18.

Was aber machen wir mit den Polen selber? Einzelne Maßregeln sind schon im vorhergehenden besprochen: Da ist die deutsche Schule, die als Ausdruck unserer Selbstachtung auch den Polen Achtung abnötigen wird; da ist ferner die Zurückdrängung der Polen aus den Ämtern, die ihnen klarmachen soll, daß sie die Folgen ihres Tuns und Treibens zu tragen haben. Und nach dieser letzten Richtung muß noch mehr geschehen. Es geht eben unter keinen Bedingungen, daß die Polen einerseits die volle Gleichberechtigung beanspruchen und andererseits zugleich die Entstehung eines feindlichen Staatswesens vorbereiten; es geht auch dann nicht, wenn dies unter Wahrung der gesetzlichen Formen geschieht, wie die Polen immer betonen. („Wir sind nicht loyal, handeln aber loyal.") Denn für die Anbahnung des Hochverrats, bezwecke er auch eine „von Gott selbst vielleicht beschlossene Wiederaufrichtung des polnischen Reiches", wie der schöne Ausdruck lautet, hat der preußische Staat keinen Raum.

Aber ebensowenig besteht solch Standpunkt vor dem Sittengesetz. Nicht bloß der Kampf mit der Natur, auch das Verhältnis von Mensch zu Mensch wird durch Tatsachen von unabänderlichem Charakter bestimmt, und wie die Politik und das Recht, so hat die Sittenlehre diese anzuerkennen. Es ist unsittlich gegen sie anzukämpfen, weil es vergeblich ist. Ob eine Tatsache unabänderlich ist, kann im einzelnen Falle freilich zweifelhaft sein; dann versuche der, den es gelüstet, den Kampf, wundere sich aber auch und klage nicht, wenn er an der harten Realität zerschellt. Nun haben wir Institutionen, die zwar nicht von ewiger Dauer sind, aber, solange sie da sind, es für ihr Recht und ihre Pflicht ansehen, als unabänderliche, für die Ewigkeit bestimmte zu handeln, und das sind die Staaten. Für ihre unbegrenzte Dauer ist jeder Bürger, auch mit Drangabe seines Lebens, zu kämpfen verpflichtet, und von dieser Verpflichtung können wir auch die Polen nicht entbinden.

Es ist unser Fehler gewesen, daß wir den Kampf gegen die Polen lediglich als einen Kampf der Nationen untereinander zu führen suchten. Wer will denn das höhere Recht einer Nation bestimmen? Weisen uns die Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart den Rang weit über den Slaven an: kann ich ihnen darum den Glauben, daß ihrer die Zukunft, auf eine sie überzeugende Weise als unberechtigt nachweisen? Es ist doch wohl so, daß in seinen eigenen Augen jedes Volk über allen anderen steht, und

Digitized by Google

darum wird die Forderung des Gehorsams, die lediglich auf Grund höherer nationaler Vorzüge erhoben wird, den Widerstand herausfordern und stets herausfordern müssen. Aber vor dem Staate muß ich mich beugen. Die bloße Tatsache seines Daseins erweist sein höheres Recht, mag er nun als Erzeugnis der Willensanstrengung meines eigenen Volkes, mag er als das Ergebnis des Zusammenstoßes zweier Staaten entstanden sein.

Es ist ja erklärlich, daß nach 1870 und seinen Erfolgen, die sich anscheinend als das Ergebnis des Wettkampfes zweier Nationen darstellten, wenigstens unter dieser Bezeichnung am liebsten gefeiert wurden, und nach den weiteren Erfolgen, die unser Volk als den Bringer höherer Kultur in ferne Erdteile riefen und es auf dem Weltmarkte mit den ersten Kulturvölkern um die Palme ringen ließen, — es ist ja erklärlich, daß damals in unserm Volke, welches so lange in Bewunderung zu andern aufgeschaut hatte, ein Besinnen auf sich selbst erwachte und damit ein siegesfroher Stolz auf die angeborenen Vorzüge einzog: und dieser Stolz muß uns bleiben. Aber wenn wir heute aus dem Preise des Angeborenen gar nicht herauskommen, darin allein die Quelle unserer Vorzüge gesucht und mit dem Mutterboden, dem wir entsprossen sind, gar eine Art Kultus getrieben wird, dann muß es doch nachdrücklich gesagt werden, daß 1870 nicht Völker, sondern Staaten miteinander rangen, daß wir die Sieger unserer einstigen Sieger nicht deshalb wurden, weil die französische Nation entartet, sondern weil der Staat verfault war, so gut wie 1806 nicht unsere angeborenen Volkseigentümlichkeiten, sondern unsere staatlichen Zustände sich als die schwächeren erwiesen hatten. Und wenn in Kolonisation und Gewerbe die Tüchtigkeit der Einzelnen und damit die des Volkes sich geltend macht: was dieser Tätigkeit die Sicherheit und Wucht verleiht, das ist das deutsche Reich, das mit seinen Machtmitteln dahinter steht. Staat und Reich quellen aber nicht aus der Tiefe der Volksseele wie die Pflanze aus dem Erdboden von selbst hervor, sondern sie sind die Schöpfung des zielbewußten, die Widerstände des eigenen Volkes überwältigenden männlichen Willens. „Das Fleisch ist nichts nütze, der Geist macht lebendig.“ Selbst hier im Osten gibt es Leute, die angesichts aller Begehrlichkeit der Polen von einem Kampfe gegen den Polonismus nichts wissen wollen und ihn damit abweisen, daß wir den Polen zum Vorwurfe machten, was wir bei uns selbst als rühmlich betrachteten. Gegen die innere Bündigkeit dieser Abweisung ist nichts zu sagen. Aber eine Abweisung ist unmöglich, wenn man

Digitized by Google

die Rechte des Staates geltend macht; denn dann ist der eine der pflichttreue, der andere der pflichtvergessene Bürger, dann haben wir mit einem Schlage klare Verhältnisse und ziehen in den Kampf nicht nur mit dem guten Gewissen, sondern mit der heiligen Pflicht zum Streite.

Damit aber das nicht nur durch ihre Agitatoren, sondern auch durch unsere Kampfesweise irregeleitete Gefühl der Polen sich wieder zurecht findet und die selbstverständlichen Forderungen des Staatslebens anerkennt, muß die Tatsache der preußischen Herrschaft ihnen als die unabbänderliche, die auch nicht das geringste Antasten duldet, entgegentreten. Darum dürfen wir uns auch mit der Maßregel wegen der Ämter nicht begnügen, sondern wir müssen allem begegnen, worin sich das feindliche Gelüste ausspricht; und es kommt dabei nicht darauf an, ob die Dinge, die sich uns aufdrängen, sittlich berechtigt oder unberechtigt sind, sondern lediglich darauf, was sie dem Polen politisch bedeuten.

Wie löblich ist es, wenn adlige Damen, statt mit den gewöhnlichen Nichtigkeiten ihre Zeit auszufüllen, arme Kinder in der Muttersprache unterrichten! Wenn aber durch diesen Sonderunterricht in den Kindern die Abneigung gegen die öffentliche, die Kenntnis des Deutschen pflegende Schule erzeugt werden soll, so muß der Unterricht verboten werden.

Die polnischen Briefadressen waren nicht bloß eine dreiste Belästigung unserer Beamten, sondern in ihnen kam das alte, in den letzten Jahrzehnten nur zurückgedrängte Bestreben zum Ausdruck, das Polnische zur gleich- und demnächst zur alleinberechtigten Landessprache zu erheben. Stand die Forderung der polnischen Amtssprache doch obenan auf dem Wunschzettel, den die Polen 1848 Friedrich Wilhelm IV. vorlegten; gehört es doch zu den Vorzeichen der Erhebung von 1863, daß der Propst Prusinowski die Polen in Posen veranlaßte, mit den Behörden polnisch zu verkehren, und in dem 1900 von der Pariser polnischen Kolonie, der Führerin der Propaganda, veröffentlichten, oder vielmehr nur geheim versendeten Programm, bildet gleich den Eingang der Satz: „Die polnische Sprache muß in allen Teilen des ehemaligen polnischen Reiches als Amtssprache eingeführt werden". (Polenstimmen 359.)

Ein Stück dieser auf die Anerkennung des polnischen gerichteten Bestrebungen ist auch die Verleugnung der Kenntnis des Deutschen im mündlichen Verkehr mit den Behörden.

Der Gebrauch des Polnischen in öffentlichen Versammlungen

Digitized by Google

muß folgerichtig, mag er auch vielen als die Ausübung eines Naturrechts erscheinen, ganz und gar verboten werden. Die Polen würden darum nicht viel weniger Versammlungen halten, denn die Kenntnis des Deutschen ist bei ihnen sehr weit verbreitet.

19.

Bringt der Staat den Polen zum Bewußtsein, daß er seinen Bestand in keiner Weise in Frage stellen lasse, so wird ja zunächst in Presse und Volksversammlung der polnische Zorn überschäumen und um so mehr, je sicherer wir sie getroffen haben, aber in der Masse der Bevölkerung wird eine Beruhigung eintreten. Und wie sich jetzt die Zeitungen im Hetzen gegen Preußen den Rang abzulaufen suchen, so wird dann eine Presse ruhigeren Charakters entstehen. Gewiß ziehen sich die Zeitungen ihre Leser, aber auch die Leser ihre Zeitungen.

Mit dem Eintritte der Ruhe erst ist der Arbeit, die auf die innere Gewinnung der Polen abzielt, die Möglichkeit, sich erfolgreich zu betätigen, gegeben. An dieser Arbeit ist die Schule in hervorragendem Maße betätigt. Wenn sie bis jetzt so wenig geleistet, so liegt das aber nicht nur an der mangelnden Ruhe, auch nicht an mangelnder Fürsorge der Regierung: gibt es doch gewichtige Kenner unserer Verhältnisse, die es für unser Unglück halten, daß so viel für die Bildung der Polen geschieht. Sondern das hat bisher wie ein Bann auf der Schule gelegen, daß sie mit dem, was sie treibt, Dinge leisten sollte, die sie nie leisten kann, und daß sie anderseits das, was besseren Erfolg verspricht, nicht treibt.

Es ist eine sehr schädliche Voraussetzung, daß die bloße Kenntnis des Deutschen schon germanisiert; so verbreitet sie ist, so falsch ist sie. Wieviel hat denn die Kenntnis des Deutschen die Hunderttausende uns näher gebracht, die sie hartnäckig verleugnen? Die polnischen Geistlichen haben alle auf deutschen Gymnasien die Reifeprüfung bestanden, die polnischen Abgeordneten schreiben und sprechen z. T. ein vorzügliches Deutsch — und aus den Reihen beider gehen die erbittertesten unserer Feinde hervor.

Daß wir aber dem Unterrichte im Deutschen bei den polnischen Kindern von unten auf einen so breiten Raum gewähren, ist trotzdem richtig. Der ungehinderte Gang der Staatsverwaltung, die Ansprüche des Heeres an den einzelnen im Frieden und be-

Digitized by Google

sonders im Kriege verlangen, daß jederman deutsch könne; das ist Grund genug, es zum Hauptgegenstande des Unterrichts zu machen. Es kommt dazu — und das können die Vertreter der „Germanisation durch die Schule" für sich anführen —, daß die Kenntnis des Deutschen den Polen doch die Möglichkeit gewährt, mit Deutschen zu verkehren und deutsches Geistesleben auf sich wirken zu lassen. Eine wertvolle Möglichkeit, aber eben doch nur eine Möglichkeit und eine, die auch im Falle der Verwirklichung noch lange nicht den erwünschten Erfolg mit Sicherheit verspricht: man denke nur wieder an die Geistlichen und Abgeordneten!

Es ist darum auch nicht angängig, für das Ausbleiben der germanisatorischen Wirkungen äußere Mängel des Schulwesens verantwortlich zu machen. Gewiß bleibt trotz des gewaltigen Fortschrittes, den die Schulen seit 30 Jahren gemacht, noch sehr viel zu tun. Die Lehrer im Osten müssen ganz anders gestellt werden, um für die Entsagungen, die ihnen das Leben unter den feindlich gesinnten Polen auferlegt, entschädigt zu werden; die Zahl der Schüler für jeden Lehrer muß erniedrigt werden: mehr als 50 polnische Kinder sollte man keinem Lehrer zumuten.

Ebenso ist der Betrieb des Unterrichts noch vieler Verbesserungen fähig. Man soll doch aber auch nicht verkennen, welche Tätigkeit auf diesem Gebiete herrscht. Schon vor dreißig Jahren wurde die Anwendung des Polnischen als Unterrichtssprache beschränkt; der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, nötigte dazu. Aber welche mühsame Arbeit, polnischen Kindern mit ihren gering entwickelten Anschauungen deutsche Lesestücke deutsch zu erklären! Man kam langsam vorwärts, das Stück wurde immer wiederholt, die Kinder lernten es auswendig und, fragte nun der Lehrer mit einem Teile des Satzes, so bekam er den ganzen Satz untadelig als Antwort und der trügerische Schein innerer Aneignung war gegeben. Aber fragte jemand mal die Kinder in freierer Weise, forderte er wohl gar die Wiedergabe einer Erzählung in polnischer Sprache, so sah er meist ratlose Gesichter.

Dieser Gefahr äußerer Aneignung wird nun heute in vorzüglicher Weise vorgebaut. Auf der Zurückdrängung des Polnischen besteht man freilich noch heute und strenger als früher, läßt aber die Kinder die deutsche Sprache in den ersten Jahren nicht mehr aus Büchern lernen; sondern, was früher nur ein Hilfsmittel war, das Anschauungsbild, das ist heute der Ausgangspunkt bei dem Erlernen des Deutschen. So erreicht man nicht nur eine enge Verbindung in der Seele des Kindes zwischen

Digitized by Google

Wort und Sache, sondern die Kinder lernen auch über die Bilder sprechen und eignen sich so die Formen der Sprache an.

Damit werden die früher sehr berechtigten Bedenken dagegen, daß man auf das Übersetzen in das Polnische und aus ihm und überhaupt möglichst auf die Anwendung der Muttersprache zur Erklärung des Deutschen verzichtete, erheblich abgeschwächt. Als vollkommen kann und soll die Lehrweise darum natürlich nicht hingestellt werden. Für die Bildung des Kindes ist es nach wie vor bedenklich, daß doppelte Strömungen täglich durch seine kleine Seele fluten, in der Schule die deutschen Laute, daheim die polnischen.

Aber, wenn wir nicht rein nach pädagogischen Grundsätzen die Schule der Polen gestalten, wer anders trägt die Schuld als die Polen selber mit ihrem staatsfeindlichen Auftreten? Der staatstreue Pole hätte jede Rücksicht in Anspruch nehmen können. Das Wort, das Bismarck 1886 an die polnischen Abgeordneten richtete:

> „Erklären Sie, m. H., daß Sie nicht an eine Wiederherstellung Polens auf Kosten des territorialen Bestandes der preußischen Monarchie denken, und die Gesetze gegen Sie werden in demselben Augenblicke überflüssig."

hätte entsprechend auch auf die Gestattung des Unterrichts Anwendung gefunden, So müssen wir uns mit dem minder Guten begnügen, dürfen aber den Polen gegenüber getrost behaupten, daß wir auch bei weit unvollkommeneren Schuleinrichtungen ihren Kindern immer noch mehr mitgeben, als sie aus sich selber heraus, d. h. ohne die Zucht des preußischen Staates ihnen bis heute ins Leben mitgegeben hätten. Beweis: Die Volksbildung im autonomen Galizien, wo 64,8 % der Einwohner nie in einer Schule gewesen sind, und das trotz der ungeheuren Zuschüße, die Galizien vom Gesamtstaate Österreich für das Bildungswesen erhält.

20.

Aber sollte die Schule nicht doch imstande sein, dem preußischen Staate noch über die Einprägung der deutschen Sprache hinaus Dienste zu leisten und den inneren Gegensatz, der die Bevölkerung des Ostens spaltet, zu überbrücken? Das allerdings; aber man verzichte auch auf den Anschein absichtlicher Germanisation — die Germanisation selber ist so wenig durch die Schule wie durch andere staatliche Mittel bei einer nach Millionen zählenden, so fest zusammengekitteten Bevölkerung zu erreichen.

Digitized by Google

Man mache nach wie vor das Deutsche zur Hauptsache in der Schule, lasse die Polen jedoch Polen bleiben, verwehre ihnen also z. B. nicht, in der Schule miteinander polnisch zu reden, erziehe sie aber zu staatstreuen Polen. Das kann und das muß uns genügen. Oder wären wir mit den Bauern des Jahres 1848, die „königlich bleiben, nicht wieder adlig werden wollten", trotz ihrer mangelhaften Kenntnis des Deutschen nicht ganz zufrieden?

Wie aber diese staatstreue Gesinnung zu erreichen, das, meine ich, haben jene Bauern so deutlich gezeigt, daß man das Rezept nur abzuschreiben braucht. Was nämlich machte sie zu treuen Preußen und Feinden der Wiederaufrichtung Polens? Die Kenntnis der Zustände der Vergangenheit.

Diese Kenntnis der Vergangenheit den Kindern jener Bauern zu erhalten, haben wir damals und haben wir noch heutigen Tages nichts oder doch so gut wie nichts getan. Wir waren so aus lauter sentimentalen Gefühlen und Gefühlchen zusammengesetzt, daß wir die schlimme Vergangenheit des polnischen Adels öffentlich oder gar in der Schule nicht zu berühren wagten. Ja, wir klagten wohl gar mit dem Adel um Polens gesunkene Herrlichkeit und verewigten mit den Polen um die Wette ihres Reiches Untergang in Liedern und Gemälden.

Und nicht bloß den polnischen Kindern muteten wir nicht zu, die Vergangenheit ihres Volkes in wahrem Licht zu sehen, auch die deutsche Jugend durfte davon nichts erfahren. Ein Gedicht wie Gaudys „Rache des Sapieha", das die polnische Willkür am Verhalten eines großen Herren zu einem kleinen dartat, also die schlimmsten Seiten der polnischen Zustände noch gar nicht berührte, verschwand aus den Lesebüchern der evangelischen Schulen. Kein Wunder, daß für die Simultanschulen Westpreußens ein Buch geschrieben und in ihnen gebraucht werden konnte, das einst folgende gerechte Kennzeichnung einem Schulmanne abnötigte: „Mehr als 20 Seiten handeln darin von der Provinz Preußen; aber von dem, was jedem Preußenkinde am wichtigsten zu wissen, von welchem Schmutz und Elend Friedrich der Große das Land erlöst hat und was es ihm verdankt, davon steht kein Wort darin; das wäre ja gefährlich gewesen für den Patriotismus, für den polnischen nämlich."

Das Hirtsche Lesebuch, das an seine Stelle getreten, ist unvergleichlich besser: es erzählt wenigstens etwas von dem Verfall, in dem Friedrich Westpreußen nach der 300jährigen polnischen Herrschaft vorfand: aber die Worte „polnischer Adel" und

Digitized by Google

„polnischer Reichstag" kommen nicht darin vor. Es ist die alte Leisetreterei. Und doch haben die polnischen Kinder ein Recht darauf, ihre einstigen Dränger kennen zu lernen und so vor den Stricken und Schlingen ihrer schlimmsten Feinde bewahrt zu bleiben. Aber auch auf den höheren Schulen des ganzen Ostens von Memel bis Ratibor müßten die Grundzüge der polnischen Verfassung allen Schülern und natürlich auch den polnischen geläufig sein, damit sie sich mit Entrüstung von all den Lobpreisern Polens abwenden können. Besonders ausführlich müßten aber den zukünftigen Lehrern die inneren Zustände des alten Polens vorgetragen werden, das könnte sogar auf den Seminarien ohne Schaden mit Zuhilfenahme polnischer zeitgenössischer Berichte geschehen; zur wohltuenden Ergänzung aber wären getreue Schilderungen des heutigen Galiziens heranzuziehen.

Gewiß, die Schulen und Seminarien haben schon ohnehin viel zu tun, aber für diese Dinge muß Zeit sein: denn das Lebensglück, die Zufriedenheit unserer polnischen Mitbürger, die gedeihliche Entwickelung des Ostens hängt davon ab, daß der Schleier weggerissen wird, den polnische Geschichtsfälschung über Polens Vergangenheit geworfen hat.

Die kulturhistorische Bedeutung der Kolonisation.

Von Th. Achelis.

Als die Inseln der Südsee am Ende des 18. Jahrhunderts vor den trunkenen Augen der europäischen Reisenden aus den Fluten des Stillen Ozeans aufstiegen, da erschienen ihnen die mit allen körperlichen Reizen ausgestatteten Bewohner jener paradiesischen Eilande nicht ganz mit Unrecht als die wahren Vertreter eines ungetrübten Lebensgenusses, des leibhaftig gewordenen Glückes auf Erden. Zunächst entzückte den Künstler die einfache, unverhüllte Natur, der er auf Schritt und Tritt begegnete, wie z. B. Chamisso begeistert ausrief: „Ich finde die Schönheit in der

Digitized by Google

einfachen, nicht verunstalteten Natur, und ich weiß sie nicht anders zu preisen, als wenn ich ihr die Unnatur grell gegenüberstelle. Ich finde, daß die Schönheit sich überall mit der Zweckmäßigkeit paart. Für den Menschen ist die menschliche Gestalt das Schönste, es kann nicht anders sein. Die gesunde, ebenmäßige Ausbildung derselben bedingt allein ihre Schönheit. Die Kleidung der Polynesier im allgemeinen genügt der Schamhaftigkeit, ohne den edlen Gliederbau des kräftigen, gesunden, schönen Menschen zu verhüllen." Dies glänzende Bild des „edlen Wilden" blieb in der Hauptsache für die Auffassung des sentimentalen und vom Raffinement der entarteten Zivilisation angeekelten 18. Jahrhunderts maßgebend. Auf der anderen Seite glaubt man in gewissen ultradarwinistischen Kreisen in dem Naturmenschen vielfach nur eine sozial gezähmte Bestie sehen zu müssen, man will, berauscht von Darwinschen Glaubenssätzen, wie Peschel sagt, Bevölkerungen entdecken, die einen ehemaligen tierischen Zustand gleichsam zur Belehrung unserer Zeit noch festgehalten hätten, so z. B. in Südasien und Ostafrika, wo sie, in Horden zusammenlebend, größtenteils auf den Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, ohne Kenntnis des Feuers nur Steine und Knüttel als Waffe gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu tun pflegen. Es bedarf gegenüber diesen Verzeichnungen und Übertreibungen keiner besonderen Erörterung, daß hier die objektive Wissenschaft leider nicht zu Wort gekommen ist. Aber freilich ist eine traurige Tatsache unleugbar, nämlich, daß wo immer Vertreter der niederen Gesittungsstufe unvermittelt mit unserer höheren Kultur in Berührung kommen, ein gewisser Verfall, eine äußere und innere Zersetzung unvermeidlich eintritt. Wir beziehen uns in dieser Hinsicht auf das Zeugnis des Altmeisters der Völkerkunde, Bastian, der nach der Rückkehr von einer seiner großen Weltfahrten schon vor zwanzig Jahren erklärte: Überall auf meiner jetzigen Reise, mehr noch als auf den früheren, bin ich unter Trümmern und Ruinen gewandelt. Nicht nur den monumentalen, die als schweigende Zeugen dastehen versunkener Kulturen, deren Rätselwort noch nicht gesprochen ist, sondern auch leichter ephemerer Gebilde, die, wenn einmal zerfallen, für immer dahingegangen und uns unwiederbringlich verloren sind. Diese traurige Tatsache des Aussterbens der Naturvölker — die Gründe sind höchst mannigfaltig —, die z. B. auch, was noch zu besprechen, unsere ganze Kolonialgeschichte (und leider nicht bloß früherer Zeiten) als ein blutüberströmtes Kapitel in der Weltgeschichte bis auf einige Ausnahmen

Digitized by Google

erscheinen läßt, lehrt uns doppelt vorsichtig mit diesen zarten Blüten des Naturzustandes umgehen; nur ganz gelegentlich tritt eine organische Überleitung und Umbildung der verschiedenen Elemente ein, die selbstverständlich beiden Teilen zu gute kommt.

Wenn wir die mannigfachen Beweggründe und Bedingungen der in unseren Tagen immer bedeutungsvolleren Kolonisation ins Auge fassen, so dürfen wir neben einer gewissen Dichtigkeit und eines entbehrlichen Überschusses der Bevölkerung nicht ein Moment außer acht lassen, das gerade als Imponderabile, wie Bismarck sagen würde, psychologisch sehr beachtenswert ist, das ist die Beweglichkeit der Völker, der instinktive Hang und Drang zur Wanderung trotz bereits vollzogener Ansässigkeit. Selbst wenn noch keine der zwingenden Gründe, wie Übervölkerung, Leichtigkeit des Bodenerwerbs u. s. w. vorlagen, selbst bis in unsere mit allen Mitteln des internationalen Verkehrs arbeitende Gegenwart, finden wir diese Völkerverschiebungen oder wenigstens Loslösung großer ethnischer Bestandteile von dem bisherigen Mutterboden: Der Zug der Russen nach Asien, der Westeuropäer nach den Vereinigten Staaten und hier wieder das unaufhaltsame Vordringen nach Westen ist dafür ein triftiger Beleg. Daß hierbei äußere Beweggründe, wenigstens als mitwirkende Momente, und namentlich die besondere Anlage der einzelnen Völker mit im Spiele ist, versteht sich von selbst; ganz besonders gilt das, wie wir gleich sehen werden, von den Steppenbewohnern und Nomaden im Gegensatz zu den ackerbautreibenden Bewohnern der Tiefebenen.

Bei der Umgestaltung des Völkerlebens denken wir in erster Linie an den Krieg. Es kommt wohl daher, daß uns solche, vielfach an einzelne mächtige, kraftvolle Per-Persönlichkeiten geknüpfte Unternehmungen auf den oberflächlichen Blick mehr imponieren, als die stille, aber erfolgreiche Arbeit ganzer Generationen, die dem Mutterlande neue Gebiete zufügt. Und doch wie beredt spricht die Geschichte der großen Weltreiche zu uns, von den assyrischen Königen, von Xerxes und Alexander dem Großen bis auf Karl V. und Napoleon, wie vergänglich ist durchschnittlich ihr Gefüge, das mit dem Tode des Gründers in tausende und abertausende Atome zersplittert! Man vergleiche damit, um den Gegensatz recht zu empfinden, die allmähliche, durch keinen Mißerfolg beirrte Kolonisation der Nebenländer durch China, das es verstanden hat, durch die überlegene Gesittung die rohen, umherschweifenden, nach Beute lüsternen und dabei freiheitsliebenden und höchst kriegerischen Horden zu bändigen und

Digitized by Google

zu Gliedern des großen Reiches der Mitte zu machen, daß Dynastien auf Dynastien dort wechseln mögen, ohne daß der eigentliche Bestand des Ganzen irgendwie ernstlich gefährdet würde. Namentlich bei Völkern auf niederer Gesittungsstufe spielen diese Überfälle und Eroberungen eine verhängnisvolle Rolle, Afrika ist noch immer der Schauplatz solcher Verwüstungen, in denen ganze Stämme zugrunde gehen. Je weiter die Kluft ist, die den Eroberer und die Eroberten trennt, um so weniger kann begreiflicherweise von einer eigentlichen inneren Verschmelzung und einer darauf basierenden staatlichen Einheit die Rede sein. Das gilt nun ganz besonders von der schon erst flüchtig gestreiften Berührung der Naturvölker durch die höhere Kultur, einem Vorgang, dem wir eine etwas ausführlichere Betrachtung schenken müssen.

Die Tage der Naturvölker sind gezählt. Diese Tatsache ist als solche durch die fortschreitende Entwicklung und Verbreitung höherer Bildung bedingt. Bleiben wir zunächst bei der europäischen Kolonisation stehen, wie sie sich in immer größerem Maßstabe seit der Entdeckung der Neuen Welt vollzogen hat, so bietet uns diese Geschichte (von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen) leider ein recht trauriges Bild, das Peschel in folgenden Umrissen zeichnet: Oft genug wird den Spaniern besondere Grausamkeit vorgeworfen Wir wollen durchaus nicht ableugnen, daß sie sich reichlich mit Indianerblut befleckt haben, es geschah dies aber nur aus Habsucht, nicht aus Mordlust; die Ausrottung wurde auch stets beklagt und durch milde, wenn auch ohnmächtige Gesetze ihr entgegengewirkt. Die überseeische Geschichte Spaniens kennt keinen Fall, der sich an Verworfenheit mit dem messen könnte, daß Portugiesen in Brasilien die Kleider von Scharlach- oder Blatterkranken auf die Reviere der Eingeborenen legten, um die Pest künstlich unter ihnen zu verbreiten, oder daß die Brunnen in den Wüsten Utahs, welche von den Rothäuten besucht zu werden pflegten, von Nordamerikanern mit Strychnin vergiftet wurden, oder wie in Australien, wo zu Hungerszeiten die Frauen von Ansiedlern Arsenik unter das Mehl mischten, mit dem sie die bettelnden Eingeborenen beschenkten oder endlich wie in Tasmanien, wo englische Ansiedler die Eingeborenen niederschossen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden. Doch haben nicht Grausamkeit oder Bedrückung irgendwo einen Menschenstamm völlig ausgerottet, selbst neue Krankheiten, die Pocken mit eingeschlossen, haben nicht Völker vertilgt, und noch weniger die Branntweinseuche, sondern ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und gesunde

Digitized by Google

Menschenstämme, nämlich der Lebensüberdruß. Die unglücklichen Bewohner der Antillen töteten sich auf Verabredung gemeindeweise teils durch Gift, teils durch den Strick. Ein Missionar in Oaxaca vertraute dem spanischen Historiker Zurila, daß sich Horden der Chontalen und Mijes verabredet hatten, jedem Umgang mit ihren Frauen zu entsagen oder die ungeborene Leibesfrucht durch Gift zu entfernen. Darin liegt denn auch die wahre Ursache des Aussterbens so vieler bunter Menschenrassen, daß kein neues Geschlecht mehr unter ihnen keimt. Dasselbe Ergebnis bestätigen die sorgfältigen Ermittelungen des Jesuiten Dorbrizoffer, und es ist das insofern eine sehr beachtenswerte Erscheinung des Völkerlebens, indem wir dadurch belehrt werden, daß auch auf den Stufen niederer Gesittung viel mehr, als man vielleicht denkt, psychische Depressionen und Gemütsstörungen wirksam sind, die, wie es scheint, mit unheimlicher Geschwindigkeit um sich greifen. Dazu treten noch andere beschleunigende mittelbare Momente, so die soziale Lockerung der bisherigen Organisation, die Veränderung des Erwerbs, der Lebensweise, Einführung neuer Genußmittel, Auftreten von Krankheiten u. s. w. — kurz, es ist eine ganze traurige Kette von Ursachen, die diese innere Zersetzung und den äußeren Verfall erklären, dem sich nur ganz wenige widerstandsfähigere Völker, und auch das wahrscheinlich nur für absehbare Zeit, zu entziehen vermögen. Wie eine planmäßige, rationelle und zugleich echt humane Kolonisation zu verfahren hat und wodurch sie erst imstande ist, einige von den geschilderten unvermeidlichen Übeln zu lindern oder gar ganz zu beseitigen, werden wir später zu überlegen haben. Vorerst noch ein Wort über den weltgeschichtlichen und geographischen Gegensatz zwischen Nomadismus und Ackerbau, der auch für die Besiedelung der Länder bedeutsam geworden ist.

Die elementare Wucht großer expansiver Völkerwanderungen hat bekanntlich verschiedentlich in der Weltgeschichte ihren Ausdruck gefunden; so überfluteten die zentralasiatischen Hunnen die blühenden Gefilde Europas und rissen mit unwiderstehlicher Wucht die meisten germanischen Stämme mit sich fort, so verheerten später die Araber, bei denen noch der religiöse Fanatismus hinzukam, die Küsten des Mittelmeers, bis die Flut auf der pyrenäischen Halbinsel zur Ruhe kam. Gerade diese beiden Beispiele können uns aber lehren, in welcher Richtung wir die ersten Stadien eines kulturhistorischen Fortschritts zu suchen haben. Die Steppen- und Wüstenbewohner sind von Haus aus höchst kriegerisch, stets in

Digitized by Google

Bewegung und mit einem Minimum von Zivilisation zufrieden; gegen ihre Unabhängigkeit und Freiheitsliebe, die sich nur widerwillig in die Zwangsjacke militärischer Organisation fügt, sticht grell die ausgesprochene Liebe zum Erwerb, das Ruhebedürfnis und die passive Unterordnung der Bewohner der fruchtbaren Tiefebenen ab, deren kriegerische Instinkte meist längst erloschen sind. Nur eine innere Durchdringung beider Elemente kann die Ideale höherer Kultur schaffen; während der Nomadismus, z. B. eben jener Mongolen, völlig unproduktiv bleibt und der uralaltaische Turkmene und sein Bruder der Türke ist es noch heutigestags, verkommt ein nur auf materielle Güter bedachtes Volk in einer geistigen Öde trotz mancher technischen Errungenschaften, es fehlt die Regsamkeit und der Blick und das Verständnis für das rein Ideale — dafür liefert China einen sehr drastischen Beleg. Die Araber aber gelangten durch die Vermischung mit der ansässigen Bevölkerung in Spanien zu einem beneidenswerten Grade der Bildung, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß ein nicht geringer Prozentsatz unter ihnen dem geistig sehr beanlagten Stamm der Himjariten angehörte, die mit den eigentlichen Beduinen herzlich wenig zu tun haben. Obschon die Nomaden mittelbar zu der Gründung oder doch zu dem festeren Zusammenschluß von Staaten die Veranlassung geboten und, wenn auch meist unter Verwertung älterer Kulturelemente eine selbständige politische Einheit sich errungen haben — so die Türken und Magyaren —, so darf man doch wohl unbedenklich Ratzel zustimmen, wenn er ausruft: Ist es überraschend, daß die Hirtenvölker arm an positiven Kulturleistungen sind? Sie haben aus ihren Gaben ungemein wenig gemacht. Zwischen Persien und China hat das gewaltige Centralasien in Kunst, Dichtung, Wissenschaft nichts Eigenes hervorgebracht. Und wo seine Völker sich erobernd über reiche Kulturländer ausbreiteten, nahmen sie deren geistigen Besitz nur unvollkommen auf und wußten ebensowenig die Völker dieser Länder sich zu assimmilieren. In keiner anderen Gesellschaft unterscheidet man leichter die erworbenen Besitztümer von eigenen, als in der der Hirtenvölker. Selbst im Vollbesitz der größten Kulturzentren behält der Geist der Mongolen und Türken die Einfachheit der Steppe. In den Schätzen anderer Völker wühlend, vergaßen die Türken und Mongolen, ihre eigenen Gaben auszuprägen. Am schärfsten prägt sich dieser Gegensatz zwischen Steppe und Fruchtland — auch nach der so bedeutsamen religiösen Seite hin — übrigens zwischen Iran und Turan aus.

Digitized by Google

Die letzte und wichtigste Form der Völkerbewegung, sei es auch zur Zeit nur in kleineren Gruppen und Verbänden, ist die planmäßige Kolonisation, selbstverständlich durchaus nicht eine spezifisch moderne Erscheinung, obwohl sie gerade in unseren Tagen, schon unterstützt durch die bekannten Errungenschaften der Technik und des Verkehrs, eine ganz riesenhafte Ausdehnung angenommen hat. Hier ist die bereits früher erwähnte Dichtigkeit der Bevölkerung, der Überschuß an kräftigen, jungen Leuten die erste Voraussetzung des Erfolges. Von kleinen Anfängen aus — das ver sacrum der Latiner ist die Urzelle — hat sich das gewaltige römische Weltreich durch immer weiter um sich greifende Besiedelung zunächst Italiens, dann der Länder des Mittelmeers bis tief landeinwärts zu seiner imponierenden Höhe entwickelt. Nur durch diese, freilich auch im Militarismus wurzelnde Organisation ist es möglich gewesen, trotz der entsetzlichen Ausbeutung der Provinzen in der Republik eine solche Einheit aufrecht zu erhalten, die allerdings erst unter den Kaisern durch die Heranziehung der betreffenden Bewohner zur Verwaltung eine festere Stütze erhielt. Nun ist im Laufe der Zeit der Raum immer enger geworden und mit zunehmender Kultur tritt und zwar gerade für die produktiven, im starken Aufblühen begriffenen Völker dieser Notstand immer gebieterischer auf. So hat unser Vaterland seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mindestens fünf Millionen nach überseeischen Ländern entsendet. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit der frühere blinde, instinktive Wandertrieb, der ganze Völker erfaßte und mit sich fortriß, erheblich abgenommen hat und daß der moderne Mensch mit seinem ganzen geistigen Organismus viel fester mit dem Boden seiner Heimat verwachsen ist, als früher — die großen idealen Mächte der Überlieferung, der Geschichte, der Vaterlandsliebe sind nicht zu unterschätzende Hemmungsgrößen für diesen Vorgang. Daher mag es sich erklären, daß für die Auswanderung jetzt mehr Stände, Berufs- und Altersklassen ꝛc. in Betracht kommen, als ganze Nationen, immerhin ist doch gerade gegenüber dieser sehr begreiflichen Einschränkung die immer mehr anschwellende Masse der Auswanderer erstaunlich. Freilich um wieviel schneller setzt sich bei unseren Verkehrsmitteln der flüchtig aufblitzende Gedanke zu einem festen und unerschütterlichen Entschluß um, dem die Ausführung fast auf dem Fuße folgt, als noch vor fünfzig oder gar hundert Jahren! Nun steht, wie die Geschichte zeigt, die politische Erstarkung, die ihrerseits wieder eine nicht unbe-

Digitized by Google

trächtliche Vermehrung des Volkes voraussetzt, in unmittelbarem Zusammenhange mit einer gewissen Ausdehnung des Machtbereiches, die meist ganz von selbst zur Kolonisation führt. Die Römer, Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer sind dafür die leuchtenden Beispiele, wir Deutsche, mit allen erforderlichen Eigenschaften für Besiedelung fremder Länder ausgerüstet und immerfort unter fremder Flagge tätig — wobei wir nur allzu leicht unsere Eigenart einbüßen —, konnten erst nach der nationalen Einigung und Konsolidierung zu einer eigentlichen Kolonialpolitik kommen. So sehr wir unsere Befähigung in Dienst anderer Völker somit bewiesen haben — man stelle sich nur einmal vor, was wären die Vereinigten Staaten ohne deutsche Arbeit und Intelligenz!, — so fehlt unserem Staate leider nur allzu sehr die praktische Erfahrung (die Versuche des Großen Kurfürsten an der afrikanischen Küste hinterließen kaum deutliche Spuren und konnten schwerlich wichtige Ergebnisse erzielen). Deshalb ist es wohl nur zu erklärlich, daß auch bei uns Mißgriffe und Irrtümer vorkamen, gerade so gut, wie bei den übrigen Nationen, die in ihrer geringschätzigen Beurteilung unserer Leistungen ihre eigenen Jugendsünden nur zu gern zu vergessen pflegen. Um so mehr freilich ist es unsere Pflicht, einer etwaigen Wiederkehr solcher Übelstände vorzubeugen, wie das einer der berufensten Kenner dieser Verhältnisse, Ad. Bastian, fordert.

Der Altmeister der Völkerkunde läßt zunächst noch als eine gewisse Entschuldigung die mit einem Schlage seit drei Decennien für uns eingetretene Veränderung der Weltlage gelten — früher vom Meere abgedrängt, ohne Flotte, nur für andere Herren tätig, jetzt plötzlich Besitzer von Schutzgebieten und Kolonien, da die Erde nahezu vergeben ist —, aber, wie bereits angedeutet, die Zeitbedürfnisse verlangen eine ganz andere Auffassung der Dinge, die auch im Unterricht und in der Bildung ihren Ausdruck finden wird. Bastian hat deshalb seine schon oft begründeten Forderungen in einzelne Leitsätze zusammengefaßt, von denen hier wenigstens einige angeführt sein mögen: Im internationalen Wettbewerb des heutigen Völker- und Weltverkehrs hat der Besser-Unterrichtete obzusiegen, weil als der Stärkere erwiesen, sofern genauer eingeschult im kommerziellen und diplomatischen Detail, dessen sachgerechte Bemeisterung den Ausschlag zu geben hat. Für diejenigen Interessen des sozialen Lebens, die mit dem kosmopolitisch-internationalen Völkerverkehr verwoben sind, sind dementsprechende Unterrichtsweisen vorzusorgen, um in die Kunde oder

Digitized by Google

Kenntnis von den Völkern einzuführen, den allgemeinen Umrissen vorerst. Ein solcher Unterricht ist zunächst, um die dafür geeigneten Lehrkräfte heranzuziehen, an den höheren Unterrichtsanstalten vorzusehen, durch Einstellung von Professuren der Völkerkunde an den Universitäten zum Zweck ethnologischer und anthropologischer Vorlesungen. Diese erfordern für ihre Begründung auf naturwissenschaftliche Stützen ethnologische Sammlungen zur Demonstration u. s. w. (Die wechselnden Phasen im geschichtl. Sehkreis und ihre Rückwirkungen auf die Völkerkunde. Berlin 1900. 4. Heft S. 22.) Genug, es wird mit vollem Recht eine gründliche ethnographische und sprachliche Schulung für die betreffenden Kolonialbeamten, die außerdem natürlich ein Examen zu bestehen haben, verlangt, damit nicht wieder irgend ein besonders „schneidiger", im übrigen aber bedauerlich wenig allseitig gebildeter Assessor einen wichtigen Verwaltungsposten erhält. Vielfach handelt es sich in der Tat auch nur um bloße Mißverständnisse, wir kennen nicht die religiösen und rechtlichen Anschauungen und Einrichtungen der Eingeborenen zur Genüge, verletzten vielleicht unabsichtlich diese heiligen, auf jahrhundertlanger Überlieferung beruhenden Normen u. s. w., kurz, der Zusammenstoß ist da, es fließt Blut, worauf eine Strafexpedition erfolgt u. s. w. Für jeden Kundigen ließen sich hunderte und tausende Belege für diesen nur allzu gewöhnlichen, traurigen Hergang der Dinge liefern. Wir wollen übrigens nicht verfehlen hinzuzusetzen, daß neuerdings nach den verschiedensten Richtungen hin sich manches erfreulicherweise gebessert hat, — wir erinnern nur an die Kolonialschule in Witzenhausen, an das Orientalische Seminar in Berlin, an die zahlreichen Kolonialvereine u. a. m. Was ist nun das beherrschende Ziel für unsere ganze Bewegung, das umfassende Programm, ohne dessen Verwirklichung alle, auch noch so gutgemeinte Kolonialpolitik unfruchtbar bleibt? Es ist die Hebung des sittlichen und geistigen Niveaus der Eingeborenen, dann erfolgt die Gesundung der Verhältnisse ganz von selbst.

Sicherlich darf man den Phöniziern und Karthagern und vollends den Griechen nicht kolonisatorische Begabung absprechen und doch fielen die Libyer bei der römischen Landung in Afrika sofort von ihren Zwingherren ab. Wie hier, so fehlte es auch sonst durchweg an der erforderlichen Assimilierung der verschiedenen Völker, es handelte sich meist um kaufmännische Ausbeutung der Reichtümer des Landes, noch ganz abgesehen davon, daß die Kolonien vielfach nur Enklaven auf feindlichem Boden waren,

Digitized by Google

fortwährend militärischen Schutzes dringend bedürftig. Wie ganz anders ist Holland in Ostindien vorgegangen! Es hat den Handel (allerdings unter gewissen Monopolbeschränkungen) allen Nationen freigegeben, die Eingeborenen zur rationellen Bebauung von Grund und Boden herangezogen (obschon diese einen Teil der Erträge der Regierung abliefern müssen), gewährt manche Freiheiten, beobachtet eine unparteiische Rechtspflege u. s. w., so daß das Mutterland bekanntlich die reichsten Einkünfte zu verzeichnen hat und nur die sonstige militärische Schwäche Hollands einen noch glänzenderen Fortgang behindert. Anderseits wäre es nicht minder töricht, sich einreden zu wollen, daß wir Kolonien erworben hätten lediglich aus humanitären, christlichen Motiven, etwa um dadurch besser und wirksamer unsere Religion verbreiten zu können, aber noch entschiedener müssen wir das Ansinnen zurückweisen, daß wir uns deshalb in unabsehbare Verwicklungen gestürzt hätten, damit einzelne Reeder und Kaufleute sich persönlich bereicherten. Wollen wir vorerst bei den rein kaufmännischen Interessen stehen bleiben, so dürfen wir es als den nächstliegenden Zweck unserer Kolonien bezeichnen, uns vom Auslande in wirtschaftlicher Beziehung unabhängiger zu machen, so daß wir wenigstens einige wichtigere ausländische Produkte unmittelbar, d. h. mit Umgehung fremder Zwischenhändler beziehen können. Dadurch wird dann auch, wenn vielleicht erst in weiterer Zukunft, ein neues Absatzgebiet für unsere Industrie geschaffen, da sich dies selbstverständlich nach dem allmählich erst sich hebenden Wohlstand der neugewonnenen Gebiete richtet. In den seltensten Fällen kann endlich eine direkte Einwirkung auf den Strom der Auswanderung schon erhofft werden, obwohl auch in dieser Beziehung Kleinmut, Pessimismus und verbissener Doktrinarismus öfter zu schwarz sieht. Es steht außer allem Zweifel, daß tausende unserer deutschen Bauern ohne jeden Schaden ihrer Gesundheit sich auf den Nyassa-Hochländern ansiedeln können, ebenso an den Abdachungen des nur etwa 14 Tagereisen von der Küste entfernt liegenden Kilimandscharo. Wir wollen nebenbei auch bemerken, daß sich die Ein- und Ausfuhr von Deutsch-Ostafrika schon jetzt auf 12 Millionen Mark beziffert, eine Zahl, die sicherlich steigen wird, sobald der deutsche Händler und Kaufmann nicht in Sansibar sitzen bleibt, sondern etappenweis ins Innere vorrückt und im Nyassa-Gebiet festen Fuß zu fassen sucht, mit den Negern in Tauschverkehr tritt u. s. w. Nun wird schwerlich über das allgemeine Programm, die Eingeborenen nicht gewaltsam,

Digitized by Google

sondern durch geeignete Maßregeln allmählich für höhere Ideale zu gewinnen, viel Streit aufkommen — und vielfach hat ja auch unzweifelhaft die Mission der Kultur segensreich vorgearbeitet, aber um so heftiger entbrennt der Kampf, wenn es sich darum handelt, diese einzelnen Punkte namhaft zu machen und in ihrer sittlichen Bedeutung gebührend zu würdigen. Vor allem ist es die heikle Frage: Wie erziehen wir die Eingeborenen zur Arbeit, der wir noch eine kurze Erörterung schuldig sind. Wir beziehen uns auf Afrika, denn was vom dunklen Erdteil gilt, das läßt sich vollends ohne jedes Bedenken auf die australischen Besitzungen ausdehnen.

In erster Linie möchten wir uns gegen die stereotype gedankenlose Äußerung wenden, der Neger sei „von Natur" faul, als ob das nicht von allen Naturvölkern gesagt werden müßte, da eben die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Arbeit erst ein verhältnismäßig recht spätes sittliches Erziehungsprodukt ist.

Es ist zunächst sehr begreiflich, wenn die Neger vielfach nicht gewillt sind, den nicht selten übertriebenen Plantagenbau der Europäer zu fördern; denn hier war die Behandlung häufig recht menschenunwürdig. Demgegenüber sollte man die Tatsache nicht vergessen, daß z. B. die Baseler Mission, die eben auch mit auf die Hilfe der einheimischen Bevölkerung angewiesen ist, stets über völlig ausreichende Arbeitskräfte zu verfügen hat, trotzdem grundsätzlich nie Branntwein verschenkt wird. Man hat von Seiten der Plantagenbesitzer öfter zu dem verwerflichen Mittel der Zwangsanwerbung gegriffen, das natürlich nur schlimme Konsequenzen für die Zukunft nach sich ziehen konnte. Anders steht es mit der Einführung der Kulis, die zum größten Teil schon im Plantagenbau geübt waren. Viel wichtiger ist aber der Schutz der Eingeborenen gegen die gewissenlose Ausbeutung seitens der Spekulation, der es in erster und einziger Linie nur um ein gewinnbringendes Geschäft zu tun ist; es ist sehr erfreulich, daß gerade auf diesen heiklen Punkt die Regierung in letzter Zeit ihr Augenmerk richtet. Auch könnte die Einsetzung von verläßlichen, mit den Verhältnissen gründlich vertrauten Inspektoren in Aussicht genommen werden. Anderseits brauchte gar nicht aus übelangebrachter Menschenfreundlichkeit auf allen und jeden Zwang verzichtet zu werden; kennen wir doch auch Gott sei Dank in Deutschland einen Schulzwang, nur sollte hier die Regierung und ihre Beamten, nicht der einzelne Unternehmer schon, berufen sein, einen derartigen Druck auszuüben. Ausschlaggebend ist aber die

Digitized by Google

allmähliche Erziehung zu einem höheren sittlichen Niveau, die dann von selbst die Gewöhnung an regelmäßige Arbeit herbeiführt. Dieser Fortschritt in Bildung und Gesittung kann nun nicht durch die bloß äußere Christianisierung erzielt werden, sondern beruht seinerseits auf verschiedenen Bedingungen, unter denen Missionsinspektor Dr. Schreiber u. a. folgende hervorhebt: Anerkennung der Sitten und Gebräuche, so weit sie nicht mit unserer Moral kollidieren, der Familienbande, des Landbesitzes, der einheimischen Sprache u. a. Dieser berufene Beurteiler der afrikanischen Verhältnisse erklärt mit Recht: Die Forderung sollte man an die Beamten stellen, wenigstens an alle, welche mit den Eingeborenen als Richter oder als Verwaltungsbeamte zu tun haben, ganz sonderlich aber an alle diejenigen, welche dieselben erziehen sollen, daß sie die Landessprache sich aneigneten. Denn wie wollen sie befähigt sein, wirklich unparteiisch zu richten, ohne dabei von oft sehr zweifelhaften Dolmetschern völlig abhängig zu sein, oder die Leute zu erziehen, wenn sie sich nicht direkt mit ihnen verständigen können? In dieser Beziehung sind wir gerade in den deutschen Kolonien noch weit zurück gegenüber den Engländern und Holländern, die darüber feste Vorschriften und Forderungen für ihre Beamten haben, und eben daraus erklären sich wohl die wunderlichen Mißgriffe, die man in unseren Kolonien, gemacht hat, um eine schnelle Einführung der deutschen Sprache zu erzwingen. (Afrika, Monatsschrift für die sittliche und soziale Entwicklung der deutschen Schutzgebiete, Dümmler, Berlin 1901. Juli-Heft S. 103.) Sehr vorsichtig sollte man sodann mit dem blutigen Mittel der Strafexpeditionen umgehen, die meist unendliches Elend stiften und nur scheinbaren Erfolg bringen, — auch hier ist die Geschichte des Kongo-Staates eine traurige Lehre. Endlich wäre es an der Zeit, daß unsere Kaufleute ihre grundsätzliche Abneigung gegen die Mission ablegten, und zwar im eigenen Interesse, da doch wohl kein ernstlicher Zweifel darüber aufkommen kann, daß die Mission mittelbar auch den Handel und Austausch der Produkte fördert. Dem Verkehr müßte dann die Regierung durch Anlage von Straßen und Eisenbahnen die entsprechende Erleichterung verschaffen.

Ziehen wir das Ergebnis unserer Betrachtung, so betonen wir in erster Linie, daß wir in der Kolonisation nicht nur einen wirtschaftlichen Faktor erblicken, sondern letzten Endes einen Kulturprozeß. Daraus ergibt sich zweitens, daß bei und nach der Berührung verschiedener Gesittungsstufen sich notwendig eine mehr oder minder tiefe ethnische Umbildung der betreffenden

Digitized by Google

Stämme vollzieht, die allmählich zur Gründung einer neuen Nationalität und damit auch eines neuen Staates führt (vergl. die Vereinigten Staaten). Die frühere Bevormundung weicht einer immer mehr um sich greifenden Selbstverwaltung, die Kultur der Schutzgebiete nähert sich der Höhe des Mutterlandes, es bildet sich ein eigenartiger ethnographischer Typus heraus, bis endlich bei stärkeren Kraftproben die Loslösung der Kolonien erfolgt. Je intensiver diese Verpflanzung des geistigen Lebens vor sich geht, sei es daß die Eingeborenen sich überraschend schnell assimilieren (was freilich äußerst selten geschieht), sei es, daß sie allmählich spurlos in dem Strom der Einwanderer untergehen (wie es meist der Fall zu sein pflegt), um so rascher vollendet sich dieser Kulturprozeß der ganzen Menschheit. Nur nationale Voreingenommenheit kann leugnen, daß diese Entwicklung, eine der wichtigsten Faktoren menschlicher Gesittung, in der Hauptsache von den Germanen beherrscht ist. Sorgen wir dafür, daß wir vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte bezüglich der Lösung dieser unendlich schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe eine befriedigende Rechenschaft ablegen können.

Helgolands strategische Bedeutung.

Von Korvetten-Kapitän a. D. Capelle.

Die großen Fortschritte, welche wir im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der Eisenindustrie und dem des Maschinenwesens erlebt haben, konnten naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung unserer maritimen Verhältnisse bleiben. Sie haben dazu beigetragen, daß die Gesichtspunkte, welche heute für die Größe, Bauart und Leistungsfähigkeit sowohl der Kriegsschiffe wie auch der Handelsschiffe maßgebend sind, erheblich von denjenigen abweichen, welche noch in den achtziger Jahren als richtig und zutreffend anerkannt wurden. Ihnen ist es auch im hohen Maße zu verdanken, daß die Handelsflotte in dem Umfange aufblühen und sich gesund und stark entwickeln konnte, wie es in

Digitized by Google

letzter Zeit der Fall gewesen ist, und daß dadurch Deutschland die Möglichkeit geboten wurde, sich in einer Weise am Welthandel zu beteiligen, wie es seiner Stellung unter den europäischen und ausländischen Mächten gebührt. Im engen Zusammenhange hiermit steht auch die Entwickelung und der Ausbau unserer Kriegsmarine. Denn nur unter dem Schutze einer genügend starken Kriegsflotte, welche imstande ist im Ernstfalle die heimatlichen Küsten vor feindlichen Eingriffen zu bewahren und die Zugänge und die Fahrstraßen für die Handelsschiffe offen zu halten, ist die gedeihliche Entwickelung eines Landes wie Deutschland möglich. So kann es denn auch nur mit Genugtuung und Freude begrüßt werden, daß durch das Flottengesetz vom Jahre 1900 eine Grundlage geschaffen ist, auf welcher ein systematischer, zielbewußter Ausbau unserer Marine möglich ist. Wenngleich nach diesem Gesetze das Ende der Ausgestaltung unserer Flotte erst für das Jahr 1917 vorgesehen ist, so sind wir doch heute schon in der Lage im Ernstfalle eine größere Anzahl moderner Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote in Dienst stellen zu können, welche sehr wohl imstande sind, die gegnerischen Unternehmungen zu vereiteln oder doch wenigstens sehr zu erschweren. Jedenfalls stellen die deutsche Kriegsmarine und die deutsche Handelsflotte mit ihren zugehörigen Häfen, Bauwerften und Reparatur-Werkstätten, Dockanlagen u. s. w. schon heutigen Tages Angriffsobjekte dar, deren Vernichtung sich ein Gegner unter allen Umständen zur Aufgabe machen muß, wenn er das Ziel verfolgt, Deutschlands Macht zur See zu brechen. Daraus ergibt sich, daß jeder Gegner, welcher derartige Ziele im Auge hat, bestrebt sein wird, den Kriegsschauplatz dahin zu verlegen, wo er imstande ist, der Kriegsmarine und den Handelsschiffen den möglichst größten Schaden zuzufügen. Eines der wichtigsten Gebiete nach dieser Richtung hin ist unstreitig der südöstliche Teil der deutschen Nordseebucht.

Hier liegt zunächst der Jadebusen. Eine tiefe Einbuchtung von etwa 119 qkm Fläche, welche ihre Entstehung zahlreichen Sturmfluten verdankt, von denen eine im Jahre 1511 so heftig auftrat, daß ihr fünf Kirchspiele zum Opfer fielen. Da, wo vor langen, langen Jahren bebautes Land lag, sieht man jetzt nur noch ein weites Wasserbecken, im welchen sich das Meer in seiner nie rastenden Bewegung eine tiefe Fahrrinne gegraben hat, so daß daselbst jetzt unsere größten Linienschiffe, deren Schiffsrumpf noch beinahe 8 m unter die Wasseroberfläche reicht, ungehindert

Digitized by Google

verkehren können. Diese günstigen Fahrwasserverhältnisse haben die Veranlassung gegeben, daß Preußen im Jahre 1853 im inneren Teile des Jadebusens ein Stück Land von Oldenburg erwarb und daselbst im Jahre 1855 mit dem Bau eines Kriegshafens begann. Nach Überwindung bedeutender Schwierigkeiten, welche durch die ungünstigen Terrainverhältnisse und den gänzlichen Wassermangel verursacht wurden, gelang es am 17. Juni 1869, den neuen Hafen, welcher den Namen Wilhelmshaven erhielt, seiner Bestimmung zu übergeben. Seit dieser Zeit hat sich vieles geändert. Die bescheidene Königlich preußische Marine hat aufgehört zu bestehen und hat einer Achtung gebietenden Kaiserlich deutschen Marine Platz gemacht. Wilhelmshaven hat sich von Jahr zu Jahr mehr entwickelt. Im Jahre 1887 ist der ersten Hafen-Einfahrt eine zweite hinzugefügt, welche heutigen Tages auch schon nicht mehr den Anforderungen zu genügen imstande ist, so daß seit Jahresfrist mit dem Bau einer dritten Hafeneinfahrt begonnen ist. Im gleichen Maße sind die Werftanlagen gewachsen. Es sind daselbst augenblicklich alle Mittel vorhanden, welche den Bau und die Reparatur auch der größten Linienschiffe ermöglichen. Schon manches Schiff vom kleinsten bis zum größten ist aus dieser Werft hervorgegangen und hat sich während einer langen Indiensthaltung in heimischen und fremden Gewässern bewährt und gar manches Schiff hat hier, nachdem es jahrelang in der Front Dienst getan hat, von Grund auf eine eingehende Reparatur und teilweisen Umbau erfahren, um den stetig gesteigerten Anforderungen besser gerecht werden zu können. Somit ist Wilhelmshaven heute neben Kiel mit der bedeutendste Kriegshafen, welchen Deutschland besitzt, so daß seine Einbuße im Kriege einen nicht zu ersetzenden Verlust bedeuten würde.

Ganz in der Nähe der Jade, einige Meilen weiter östlich, münden unsere beiden größten Flüsse ins Meer, die Weser und die Elbe. Hiervon verdankt die Weser ihre hervorragende Bedeutung, welche sie zur Zeit für die Schiffahrt hat, der energischen und umsichtigen Tätigkeit der Bremer Rheder.

Hand in Hand mit der Verbesserung der Fahrwasserverhältnisse ging gleichzeitig der Ausbau der an der Weser gelegenen Hafenplätze. Hier waren es in erster Linie Bremerhaven und Bremen, deren Hafenanlagen eine bedeutende Erweiterung und Umgestaltung erfuhren. Der Norddeutsche Lloyd, welcher mit der Hamburg-Amerika-Linie zu den ersten Rhedereien der ganzen Welt gehört, stellte sehr große Anforderungen an die Einrichtungen zur

Digitized by Google

Bewältigung seines enormen Passagier- und Frachtenverkehrs und an die Reparatur-Anlagen für seine Riesenschiffe. Eine Vorstellung, um welche Dimensionen es sich hier handelt, wird man sich machen können, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Norddeutsche Lloyd allein auf seinen Schiffen 10000 Mann beschäftigt, worunter sich 505 Kapitäne und Offiziere und 522 Maschinisten befinden. Hierzu treten an Land noch 320 kaufmännische Angestellte, 2000 technische Arbeiter und 6000 Dockarbeiter ꝛc., im ganzen zirka 18400 Personen.

Da außer dem Norddeutschen Lloyd noch mehrere bedeutende Rhedereien wie Hansa, Neptun, Argo, Triton u. s. w. ihre Schiffe von den Weserhäfen aus fahren lassen und die Weserplätze ferner über eine Anzahl mehr oder weniger umfangreicher Bau- und Reparatur-Werften verfügen, von denen die in Bremen gelegene Weser-Werft auch Erfahrung im Kriegsschiffbau besitzt, so ersieht man daraus, daß eine Menge wertvolles Kriegsmaterial sowohl an Schiffen wie auch an notwendigen Vorräten wie Kohlen u. s. w. in den einzelnen Plätzen aufgestapelt ist und daß das freie Verfügungsrecht über diese Hilfsmittel einen hohen Wert im Kriege hat.

Eine gleich große Bedeutung wie die Weser hat im Ernstfalle die Elbe. Hier sind es vornehmlich die Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie mit ihren umfangreichen Hafenanlagen, Reparatur-Werkstätten und Einrichtungen zum Docken der Schiffe in Hamburg und Cuxhaven, welche wertvolle Hilfsmittel für die Kriegsführung abgeben. Aber auch als Stapelplatz für Kriegsvorräte wird Hamburg in erster Linie in Betracht kommen. Welche ungeheuren Warenmassen hier im Laufe eines Jahres aus- und eingeschifft werden, ergibt sich aus der Tatsache, daß der Hamburger Hafen im Jahre 1900 von nicht weniger als 8450 Dampfern aufgesucht ist.

Im Vergleich mit der Weser erscheint der Besitz der Elbe noch deshalb begehrenswerter, da hier bei Brunsbüttel der Kaiser Wilhelm-Kanal mündet. Es ist dieses die von Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1886 in Angriff genommene künstliche Wasserstraße, welche die Kieler Bucht mit der Elbe und somit die Ostsee mit der Nordsee verbindet. Dieselbe ist aus dem Grunde im Ernstfalle von so hervorragender Bedeutung, weil sie gestattet, auch unsere größten Schlachtschiffe in verhältnismäßig ganz kurzer Zeit je nach den Anforderungen der augenblicklichen Kriegslage entweder in der Ostsee oder in der Nordsee verwendungsbereit zu haben.

Digitized by Google

Wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, daß die deutschen Schiffe zu der Zeit, als dieser Kanal noch nicht fertiggestellt war, gezwungen waren, um von der Ostsee in die Nordsee zu gelangen oder umgekehrt, eine mehrtägige Reise um Skagen auszuführen, welche größtenteils durch Gebietsteile ging, welche nicht deutsch sind und in denen die Schiffsführung wegen der unreinen Fahrwasserverhältnisse schwierig und nicht ungefährlich ist, so wird sofort klar, daß Deutschlands Seemacht durch diesen Bau sehr an Stärke gewonnen hat und daß die Fahrwasserstraßen, welche zu diesem Kanal führen, noch größere Bedeutung erlangt haben, wie sie schon ehedem besaßen.

Diese knappen Angaben mögen genügen, um darauf hinzuweisen, welche Fülle von Hilfsmitteln für maritime Unternehmungen in diesem kleinen Teile von Deutschland zusammengedrängt sind und welchen hervorragenden Anteil die dort gelegenen Hafenplätze an der Zufuhr nach Deutschland haben, so daß sich eine Verstopfung dieser Hilfsquellen im ganzen Deutschen Reiche bemerkbar machen und auch die Kriegsunternehmungen zu Lande ungünstig beeinflussen würde. Daraus ergibt sich des weiteren, daß der Gegner in erster Linie bestrebt sein wird, seine feindseligen Unternehmungen gegen diesen wichtigen Teil der deutschen Küste zu richten und daß alle Einrichtungen auf deutscher Seite, welche dazu bestimmt sind, derartige Maßnahmen unschädlich zu machen, eine hervorragende Wichtigkeit haben.

Betrachten wir von diesem Standpunkte aus die Lage von Helgoland, so finden wir, daß diese Insel an erster Stelle mit dazu berufen ist, feindliche Unternehmungen gegen die deutsche Küste zu vereiteln. Ihre eigenartige Lage mitten in der offenen See in einem Abstande von etwa 5 deutschen Meilen von der Küste ziemlich gleich weit von der Jade, Elbe und Weser entfernt, macht sie in hervorragender Weise für die Verteidigung der Zugangstraßen zu den einzelnen Plätzen geeignet und es ist außer allem Zweifel, daß sich in einem zukünftigen Kriege ein heftiger Kampf um den Besitz der Insel entspinnen wird. Welche großen Vorteile hierbei die Insel ihrem Besitzer zu gewähren vermag, wollen wir versuchen uns daran klar zu machen, welche Mittel heutzutage für eine erfolgreiche Kriegführung zur See notwendig sind und welche Vorbedingungen für ihre Verwendungsbereitschaft erfüllt sein müssen.

Die Zeiten, in denen man mit wenigen Schiffen willkürlicher Bauart gegen die Küsten der europäischen Staaten kriegerische Unternehmungen zur See ausführen konnte, gehören der Ver-

Digitized by Google

gangenheit an. Die rapide Entwickelung des Kriegsschiffbaues und die systematische Ausgestaltung der einzelnen Marinen hat auch hierin Wandel geschaffen. Man ist bemüht gewesen, sich darüber Klarheit zu verschaffen, welche einzelnen Aufgaben im Ernstfalle wie in Friedenszeiten von den verschiedenen Schiffen zu lösen sind, und hat demgemäß die Normen und die Anforderungen für die besondere Schiffsklasse festgesetzt. So sind der Hauptsache nach abgesehen von den Schiffen, welche speziellen Zwecken dienen wie Schulschiffe ꝛc., drei Hauptklassen entstanden, nämlich das Linienschiff und als Unterabteilung das Küstenpanzerschiff, der Kreuzer und das Torpedoboot.

Das Linienschiff ist vornehmlich dazu bestimmt in der offenen Seeschlacht die Entscheidung herbeizuführen und Hindernisse, welche sich dem Vordringen der feindlichen Streitkräfte in Gestalt von Schiffen oder Küstenbefestigungen entgegenstellen, zu beseitigen. Seine Hauptstärke liegt in der Artillerie, der Panzerung, der Torpedowaffe und dem Sporn, während die Geschwindigkeit zu Gunsten dieser einzelnen Waffengattungen hat zurücktreten müssen. Die Linienschiffe sind die größten Schiffe, über welche eine Marine verfügt. Ihre Ausdehnung ist von Jahr zu Jahr gewachsen, so daß die neuesten Schiffe dieser Klasse in England gegenwärtig eine Größe von 16500 Tonnen erreicht haben, während man in Frankreich sich mit 14865 und in Deutschland mit 13000 Tonnen begnügt hat. Ausschlaggebend für die Grenze dieser Ausdehnungsfähigkeit sind nicht etwa in erster Linie schiffbautechnische Gründe sondern vielmehr die Fahrwasserverhältnisse der heimatlichen Küste und die Größen- und Tiefenverhältnisse in den in Betracht kommenden Häfen, woraus sich die Verschiedenheit bei den einzelnen Nationen erklärt.

In vielen Punkten abweichend von den Linienschiffen ist die Bauart der Kreuzer. Ihre Aufgabe ist es einerseits den Gegner auszukundschaften, seine Stärke, Zusammensetzung, Geschwindigkeit und Fahrtrichtung festzustellen und ihn in seinen weiteren Bewegungen nicht aus dem Auge zu verlieren. Andererseits sollen sie die eigenen Linienschiffe gegen feindliche Überraschungen schützen. Sie umgeben das Gros in weitem Bogen und tragen dafür Sorge, daß die Annäherung feindlicher Streitkräfte möglichst früh entdeckt wird. Um diesen vielseitigen Aufgaben gerechtwerden zu können, müssen die Kreuzer vor allen Dingen ein hohes Maß von Geschwindigkeit besitzen. Ihre Bauart ist daher lang und schmal im Gegensatz zu den Linienschiffen, welche im

Digitized by Google

Verhältnis breiter und kürzer gehalten sind. Um für die Kreuzer in der eigenen Vorpostenlinie Stützpunkte zu schaffen, auf welche sie sich im Falle eines Angriffs überlegener Streitkräfte zurückziehen können, bis das eigene Gros in das Gefecht einzugreifen vermag, hat man sich für die Bauart von zwei Klassen Kreuzern entschieden. Große Kreuzer, welche in ihren Abmessungen und ihrer artilleristischen Stärke mehr den Linienschiffen gleichkommen, jedoch einen schwächeren Panzer haben und sie dafür an Geschwindigkeit übertreffen, und kleine Kreuzer, leichte schlanke Renner ohne Seitenpanzer und mit Geschützen von geringer Größe.

Der dritte Typ endlich sind die Torpedoboote, jene kleinen flinken Fahrzeuge, welche lediglich für den Torpedoschuß gebaut sind. Sie sind dazu bestimmt, zu mehreren vereinigt, sich an den Gegner heranzustehlen, um ihre Torpedos aus nächster Nähe abzufeuern. Die Dunkelheit der Nacht und die Verwirrung in der Tagesschlacht sind die Zeitmomente, wo sie Aussicht auf Erfolg haben. Durch geschicktes Hervorbrechen aus Verstecken unter Land können sie den anrückenden Gegner auf dem Marsche stark beunruhigen und dauernd in Atem halten. Ihre Geschwindigkeit und ihre geringe Größe und Sichtbarkeit machen sie zu gefährlichen Gegnern. Wie schon aus ihrer Bauart und der Art ihrer beabsichtigten Verwendung hervorgeht, ergänzt ein Schiffstyp den andern und erst alle drei machen in ihrer Gesamtheit eine verwendungsbereite Schlachtflotte aus, während eine Klasse ohne die andere in ihrem Wirkungskreis und ihrer Leistungsfähigkeit sehr beschränkt ist.

Nicht allein die Größe und Leistungsfähigkeit des einzelnen Schiffes hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen, sondern auch die gleichzeitige Verwendungsfähigkeit einer größeren Anzahl von Schiffen. Während man sich vor zwanzig Jahren noch damit begnügte, drei oder vier Schiffe, welche in ihrer Bauart meistens nicht unwesentlich von einander abwichen, zu einem Verbande zu vereinigen und ihnen einen einzigen kleinen Kreuzer beizugeben, dessen Hauptaufgabe es war, die Flaggen-Signale, deren man zur Leitung der Schiffe bedurfte, zu wiederholen, hat man in den letzten Jahrzehnten sich bemüht, die Anzahl der Schiffe, welche dem gleichen Verbande angehören, ganz wesentlich zu erhöhen und eine bessere Gleichmäßigkeit in der Zusammensetzung der Verbände dadurch zu erzielen, daß man durchschnittlich vier bis fünf Linienschiffe nach denselben Plänen baut. Einen derartigen Verband von 4 Schiffen bezeichnet man heute mit einer Division, zwei

Digitized by Google

Divisionen ergeben ein Geschwader und mehrere Geschwader eine Flotte. Mit der Zunahme der Größe der Schiffsverbände wuchsen auch die Aufgaben, die den Kreuzern zufielen, und demgemäß ist der frühere, einsame „Wiederholer" längst von der Bildfläche verschwunden und hat einer großen Anzahl stattlicher Kreuzer Platz gemacht.

Die heimische Schlachtflotte, welche Deutschland nach Durchführung des Flottengesetzes vom 14. Juni 1900 im Ernstfalle aufzustellen vermag, wird sich zusammensetzen aus 2 Flottenflaggschiffen, 32 Linienschiffen, 8 großen Kreuzern und 24 kleinen Kreuzern, also insgesamt aus 66 Schiffen außer einer größeren Anzahl von Torpedoboots-Divisionen. Daß ein derartiger Komplex von Schiffen, der auf einen verhältnismäßig kleinen Raum zusammengepfercht ist und von dem jedes Schiff eine kleine Welt für sich vorstellt, eine große Reihe von Bedürfnissen hat, deren Befriedigung, um ihn verwendungsbereit zu halten, von Zeit zu Zeit eine dringende Notwendigkeit ist, liegt klar auf der Hand. Es ist daher Vorbedingung für die gedeihliche Verwendung einer jeden Schlachtflotte, daß sie einen Stützpunkt hat, welcher ihr Schutz gegen die Unbill der Witterung zu gewähren vermag und ihr die Ergänzung ihrer notwendigen Vorräte gestattet. Andererseits darf jedoch ein derartiger Stützpunkt nicht so weit entfernt liegen, daß die Erreichung des eigentlichen Kriegsschauplatzes mit Schwierigkeiten verknüpft ist, und auch in seinen Fahrwasserverhältnissen nicht so beschaffen sein, daß er nur eine allmähliche Entwickelung der Schlachtflotte zur Schlachtlinie gestattet. Sehen wir uns in der Nordsee nach einem Stützpunkte um, der obigen Anforderungen nach Möglichkeit entspricht, so ergibt sich, daß Helgoland mit seinen freien Fahrwasserverhältnissen unter allen Umständen der günstigste Platz ist, den man für diese Zwecke zu finden vermag.

Da die ganze Nordsee an ihren Küsten von einem flachen Wattenmeer umgeben wird, dessen Wassertiefen nur einige Meter betragen und in welchem nur die spärlichen Flüsse brauchbare Fahrrinnen geschaffen haben, so fehlen überall Ankergründe, welche einzelnen Schiffen oder größeren Verbänden als passende Schlupfwinkel dienen könnten, wodurch die Bedeutung Helgolands für die heimische Flotte sehr erhöht wird und ihr Besitz geradezu eine Vorbedingung für die Erzielung kriegerischer Erfolge ist.

Drei Dinge sind es, deren Ergänzung eine Schlachtflotte auf die Dauer nicht zu umgehen vermag, Kohlen, Munition und

Digitized by Google

Wasser. Nun sind mit der Übernahme dieser Gegenstände an Bord seemännische Arbeiten verknüpft, welche sich am leichtesten ausführen lassen, wenn die Schiffe geschützt gegen Wind und Seegang zu Anker liegen, und deren Vornahme sich überhaupt verbietet, wenn die Schiffe nicht unabhängig in ihrer Fahrtbestimmung sind und sich infolge von Seegang stark bewegen. Sind also die Schiffe nicht im Besitze eines Stützpunktes, wo sie eine rechtzeitige Ergänzung nach dieser Richtung hin vornehmen können, so sind sie in ihrer Leistungsfähigkeit mehr oder weniger herabgesetzt und fallen, wenn der Gegner derartige ungünstige Momente richtig und energisch auszunutzen versteht, eventuell der Vernichtung anheim. Man sieht daraus, daß von dem Besitze eines derartigen geeigneten Punktes sehr wohl das Wohl und Wehe einer Schlachtflotte abzuhängen vermag, und daß der Nichtbesitz oder Verlust eines solchen unberechenbare Folgen für die schwimmenden Streitkräfte haben kann.

Die Ergänzung der Kohlenvorräte wird in Kriegszeiten noch häufiger zu geschehen haben, wie dies im Frieden der Fall ist, wenngleich bei den meisten Schiffen für den Kriegsfall bereits ein erheblich größeres Kohlenquantum vorgesehen ist. Mit dem Augenblick des Betretens desjenigen Gebietes, in welchem feindliche Streitkräfte vermutet werden können, müssen alle Schiffe für einen jederzeitigen Angriff gerüstet sein. Dazu gehört, daß die Schiffsgeschwindigkeit in kurzer Zeit bis zur höchsten Leistung gesteigert werden kann. Da nun bei der Größe der heutigen Schiffskessel von dem Moment des Ansteckens an mehrere Stunden vergehen, bis der Kessel imstande ist, Dampf für die Maschine zu liefern, so sind die Schiffe im Ernstfalle gezwungen, innerhalb des Operationsgebietes dauernd sämtliche Kessel in Betrieb zu haben, wodurch ein großer Kohlenverbrauch bedingt wird. Um dieser Anforderung besser gerechtwerden zu können, hat man sich bereits entschlossen, das Feuerungsmaterial nicht allein auf Kohlen zu beschränken, sondern dasselbe auf Teeröl auszudehnen. Es ist dies ein flüssiges Heizmaterial, ähnlich wie Petroleum, welches durch Röhren unter die Kessel geführt und hier mit komprimierter Luft versetzt wird, so daß es fein zerstäubt und in Gasform verbrennt. Diese Heizmethode hat die großen Vorteile, daß sich die Heizkraft, wie bei jedem Brenner, durch Öffnen oder Schließen der Zuflußöffnungen leicht regulieren und daher den augenblicklichen Verhältnissen gut anpassen läßt und daß eine momentane Steigerung der Heizkraft bis zu ihrer höchsten Leistungsfähigkeit möglich ist.

Digitized by Google

Ferner ist man bei einem flüssigen Heizkörper imstande, den für die Unterbringung zur Verfügung stehenden Raum besser ausnutzen zu können wie bei einem festen, und man vermag auch solche Plätze hierfür noch zu verwenden, welche wegen ihrer schwierigen Zugänglichkeit für die Unterbringung von Kohlen ungeeignet sind. Aus diesem Grunde finden wir auf den modernen Kriegsschiffen das Teeröl zum weitaus größten Teile in den Zellen des Doppelbodens aufgespeichert. Diese Zellen entstehen dadurch, daß man von der Zeit an, wo man sich entschloß, ausschließlich Metalle im Gegensatze zu Holz als Baumaterial für den Schiffsrumpf zu verwenden, aus Sicherheitsgründen bei Grundberührungen jedem Schiff einen doppelten Boden gab und den Zwischenraum durch senkrecht angebrachte Platten in kleinere Abteilungen teilte. Da vor der Einführung des Teeröls diese Zellen zum größten Teil unbenutzt blieben, so ist durch die Zulassung dieses Heizmaterials die Möglichkeit geschaffen, den an Bord vorhandenen Raum besser auszunutzen und die Leistungsfähigkeit der Schiffe wesentlich zu erhöhen.

Aus all diesen Maßnahmen und Bemühungen geht zur Genüge hervor, welch große Bedeutung die sachgemäße Versorgung einer Schlachtflotte mit Kohlen und sonstigem Heizmaterial hat und daß große Umsicht und stete Aufmerksamkeit erforderlich sind, um die Schiffe nicht in Situationen zu bringen, in denen sie aus Mangel an Kohlen nicht imstande sind, das zu leisten, wozu sie durch ihr Personal, ihre Armierung und Bauart befähigt sind. Daher findet man heutigen Tages, daß bei den Friedensübungen sämtlicher Marinen großer Wert, Zeit und Mühe auf die schnelle Versorgung der Schiffe mit Kohlen gelegt wird. Es werden ständig Versuche gemacht, die dahin zielen, alle nur möglichen Hilfsmittel für diesen Zweck dienstbar zu machen, und welche bezwecken, die Verhältnisse festzustellen, unter welchen ein Bekohlen der Schiffe überhaupt möglich ist. Daß hierfür ein geschützter Stützpunkt, wie ihn Helgoland zu bieten vermag, von unschätzbarem Werte ist, steht außer allem Zweifel.

Ebenso wichtig wie die Versorgung der Schiffe mit Heizmaterial ist die Versorgung mit Munition. Die Einführung des Systems der Schnelladekanonen auch für die größeren Schiffsgeschütze hat dahin geführt, daß die Zeit, welche für die Abgabe zweier aufeinander folgender Schüsse nötig ist, gegen früher sehr herabgemindert ist. Dadurch ist die Möglichkeit geschaffen, in dem gleichen Zeitraum eine größere Anzahl Schüsse abzugeben,

Digitized by Google

als es bei den Geschützen alter Konstruktion der Fall war. Da außerdem mit der Größe der Schiffe auch die Anzahl der an Bord untergebrachten Geschütze gewachsen ist, so ist der Munitionsverbrauch zur Zeit ein sehr erheblicher und daher eine zeitweilige Ergänzung der Vorräte eine unabweisbare Notwendigkeit. Als Beispiel dafür, welchen Umfang gegenwärtig der Munitionsverbrauch angenommen hat, mag die Tatsache dienen, daß in dem spanisch-nordamerikanischen Kriege an Bord des amerikanischen Kriegsschiffes Iowa die Nr. 1 einer 10 cm Schnellladekanone innerhalb von 50 Minuten 135 gezielte Schüsse abfeuerte und in der gleichen Zeit zwei 5,7 cm Geschütze desselben Schiffes 440 Schuß abgaben. Aus diesen Angaben ist es nicht schwer zu entnehmen, daß ein moderner Seekrieg ungezählte Mengen von Munition jeglicher Größe verschlingen wird, und daß die Flottenleitung ihr besonderes Augenmerk darauf richten muß, daß der Munitionsverbrauch im Verhältnis zu dem beabsichtigten Erfolge bleibt und daß zu allen Zeiten einer Munitionsvergeudung vorgebeugt und für rechtzeitigen Ersatz Sorge getragen wird.

Die Anforderungen, welche augenblicklich an die Schiffsgeschwindigkeiten gestellt werden, sind bedeutend höhere wie vor einer Reihe von Jahren und steigern sich fast mit jedem Neubau. Dieselben konnten nur dadurch erfüllt werden, daß die Maschinenleistungen und im engen Zusammenhange damit die Leistungen der Kesselanlagen gesteigert wurden. Während die alten Maschinen mit Dampfdruck von ganz geringer Spannung arbeiten, sind die neuen sämtlich für sehr hohe Dampfspannungen gebaut, so daß die den Dampf erzeugenden Kessel viel bedeutender beansprucht werden wie ehedem und auch in ihrer Bauart viel komplizierter sind wie früher. Dies erfordert, um sie gebrauchsfähig zu erhalten, eine größere Sorge und Pflege. Während man bei alten Maschinen zur Speisung der Kessel das aus dem verbrauchten Dampf durch Kondensation gewonnene Wasser benutzte und das fehlende durch von außenbords entnommenes Seewasser ersetzte, erfordern die heutigen Kesselanlagen durchweg reines Frischwasser zu ihrer Speisung. Die Schiffe sind daher gezwungen, für ihre maschinelle Anlage ein großes Quantum Frischwasser mitzuführen und auch von Zeit zu Zeit zu ergänzen. Hierzu kommt noch, daß die Kessel, nachdem sie eine bestimmte Anzahl Dampfstunden in Tätigkeit gewesen sind, außer Betrieb gesetzt werden müssen, um einer Reinigung und Revision unterzogen zu werden. So erfordert denn auch die

Digitized by Google

maschinelle Anlage eines jeden Schiffes eine zeitweilige Ruhe, welche um so mehr Zeit beansprucht, je weiter der Flottenstützpunkt von dem Operationsgebiet abliegt.

Welche vielseitigen Vorbedingungen erfüllt sein müssen, um eine Flotte auf die Dauer verwendungsbereit zu erhalten, wird aus dem Vorhergehenden zur Genüge klar geworden sein. Ebenso die Notwendigkeit für alle kriegerischen Operationen zunächst einen festen Stützpunkt zu schaffen, der gewissermaßen als Sammelpunkt für die einzelnen Teile eines so umfangreichen Verbandes, wie ihn eine moderne Schlachtflotte vorstellt, dient.

Die Situationen, welche ein Seekrieg zustande bringt, vermag niemand mit Sicherheit vorauszubestimmen. Schon geringe unvorhergesehene Ereignisse werden häufig ein Abweichen von den getroffenen Dispositionen zur Folge haben. Es werden des öfteren Fälle eintreten, die eine Absonderung einzelner Schiffe oder eines kleinen Verbandes von Schiffen nötig machen, ohne daß mit Sicherheit angegeben werden kann, wo sie nach Erfüllung ihrer Aufgabe das Gros wieder antreffen. Da ist der nahe gelegene Stützpunkt gewissermaßen Mittelsperson; hier können für die Schiffe Befehle hinterlassen werden, beziehungsweise können sie hier Auskunft über die weiteren Bewegungen des Flottenführers erhalten. Ein solcher Stützpunkt ist auch mit viel größerer Sicherheit und schneller wieder aufzufinden wie irgend ein mitten in der offenen See willkürlich bestimmter Ort, wo die einzelnen Schiffe unter Umständen lange Zeit auf das Eintreffen der höheren Befehlshaber oder die Überbringung weiterer Befehle durch Depeschenboote ꝛc. warten müssen. Ferner bildet der Stützpunkt gewissermaßen ein Depot für die Ergänzung der Kohlen-, Munitions- und Wasservorräte. Hier ist der Sammelort für alle diejenigen Hilfsschiffe, welche dazu bestimmt sind, die Flotte mit den nötigen Ersatzgegenständen zu versehen. Es ist von eminenten Wert für die einzelnen Schiffe zu wissen, daß sie dort jederzeit auf Ersatz verbrauchter Materialen rechnen können.

Ist ein derartiger Stützpunkt durch seine Lage und Beschaffenheit der Örtlichkeit außerdem so gestaltet, daß man von ihm aus einen weiten Überblick über das vorgelagerte Gebiet hat, so daß Annäherungsversuche des Gegners von dort aus frühzeitig wahrgenommen werden können, und besitzt er selber Befestigungen, welche eine leichte Wegnahme durch den Feind verhindern, wie dies beides bei Helgoland zutrifft, so ist eine solche Örtlichkeit doppelt für die in Frage stehenden Zwecke geeignet.

Digitized by Google

Wir haben gesehen, welch hohe strategische Wichtigkeit Helgoland dadurch hat, daß es dazu ausersehen ist, im Ernstfalle den Haupt-Stützpunkt für die Operationen unserer heimatlichen Flotte in der Nordsee abzugeben. Nicht minder wichtig ist seine strategische Bedeutung auch noch in anderer Hinsicht. Seitdem die Insel im Jahre 1890 in deutschen Besitz übergegangen ist, hat die ehemalige, schwache englische Befestigung, welche aus wenigen Geschützen geringer Größe bestand, und welche sich lediglich darauf beschränkte, zu verhindern, daß die Insel durch einen Handstreich in die Gewalt einer der kriegführenden Mächte gelangte, eine weitgehende Änderung erfahren. Auf dem Oberlande sind umfangreiche Befestigungen neu angelegt, welche mit Geschützen schwersten Kalibers ausgerüstet sind, deren Tragweite bis zu 16 km reicht, während die alten Batterien der Neuzeit entsprechend umgestaltet sind und eine Geschützausrüstung erhalten haben, welche modernen Anforderungen entspricht. Dadurch ist Helgoland in den Stand gesetzt, das Ankern feindlicher Kriegsschiffe in seiner Nähe verhindern zu können. Andererseits ist aber für die Insel auch die Möglichkeit geschaffen, sich an der Beschießung der feindlichen Flotte unmittelbar beteiligen zu können, wenn es dem deutschen Flottenführer durch seine Manöver gelingt, den Gegner zu zwingen, den Kampf im Bereich der Helgoländer Befestigungen aufzunehmen. So vorteilhaft ein derartiges Verfahren für die deutsche Partei ist, so mißlich ist es für den Angreifer. In einem solchen Falle bleibt ihm nichts übrig, wie seine Streitkräfte zu teilen und dem einen Teil die Bekämpfung der Schiffe zu übertragen, während der andere Teil die Beschießung der Helgoländer Befestigungen durchzuführen hat, eine Maßnahme, welche nur dann Aussicht auf Erfolg verspricht, wenn die feindlichen Streitkräfte den deutschen Schiffen an Güte und Zahl erheblich überlegen sind. Hierzu kommt noch, daß bei einem Kampfe zwischen Küstenbefestigungen und Schiffen die ersteren stets im Vorteil sind und daher der Kampf stets ein sehr ungleicher sein wird. Bei der Herrichtung einer Küstenbefestigung wird sorgfältig darauf Bedacht genommen, daß ihre Lage sich von See aus nur schwer bestimmen läßt, so daß sie ein ungünstiges Zielobjekt abgibt. Dadurch ist der Angreifer nicht imstande, die Lage und Wirkung seiner Schüsse beobachten und auf Grund dieser Feststellungen seine Zielpunkte und Entfernungen verbessern zu können. In den meisten Fällen wird er sich darauf beschränken müssen, die Gegend, in welcher seiner

Digitized by Google

Ansicht nach die Befestigungen liegen, mit einem Hagel von Geschossen zu überschütten in der Hoffnung, unter den zahlreichen Schüssen einige wirksame Treffer zu erzielen. Erschwert wird eine derartige Beschießung noch, wenn die Landbefestigungen nicht in gleicher Höhe wie die Schiffsgeschütze liegen, sondern, wie dies bei Helgoland, welches sich im Oberlande etwa 60 m über den Meeresspiegel erhebt, der Fall ist, die Schiffe erheblich überragen. Alsdann ist es für die Schiffsgeschütze schwierig, die für die wirksame Beschießung nötige Höhenrichtung zu nehmen. Geringe Fehler, welche hierbei gemacht werden, äußern sich in der Weise, daß das Ziel weit überschossen wird. Ferner zwingt der geringe Spielraum, der den Geschützen für die Höhenrichtung gelassen ist, die Schiffe sich in ganz bestimmten, eng begrenzten Entfernungen von der Insel zu halten. Dahingegen markieren sich die Schiffe vom Land aus gesehen sehr gut; sie heben sich scharf vom Hintergrunde ab und bieten so ein vorzügliches Ziel. Die Geschosse, welche fehlgehen, werfen im Wasser hohe Wassersäulen auf und lassen so eine scharfe Beurteilung zu, ob die Schußentfernungen zu groß oder zu klein gewählt wurden.

Der spanisch-nordamerikanische Krieg hat lehrreiche Beispiele dafür geliefert, mit welchen Schwierigkeiten die Schiffe beim Beschießen von Küstenbefestigungen zu kämpfen haben.

Am 12. Mai 1898 unternahm es Admiral Sampson mit seinem Geschwader, welches aus neun Schiffen und zwei Torpedobootszerstörern bestand, die Befestigungen von Port San Juan auf Porto Rico zu beschießen. Er eröffnete das Feuer gleich nach fünf Uhr morgens und setzte es bis gegen $8^1/_2$ Uhr fort. Trotzdem die amerikanischen Schiffe durch das Feuer der spanischen Batterien in keiner Weise gefährdet wurden, weil dieselben nur mit Geschützen geringen Kalibers armiert waren, deren Schußweite nicht ausreichte, um den amerikanischen Schiffen ernstlich zu schaffen zu machen, waren die erzielten Resultate außerordentlich geringe. Die 800 bis 1000 Schuß, welche von seiten der Schiffe abgefeuert wurden, hatten einzelne mehr oder weniger exponiert gelegene Gebäude stark beschädigt, jedoch nicht vermocht, auch nur ein Geschütz der spanischen Batterien außer Tätigkeit zu setzen. Der Verlust, welchen die Spanier bei dieser Beschießung erlitten, bezifferte sich auf etwa 20 Tote und 20 Verwundete.

Gleich geringe Resultate sind bei den Beschießungen der Befestigungen von Santiago in der Zeit vom 18. Mai bis 2. Juli 1898 erzielt worden. Außer zwei modernen 16 cm Hontoria-

Digitized by Google

Kanonen, welche dem Kreuzer Reina Mercedes entnommen waren, handelte es sich hier auch bei den Küstenbefestigungen nur um Geschütze ältester Konstruktion, welche teilweise alte Bronzevorderlader waren, so daß die Amerikaner die Beschießung ohne jegliche Störung durchzuführen vermochten. Aber auch hier ist es ihnen nicht gelungen, die Tätigkeit der Landbefestigungen durch Vernichtung ihrer Geschütze zu unterbinden. Ein einziges Geschütz war so mitgenommen, daß es weiterhin nicht mehr brauchbar war, während alle übrigen durch die zahlreichen Beschießungen in keiner Weise so erheblich gelitten hatten, daß sie nicht noch verwendungsfähig waren.

Daraus kann man den berechtigten Schluß ziehen, daß die Beseitigung einer feindlichen Küstenbefestigung eine außerordentlich schwere Aufgabe ist und daß ihre Durchführung große Mittel und viel Zeit erfordert.

Wir haben bis jetzt gesehen, welch hohen Wert der Besitz Helgolands für die deutschen Streitkräfte im Ernstfalle hat; um jedoch den strategischen Wert dieser Insel in ihrer ganzen Bedeutung kennen zu lernen, erübrigt es noch festzustellen, welche Maßnahmen von gegnerischer Seite zu erwarten sind, wenn der Feind beabsichtigt, gegen unsere Küsten offensiv vorzugehen, und welche Rolle hierbei Helgoland voraussichtlich zufällt.

Der Endzweck eines jeden offensiven Vorgehens von feindlicher Seite kann nur der sein, die schwimmenden Streitkräfte Deutschlands zu vernichten und die Hilfsquellen, welche unserem Lande für maritime Unternehmungen zu Gebote stehen, zu beseitigen. Danach sind von der gegnerischen Seite folgende vier Aufgaben zu lösen:

1. die Vernichtung der deutschen Kriegsflotte,
2. die Besitzergreifung von Helgoland,
3. die Blockade der deutschen Nordseeküsten,
4. die Vernichtung der in den einzelnen Häfen vorhandenen Hilfsmittel.

Die Vernichtung der deutschen Kriegsflotte erfordert auf seiten des Gegners eine Streitmacht, welche der deutschen mindestens gewachsen, nach Möglichkeit jedoch überlegen sein muß. Der Angreifer muß hierbei dahin streben, die deutsche Flotte sobald wie möglich zum Kampfe zu zwingen und zwar an einem Orte, wo ein Eingreifen der Helgoländer Befestigungen ausgeschlossen ist.

Die Schwäche eines jeden Gegners liegt darin, daß es ihm nicht möglich ist, sich einen Stützpunkt zu schaffen, in dessen Nähe

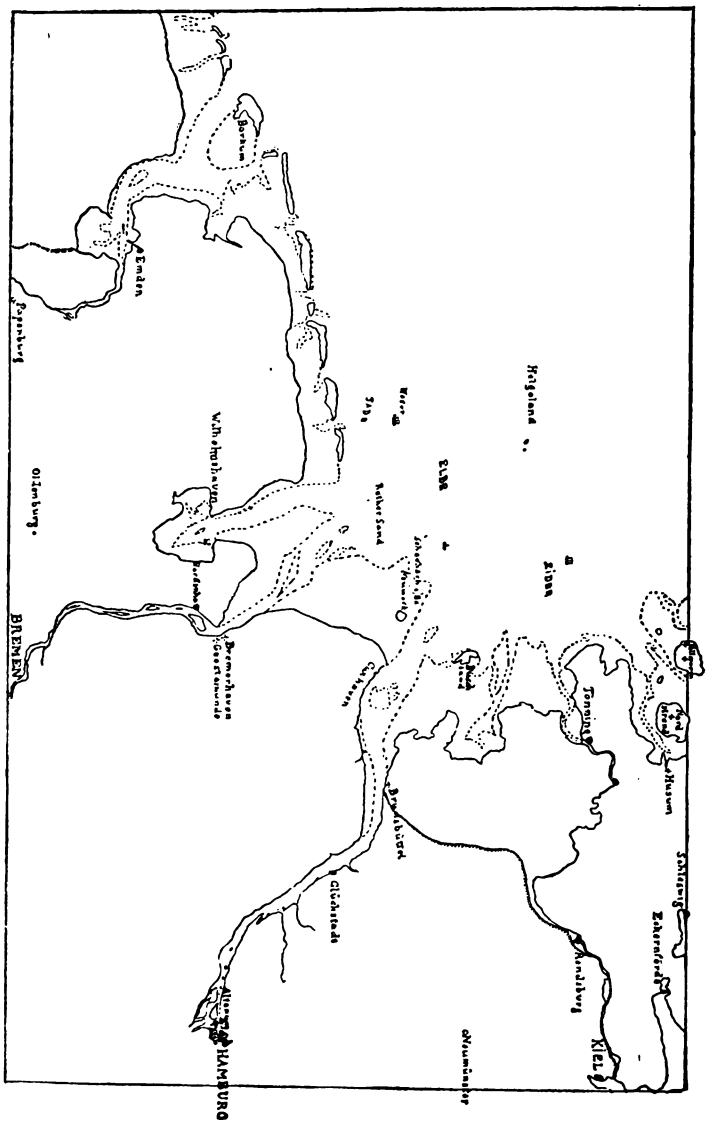
Digitized by Google

er den Kampf erzwingen kann. Längs der deutschen Küste findet sich nirgends ein Platz, der hierzu geeignet wäre. Hier sind überall flache Inseln der Küste vorgelagert, in deren Nähe die Wassertiefen sehr gering sind. Die Zugänge und Fahrwasserverhältnisse sind schwierig, sie können nur von Schiffen mit geringem Tiefgang befahren werden und auch nur von Personen, die die Verhältnisse gut kennen. Zwischen den Inseln finden sich eine Menge Schlupfwinkel, welche mit Vorteil von Torpedobooten aufgesucht werden können, so daß jeder Gegner eher Grund hat, diese Plätze zu meiden wie dort Schutz zu suchen. Da, wo das dänische Gebiet beginnt, hören zwar die Inseln auf und die Wassertiefen nehmen zu, aber die Küste erstreckt sich fast als gerade Linie nach Norden. Buchten, welche gegen die verschiedenen Windrichtungen Schutz zu gewähren vermöchten, fehlen ganz, nur bei östlichen Winden ist hier ein Ankern von Schiffen möglich. So bleibt nur ein Stützpunkt in erheblicher Entfernung von dem deutschen Teile der Nordsee übrig, also in einem Abstande, der die Vorteile solcher Orte leicht illusorisch zu machen vermag.

Gelingt es dem Gegner nicht, die deutschen Streitkräfte bald nach seinem Erscheinen zum Kampfe zu zwingen, so bleibt ihm, falls die Witterungsverhältnisse ein Ergänzen der Kohlen und sonstigen Vorräte in See nicht gestatten und eine Reserveflotte ihm nicht zur Verfügung steht, nichts übrig, als unverrichteter Sache sich zurückzuziehen, um nach Auffüllung von Kohlen ꝛc. sich von neuem der Durchführung seiner Aufgabe zu widmen. Daß eine derartige unfruchtbare Tätigkeit den Geist des Personals nicht in gutem Sinne fördert, bedarf kaum der Erwähnung, namentlich wenn man bedenkt, daß die deutschen Streitkräfte alles daran setzen werden, den Gegner durch gelegentliche Torpedobootsangriffe und kleinere Unternehmungen mürbe zu machen. Sollte es dem Gegner trotz dieser Schwierigkeiten gelingen, den deutschen Streitkräften eine erhebliche Niederlage beizubringen, so wird ihm in der Einnahme von Helgoland eine zweite gleich schwierige und langwierige Aufgabe erwachsen. Hier würde es sich zunächst darum handeln, die Küstenbefestigungen zum Schweigen zu bringen, eine, wie wir gesehen haben, außerordentlich schwere Sache, welche viel Zeit, Schiffe und Munition erfordert. Aber auch nach der Vernichtung der Befestigungen bliebe noch übrig, von der Insel tatsächlichen Besitz zu ergreifen. Auch dies wird sich sicher nicht leicht bewerkstelligen lassen, da die Bodenformation von Helgoland hierfür sehr ungünstig ist. Die Insel besteht in der Hauptsache

Digitized by Google

aus einem sich ziemlich senkrecht bis etwa 60 m Höhe erhebenden Landstreifen, dem Oberland, welchem an der Südseite ein schmaler Streifen flaches Land, das sogenannte Unterland, vorgelagert ist.



Hier ist die einzige Möglichkeit, Truppen zu landen, was aller Voraussicht nach nur unter bedeutenden Verlusten möglich sein wird, da alle Plätze, welche hierfür in Betracht kommen, vom Oberlande aus sich leicht unter Feuer nehmen lassen. Eine Landung

Digitized by Google

größerer Massen erscheint ausgeschlossen, weil das Unterland eng mit Häusern besetzt ist und die Straßen daher sehr schmal sind, so daß eine Entwickelung zahlreicher Truppen nicht möglich ist. Von dem Unterlande aus müßte dann das Oberland erobert werden, was dadurch auf große Schwierigkeiten stößt, weil dasselbe nur an einigen wenigen Stellen zugänglich ist, die sich leicht gegen eine von unten anstürmende Truppe verteidigen lassen.

Erst nach der Einnahme von Helgoland würde sich eine wirksame Blockade der Küste ausführen lassen. Hierfür liegt die Insel außerordentlich günstig, da sie sich gerade in der Mitte zwischen dem annähernd einen rechten Winkel bildenden Festlande befindet und der Abstand von der Küste nach jeder Seite hin nur etwa 5 deutsche Meilen beträgt. Hier würde sich schon mit sechs Schiffen eine vollständige Absperrung der Zugangsstraßen durchführen lassen und die Gefahr, daß die Fühlung innerhalb der Blockadelinie verloren geht, wäre durch die an Land befindlichen Fixpunkte so gut wie ausgeschlossen.

Hat der Gegner die Absicht, die Zufuhr nach den Nordseehäfen abzusperren, ohne daß er sich zuvor in den Besitz von Helgoland gesetzt hat, so wird ihm dies nur möglich sein, wenn er die Blockadelinie so weit hinausschiebt, daß eine Beunruhigung derselben durch deutsche Streitkräfte ausgeschlossen ist. Dies würde, wenn sie wirksam sein sollte, eine so große Anzahl von Schiffen erfordern, da die Ausdehnung der Linie mit dem Abstande von der Küste unverhältnismäßig stark wächst, daß bezweifelt werden muß, daß ein Gegner für diesen Zweck diese Mittel verfügbar machen kann.

Ebenso wie eine wirksame Blockade der Küste den Besitz Helgolands zur Voraussetzung hat, ist auch ein solcher für alle größeren Unternehmungen gegen die Nordseehäfen Vorbedingung. So geht aus allem hervor, daß die Einverleibung Helgolands eine große Stärkung für die maritimen Streitkräfte Deutschlands darstellt und daß die Insel selber ein Punkt von wichtiger strategischer Bedeutung ist.

Digitized by Google

Zum Kunststreite Berlin-München*).

Von Fritz von Ostini.

Seit zwei Jahren wird die Rede vom Niedergang Münchens als Kunststadt mit Eifer und Nachdruck verbreitet. Damals hat Herr Hans Rosenhagen zuerst auf Mißstände im Münchener Kunstleben mit einem Freimut hingewiesen, der nicht wenig Aufsehen erregte. Es handelte sich hauptsächlich um jene Mißstände, die mit Franz von Lenbachs führender Stellung in München zusammenhingen und des Berliner Kritikers Feststellungen trafen in vielem den Nagel auf den Kopf. Gerade Lenbachs wärmste Freunde und Bewunderer wissen, daß er mit seinem bis zum Despotismus entwickelten Selbstgefühl, mit der Einseitigkeit seiner starken Individualität, weniger, als irgend ein anderer geeignet ist, ein so viel gestaltiges und subtiles Ding, wie die künstlerische Gemeinschaft Münchens zu regieren. Lenbachs Präsidentschaft war auch bald vorbei. Aber nun wurden die Klagen über Münchener Kunstverhältnisse immer heftiger und allgemeiner. Der Niedergang Münchens wurde ein Schlagwort. Von allen Seiten ist eingesetzt worden, kunstpolitisch und kritisch, bis zuletzt, gelegentlich des Bruches zwischen der Münchener und der Berliner „Sezession" die Angriffe auf München eine Form annahmen, die zu einer Abwehr herausfordert.

Im Vorjahre ist die Sommerausstellung der Sezession von Berliner Kritikern aufs schärfste heruntergemacht worden. Es blieb kein gutes Haar an ihr. Wir hatten uns über die hervorragend abgeklärte Qualität dieser Ausstellung gefreut und nun erfuhren wir aus Berlinern Blättern, daß sie „trostlos", daß diese Kunst außerhalb Münchens „ungenießbar" sei. Den Älteren wurde „Kunstgewerblichkeit" und „Retrospektivität" vorgeworfen; was die Jüngeren schufen, war gemalt und nicht gesehen, zeigte „outrierte Genialität". Jede Neuerscheinung und jede Wiederholung von Altem war gleicherweise ein Zeichen von rapidem Verfall. Und die treuen auswärtigen Freunde mußten

*) Der immer mehr sich zuspitzende Streit zwischen München und Berlin als Kunststätten ist aufs höchste bedauerlich. Ich gebe deshalb gerne einem anerkannten Münchener Kritiker das Wort. Der Gegenseite bleibt selbstverständlich die Antwort gewahrt. Aussprache von berufener Seite fördert die gemeinsame Sache: die deutsche Kunst. Und auf diese Förderung kommt es allein an. D. H.

Digitized by Google

mit ihnen büßen! Den Vogel schoß ein Berliner Berichterstatter ab, der seinem Urteil rückwirkende Kraft verlieh. Er schrieb von der Münchener Sezession: „Nun kann man niemals ihr Haus betreten, ohne an dies zu denken, was sie versprach. Und jedesmal ist dann der erste Gang eine Enttäuschung, mitunter eine kleine, mitunter eine große, diesmal eine sehr große!" Das gesamte Wirken der Münchener Sezession eine Kette von Enttäuschungen — das genügt! Die ganze Kampfarbeit eines Dezenniums wertlos, die größten Opfer umsonst gebracht! Ich glaube, drastischer läßt sich die Gefährlichkeit von Schlagworten nicht illustrieren!

Eine derartige Behandlung seitens eines Teiles der Kritik mußte den Herrn von der Münchener Sezession denn doch die Frage nahe legen, was ihrer beim Ausstellen in Berlin für ein Schicksal warte. Die Antwort war leicht zu geben: wir werden zu Gunsten der Berliner Sezession in Grund und Boden verrissen werden, wenn wir nicht mit einer geschlossenen Kollektion auftreten können, die uns glänzend repräsentiert! Das nächste nach dieser Erörterung war die Raumfrage bezüglich einer solchen Ausstellung. Nun hat die Berliner Sezession ihre Gäste stets in durchaus chevalereskер Weise behandelt; sie bot den Münchenern einen halben Saal mit eigener Jury und Hängekommission. Es war ganz zweifellos das Höchste, was sie geben konnte, denn die Berliner Sezession wohnt selber eng und unbehaglich in ihrem Heim. Aber für die Münchener, die mit 150—200 Bildern auftreten wollten, war das Höchste, was ihr da geboten werden konnte, eben doch zu wenig. So kam sie in die Lage, ihrem Berliner Kartellverein mitzuteilen — was in durchaus verbindlicher Form geschah! —, daß sie auf eine Beschickung der dortigen Sezessionsausstellung verzichten und außerhalb dieser eine Ausstellungsgelegenheit suchen müsse.

Die Antwort der Berliner Sezession war kurz und schroff. Sie forderte diejenigen ihrer Münchener Mitglieder, die sich an der beabsichtigten Kollektiv-Ausstellung in Berlin beteiligen wollten, zum Austritt auf und die Berliner Vorstandsmitglieder erklärten ihrerseits ihren Austritt aus der Münchener Sezession. Das Wort „Hochachtungsvoll" am Schlusse des Schreibens war die einzige Blüte der Höflichkeit in der dürren Absage.

Auch mit dieser Absage war der Bruch noch nicht unheilbar. Impulsive Künstler reden und schreiben nun einmal gerne ein Wort zu viel. Die Berliner Sezession konnte einsehen lernen, in welcher schwierigen Lage die Vorstandschaft ihrer

Digitized by Google

Münchener Kollegen denjenigen Mitgliedern gegenüber war, die von den paar Metern Wandfläche im Berliner Sezessionshause ausgeschlossen werden mußten! Andererseits konnten sich auch vielleicht die Münchener entschließen, um der gemeinsamen guten Sache willen noch ein Jahr unter ungünstigen Verhältnissen bei ihren bisherigen Freunden auszustellen. Im nächsten Jahre wollen diese ja, so heißt es, ein neues Haus bauen. Man könnte sich irgendwie in der Mitte treffen! Aber mit einer Leidenschaftlichkeit ohne Gleichen fiel nun wieder ein Teil der Berliner Presse über die Münchener her, ein Wiener Blatt übertrumpfte sie noch; aus den Anfeindungen von früher wurden jetzt unverhüllte Beleidigungen. Und aus diesen Kränkungen blickte ganz unverhüllt der direkte oder indirekte Einfluß der Berliner Sezession selbst heraus. Ein Kritiker hat doch unmöglich auf eigene Faust erklären können, die Berliner Sezession habe „um des lieben Friedens willen von den Mitgliedern der befreundeten Künstlervereinigung vieles aufgenommen, was man im Interesse der Ausstellung lieber refüsiert hätte." Diese Auffassung ist freilich merkwürdig angesichts des Eifers, mit dem von Berlin aus stets um die Beteiligung der Münchener geworben worden ist, aber sie konnte von den Münchener Herren immer noch fröhlich ertragen werden; ebenso die Erklärung, ihr Fernbleiben bedeute für die Berliner einen Vorteil, sei ihnen eher ein Gefallen, als ein Schlag; ebenso die noch kühnere Behaugtung, die Münchener wollten in Berlin einfach deswegen nicht mehr mittun, weil sie nicht könnten! Das konnten die Münchener, ihres Wertes bewußt, schließlich ruhig einstecken. Was aber nicht unwidersprochen bleiben darf, ist die Behauptung, sie hätten den Bruch mit der Berliner Sezession gesucht, um drüben in Moabit die Vorteile der offiziellen „großen Berliner" genießen, Medaillen einheimsen zu können, sie „drängten sich begierig zu den offiziellen Kunstkrippen". Der Vorwurf hat in München geradezu verblüfft, auf alles war man eher gefaßt, als auf diese Zumutung. Wenn sich die Münchener wirklich um einen Saal in Moabit bewerben sollten, was sie gewiß nur tun, wenn gar keine andere Zuflucht bleibt, so täten sie dies doch wahrhaftig nur um der Platzfrage willen. Man sagt mir aus bester Quelle, daß der Kaiser 1902 die goldene Medaille gestrichen habe, die Stuck in Düsseldorf erhalten sollte — nun steht aber unser Franz Stuck, vom Berliner Schloß ausgesehen, am rechten Flügel der Münchener Sezession. Was da die andern aus

Digitized by Google

der Berliner offiziellen Kunstkrippe zu erwarten haben, das kann sich einer leicht an den Fingern abzählen! Nein! Diese Auffassung hat Herrn Rosenhagen die Parteinahme für seine Berliner künstlerischen Freunde eingegeben und er wird sie gewiß rektifizieren. Vielleicht hat er sie schon rektifiziert, als er einige Artikel zu lesen bekam, in welchen das Echo seiner Worte widerhallte. Zum Beispiel den Artikel in der „Berliner Zeitung", wo Herr J. Elias ihn überbietet und der Münchener Sezession vorwirft: „ihre Leitung liege bei einem gewissen Strebertum, das den Wünschen der Regierung, die Sezession sehr bald wieder im offiziellen Glaspalast als reuig zurückgekehrten Sohn und Sünder zu sehen, mehr als gern entgegenkommt!" Das ist wahrhaft spaßig! Die Münchener Sezession hat sich in ihrer, damals doch nur von der reaktionärsten Kritik angezweifelten Glanzzeit die Anerkennung der bayrischen Regierung erzwungen, nicht durch Konnivenz, sondern durch künstlerische Taten! Das war ein Sieg — und aus diesem Siege macht man ihnen heute einen Vorwurf! Der Sieg war doch Zweck, nicht der Kampf, und wenn die Münchener Sezession heute im bayrischen Kultusministerium keinen Gegner mehr besitzt, weil sie sich das Wohlwollen des greisen, kunstfreundlichen Regenten von Bayern erobert hat — gegen wen soll sie denn in Dreiteufelsnamen Opposition machen?! Daß sie bei Staatsankäufen und Erteilung äußerer Ehren jetzt berücksichtigt wird, so gut, wie die andern, darauf darf sie stolz sein. Ist das ein Drängen nach der Staatskrippe? Aus dieser selben Staatskrippe haben dann auch Max Liebermann gespeist und und Max Slevogt, welch letzterer sehr früh mit dem bayrischen Professortitel und einem Staatsankauf bedacht wurde. Er wäre ein Narr gewesen, hätte er das nicht angenommen! Ich glaube, wenn morgen ein paar Bilder Liebermanns für die Nationalgalerie erworben werden sollten, er würde sie doch wohl hergeben, und wenn der Kaiser den Wunsch ausspräche, die nächste Ausstellung der Berliner Sezession persönlich zu eröffnen, man würde ihm nicht bedeuten, daß er unwillkommen sei! Ich glaube auch, daß kein Mitglied der Berliner Sezession den schwarzen, oder auch nur den roten Adler, oder z. B. das Amt eines Akademiedirektors ablehnen würde. Mit welcher Leichtherzigkeit in diesem Streit Vorhalte gegen München gemacht werden, erhellt aus einer Bemerkung des Herrn Elias, die dartun soll, wie sehr die Münchener Sezession bei ihrer Regierung lieb Kind sei: Von den hunderttausend Mark, die zu

Digitized by Google

staatlichen Kunstankäufen bestimmt, beziehungsweise geschenkt wurden, sollen 60000 an die Sezession gekommen sein. Wenn dem so wäre, so müßte sich ein so leidenschaftlicher Verfechter der modernen Kunst doch nur freuen! In Wahrheit haben aber die Münchener Sezessionisten von den hunderttausend Mark nur ein Fünftel bekommen. Vierzigtausend fielen an den Glaspalast; der Rest ist noch gar nicht ausgegeben!

Mit mehr Pathos als Sachlichkeit spricht der gleiche Kritiker von einem „maskierten Abfall und Lauf in die Glaspaläste — hüben wie drüben". Was nun den Glaspalast hüben, ich meine den in München, betrifft, so wäre der, wenn die Sezession wirklich dorthin laufen wollte — sie tut es aber nicht! — um kein Jota mehr Regierungsboden, als ihr jetziger Ausstellungspalast am Königsplatz, den sie sich durch ihre künstlerische Bedeutung ertrotzt hat! Das sollte jemand, der so scharf zu urteilen sich erlaubt, doch schon wissen. An eine Preisgebung ihrer vollen Autonomie kann und wird die Secession nie denken. Wie und wo sie dann ausstellt, ist ganz gleichgültig, sobald sie es nur unter eigener Verantwortung tut. Böte ihr heute die Regierung den halben Glaspalast und sie nähme ihn an — was sie, wie immer wieder gesagt werden muß, nicht will! — so würde sie dadurch nur zum Heile der nachdrängenden künstlerischen Jugend gewinnen, was sie jetzt leider nicht hat — Platz! Auf die Platznot in ihrem schönen, aber engen Heim geht Alles zurück, was man ihr vielleicht mit Recht jetzt vorhalten kann. Gewiß wäre ihr mehr junger Nachwuchs, wäre ihrem Organismus ein lebhafterer Säfteverkehr zu wünschen! Aber die Frage bleibt immer: wohin mit den Neuen? Hand aufs Herz, die Herren in Berlin: wie viele von ihnen würden ein Bild, das sie für gut halten, von dem sie sich Erfolg erwarten, zurückziehen, um einem Neuauftretenden Platz zu machen? Keiner! Aber wenn die Münchener ebenso menschlich empfinden, sind sie „abtrünnig von ihrem alten Ideal!"

Die Erklärung, daß die Münchener den Berliner Kunstmarkt nicht mehr entbehren können, ist vollkommen richtig. Ich glaube, die Berliner haben gegen den Münchener Kunstmarkt sonst auch nichts einzuwenden gehabt in diesem Sinne. Aber es sei gerne zugestanden, daß der Berliner Kunsthandel an Mut, Tatkraft und Weitsichtigkeit dem Münchener in vielem überlegen ist. Die größere Kaufkraft der Reichshauptstadt, in der viermal so viel und viel reichere Leute wohnen, hat freilich starken Anteil an

Digitized by Google

diesem Verdienst. Leider wird die Hetze gegen München auch das ihrige dazu beitragen, den Münchener Kunstmarkt noch mehr zu Gunsten Berlins zu verderben und man hat hier sicher das Gefühl, daß hinter dieser Hetze eben auch ein Teil des Berliner Kunsthandels steckt. Selbstverständlich traut man auch hier keinem anständigen Kritiker ein bewußtes Arbeiten für geschäftliche Interessen zu. Es ist mit der „Entdeckung Manets" und der übrigen Impressionisten jener Epoche Herrn Rosenhagen vollkommener, heiliger Ernst, so sehr er sich in bezug auf das Verhältnis irrt, in dem Manet zu unserer heutigen Kunst stehen soll! Dieser war ein großer, genialer Maler und Renoir ist ein genialer Maler und Claude Monet auch einer! Und Pissarro und Sisley und Degas auch! Und trotzdem ist der ganze, mit so ungeheurem Lärm in die Welt gesetzte Impressionistenrummel dieser Jahre nichts als ein mit den unlautersten Mitteln, Reklamen, Scheinkäufen und gefälschten Auktionen in Szene gesetzter Pariser Kunstbörsenschwindel und die enthusiasmierten Kritiker und Künstler, die nun in jenen Parisern die einzige Zukunft der deutschen Malerei sehen, sind ebenso die Opfer dieses Schwindels, wie die armen reichen Leute in Berlin W., die sich für eine Skizze Manets ein Kapital abnehmen lassen, für das sie einen Böcklin kaufen könnten! Wie lachen sie an der Seine über die deutschen Amateure, wenn diese um den sechsfachen Wert annehmen, was auf dem Pariser Markt um keinen Preis mehr loszuschlagen war!

Mit dem, was wohlgemeint und richtig an Rosenhagens Kritik der Münchener Verhältnisse war, hätte er viel Gutes stiften, nutzbringend gegen Stillstand wirken können. Es wäre gar vieles hier anders zu wünschen! Aber in dem Übermaß von Tadel nach allen Seiten, von Vorwürfen, die sich durch nichts beweisen lassen, geht der Wert der guten Absicht ebenso verloren, wie in der stets wiederholten Zumutung, die junge Münchener Malerei habe sich nach Maßgabe in Berlin ausgegebener Schlagwörter und Richtungen umzukrempeln. Dies wird sie nie und dies soll sie nie! Erstens einmal, weil jede Kunst unecht wird, sobald sie irgend einer derartigen Parole anders, als von innerem Zwang aus folgt, zweitens weil die Münchener Kunst ganz bestimmte lokale Eigentümlichkeiten nicht preisgeben darf und drittens, weil es wunderlich ist, zu verlangen, unsere Sezessionisten sollen heute wieder mit dem beginnen, was sie bedeutend früher schon angeregt haben und was in ihnen längst verarbeitet und abgeglichen ist! Dieselben Münchener, denen jetzt Retrospekti-

Digitized by Google

vität vorgeworfen wird, sollen nun plötzlich ein Evangelium, das vor 20 Jahren verkündigt worden ist, als die neueste Offenbarung annehmen! Wunderlich! Heute tut gerade jene Kritik, die sich als die fortgeschrittenste hinstellt, das, weswegen wir vor zehn Jahren die Philister so oft verlacht haben! Sie ruft: die Kunst soll . . . . . ! Von der Kunst verlange ich . . . ! Ist eine Kunstauffassung, die den Malern des Jahres 1902 die Palette Manets oder den Schönheitskanon Liebermanns aufzwingen will, wirklich freisinniger, als jene, die von den Malern des Jahres 1890 den Stil Pilotys, oder den Galerieton der Alten verlangte? Nicht blos von den berufenen Hütern des Vergangenen, auch von den allzu eifrigen Zukunftsmusikern muß die Kunst vor allem andern das Recht zu freier Entfaltung der Individualität verlangen, und Wert oder Unwert entscheidet sich immer nur im Hinblick auf sie. Darum gibt es keine maßgebenden künstlerischen Forderungen, gültig für eine ganze Epoche! Wenn ein Liebermann sie stellt, ist er genau so weit ab von der Wahrheit, wie wenn sie ein Lenbach erhebt! Darum wollen unsere Münchener, um es drastisch auszudrücken, malen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist und die Berliner machen es — hoffentlich! — gerade so. Ein Wettstreit soll es sein, wers am Besten macht — aber eine Rivalität auf rein künstlerischem Boden hätte es sein sollen, ohne Haß, ohne Zank, ohne Austritts- und Verrufserklärungen. Daß es anders geworden ist mit diesem Streit, ist zu beklagen — die Münchener haben keine Schuld daran und die Berliner werden keinen Vorteil davon haben — im Gegenteil: auf unserem alten Kulturboden ist vieles gewachsen, was fruchtbar geworden ist für die Reichshauptstadt. die gegenwärtige Neigung aber, alles herabzusetzen, was von München kommt, wird die Berliner um manche gesunde Anregung bringen! Eine Saat der Zwietracht ist gesät zwischen Süden und Norden, aus der nichts Gutes erblühen kann!

Zu einem maßvollen, sachlichen Warnruf war, allerlei Grund vorhanden und ein solcher hätte manche treffliche Wirkung haben können. Aber die übertriebenen und übereilten Schlagwörter vom „Niedergang Münchens", vom „Tod der Sezession" haben gegenteilig gewirkt: Der „Niedergang Münchens" ist eine Devise für unsren heurigen Karneval geworden!

Digitized by Google

Briefe deutscher Männer.

Von Ludwig Geiger.

I.

Vom alten Körner.

Wer der alte Körner ist, das wissen wohl die meisten, obgleich man in weitesten Kreisen bei Nennung des bloßen Namens nur an den jugendlichen frühvollendeten Dichter denkt, der durch sein Talent allein bei seiner Nation schwerlich den hohen Platz erlangt hätte, der ihm infolge seines tragischen Schicksals und der Siegesaureole angewiesen ward, die sein Bild umstrahlt.

Der alte Körner (1758—1831) war kein Dichter, auch kaum ein Schriftsteller. Ein solches Urteil darf man ruhig fällen, obwohl ein Bändchen historischer, politischer, ästhetischer Aufsätze von ihm vorliegt. Er war ein hochgeachteter Beamter, Jahrzehnte lang in Dresden bis 1814, dann in Preußen bis zu seinem Tode, ein Beamter, dem die Muße nicht so reichlich zugemessen war, daß er, bei seiner Art zu sammeln, zu sichten, zu konzipieren und auszuarbeiten, damit zur Ausführung größerer Pläne ausgereicht hätte. Dann war er ausübender und genießender Musiker und zog das laute Treiben des Konzertsaals oder das fröhliche Gesumme im Musikzimmer seines gastlichen Hauses der stillen Einsamkeit seines Studierzimmers vor. Auch sein stark entwickelter kritischer Sinn, der stete Umgang mit den höchsten Mustern, das Erfülltsein von einem fernen, nur durch die Besten erreichten Ideale, hinderten seine Produktivität. War er wirklich einmal allein, so kam er vor lauter Beschäftigtsein nicht zu fruchtbarer Beschäftigung. Der trotz aller Gutmütigkeit grausame Scherz Schillers: „Körners Vormittag oder ich habe mich rasieren lassen“ war eine bittere Pille, die der ernste, von schönstem Streben erfüllte Mann schluckte, ohne dadurch Heilung zu empfinden.

Ein solcher Mann, zum schriftstellerischen Wirken nicht geeignet, aber wohl zum Mitteilen und Überliefern geneigt, dabei immer des Höchsten voll, und auf das neue begierig, war zu drei Dingen förmlich berufen: Zum Erziehen, Lesen, Briefeschreiben. Die Erziehung seiner zwei Kinder leitete er in mustergiltiger Weise, hatte aber den Schmerz, beide ziemlich früh zu verlieren. Er war ein vollkommener Leser: Neugierig, so daß er,

Digitized by Google

wie die Literaturfreunde des achtzehnten Jahrhunderts alleſamt, ſich nicht mit dem Gedruckten begnügte, ſondern für Ungedrucktes eine Vorliebe zeigte; nachdenklich, ſo daß er die Grundſätze des Schreibenden zu erforſchen, ihm voranzueilen beſtrebt war, und Freude empfand, wenn er ihm begegnete; ferner gedächtnisſtark und durch ſolche Eigenſchaft in den Stand geſetzt, Wiederholungen, Entgegnungen, zufälliges Zuſammentreffen raſch zu erkennen; dabei aber doch leicht zu packen, unverführt durch die Maſſe des Geleſenen, und nie übellauniſch der Gegenwart den Rücken kehrend.

Alle dieſe Eigenſchaften, die den Leſer kennzeichneten, bewies er auch in ſeinen Briefen. In ihnen aber konnte er nicht bloß von ſeiner Vielſeitigkeit, Gelehrſamkeit, Empfänglichkeit, Urteilskraft Kenntnis geben, ſondern zugleich von ſeinem guten Herzen. Er beſaß Intereſſe für ſeine Korreſpondenten, mochten ſie ihm durch Zufall zuteil werden, oder aus beſtimmten Gründen von ihm gewählt ſein; die literariſche Anteilnahme verwandelte ſich meiſt in eine perſönliche, aus Bekannten wurden Freunde. Er beſaß ferner den Sinn für das Kleine, den der richtige Briefſchreiber haben muß, berichtete ſelbſt, ohne in Klatſchſucht zu verfallen, wie von den Ereigniſſen ſeiner Zeit, ſo von den Vorgängen ſeines Hauſes, erwartete aber auch Neuigkeiten von ſeinen Korreſpondenten und verfehlte nicht, das ihm Mitgeteilte mit wirklichem Intereſſe zu kommentieren.

Durch ſeine Briefe an Schiller, die durch zwei Jahrzehnte hindurch gehen, eine wertvolle Erläuterung für das Leben des jungverſtorbenen Dichters bilden, durch die an Wilhelm von Humboldt, die von einzelnem Perſönlichem abgeſehen, äſthetiſche Abhandlungen genannt werden müſſen, durch die an Goethe, die manche Werke des Altmeiſters verſtändnisvoll beſprechen, hauptſächlich die erſte Geſamtausgabe von Schillers Werken betreffen, erwarb ſich der alte Körner einen Ehrenplatz in unſerer Literatur. Es wäre zu viel behauptet, wollte man ſagen, daß die unten folgenden Briefe (die Briefe, deren Originale in der Gothaer Hofbibliothek aufbewahrt werden, waren bisher ungedruckt und faſt völlig unbekannt, nur einzelne Bruchſtücke waren in Höhnes Programm über Müllner, Wohlau 1875 und in Jonas' Körner-Biographie, Berlin 1883, benutzt und veröffentlicht) an Bedeutung die bisher erwähnten überragen oder auch nur ihnen völlig ebenbürtig ſind. Wohl aber darf man behaupten, daß ſie manche bereits hervorgehobenen Vorzüge der früheren Briefe aufs Neue bekunden und beſonderes Intereſſe dadurch erregen, daß ſie die

Digitized by Google

Erinnerung an eine markante, ehedem hochberühmte, jetzt ziemlich vergessene Persönlichkeit unserer Literaturgeschichte wieder wachrufen: an Adolf Müllner.

Dieser merkwürdige Mann (1774—1829) begann mit schüchternen literarischen Versuchen als Jurist und endete als vielseitiger, gefürchteter rabulistischer Journalist. Fast 25 Jahre waren dem Amte und der Praxis, etwa ein Jahrzehnt, wenn auch nicht ausschließlich, dem Journalismus gewidmet, von der ersten Periode ward ein Jahrzehnt, in dem die juristische Praxis nicht aufgegeben wurde, der Bühne geweiht. Den zahlreichen Lustspielen, die nicht übermäßig originell erfunden, sondern aus dem Französischen übersetzt oder fremdländischen Vorbildern nachgeahmt waren, folgten einige Trauerspiele, die von Werners 24. Februar ihre Anregung empfingen. Müllner begann diese Tätigkeit in einem Alter, in dem die meisten deutschen Dichter schon Erkleckliches geleistet haben; er beharrte in der tragischen Richtung, nachdem er in ihr mit seinem 24. Februar einen glücklichen Griff getan hatte, auf eine Mahnung Ifflands hin, obgleich er selbst bekannte, weder Talent noch Neigung zum tragischen Fache zu besitzen. Die Wirkung, die er mit seinen Stücken übte, war gleich groß auf das Lese- und Theaterpublikum, seine Stücke eroberten ihm alle größeren Bühnen, wurden enthusiastisch gelobt, von einzelnen Theaterleitungen, besonders aber von den Verlegern glänzend bezahlt. Freilich überdauerte sein Ruhm, für dessen Verbreitung und beständige Vermehrung er trefflich zu sorgen wußte, sein Leben nicht lange.

Unter denen nun, die Müllner achteten und ihm diese Achtung vielfach ausdrückten, befand sich der alte Körner. Die Beziehungen beider so ungleicher Männer waren durch die gemeinsame Liebe für Theodor Körner angeknüpft worden.

Die erste Nachricht, die mir in Müllners Nachlaß über Theodor Körner begegnet ist, findet sich in einem Brief des Hauptmann Wagner an Müllner vom 3. Oktober 1812. Darin teilte der Briefschreiber mit, daß in Wien „ein junger Mann aus Dresden" ein bewundernswertes Talent für dramatische Poesie zeige; er wolle über Weißenfels nach Weimar gehen und werde ein Empfehlungsschreiben des Korrespondenten an Müllner mitnehmen. Ob dies wirklich die erste Kunde ist, die Müllner von Theodors dichterischem Schaffen erhielt, ist zweifelhaft. Denn seit Ende 1811 waren in rascher Folge Körners Lustspiele und Dramen fertig geworden und Besprechungen einzelner oder selbst Abschriften mögen nach dem einsamen Weißenfels infolge von

Digitized by Google

Müllners großen Verbindungen gelangt sein. Im Liebhabertheater an dem letztgenannten Orte, in dem Müllner die Stücke bestimmte, auch in ihnen spielte, kommen Lustspiele des jungen Körner freilich erst im März 1815 vor.

Die von Wagner mitgeteilte Kunde gab ein Gerücht wieder, das in Wien verbreitet war; wir wissen aus anderen Quellen, daß im Mai 1812 zwischen dem alten Körner und Goethe der Plan erwogen wurde, Theodor für eine Zeit lang nach Weimar zu schicken. Aus diesem Plan wurde jedoch nichts, da Theodor durch seine Verlobung in Wien gefesselt blieb, dort im Januar 1813 eine Stellung als Hoftheaterdichter annahm, die er infolge seiner Beteiligung an den Befreiungskriegen nicht lange inne hatte. Eine persönliche Begegnung zwischen ihm und Müllner fand also nicht statt. Wohl aber begrüßte der ältere das frische Talent des jüngeren, (wie auch Theodor höchstwahrscheinlich des älteren Genossen dramatische Arbeiten kennen lernte und bewunderte), und betrauerte den frühen Tod des Dichterjünglings. Dies muß er z. B. in einem 1813 an den Vater gesandten Brief getan haben, in dem die von Jonas mitgeteilten Worte vorkommen: „Kann ich Ihnen nützlich sein, kann ich irgend etwas tun, was dem Namen des Verewigten frommt, so nehmen Sie mich unbedenklich in Anspruch.“ Mit diesem einfachen Kondolenzschreiben jedoch begnügte sich Müllner nicht, sondern äußerte seinen Schmerz auch in einem Gedicht. Dieses erschien wohl zuerst als Widmung des ersten Heftes von Müllners „Spiele für die Bühne“, wurde dann, wie schon aus einem der nachfolgenden Briefe hervorgeht, von dem Vater Körner in seine dem Andenken des Sohnes gewidmeten Sammlung aufgenommen, darf aber, zumal es weiteren Kreisen schwerlich bekannt sein dürfte, hier nicht fehlen. Es lautet:

Du bist am Ziel, nach dem die Sänger streben,
Dir scheidet sich die Gabe der Camönen
Vom falschen Schein, den Meng und Mode loben,
Und weil das Leben ist im Wahren, Schönen,
So l e b e s t Du und tot sind die da leben,
Weil tot der Geist ist, der dem Stoff mag fröhnen,
Darum, wenn mir e i n Ton nur ist gelungen,
So sei er Dir, Du Dichter-Held, gesungen.

Dies Gedicht schickte Müllner dem alten Körner jedenfalls, mit einem uns unbekannten Briefe, zu, worauf dieser in folgendem Schreiben dankte:

Digitized by Google

Dresden, am 3. Juli 1814.

E. W. bitte ich von der innigen Dankbarkeit versichert zu sein, mit der ich Ihr gütiges Geschenk auf (!) die liebevolle Erinnerung an meinen Sohn empfangen habe. Durch diesen meinen vollendeten Sohn bin ich Ihnen genähert worden und nun dürfen wir uns nicht mehr fremd bleiben. Was Sie im Komischen leisten, war mir nicht unbekannt, aber von Ihrem Berufe zum Tragischen hatte ich noch keine Vorstellung, da mir über die Schuld bloß unzuverlässige Anzeigen zu Gesicht gekommen waren. Sehr wünschte ich jetzt die Schuld zu lesen. Erscheint diese Tragödie nicht bald? Unter dem Nachlaß meines Sohnes werden Sie ein kleines Trauerspiel finden, die Sühne, worüber ich Ihr Urteil zu hören wünschte. Es hat nicht den ernsten Charakter des Ganzen, den der Hauptgedanke und die durchgängige Haltung dem Ihrigen gibt, aber es ist lieblich in den ersten Szenen, sodann höchst leidenschaftlich und bis zum Gräßlichen schauderhaft am Schluße; jedoch liegt das Schauderhafte mehr in einer unverschuldeten herzzerreißenden Situation, als in der Behandlung.

Das Manuskript der beiden größeren Trauerspiele meines Sohnes habe ich dem Banner (?!) der sächsischen Freiwilligen zur gänzlichen Disposition überlassen. Es war mir zu peinlich es den Theaterunternehmern anzubieten und mir ablehnende Antworten zu holen, oder mit vornehmen Phrasen durch eine Lumperey abfinden zu lassen.

Sie erlauben doch, daß ich Ihre Erinnerung an meinen Sohn der Sammlung einrücke, die ich für seine Freunde besonders drucken lasse? Diese wird noch zu Michaelis erscheinen.

Sein Bildnis, das meine Tochter sehr ähnlich gezeichnet hat, wird darzu von Buchhorn in Berlin in Kupfer gestochen. Mein Wunsch ist noch, das Denkmal auf seinem Grabe bey Wöbbelin, im Meklenburgischen, das jetzt in Berlin in Eisen gegossen wird, mit der Eiche, unter der er ruht, und den übrigen Umgebungen zeichnen und von einem tüchtigen Künstler Darnstedt oder Veith in Kupfer stechen zu lassen, als Beylage für diese Sammlung.

Zrini ist gedruckt und Rosamunde wird es bald auch seyn.

Recht schön wäre es von Ihnen, wenn Sie mir von Ihren Produkten etwas im Manuskript mitteilen wollten. Es käme nicht aus meinen Händen und ich würde es nicht einen Tag länger behalten, als Sie mir erlaubten.

Mit innigster Hochachtung

Euer Wohlgeboren ganz ergebenster Dr. C. G. Körner.

Digitized by Google

Die Sammlung, in welcher der Vater Müllners Huldigungsgedicht für den Sohn aufnahm, erschien o. J. aber wohl noch 1814 unter dem Titel „für Theodor Körners Freunde"; sie enthielt außer den dem Frühverstorbenen gewidmeten Gedichten Poesien aus dessen Nachlaß und einen Nachtrag: Theodor Körners Grabstätte. Die beiden großen Dramen Zriny und Rosamunde erschienen in dem eigentlichen „poetischen Nachlaß", den der Vater bei dem Buchhändler Hartknoch in Leipzig in zwei Bänden 1814 und 1815 veröffentlichte. Das Drama „Die Sühne", unter der Einwirkung von Werners 24. Februar entstanden, war in Weimar aufgeführt und von Goethe nicht ungnädig aufgenommen worden.

Dem Wunsch des neugewonnenen Korrespondenten nach Übersendung des Dramas „Die Schuld" kam Müllner alsbald nach, denn nur wenige Tage trennen den Brief, in welchem der alte Körner die Bitte aussprach, von dem, in welchem er von der Erfüllung seines Wunsches redet. Dieses Drama, obwohl schon am 27. April 1813 in Wien und seitdem auf den meisten bedeutenden deutschen Theatern aufgeführt, wurde erst 1816 gedruckt, um gerade die kleineren Bühnen zu nötigen, das Manuskript von dem Autor selbst zu beziehen und zu bezahlen. Der Dankbrief für das Drama lautet folgendermaßen:

Dresden, am 15. Juli 1814.

Durch Mitteilung Ihres Trauerspiels haben Sie mir einen hohen Kunstgenuß gegeben. Wer ein solches Werk aufzustellen vermag, muß schon vieles geleistet haben und ich kann mir den Wunsch nicht versagen, mich an mehreren Ihrer Produkte zu erfreuen. Lassen Sie mich wissen, wo etwas vielleicht unter anderem Namen gedruckt ist.

Sonderbar und fast unglaublich finde ich was Sie mir über die Entstehung dieser Tragödie eröffnen. Schon die Vereinigung der Jurisprudenz mit der Kunst ist eine seltene Erscheinung. Man sollte jedoch (!) glauben, der Dichter würde in einer anderen Welt leben als der Jurist. Dies ist aber bey Ihnen nicht der Fall und wird nur auf einer sehr hohen Stuffe der Kunst möglich. Nicht die Liebe zum Stoff ist es, was Sie begeistert, sondern die Freude an der poetischen Schöpfung. Der Gedanke hat ein Bild erzeugt und dies wird mit höchster Besonnenheit und Strenge ausgeführt. Nichts fremdartiges wird geduldet, aber alle Kunstvorteile werden benutzt, um Ihrer Darstellung

Digitized by Google

Leben und Wärme zu geben. Nun entsteht erst die Liebe und diese schmückt ihr Werk mit dichterischer Pracht.

Erfreulich war mir das Beyspiel, wieviel die Kunst über das Publikum vermag. Für die gemeine Neugierde ist Ihr Werk gar nicht berechnet. Was geschehen ist und was sich ereignen wird, bleibt nicht lange verborgen. Die Erwartung ist nicht auf die Situationen, aber wohl darauf gespannt, wie die gegebenen Charaktere in der erwarteten Situation erscheinen werden. Diese Teilnehmung des Publikums ist schon ein Fortschritt zum besseren.

Sehr glücklich war die Idee das Nordische und Südliche, jedes mit seinen Eigentümlichkeiten einander gegenüber zu stellen. Ich möchte dies den psychologischen Schmuck des Werkes nennen.

Die gewählte Versart hat eigene Vorteile, aber auch große Schwierigkeiten. Die Monotonie der Trochäen die mir in Schlegels Übersetzung des Calderon auffällt, ist hier durch kürzere Verse zum Teil mit männlichen Endungen vermieden. Aber gibt es wohl viele Schauspieler, die mit diesen Versen zustande kommen? In Weimar vielleicht, aber schwerlich in Wien und noch weniger in Leipzig und Dresden. Die Wiener Abkürzung ist unverzeihlich. Aber Dinge dieser Art erlaubt man sich dort. So hat man in dem Zrini meines Sohnes aus der Eva und Helene eine Person gemacht.

Von dem Schauspieler Heurteur, der so gerühmt wird, hatte ich nach dem, was ich 1812 von ihm gesehen, nicht viel erwartet. Koberwein, dachte ich, wäre passender für die Rolle gewesen. Als Don Cesar in der Braut von Messina hat er viel geleistet.

Ihre kriminalistischen Rezensionen werde ich aufsuchen und nächstens darüber an den Juristen schreiben. Bey mir sind die beiden Welten weit abgesonderter, als bey Ihnen, aber ich bin auch nur genießend und nicht produktiv in der ästhetischen.

Mit innigem Danke sende ich das Manuskript zurück. Entziehen Sie mir nichts dieser Art was Sie mir mitteilen können. Kommen Sie denn niemals hierher? Ich hätte so viel mit Ihnen zu sprechen. Leben Sie recht wohl.

Körner.

Der vorstehende Brief kann nicht in allen Einzelheiten erklärt werden, wenn diese Mitteilungen nicht zu einer sehr ausführlichen literarischen Betrachtung anwachsen sollen. Nur auf das Wichtigste sei hingewiesen, namentlich auf das liebevolle Eingehen des

Digitized by Google

Ästhetikers in die Schöpfung des Dichters, auf den Versuch, sich das Werk selbst zu konstruieren, worin sich die Achtung vor der ehrlichen Arbeit des Poeten bekundet. Nur wenige Einzelheiten müssen kurz erwähnt werden. Die Wiener Abkürzungen, die weniger aus Zensurrücksichten (moralischen und politischen) als und zwar fast ausschließlich aus ästhetisch-technisch-theatralischen Gründen vorgenommen wurden, werden in einer Besprechung behandelt, die der Dichter als Anhang zum Drama „Die Schuld" in seine Werke aufnahm. — Das Beispiel, das Körner von der Wirksamkeit dieser Zensur in Zriny seines Sohnes mitteilt, ist höchst charakteristisch. Der Schauspieler Nikolaus Heurteur stand später auch mit Müllner in direkter Verbindung. Des Dichters juristische Rezensionen waren namentlich in der Jenaischen (später Halleschen) Literaturzeitung erschienen. Wie sehr der Jurist Körner diese juristische Rezension und Aufsätze berücksichtigte, geht aus dem sehr wichtigen ferneren Brief unseres Korrespondenten hervor.

Auch zwischen dem zweiten und dritten Schreiben des alten Körner muß ein solches von Müllner eingetroffen sein, in dem dieser das zufällige und späte Entstehen seiner Lust- und Trauerspiele dargetan haben muß. Darauf schrieb Körner:

Dresden, am 25. August 1814.

Nur wenige Zeilen für heute um Ihnen von Theodors Nachlaß zu senden, was im nördlichen Deutschland gedruckt ist. Bei Wallishauser in Wien sind seine kleineren Stücke in zwei Bänden erschienen, von denen ich aber nur ein einziges Exemplar besitze.

Die Erzählung [Müllner hatte nach Dresden die Novelle, die Schuld oder Hugo, den genauen Titel weiß ich nicht, geschickt] sende ich mit vielem Dank zurück. Es ist eine interessante Aufgabe, einen solchen Stoff in zwei ganz verschiedenen Formen zu behandeln und indem man sich damit beschäftigt, muß sie auf die Bemerkung mancher Eigentümlichkeiten beider Formen führen.

Sehr unerwartet war mir, was Sie über den Zeitpunkt schreiben, in dem Ihre poetischen Produktionen begonnen haben. Diese Praktik in der Versifikation, mit der Ihnen so manches Wagestück gelingt, hätte eine frühere und vieljährige Übung vermuten lassen.

Sie scheinen für Dresden keine Vorliebe zu haben. Vielleicht

Digitized by Google

gewinnt es künftig eine Gestalt, die für Sie anziehender ist, was mir sehr erfreulich sein wird.

In nächster Woche reise ich nach dem Meklenburgischen, um meinem Sohn an seiner Grabstätte ein Denkmal zu errichten. Es gibt daher jetzt allerhand zu besorgen. Den Rückweg nehme ich über Berlin, wo ich vielleicht 14 Tage bleibe. Wenn Sie mich durch einen Brief erfreuen wollen, so schicken Sie ihn nach Berlin, adressiert an den Hofrat Parthey, Brüderstr. No. 14.

Leben Sie recht wohl Körner.

Der von dem Vater übersendete „Nachlaß", sind die oben schon erwähnten beiden Bände, welche außer den beiden Dramen Zriny und Rosamunde Gedichte und Erzählungen enthielten. Bei Wallishauser in Wien dagegen erschienen „dramatische Beiträge", drei Bände, die auch den Zriny, sonst im wesentlichen nur die kleineren Lustspiele des Dichters zum Abdruck brachten. Der am Schlusse unseres Schreibens erwähnte Hofrat Parthey ist der Schwiegersohn und Nachfolger Nicolais, der bekannte Berliner Buchhändler, der mit Körner sehr befreundet war und diese Vertrautheit auch bei der definitiven Übersiedelung des Alten nach Berlin bewahrte. Der Wunsch, den der Briefschreiber ausdrückte, von dem Adressaten eine Antwort in Berlin zu erhalten, wurde erfüllt, wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht.

Dresden, am 24. Oktober 1814.

Seit einer Woche sind wir von unserer Reise zurück und ohngeachtet der angreifenden Scenen am Grab des Sohnes hat die Gesundheit meiner Frau nicht gelitten. Das Denkmal ist gut ausgefallen, dauerhaft errichtet und vor Beschädigungen sicher.

In Berlin wurde ich durch Ihren Brief erfreut. Es that mir wohl, daß Rosamunde Sie befriedigt. Auch die Aufführung kann keine Schwierigkeit haben, sobald nur Eleonore gut besetzt ist; die freylich nicht in Carrikatur ausarten darf.

Ihre Schuld hoffte ich in Berlin aufgeführt zu sehen, was aber wegen der Krankheit eines Schauspielers nicht erfolgte. Über die Wirkung auf das dortige Publikum hörte ich von mehreren Personen sehr günstige Urteile. Daß man die Schuld hier geben will, ist die eigene Idee des Hofraths Winkler, die mir aber natürlicherweise sehr willkommen war. Das Dresdner Publikum bey dem deutschen Theater ist überhaupt sehr lau und man erfährt kaum, ob ihm wohl oder wehe bey der Darstellung

Digitized by Google

ist. Das muß aber die Direktion nicht abhalten, die vorhandenen Kunstwerkzeuge mit dem besten was da ist, zu beschäftigen. Vielleicht bildet sich nach und nach mehr Empfänglichkeit und bey einzelnen fehlt sie auch jetzt schon nicht, wenn sie gleich selten laut wird. Solange ich auf das hiesige Theater einigen Einfluß habe, wünsche ich besonders das eigentliche Lustspiel wieder empor zu bringen und den nassen Jammer auszutreiben. Nehmen Sie sich doch des Komischen an und lassen Sie uns bald etwas zukommen. Jetzt gehe ich die alten Lustspiele in der Absicht durch, um etwa manche Begrabenen vielleicht mit einigen Abänderungen vom Tode zu erwecken.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit

der Ihrige

Körner.

In jenem Schreiben Müllners, das dem eben abgedruckten vorausging, muß der Weißenfelser Dichter seine günstige Ansicht über Theodor Körners „Rosamunde" ausgesprochen haben. Die erste Aufführung der „Schuld" auf die Körner hinweist, erfolgte in Berlin am 14. Februar 1814, kurze Zeit vor Ifflands Tode. Das Drama wurde mindestens viermal hintereinander gegeben -- bis zum Jahre 1838 erlebte es in Berlin 55 Aufführungen — Müllner erhielt dafür ein Honorar von 27 Dukaten, das für jene Zeit ziemlich hoch war. Hofrat Winkler ist bekannter unter seinem Dichternamen Theodor Hell. Er war Herausgeber verschiedener Zeitschriften, eine der Säulen der Dresdner ästhetischen Kreise. Er trat damals in seiner Eigenschaft als Theaterleiter mit Müllner in Verbindung, geriet aber wie so viele Gönner und Schützlinge mit dem streitfertigen Herrn in Differenzen, die öffentlich ausgefochten wurden. Die Art von Körners Verbindung mit dem Theater ist im einzelnen nicht genug bekannt; gewiß war es keine feste Anstellung, sondern die eines freiwilligen literarischen Beirats. Von der Theatertätigkeit des Dresdners handelt auch der folgende Brief:

Dresden, 7. Dezember 1814.

Mit vielem Vergnügen habe ich die beiden Lustspiele gelesen, die Sie dem hiesigen Theater überlassen wollen. Herr Hofrat Winkler, der jetzt unpäßlich ist, wird Ihnen nächstens selbst schreiben. Vorläufig kann ich Ihnen melden, daß die Bewilligung des verlangten Honorars keinen Anstand findet. Die Vertrauten

Digitized by Google

sind im Ganzen sehr gut hier gegeben und mit lautem Beifall aufgenommen worden, so daß wenige Tage nachher eine Wiederholung für gut befunden wurde. Mdm. Hartwig und Hollweg haben sich besonders ausgezeichnet, auch Hanow, Madame Schwan und Geyer das Ihrige geleistet. Die Schuld wird jetzt einstudiert und hoffentlich noch in diesem Jahre gegeben. Für das Deutsche Theater sind jetzt hier wirklich bessere Aussichten. Das Publikum scheint empfänglicher und wärmer und die Schauspieler werden durch mehrere Aufmunterungen zu größerem Eifer angefeuert.

Zu Beschämung Ihres antiästhetischen Burgemeisters wünschte ich wohl mitzuwürken. In Weißenfels ist doch gewiß ein Bezirksausschuß der Hilfskommission. Könnten Sie diesen nicht vermögen, in ein öffentliches Blatt ein Empfangsbekenntnis cum elogio einzurücken? Oder könnte dieß nicht durch den Ausschuß des Kreises geschehen.

Leben Sie recht wohl Körner.

Die beiden Lustspiele, die in Dresden eingereicht waren, werden wohl „Die großen Kinder" und „Die Zweiflerinnen" (die gefährliche Prüfung) gewesen sein. Die in diesem und dem folgenden Briefe erwähnten Dresdener Schauspieler waren zumeist Eintagsberühmtheiten, bei denen nicht länger verweilt werden soll. Der Schlußpassus macht einige Schwierigkeit. Statt „antiästhetischen" möchte man eher „antipreußischen" erwarten oder sollte sich das ganze auf Streitigkeiten mit Ölzen, dem Vorsteher der Stadt Weißenfels, beziehen, dem Müllner nach seiner Art aus einem Freunde zum Feinde geworden war. Der nächste Brief, der über die Aufführung „der Schuld" in Dresden, ein theatralisches Ereignis ersten Ranges, handelt, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Dresden, am 20. Dezember 1814.

Gestern war hier die Aufführung der Schuld und ich eile Ihnen mitzutheilen, was ich dabey bemerkt habe. Im Ganzen ist viel geleistet worden, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe bedenkt, obwohl noch manches zu wünschen übrig blieb. Mit der Wirkung auf das Publikum würden Sie zufrieden gewesen seyn. Ein sehr volles Haus war durch das ganze Stück aufmerksam. In den ersten Akten wurde manchmal applaudiert, sogar einmal bei einer einzelnen Sentenz. In den letzten Akten aber herrschte eine Stille und nur am Schluß erfolgten Zeichen des Beyfalls.

Das Spiel gelang fast durchgängig und es wurde besonders

Digitized by Google

von den Frauen eine mahlerische Gruppe gebildet, wie Hugo den Mord bekannt hatte. Jerta knieete bey Elviren, die bewußtlos am Boden lag und stützte ihr den Kopf. Schauerlich war das langsame Nähern von Hugo und Elviren im 4. Akte nach dem Glockenschlag der Mitternacht. Selbst das Kind — Mamsell Meyer — spielte sehr unbefangen und mit Wärme.

Auch das Kind war es, was im Sprechen der Verse mich fast am meisten befriedigte. Den Reim hörte man fast gar nicht bey ihm. Dies war auch größtenteils der Fall bei Hellwig als Don Alvaros. Mdm. Hartwig als Elvira hörte man mit der Schwierigkeit kämpfen, aber sie nicht ganz überwinden. Ihre Intention war gut. Sie wollte den Reim nicht ganz zerstören, aber es entstand daraus manchmal ein Schmuck, der für das leidenschaftliche der Situationen nicht zu passen schien. Mdm. Schirmer und Hanow ließen den Reim zu sehr hören, aber Mad. Schirmer entschädigte durch den Ton des tiefen Gefühls in den Stellen, wo Jertas Reinheit der Seele sich ausspricht.

Hanow hatte einen richtigen Begriff von seiner Rolle und gab sie mit Wärme. Seine Stimme ist angenehm, wenn er sie mäßigt und dieß that in manchen Stellen sehr gute Wirkung. Bey langen Reden schadet ihm eine üble Angewohnheit, wodurch er sich der singenden Deklamation nähert. Es entsteht ein Rhytmus der Höhe und Tiefe des Tons, der nicht durch den Sinn der Rede bestimmt wird.

Ueberhaupt war der Eifer der Schauspieler nicht zu verkennen, so wie ich auch in anderen Fällen bemerkt habe, daß die Gesellschaft nach einem höheren Ziele strebt als vorher und daß man ihr jetzt ein Kunstwerk anvertrauen kann. Noch ein Wort über die Wirkung auf mich selbst. Mehr als ich bey einer genaueren Bekanntschaft mit dem Gedicht erwartete, wurde ich von dem Ganzen der Darstellung und nicht blos von den einzelnen Stellen ergriffen. Ich gab besonders acht ob die poetische Pracht nicht zuweilen etwas störendes hätte. Aber dieß schien mir nur einmal der Fall in der Rede des Hugo, wo er in einem schauderhaften Bilde darstellt, wie er dem Carlos gegenüber gestanden habe. Dieß Bild schien mir in diesem Momente — vielleicht durch Hanows Schuld — mehr für eine epische oder lyrische Darstellung als für eine dramatische zu passen.

Ich habe Ihnen so weitläufig geschrieben, damit Sie Zutrauen zu uns fassen. So weit ich das Wiener und Berliner Theater

Digitized by Google

kenne, so glaube ich, daß jetzt das Dresdner sich nicht dagegen zu schämen braucht.

Leben Sie recht wohl Körner.

Dresden, am 5. Januar 1815.

Über die Zweifelnden bin ich mit Ihnen nicht einerlei Meinung. Zwar ist die weibliche Rolle besonders gegen das Ende sehr schwierig aber ich traue doch Mdm. Hartwig zu, daß sie viel darin leisten würde und das Publikum ist wirklich hier schon besser als Sie vielleicht glauben. Man kann ihm auch etwas feineres bieten. Unter Ihren kleineren Produkten wären mir gerade die Zweifelnden eines der liebsten. Daß es zu den früheren gehört, bemerkt man nur etwa an einigen Stellen im Versbau. Lassen Sie mich doch wissen, ob und unter welchen Bedingungen ich das Stück der Theater-Intendanz geben kann.

Von den kleinen Stücken meines Sohnes sind gar keine Exemplare hier zu haben. Ich schicke Ihnen daher ein Exemplar aus meinem Vorrate.

Leben Sie recht wohl. Die bewußte Posse möchte ich wohl lesen. Körner.

Die im vorstehenden erwähnten „Zweifelnden" sind das früher unter dem richtigen Titel „Die Zweiflerinnen" erwähnte Lustspiel; die „bewußte Posse", wenn sie wirklich von Müllner ist, könnte „Der Blitz" oder die „Onkelei" sein, die jener Zeit angehören. Die „kleinen Stücke" des jüngeren Körner sind die von dem Vater des Dichters besorgte Ausgabe der dramatischen Beiträge. Einige andere Andenken an den Sohn schickte der Vater, ehe er Dresden verließ, in einem sonst nichtssagenden Brief vom 5. April und teilte zugleich mit, daß er als Staatsrat im Ministerium des Innern und zwar im Kultusdepartement nach Berlin gehe. Körner war es denn auch, der von seinem neuen Wohnsitz aus wiederum das Wort ergriff. Der „König Yngurd", nach dem er sich erkundigte, erschien in Buchform erst 1817. (In demselben Jahre fand auch in Berlin die erste Aufführung statt.) Proben aus dem Stück waren bereits im Laufe des Jahres 1816 gedruckt worden.

Berlin, den 6. August 1815.

Es zeigt sich eine Gelegenheit, mein Andenken bey Ihnen zu erneuern und mir einen sehr wünschenswerten Kunstgenuß zu verschaffen. Ich höre von einem König Yngurd. Sie hatten die

Digitized by Google

Güte mir die Schuld mitzuteilen. Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie ersuchte, mich auch dieses Werk im Manuskript lesen zu lassen? Ohne Ihre Erlaubnis käme es nicht aus meiner Hand.

Die „Schuld" wird in Berlin sehr geschätzt und, wie man sagt, im Ganzen gut gegeben. Ich selbst habe noch nicht Gelegenheit gehabt, sie hier zu sehen. Das hiesige Theater hat einige hervorstechende Talente besonders Mdm. Bethmann und Devrient. Letzterer ist im Komischen wenigstens ebenso brav als im Tragischen. Bey anderen Mitgliedern des Theaters bleibt manches zu wünschen übrig und es fehlt an einem anerkannten kunstgerechten Vorsteher des Ganzen, der über Einheit wacht und vor Fehlern warnt. Für Dekoration und Costüme geschieht viel. Erfreulich ist der Sinn für das Vaterländische der sich besonders jetzt bei Gelegenheitsstücken sehr lebhaft ausspricht. Könnten Sie bei dem künftigen Friedensfeste oder bei der Rückkunft des Königs hierher kommen, es würde Sie nicht gereuen.

Leben Sie recht wohl

Körner.

Der zuletzt ausgesprochenen patriotischen Aufforderung kam Müllner nicht nach. Merkwürdigerweise sprach er sich darüber in seiner Antwort nicht aus, der einzigen, deren Konzept in seinen Papieren erhalten ist. Es müßte denn sein, daß sein Brief, ein antipreußisches oder mindestens napoleonisches Manifest, als Antwort aufzufassen ist. Der König Yngurd faßte übrigens auf den Bühnen schwer Fuß, zuerst in Wien und Braunschweig, mit einiger Mühe in Dresden und Berlin. Von allen diesen Dingen handelte Müllner ausführlich in seiner Einleitung zur ersten Ausgabe des Yngurd. Unser Brief ist bereits bei Höhne veröffentlicht. Minor in seinem Buch über die Hauptvertreter des Schicksalsdramas bringt ihn S. 141 in indirekter Rede, wo es freilich „geschichtlich", wozu Minor ein Fragezeichen macht, statt „geschickter" heißt. Die beiden Schauspieler, von denen Körner kurz schreibt, haben in der Theatergeschichte einen guten Klang (Frau Friedrike Bethmann und Ludwig Devrient). Wenn Körner sodann die Leitung des Theaters bemängelt, so ist daran zu erinnern, daß der General-Intendant, Graf Brühl, zum erstenmal ein Nichtfachmann war, während bis dahin Schauspieler oder zum mindestens dramatische Schriftsteller das Berliner Theater geleitet hatten.

Die sehr merkwürdige Auseinandersetzung Müllners, Weißenfels, 24. August 1815, lautet so:

Digitized by Google

Ihrem Wunsch zu genügen, mein verehrter Freund, eile ich, Ihnen den König Yngurd zu übersenden, den ich auf drei Wochen entbehren kann. Es ist nicht nötig, daß Sie ihn geheim halten, Sie können ihn Kunstfreunde lesen lassen. Nur wünsche ich nicht, daß Abschriften davon genommen werden.

Doch auch davon sind Sie für Ihre Person ausgenommen. Wo Sie im Lesen auf Schreibfehler stoßen, da haben Sie die Güte das Blatt dergestalt einzuschlagen, daß die Spitze des Ohres die fehlerhafte Zeile berührt.

Die Fabel ist wie in der Schuld ohne alle historische Basis blos nach den Bedürfnissen meines Zweckes erfunden. Dieser Zweck ist aber ein Wenig seltsam. Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Königshelden und die Selbst- und Alleinherrscher in der Welt oft gerade die besseren Köpfe und die edleren Gemüter in einen Enthusiasmus versetzen, welcher der Ruhe der Welt nicht ersprießlich ist. Ich habe ganz unwiderredlich wahrgenommen, daß die Schmähungen womit die Mittelmäßigkeit über jene Scheingröße herzufallen pflegt, diesen Enthusiasmus nur vermehrt und es schien mir daher ein würdiger Vorwurf, der deutschen Kunst eine Dichtung aufzustellen, die sie geschickter abkühlen könnte. Es ist bei den Besseren nicht eben der äußere Glanz der Herrschergröße, der uns anzieht; es ist vielmehr, wenn mich nicht alles trügt, der ihm zu Grunde liegende Kraftwille, welchen sie bewundern. Die moralische Gebrechlichkeit dieser Basis anschaulich zu machen, schien mir daher das geschickteste Mittel solchen Enthusiasmus zu bekämpfen, der am Ende nur auf einer Verwirrung der ästhetischen Schätzung mit der moralischen beruht. Hier haben Sie den Schlüssel des Stückes, den kleinen bitteren Kern der dicken poetisch vergoldeten Nuß, möge sie meiner Nation genießbar sein und wohlbekommen. Müllner.

Körner antwortete sehr bald darauf.

Berlin, den 26. September 1815.

Mit großem Genuß habe ich einmal wieder an Ihrer Tafel geschwelgt. Auch habe ich mir nicht versagen können, Gäste mitzubringen, die Ihrer Bewirtung wert waren und sie zu schätzen wußten. Dieß hat die Rücksendung etwas verzögert, weßhalb ich um Nachsicht bitte. Meinen Kredit möchte ich nicht gerne bei Ihnen verlieren und werde daher das nächste Mal gewiß pünktlicher sein. Über den Reichtum der Situationen und die Kraft der Darstellung darf ich Ihnen nichts sagen. Lassen Sie sich zu

Digitized by Google

der überwundenen Schwierigkeit Glück wünschen, die jedem Anderen die gewählte Versart verursacht haben würde. Indessen bleibt mir noch der Zweifel übrig, ob man gerne die Wirkung entbehrt die der aufgesparte Reim am Schluß der Hauptscenen hervorbringt. Es entsteht dadurch ein Contrast, wie in der Oper zwischen Recitativ und Arien.

Mit dem Zweck Ihres Gedichts söhnt mich das Werk aus, das er hervorgebracht hat, und das in der ästhetischen Welt sehr gut für sich besteht. Aber über diesen Zweck möchte ich sonst mit Ihnen streiten. Erstlich mag die Zahl derer, die Sie bekehren wollen, jetzt wohl nicht so groß sein, wenigstens nicht im Preußischen.

Aber auch im entgegengesetzten Falle wird der dramatische Dichter schwerlich es dahin bringen, daß ein Held, wie Yngurd durch einen König wie Alf verdunkelt wird. In der wichtigen Scene zwischen beiden, wo der eiserne Wille dem schüchternen Werkzeuge seines nicht von ihm geachteten Kanzlers entgegensteht, wird Alf nur eine ruhige Achtung einflößen, ohne daß man sich für ihn begeistert. Vielleicht wäre noch eine Figur nötig gewesen, wie der Großinquisitor im Carlos, der Yngurd durch Vorhaltung der Schwäche demütigte, die ihn hindert, sich gleich zu bleiben und mit Festigkeit auch das Verbrechen zu ergreifen. Auffallend war mir die Stelle, wo Yngurd von der Unmöglichkeit spricht, das Andenken und die Art, wie er herrschte, zu vertilgen. Für Ihren Zweck erschien sie mir nicht vorteilhaft, aber in Charakter und Situation ist sie völlig begründet. Oskarn als Dichter dem Helden entgegenzustellen war eine sehr glückliche Idee. Asla ist eine höchst tragische Natur und die Erzählung ihres Traumes eine meiner Lieblingsstellen im Stück. Brunhildens Tod muß auf dem Theater schauderhaft wirken. Das ganze Stück aber fordert zur Aufführung sehr ausgezeichnete Talente.

Schreibfehler habe ich gefunden und auf die Art, wie Sie wünschten, angedeutet. Noch eine Kleinigkeit, über die Sie mich nicht auslachen müssen. Sie brauchen Entschluß als einen Trochäus oder Spondäus so habe ich es oft auch von Schauspielern deklamirt gehört, aber mich nie mit dieser Quantität aussöhnen können. Dann müßte man, deucht mich, Endschluß schreiben und dieß ist für mich ein unpoetisches Wort, das mich immer an Endurthel erinnert. Man entschließt sich wie man entbrennt, wenigstens im Drama.

Ihre Mitteilung des Manuskripts erkenne ich umsomehr mit

Digitized by Google

Dank an, da ich außerdem wegen der Abwesenheit des Grafen Brühl sehr lange hätte warten müssen. Nicht ohne Verdruß denke ich, daß Ihnen so viel Zeit durch trockene Geschäfte geraubt wird. Wäre es Ihnen denn nicht möglich, mehr noch der Kunst zu leben? Körner.

Über die von Körner erwähnten Persönlichkeiten ist folgendes zu sagen: Asla ist Ygurds und Irmas Tochter. Oskar ist der Sohn Brunhildens, Nachkind von Ottfried, Halbbruder von Königin Irma. Brunhilde ist die Witwe des verstorbenen Normannenkönigs Ottfried, Stiefmutter der Irma. (Die Erzählung von Oskars Traum findet sich in der ersten Szene des ersten Akts.) Mit dem eben mitgeteilten Schreiben kreuzte sich ein Mahnbrief Müllners vom 1. Oktober, der, da die bewilligten drei Wochen längst verstrichen waren, um Rücksendung seines Manuskripts bat. Am 5. wiederholte daher Körner recht ängstlich, daß er am 27. v. M. mit der fahrenden Post über Leipzig das Trauerspiel abgeschickt habe. Der eben erwähnten Mitteilung schließt sich in dem sonst belanglosen Schriftstück noch folgende interessante Bemerkung an: „Das erzählende Gedicht „Die vier Schwestern" hat keinen erfundenen Stoff, sondern die Geschichte soll sich in der Familie der Generalin Bose zugetragen haben, von der sie erzählt wird. Mein Sohn hatte sie mittelbar aus dieser Quelle gehört, mir ist sie auch immer sehr lieb gewesen."

Die vier Schwestern sind ein kleines erzählendes Gedicht, das sich z. B. in Adolf Sterns Ausgabe Band 1, S. 199 findet. Es gewinnt durch diese Erklärung des Vaters erst seine rechte Bedeutung. Auf das vorstehende größere Schreiben vom 27. September, das freilich manche Kritik enthält, die dem etwas eitlen Dramatiker nicht ganz angenehm sein konnte, antwortete dieser sehr bald eingehend und liebenswürdig (4. Okt.). In dieser seiner Antwort führte er aus, daß seine Ausführungen über Ygurd von Körner zu politisch aufgefaßt seien, sprach über den Reim und deutete seine Sehnsucht an, in den Staatsdienst zu gelangen. Gerade die Berufung Körners nach Berlin mag ihm ein willkommener Anlaß gewesen sein, selbst Hoffnungen auf eine Verpflanzung nach der preußischen Hauptstadt zu hegen, und überhaupt den Schutz dieses in eine hochangesehene Stellung gerückten Mannes zu erbitten: Dies alles ergibt sich aus Körners Brief vom 12. Oktober 1815.

„Es freut mich, daß meine Bemerkungen eine so gute Aufnahme gefunden haben. Für jetzt nur noch in Eil ein paar Worte auf den letzten Teil Ihres Briefes. Sie sind als Schrift-

Digitized by Google

steller im juristischen Fache mit Beyfall aufgetreten, aber, so viel ich weiß, ohne sich zu nennen. Wäre eine hiesige Professorstelle bey der Universität vielleicht Ihrer Neigung gemäß? Dann bäte ich Sie um die Titel Ihrer Schriften, um bey einer vorkommenden Gelegenheit für Sie wirken zu können. Die Wiener Theater-Dichter-Stelle ist meines Wissens seit dem Tode meines Sohns noch nicht vergeben. Ihre Stücke haben dort viel Aufsehen erregt. Es fragt sich, ob Sie nicht einen solchen Platz dort erlangen könnten. Levetzow ist Professor bey einem hiesigen Gymnasium."

Körner.

Die freilich sehr vage Aussicht eines Rufes nach Berlin war zunächst Körners Idee, der weder die Berliner Professoren noch die Regierung irgend wie näher getreten zu sein scheinen. Doch mag daran erinnert werden, daß Savigny noch 1817 Müllners juristische Schriften lobte und ähnlicher Beifall ihnen auch von anderen Rechtslehrern gezollt wurde. Die Notiz über Levetzow erklärt sich daraus, daß dieser Kunstgelehrte im Auftrag des Grafen Brühl eine dramaturgische Zeitschrift herausgab, mit Müllner angeknüpft und ihn zu Beiträgen aufgefordert hatte.

Damit ist der Briefwechsel, soweit er mir vorliegt, zu Ende. Daß Müllner die Konzepte zu seinen Antworten nicht aufhob, erklärt sich daraus, daß diese nur freundschaftlich-literarischen nicht aber geschäftlichen Inhalts waren, und daß er als gewiegter Geschäftsmann hauptsächlich Papiere der letzteren Art aufzubewahren für gut hielt. Das einzige erhaltene Konzept ist daher jene mehr dramaturgische Abhandlung, die der geschäftige Schriftsteller möglicherweise auch noch für andere Zwecke benutzen wollte.

Daß indessen mit dem zuletzt mitgeteilten Schriftstück die Beziehungen beider Männer zu Ende waren, ist schwer anzunehmen.

Man kann sich z. B. nicht vorstellen, daß Müllner auf den obigen Brief nicht antwortete und ferner, daß er bei seinem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Berlin 1816 behufs Einstudierung des Yngurd einen so einflußreichen und zum helfen geneigten Gönner nicht aufgesucht habe. Ja man möchte sogar annehmen, daß er auch in der Folgezeit die Verbindung mit jenem mit allen Mitteln aufrecht erhalten habe. Weitere Zeugnisse jedoch haben sich nicht finden lassen.

Digitized by Google

Die vorstehenden Briefe des alten Körner werden hoffentlich dazu dienen, das Bild des edlen Mannes manchem lieb zu machen. Man wird sich nicht blos über die interessanten Ausführungen freuen, die der Alte den von ihm gelesenen dramatischen Werken widmet, sondern man muß die Seelenstärke bewundern, mit der dieser Mann nach dem Tode seines Sohnes, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, in seiner Vereinsamung nach dem Tode seiner Tochter, die dramatische Tätigkeit eines ihm persönlich Fremden verfolgt und würdigt. Er gehört zu jenem vergangenen Geschlecht, das von den Bedürfnissen des Tages absah, selbst von den traurigsten Erlebnissen nicht niedergedrückt wurde, sondern in dem Reiche des Geistes zu schwelgen als eigentliches Lebensbedürfnis empfand.

Und vergib uns unsere Schuld ....

Von Rudolf Stratz.

Überall, wo Katholiken wohnten, läuteten unter dem tiefblauen Frühlingshimmel die Kirchturmglocken der grünen Pfalz Fronleichnam ein. Ein nahes und fernes Summen, ein eintöniger, einschläfernder Sang in der Festtagsstille geleitete in jedem Dorfe den langsamen, feierlich bunten Zug der Fronleichnams-Prozession auf ihrem Wandelgang von einem der im Freien errichteten Altäre zum nächsten.

Unter seinem Baldachin, den die Kirchenältesten — verwitterte, weißhaarige Tabakbauern — trugen, schritt Bonifaz Nüßle, der Kaplan von Rietigheim, in den Falten des Prunkgewandes das Allerheiligste verdeckt vor der Brust haltend, — barhaupt, daß der Tonsurmond hell aus dem krausen, jungen Braunhaar schimmerte, der sonnengebräunte, derbe Bauernkopf bleicher als sonst, starr, herrisch, mit einem fanatischen erdverlornen Blick in die Weite — kein Mensch mehr wie die um ihn — nein, ein Priester, der Stellvertreter Gottes, das Gefäß Seiner Gnade.

Um ihn wehte der Duft der in der Vormittagsglut flackern-

Digitized by Google

den Wachskerzen. Die Männer vom Cäcilien-Verein trugen die Opferstöcke, junge und alte Landwirte mit bloßen Köpfen, in schwarzen Leibröcken, die seltsam geformten Zylinderhüte in der Hand. Hinter sich hörte er das Füßescharren der Menge im Staub, der in dichten, weißen Wolken aufstieg, das halblaute hastige Gebetgemurmel der Frauen, und vor sich sah er das farbenfrohe Bild jener Kirchenpracht, an der sich einst zuerst die Sehnsucht des Dorfbuben, ein hochwürdiger Herr zu werden, entzündet. Die bunten Fahnen rauschten und wallten, getragen, geheimnisvoll tönte die Musik, die grell geputzten Heiligenfiguren schwankten über den demütig entblößten Häuptern, über sie alle erhaben die lebensgroße Gestalt der Mutter Gottes im himmelblauen Mantel, die Sonne als Strahlenkranz um das süße, lächelnde Gesicht. Acht weißgekleidete, eben erwachsene Mädchen trugen auf ihren Schultern die Jungfrau, und vor ihnen wimmelte und trippelte es, sich mählich nach vorn bis zu den vier- und fünfjährigen Kleinsten abstufend, von ihren Schwestern — wohl an die hundert kleine Mädchen, alle schneeweiß gekleidet wie eine Taubenschar, Blumenkränze auf den blonden Zöpfen, Blumensträußchen in der Hand.

Die Kinder sangen mit ihren dünnen Stimmchen zur Musik, von hinten dröhnten die Bässe der Bauern, von oben läutete es unaufhörlich, durchdringend, in heiligem Eifer aus der Höhe des Kirchturms und im Herzen Bonifaz Nüßles, der hochaufgerichtet, unnahbar, als der Mittelpunkt des Festzuges unter seinem Baldachin dahinwandelte, klang das Alles als ein einziger, wehklagender Laut. ‚Sünder' hallte es ihm rechts ins Ohr und links hallte es wider ‚Sünder'. Und wenn, bei einem Altar angekommen, alles still war und nur in der Ferne die Glocken summten, da hörte er durch das Schweigen sein Herz hämmern: Sünder! Sünder!' — und wenn er im Namen Gottes die Monstranz hochhob und im Glas den Leib des Herrn zeigte und die Menge sich bekreuzigend auf die Kniee fiel, ward plötzlich eine wahnsinnige teuflische Lust in ihm wach, sich langhin zu werfen in den Staub und zu schreien: Tretet auf mich — tretet mich mit Füßen — die Schafe den Hirten — ich bin der Sünder — ich — ich . . . .

. . . . wenn es eine Sünde gibt . . . ?

Dieser Zweifel entsetzte ihn am meisten. Der Schweiß auf seiner Stirne war nicht heiß wie bei den andern — er war eiskalt. Seine Kniee zitterten unter dem Meßgewand. Er sah

Digitized by Google

schwarze Schatten vor den Augen tanzen und atmete schwer auf dem langen, endlos langen Weg.

Bisher waren zu beiden Seiten die Häuser mit grünen Bäumchen geschmückt gewesen. Junges Laub und frische Blumen hatten den Staub der Straße verdeckt. Jetzt hörte das auf. Nur da und dort prangte noch ein Häuschen im Festschmuck — die großen Höfe aber standen alltäglich, kalt abweisend daneben. Man war an der Grenze zwischen Alt- und Neu-Rietigheim angelangt. Hier wohnten die „Annern" — die Evangelischen, hier beschrieb die Prozession einen Bogen, um nicht am Hause des Schmieds Adam Sauerbeck, des Hauptes der Protestanten und bitteren Feindes alles dessen, was von Rom kam, vorbeizumüssen und verschwand dann wieder in der katholischen Kirche, von wo sie ihren Ausgang genommen. Dort fand die religiöse Feier ihr Ende, der Rest war Kegelschieben, Trunk und Tanz, Kirchweihfreude wie sonst, an der auch die Evangelischen teilnahmen. Notgedrungen, wie sie sagten, denn nach dem badischen Konkordat waren sie gesetzlich gezwungen, mit den Katholiken den Fronleichnam als hohen Feiertag zu halten, wogegen Jene wieder den Charfreitag der Protestanten als allgemeinen Bußtag einräumten.

Der Kaplan hatte nach vollzogenem Gottesdienst sein Prunkgewand mit dem gewohnten schwarzen Rock vertauscht. Er tat es in Hast, mit zitternden Händen, als brenne der buntgestickte silberne Flitter auf seinem Leibe. Es drängte ihn hinaus, ins Weite, irgendwohin, wo er einsam war und erlöst von dem dumpfen, unfaßbaren Etwas, das seit Wochen, von Tag zu Tag wachsend, um ihn wehte, wo er ging und stand, aus halblautem Weibergeflüster in den Ecken hinter ihm herzischelte, aus stummen Blicken der Männer in seine Seele stach. Das war der Verdacht, das mählich steigende Mißtrauen rings um ihn, den Geweihten des Herrn — die lichte Schadenfreude drüben bei dem pfaffenfeindlichen Schmied Sauerbeck und seiner Sippe — das schnürte ihm die Kehle zusammen — das erfüllte ihn mit Angst vor jedem Menschen-Angesicht. Er wußte, wenn er in seinem Hause blieb, kam in Kurzem einer hinter dem andern, Landwirte, Taglöhner, Frauen, um am Feiertag nach der Kirche das und jenes mit dem Seelsorger zu besprechen. Und viele trieb wohl nur die giftige Neugierde her, zu sehen, ob er noch ruhig und würdevoll rede und dem Besucher ernst ins Auge schaue, wie sonst.

Digitized by Google

Aus der Vordertüre der Wohnung konnte er nicht heraus. Da lag gerade gegenüber das Wirtshaus „Zur fröhlichen Pfalz". Dort saßen schon die Männer beim Schöppchen Wein, aus dem Garten klang das dumpfe Rollen der Kugeln und das Prasseln der Kegel, auf dem Platz davor schlenderten junge Burschen in Hemdsärmeln umher, ein paar Urlauber — badische Artilleristen und hellblaue Bayern vom andern Ufer des Rheins — da wurde er sofort angehalten und mußte Rede und Antwort stehen.

Aber es gab noch eine Hinterpforte. Die führte auf den Gottesacker, der zwischen Kirche und Pfarrhaus lag. Bonifaz Nüßle war gewohnt, bei Sonnenhelle und Mondschein das stille Gewimmel der Kreuze unter seinen Fenstern zu sehen. Aber heute eilte er scheu hindurch, hastig wie ein Verbrecher an den beiden epheuumrankten, in die Außenwand der Kirche eingelassenen Marmortafeln vorbei. Da ruhten seine beiden Vorgänger. Der eine war ein fanatischer, schwindsüchtiger Gelehrter gewesen, lang, mager, mit strengem Römerkopf. Der war nur, um in Frieden und frischer Luft zu sterben, in dies stille Dorf gezogen. Bonifaz Nüßle hatte ihn während seiner letzten schweren Krankheit ein halbes Jahr lang vertreten und versah jetzt noch bis zur Ankunft des neuen Pfarrers sein Amt in der Gemeinde. Der andere aber hatte vorher wohl dreißig Jahre und länger unter den Seinen hier gelebt — breitschulterig, kräftig, derb und hitzig — der rechte Pfälzer, den Schalk im Nacken, tausend Schnurren im Kopf, hinterm Wirtstisch wohl zu brauchen — aber gefürchtet, wenn seine Stimme auf der Kanzel dröhnte und mehr noch, wenn sie im Beichtstuhl halblaut zu grollen anhub. Und es war dem jungen Kaplan, als riefen Stimmen unter dem Rasen — als frügen die toten Amtsbrüder, der Zelot wie das Weltkind: ‚Steh, ungetreuer Hirt! Was vergaßest du unserer Herde?'

Gott sei Dank — da klirrte das Kirchhofgitter. Die Toten von Rietigheim schliefen hinter ihm in der Mittagsglut. Vor ihm schwankte dichtes Weidengebüsch, eine weite Wildnis auf kiesbedecktem, an Wassertümpeln reichem Boden — das Überschwemmungsbett des Rheins zur ersten Frühlingszeit. Jetzt konnte man leicht hindurch, einen schmalen Pfad entlang, der zwischen dem mannshohen Dickicht in ein paar Minuten bis zum Ufer des Flusses führte.

Da angekommen, blieb der junge Kaplan tief aufatmend stehen. Vor ihm glänzte in weitem, rasch fließendem und leise

Digitized by Google

murmelndem Wasserspiegel der deutsche Strom. Silberne Sonnenstrahlen spielten darauf. Ein kühler Hauch wehte über die freie Fläche. In der Mitte des Flusses arbeitete sich ein Schlepper mit seinen Lastschiffen empor. Ein Floß trieb vorbei. Ganz drüben, am anderen Ufer, hantierten zwei Männer mit einem Kahn — aber alles war wie wesenlos, in flimmernde Lichter, in tiefes Mittagsschweigen getaucht.

Und doch war Bonifaz Nüßle auch hier nicht allein. Es rumpelte auf dem Landweg, der längs des Rheins von hier nach dem Dorfe Weilheim, der nächsten Eisenbahnstation lief, ein Bauernwägelchen kam heran und der darin sitzende Doktor aus dem Nachbarstädtchen rief schon von weitem: „Guten Morgen, Herr Kaplan! Da kann ich gleich den Gruß ausrichten von Ihrer alten Haushälterin."

„Wie geht's ihr denn? Ich war schon acht Tag' nicht dort."

„Wie's einem halt mit 'nem gebrochenen Bein geht. Ich hab' ihr gleich gesagt: „Stupfin, was hat sie denn noch aufs Fensterbrett zu klettere und Gardinen aufzustecke? „Sell is nix für alte Weiber. Da gehört e jung Ding dazu! No — in vierzehn Täg' kann sie wieder auf die Kirchweih' tanze gehe, die Alt'! Wie behelfe Sie sich denn in der Zeit?"

„Es kommt halt eine Frau zum Reinmachen."

„Und wer kocht Ihne denn?"

„Ich lass' mir 's Essen holen — gegenüber — aus der Pfalz."

„Aus der „Fröhlichen Pfalz" — da — wo die schöne Anna war — die Tochter vom Wirt?"

„Die Anna Treiber? die ist die Nichte. Die ist noch dort."

„Hat die denn nicht geheiratet?"

„Noch nicht."

„Ja — wie is mir denn jetzt? Es gedenkt mir doch: wie ich vor sieben, acht Monaten 'mal an der Pfalz gehalten hab', da hat so ein hitziger, langer Bursch in 'ere Metzgerschürz' gesessen und das große Wort gehabt . . . ."

„Ja — der Vincenz Öttli."

„Kennen Sie den Mann?

„Ob ich den kenn'! Wir sind als Buben zusammen in die Schul' gegangen, drüben an der Bergstraße. Der ist mein Freund von Jugend auf."

Digitized by Google

„So, so. Und von dem Ochsenmetzger hat's damals geheiße: der heiratet die Anna. Das ist eine abgemachte Sach'."

„Das will er auch, sobald er kann. Aber die Zeit über sitzt er in Bruchsal im Gefängnis. Sechs Monat'. Gerade heut' wird er frei."

Der Doktor pfiff durch die Zähne. „In Bruchsal . . schau 'mal an. Was hat er denn angestellt? Körperverletzung natürlich? Oh ihr Pälzer Krischer. Als norr mit 'em Maulwerk voraus und mit 'em Messer hinnerher."

„Er hat den Sauerbeck gestochen — den Schmied — im Wirtshaus, weil er auf mich geschimpft hat. Der Sauerbeck haßt alles, was katholisch ist, und die Priester schon gar. Und jetzt — weil's bei dem Öttli schon das dritte Mal war wegen Körperverletzung — er ist halt so ein Hitzkopf und sein Schlächtermesser — das henkt ihm dann auch, wenn der Mann zuviel getrunke hat, so gerad' bequem zur Seite . . . ."

„. . . da hat's ein halbes Jahr gekostet," ergänzte der andere. „Und heut' kommt er zurück? Und der Schmied ist wieder gesund? Na — dann ist ja alles in Ordnung nach hiesigen Begriffen. Und wie wirds denn jetzt mit der Heirath?"

„Die wird jetzt bald sein, denk' ich."

„Aha . . . ." sagte der Arzt nachdenklich. „Na — schön! Adieu, Herr Kaplan. Fehlt Ihne was?"

„Nein — warum?"

„Sie schauen so blaß aus, mein' ich."

„Das macht die Hitze . . . und die Prozession. . . , ich hab' heute noch keinen Bissen gegessen."

„Da schauen Sie, daß Sie heimkommen und lassen Sie sich von der Anna was Gutes bringen." Der Doktor streckte die Hand vom Wägelchen herab. Dann rumpelte das Gefährt weiter. Als er sich nach einer Weile umdrehte und durch den aufgewirbelten Staub zurücksah, stand Bonifaz Nüßle immer noch, ein schwarzer Schatten auf der weißen Straße, unbeweglich und starrte hinaus auf den Rhein.

Endlich kam Leben in ihn. Er ließ den Fluß und die Weiden hinter sich und ging querfeldein, hinaus in die Ebene. Flach wie eine Tenne dehnte sich um ihn auf viele Stunden, soweit das Auge reichte, die blühende Pfalz, alles grün in grün im Frühlingsprangen, in mannigfachen Schattierungen zwischen Winter- und Sommersaat, zwischen Laubwerk und langen Pappel-Alleen, zwischen Kartoffeläckern und zartem Hopfen-

Digitized by Google

rankenwerk, das sich um die langen, mit Drähten verbundenen Stangenreihen schlang. Drüben schimmerte, in seinen Krümmungen da auftauchend, dort verschwindend, der Spiegel des Rheins und hinter ihm begannen, bis nahe an sein linkes Ufer reichend, die bräunlich-kahlen Rebpflanzungen, die von da zu den Vorhügeln des Haardtgebirges emporstiegen. Das schloß als Grenzmauer im Westen das Garten-Talland ab, wie im Osten drüben die fernen bläulichen Umrisse des Odenwalds. Rote Flecken leuchteten von dort — die Sandsteinbrüche über Heidelberg — und seitwärts davon zog es sich wie ein weißer Flimmer an den Hängen hin — die reichen, dicht einander folgenden, oft eins ins andere übergehenden Dörfer der Bergstraße.

Und über dem Allem hin glühte, als wäre es schon August, die Frühlingssonne. Von wolkenlosem Himmel brannte sie hernieder. Die Luft über dem Boden zitterte, die Lerchen sangen, ein eintöniges, unermüdliches Insektensummen klang in der Stille um alle Blüten und Blumen am Boden — ein rechter Sommer- und Sonnenfrieden war in der weiten Welt.

Bonifaz Nüßle sah die Pracht kaum. Langsam, das Auge an der Erde, schritt er dem Dorfe zu. Plötzlich fuhr er auf. Vor ihm stand ein Mann, jung wie er, schwarzgekleidet wie er, glattrasiert wie er und doch nicht seines Gleichen — nein, sein natürlicher Gegner, der protestantische Vikar von Rietigheim, der den beurlaubten Pfarrer vertrat.

Die beiden jungen Männer grüßten sich. Sie fühlten sich befangen, wie sie nebeneinander standen und eben jetzt über die Felder her aus ihrer Beider Dorf das Mittagsläuten wehte — erst tief und voll von der katholischen Kirche, dann heller rascher, in ungeduldigen, eifersüchtig klingenden Schlägen die protestantische Glocke, als wolle keine die andere in dem Himmelsblau zu Worte kommen lassen, das sich strahlend über der Erde wölbte.

Sie waren Beide verschieden in Aussehen und Haltung, der Kaplan derb, fest, selbstbewußt wie ein Mann, der als Rückhalt die ganze katholische Kirche bis zum Bischof in Freiburg und dem Papst hinauf hinter sich weiß und ihre Weltmacht in einem stillen Bauerndorf vertritt, der Vikar eher einem bescheidenen Hauslehrer ähnlich, der er früher Jahre lang gewesen, still, etwas unsicher und gedrückt, wie ein Mensch, der zu lange überall hat gehorchen, in Vorzimmern warten, an Freitischen sitzen und sich nur als geduldet hat fühlen müssen.

Digitized by Google

So fand er auch jetzt nicht gleich die Worte für das, was er sagen wollte. Er zögerte und rückte seine Brille zurecht. „Ihnen liegt doch auch daran, daß Ruhe in der Gemeind' ist," begann er endlich und da der andere, nach der Erziehung Rom's zurückhaltend, nur leise nickte, fuhr er fort: „Ich mein', weil der Herr Öttli, wie ich gehört hab', heut' wieder freikommt. In den nächsten Tagen haben wir ihn also wieder da. Jetzt — ich weiß ja — 's ist Ihr Freund. . . . aber ein unruhiger Geischt — das werden Sie zugeben. Ich hab' schon seinem Widersacher, dem Sauerbeck, ins Gewissen geredt', er soll jetzt Frieden halten und dem Öttli den Messerstich nicht mehr viel nachtragen, -- und wenn Sie sich jetzt den Herrn Öttli vornehmen wollten . . . . ."

„Das werd' ich" sagte der Kaplan. „Und ich mein', die Kampfhähn' halten jetzt schon Ruh. Denn ernstlich hat der Sauerbeck ja seinen Haß eigentlich nicht gegen den Öttli, sondern gegen mich — obwohl ich ihm nie was zu Leid getan hab' . . . . ."

„Sie nicht. Aber Ihr Vorgänger. . . . jetzt sage Sie doch selbst: Wenn einer evangelisch ist wie der Sauerbeck und seine Frau ist katholisch und kommt zum Sterben und will dem Priester ihres Glaubens beichten — und was tut der: Er verweigert der Sterbenden die Absolution, wenn sie nicht bekennt, daß sie in wilder Ehe mit einem Ketzer gelebt hat. . . . ich bitt' Sie: Die Frau war von dem Standesamt und von uns getraut — und weil sie das nicht widerrufen wollte, ist sie verzweifelt und — nach Ihrem Glauben — unbußfertig gestorben — ja — daß der Mann seitdem einen grimmigen Haß gegen die Priester Ihrer Kirche — und also auch gegen Sie hat — es ist doch menschlich — so sollten wir es doch wenigstens auffassen. Wir sind doch zum Verstehen und zum Verzeihen da . . ."

Der Kaplan schwieg. Er sah im Geist seinen Vorgänger vor sich. Dem schwindsüchtigen, fanatischen Kirchengelehrten war freilich alles andere zuzutrauen gewesen als Milde gegen Andersdenkende.

„Hätten Sie das auch getan?" frug der neben ihm halblaut.

Bonifaz Nüßle schaute nach der Gewohnheit des katholischen Priesters zu Boden, räusperte sich und erwiderte dann: „Das ist Gewissensache des einzelnen Menschen und des einzelnen Falles. Mag mich also der Herr Sauerbeck hassen — um meines Vorgängers willen — ich verzeih' ihm. Und der Öttl

Digitized by Google

wird auch keinen Streit suchen. Der heiratet doch jetzt und hat anderes im Sinn . . ."

Der junge Vikar machte eine ganz unwillkürliche Kopfbewegung. Der andere bemerkte es, obwohl seine Augen die Gräser am Boden zählten. Da war dieser Blick, der ihn seit Wochen verfolgte, wo er ging und stand. Dieser Blick voll Argwohn und Zweifel. Jeder hatte diesen Blick an sich, wenn die Rede auf die Anna Treiber kam — jeder — Alt und Jung, Mann und Frau — schien in seiner Seele lesen zu wollen, ob sich da ein Geheimnis barg.

Er hob das gebräunte Haupt und lüftete den Hut, um sich zu verabschieden. „Also auf Wiedersehen" sprach er ruhig und die Beiden, der Vikar und der Kaplan, trennten sich — der eine ging wieder ins Feld hinein, um seinen Spaziergang fortzusetzen, der andere langsam, mit schweren Schritten ins Dorf zurück.

Auf einem kleinen Hügel, hart an den ersten Häusern, stand eine Gruppe junger Burschen und Buben ärgerlich und verlegen um einen, in die Erde gepflanzten Böller herum — davor scheltend der Bürgermeister, ein derber, großer Landwirt in den Fünfzigern, kahlköpfig und glattrasiert, in Hemdsärmeln, die Pfälzer Zigarre in der Hand.

„Hawwe Se's schon gehört, Herr Kaplan?" sagte er. „Der Öttli hot aus Bruchsal telegraphiert. Um drei Uhr fufzehn kummt er heut' Nachmittag drüwwe in Weilheim an. Sei' Freund' solle ihn abhole — mit 'eme Wägelche. No — wege meiner. Aber daß sie da böllere wolle zur Feier, wann er kummt — dees leid' ich net. Als ob dees e Heldetat wär', anneri Leut' mit 'em Messer schteche. Erscht neulich hot der Amtmann gemeint: Herr Ringelwald, halte Se doch um Gottes Wille auf Friede in Ihrer Gemeind', dees wird dene Geschworene in Mannheim schon üwwer, als ei' Schoote aus Rietigheim nach 'em annere wegen Körperverletzung einzusperre . . ."

Die Burschen hatten inzwischen murrend ihren Böller auf einen Karren geladen und waren damit verschwunden. Der Kaplan trocknete sich mit dem Tuche das Gesicht. Er fühlte schon wieder, trotz der Hitze, kalten Schweiß auf der Stirne. „Also in ein paar Stunden ist der Öttli wieder da", sprach er. „Na — hoffentlich hat er sein hitziges Blut jetzt ein wenig abgekühlt — ich tät's für ihn wünsche . . ."

„Hoffentlich" sagte der vierschrötige Bürgermeister und schwieg dann. Er war ein eifriger katholischer Kirchgänger und liebte es

Digitized by Google

sonst sehr, mit dem Kaplan lange Gespräche über Dorfangelegenheiten und Wetteraussichten zu führen. Aber seit einiger Zeit wurde er immer einsilbiger — mißtrauisch, vorsichtig und nicht aus seinem Hinterhalt zu locken wie der rechte Bauer. Und so stand er auch jetzt da, nachdem sein Zorn über die Völlerei, der ihn redselig gemacht, verraucht war und setzte umständlich seinen Stummel wieder in Brand und schien froh, als der junge geistliche Herr bald weiter ging.

Der wußte, warum er jetzt, kurz nach Mittag, in das Dorf zurückkehrte. Jetzt lag die Straße menschenleer im Sonnenbrand, nur von weißen Staubwirbeln belebt, die der Frühlingswind auftrieb. Alles war daheim beim Mittagessen. Es wisperte nichts hinter ihm her — keine Blicke folgten ihm — er konnte frei um sich schauen, ohne stumm fragenden Menschengesichtern zu begegnen.

Und doch — da war eines. Ein kurz geratener Mann mit mächtig breiten Schultern, von denen die linke ein wenig höher war als die rechte, ein runder Kopf mit ergrautem und zerzaustem Rübezahlbart und darunter ein vergrämtes, streitsüchtiges Gesicht — der Kaplan Nüßle sah nicht weiter hin, sondern wanderte unwillkürlich etwas rascher und auch der Schmied Adam Sauerbeck, der seit dem Tode seiner Frau menschenscheu geworden war, in kein Wirtshaus mehr ging, sondern sich an einem ihm aufgezwungenen Feiertag wie heute müßig auf der Straße und in den Feldern herumtrieb — auch der Schmied tat, als bemerke er den im schwarzen Rocke gar nicht. Ohne sich umzuwenden, schritt er, die Hände in den Hosentaschen, auf die andere Seite des Wegs an einen Gartenzaun. Dort spuckte er aus, lachte ein paar mal höhnisch auf und starrte dann nachdenklich hinaus in die weite Pfalz — wieder von dem einen Gedanken erfüllt, der ihn seit Jahren beschäftigte: wie er sich an den Pfaffen rächen könne, dafür, daß sie seiner armen Frau eine ruhige Sterbestunde mißgönnt . . .

Als Bonifaz Nüßle in sein Wohnzimmer trat, stutzte er. Eine fremde Gestalt erhob sich da vom Sopha — eine junge Klosterfrau in hellblauem Kleid mit großer weißer Flügelhaube — und ging auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin.

„Ja, aber Crescenz," sagte er ungläubig. „Bist du's denn wirklich!" Dabei lächelte er vor freudiger Überraschung und doch wieder in einem jäh auftauchenden Bangen, warum seine Schwester wohl auf einmal aus der bayrischen Pfalz, wo sie in einer Kinder-

Digitized by Google

schule tätig war, zu ihm auf Besuch gekommen. Sie hatten sich wohl seit einem Jahr und länger nicht gesehen, obgleich nur wenige Stunden Weges und der Rhein sie trennten. Aber sie waren einander doch herzlich zugetan. Andere Geschwister hatten sie nicht. Die Eltern waren tot. Auf dem Bauernhof an der Bergstraße, den niemand aus der Familie bewirtschaften konnte, pflügten und droschen jetzt fremde Menschen. Nichts war ihnen davon geblieben als die Erinnerung an die Kinderjahre, die ihm und seiner Schwester gemeinsam war.

Sie war ihm ähnlich: derb, kerngesund, beinahe größer wie er — keine bleichsüchtige Nonne, sondern eine geistliche Bauersfrau, die mitten im Leben und der Arbeit stand. Diese Arbeit, diese stete Sorge und Pflege der kleinen Kinder, gab ihrem Wesen und Antlitz einen mütterlichen Zug. Sie schaute gereifter, mehr mit sich und der Welt abgeschlossen darein als ihr Bruder, und war auch an Jahren älter — wohl schon zu Anfang der dreißig.

Der Kaplan war noch immer ganz verwirrt und verblüfft. „Bist du's denn wirklich?" wiederholte er und drückte ihr die Hand und sie antwortete mit einem schwankenden, unsicheren Ton in der Stimme: „Ich hab' halt gedenkt, ich komm' mal 'rüber und schau' nach dir."

„Das ist recht, Crescenz. Und bei der Hitz'."

„Ja — heiß war's arg. Die Stund von Weilheim hierher zu Fuß — da hab' ich rein gemeint, es müßt . . . . . aber besser so als die Kält'! Lieber Gott — was is uns in den Nächten von Pankraz und Servaz Obst erfrore. Äpfel gibt's dies Jahr kaum . . ."

Er nickte. „Hier hat's auch bös' gehaust. Bloß — wir haben Wind gehabt . . . da tut der Frost den Blüten nicht so weh."

So sprachen sie beide und wußten doch, daß sie nur Worte machten, um sich und den anderen über ihre Befangenheit hinwegzutäuschen. Wegen einer Unterhaltung über das Wetter hatte die Crescenz ihre Kinderschule an einem hohen Feiertage nicht im Stich gelassen — das wußte er.

Einen Augenblick schauten sie stumm vor sich hin. Dann frug er halblaut: „Und's geht dir gut, Schwester?"

„Ich kann nicht klagen. Und dir?"

„Ha — 's macht sich."

Digitized by Google

Er zuckte dabei leichthin seine Schultern. Aber er fühlte, wie sein Gesicht bleicher wurde wie bisher.

„Du siehst aber arg schlecht aus."

„Das sagt mir ein Jedes. Das wird mir schon über, das jeden Tag zu hören. Wenn du bloß gekommen bist, um mir das auch zu sagen . . ."

Die Schwester Crescenz stand auf. Auch ihr gutmütiggesundes, von der weißen Haube beschattetes Gesicht war jetzt blaß und ernst.

„Du kannst dir denke, Bonifaz, daß ich nicht umsonst die Reis' gemacht hab'. Ich hab' mir's ein' Woch' um die andre überlegt und am End hab' ich gedenkt: du mußt 'mal hin zu ihm. Frag ihn selber, was daran ist. Dir sagt er's — wenn er's auch sonst keiner Menschenseel' anvertraut — dir wird er schon sein Herz ausschütten . . ."

„Was denn?"

Sie trat dicht vor ihn, leise, bittend. „Bonifaz — du weißt, was ich mein'. Stell' dich nicht blind und taub. Ich leb' doch so still für mich. Was liegt mir an den Leut!? Und doch ist das Gered' bis zu mir gekommen. Überall rede sie davon. Nicht nur hier — in deinem Dorf — auch sonst . . . Hinterum rede sie — keiner will was Rechtes wisse. Der hat's von dem gehört und der wieder von 'nem andere. Aber rede tun sie alle."

„Laß sie schwätze" sagte der junge Priester kurz.

Die Ordensfrau schüttelte den Kopf. „Bonifaz, so kommst mir nicht aus. Ich möcht' ja die Hand dafür ins Feuer legen, daß du nicht schuldig bist — ich mein' — so wie's die Lästermäuler meine — aber wir sind doch allzumal arme Sünder und . . ."

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach sie. Ohne das ‚Herein' abzuwarten trat Anna Treiber, die Wirtsnichte aus der „Fröhlichen Pfalz" gegenüber ein. „Guten Tag beisammen" sagte sie leise, mit niedergeschlagenen Augen, und begann dann, aus einem mitgebrachten Korb das Mittagbrot auf den schon früher gedeckten Tisch zu stellen. Die Beiden hatten ihren Gruß erwidert und sahen ihr stumm zu. Sie war zu Anfang der zwanzig — kaum mittelgroß, zart und schmächtig von Gestalt — ihr Gesicht viel feiner, als man es sonst auf dem Dorfe gewohnt war, blaß, mit großen dunklen Augen. Und besonders fielen der Schwester Crescenz, während die Anna den Tisch bestellte, ihre

Digitized by Google

Hände auf. Die waren so weiß und wohlgepflegt, wie bei einer aus der Stadt, und von ungewöhnlicher Kleinheit.

Der Kaplan brach das Schweigen. „Anna — langt's denn für zwei?" sagte er, „meine Schwester ist da."

„Ja — wir haben's von drübe gesehe. Da hat die Tant' für zwei mitgeschickt."

Sie hatte, während sie redete, die andern nicht angeschaut. Und wieder wunderte sich die Schwester Crescenz, daß jene nicht das derbe Pfälzer Deutsch, sondern halb städtisch sprach, beinahe so wie sie und ihr Bruder. Sie hatte in allem etwas Besonderes. Auch in den lautlosen Bewegungen, mit denen sie jetzt ihre Sachen zusammenpackte und zur Türe ging. Sie war wie eine Fremde hier im Dorf.

„Adieu beisammen," sagte sie leise auf der Schwelle, schlüpfte hinaus und drehte kaum hörbar die Klinke ins Schloß.

Als sie fort war, holte die Nonne tief Atem.

„Jetzt red', Bonifaz. Du mußt. Es geht für dich um alles in der Welt. Weißt, was die Leut' dir nachsagen? E' Todsünd vor Gott und den Menschen."

„Und wenn's gar kei' Todsünd ist."

Die Schwester fuhr zurück, entsetzt, mit weit offenen Augen, als sei ihr der Böse leibhaftig erschienen.

[Fortsetzung.]

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Nichts ist so wichtig für einen Künstler, als daß er die Richtung seines Talentes klar erkennt und ihr folgt. Die deutsche Kunst besitzt in Franz Stuck einen der glänzendsten Dekorateure. Leider hat er den Ehrgeiz, einen großen Maler vorstellen zu wollen; und man hielt ihn auch eine ganze Zeit lang dafür, getäuscht durch des Künstlers fröhliche Gestaltungskraft. Seitdem diese aber erschöpft, und man überhaupt dahintergekommen

Digitized by Google

ist, wie billig die Wirkungen zu erreichen sind, denen er nachgeht, hat die Bewunderung für Stuck mehr und mehr abgenommen. Und da der Künstler, unfähig aus der Natur neue malerische Anregungen zu gewinnen, sich nur noch wiederholt, sind auch seine Leistungen immer dürftiger und manierierter geworden*). Wenn die Ausstellung seiner Werke in Ed. Schultes Kunstsalon nun nicht grade dazu beigetragen hat, Stucks Ruhm als Maler noch einmal aufleuchten zu machen, so bot sie doch wieder Gelegenheit, sich daran zu erinnern, wieviel man ihm bereits verdankt. Vor allem als Plastiker. Sein kugelhebender Athlet, seine speerwerfende Amazone, der verwundete Centaur und selbst seine Tänzerin sind zu Ausgangspunkten für die ganze neuere Münchener Plastik geworden, die durch Hahn, Wrba, von Gosen, Christ und Hinterseher repräsentiert wird. Aus demselben eminenten Stilgefühl, das diese Bronzen Stucks auszeichnet, sind auch einige seiner vorzüglichen dekorativen Gemälde entstanden. Was vor der Natur ein Unding ist: die Schematisierung der Farbe, ist in diesen rein auf die schmückende Wirkung berechneten Arbeiten eine Tugend. Stucks mythologische Genrebildchen, seine leblosen Porträts sind ihm von Nachahmern hundertfach nachgemalt worden. Seine durch Stil, Geschmack und Erfindung an die pompejanischen Wandgemälde heranreichenden dekorativen Schöpfungen, von denen in dieser Ausstellung eine „Amazone", weißgrün auf scharlachfarbenem Grunde, und eine humorvolle „Liebesschaukel" zu sehen waren, sind unnachahmbar. Auch den s. Z. von den Volksvertretern abgelehnten Fries für den Bundesratssaal im Reichstagsgebäude hätte, außer Stuck, niemand in Deutschland mit soviel Stilgefühl für diesen besonderen Raum zu komponieren vermocht. Und wenn Stuck auch die Malerei selbst nicht vorangebracht hat — in seinen besten früheren Arbeiten steckt doch eine starke Schöpferkraft. Diese darf man in unserer lendenschwachen Zeit am allerwenigsten unterschätzen. Stucks Irrtum besteht darin, daß er meint, wirkliches Leben darstellen zu können. Dazu reicht seine Malerei, die keine intime Naturbeobachtung, keine Nuancen, keine delikaten Farben, keine feineren Übergänge kennt, nicht aus. Er hatte in dieser Ausstellung viele Porträts. Sie waren ohne Ausnahme starr und manieriert. Besonders unerfreulich jene große Leinwand, die ihn und seine schöne Gattin darstellt. Er im schwarzen Gehrock vor der mit einer großen weißen Leinwand besetzten Staffelei, sie steifaufgerichtet wie eine große Puppe in reichem, hellem Atlasgewande vor einer dunklen Wand seines Ateliers. Die übrigen Bildnisse waren in ähnlicher Weise unerfreulich. An den Stuck von einst erinnerten die kämpfenden, mit den Köpfen gegeneinander rennenden Faune und die den fliehenden Verbrecher verfolgenden „Furien". Zwar ist dieses Bild durch eine neuere Übermalung ziemlich verdorben, aber es verriet noch genug von des Künstlers Gestaltungskraft, um Bewunderung zu erwecken. Und wenn die Bilder Stucks auch nichts mit guter Malerei zu tun haben, so äußerte sich die dekorative Begabung des Münchener Meisters doch noch selbst darin, daß der Saal, den sie füllten, einen gewissen feierlichen Eindruck machte. Der schwarze Grundton der Bilder und die glänzend goldenen Rahmen stimmten entschieden gut zusammen. Von dem sonstigen Inhalt der Ausstellung verdienen allein ein paar dunkle, melancholische, vor-

*) Mit diesem Urteil über Stuck kann ich mich nicht einverstanden erklären. D. H.

Digitized by Google

züglich gemalte Landschaften des Deutschengländers Henry Muhrmann erwähnt zu werden. Eine folgende Ausstellung stand unter dem Zeichen „Jagd und Sport". Sie bot lediglich ein sachliches Interesse und wurde durch je ein zufällig vorhandenes Bild von Gustave Courbet „Kämpfende Hirsche" und Albert Brendel „Hasendoublette" auf die geringe Qualität der gebotenen Kunst hin viel schärfer kritisiert als Worte es je vermöchten.

Im Salon Cassirer gab es eine Edvard Munch-Ausstellung. Der norwegische Maler versuchte darin, dem Berliner Publikum, das seine in der vorjährigen Sezessionsausstellung gezeigten Arbeiten ganz und gar nicht verstanden hatte, einen günstigeren Begriff von der besonderen Art seiner Begabung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke waren so ziemlich alle die Bilder ausgeschaltet, in denen Munch bemüht ist, das Geheimnis des menschlichen Daseins symbolisch zu umschreiben. Dadurch fiel viel Unverständliches und Provokantes fort, während Munchs vorzügliches Können, scharfe Beobachtungsgabe und große Vielseitigkeit gut zum Ausdruck kamen. Munchs Kunst wurzelt zunächst im französischen Impressionismus. Dann hat er mit seiner Malerei eine dekorative Richtung eingeschlagen, in der sein hochentwickelter Farbensinn besser zur Geltung gelangen konnte. Nur wer den Maler oberflächlich kennt, vermag ihn für eine brutale Erscheinung anzusprechen. All' die Gewaltsamkeiten, die das Publikum erschreckt haben, sind äußerlich. Munch besitzt im Grunde seines Wesens eine entschiedene Neigung für Schönheit und Eleganz. Er wehrt sich nur dagegen, um nicht weichlich oder süß zu erscheinen. Er hat hier ein betrunken, nur mit Hemd und Rock bekleidet, auf einem Bett schlafendes Mädchen gemalt. Die Situation könnte Abscheu erregen; aber wie lieblich ist das Gesicht der Schläferin, mit welcher Feinheit ist der Arm, den sie aus dem Bett streckt, wiedergegeben, mit welchem Gefühl für den Reiz der Form! Der Kopf einer schönen Bauerndirne ist skizziert. Man meint, niemals verführerische Augen gesehen zu haben. Munch malt ein mächtiges nacktes dunkelhaariges Weib und es wird, trotz mancher abschreckenden Einzelheiten, eine überwältigende Personifikation des Geschlechtes daraus, das mit seiner sinnlichen Macht den Mann zum Gott erhebt und zum Verbrecher erniedrigt. Und in dem Bildnis einer blonden Dame in brauner Sammettaille und grünem Rock, die gedankenvoll auf einer Gartenbank sitzt, gibt er wieder alles Zarte, Liebenswürdige und Zurückhaltende, was man an Frauen schätzt. Wie er die weiblichsten Weiber in ihrem Wesen zu erfassen weiß, so versteht er auch das Kindliche in Kindern prachtvoll zum Ausdruck zu bringen. Das kleine Mädchen in dem Bilde „Die vier Lebensalter", vier drollige kleine Dinger, die vor einem Holzhause in Reih' und Glied stehen — mit wieviel Liebe sind die gesehen! Auch Munchs Herrenbildnisse verraten einen feinfühligen Psychologen. Außerdem sind alle diese Arbeiten vorzüglich gemalt mit einer gewissen Vorliebe für die Farbenstellung Braun und Grün. Auf dekorative Wirkungen geht Munch vorzugsweise bei seinen Landschaften aus. Da tritt zu Gunsten des großen farbigen Eindrucks alles Nebensächliche zurück oder besser gesagt: es wird zusammengefaßt. Eine Winterlandschaft, ein Stück blaues Meer mit badenden Jungen und ein paar nordische Sommernächte waren am wirkungsvollsten. Besonders diese „Sommernächte", auf denen man eine zu einem eleganten Villenort führende Brücke sah. Einmal stehen drei Mädchen auf dieser in roten, weißen und grünen Kleidern

Digitized by Google

und sehen ins Wasser, auf dem größeren Bilde promenieren mehrere junge Damen darüber in farbigen, hellen Kleidern, voran eine in Blau. Diese verschiedenen Farben leuchten im Glanz der tiefstehenden Sonne, und obgleich das tiefblaue Wasser des Flusses, der wolkenlose Himmel, schwärzlichgrüne Baumwipfel und weiße Häuser mitsprechen, hat das farbenreiche Bild die erquicklichste Harmonie. Aber Munch ist nicht nur ein begabter Maler, sondern auch ein brillanter Zeichner. Unter seinen zahlreichen Radierungen, Holzschnitten und Lithographien gab es eine ganze Reihe künstlerisch bedeutender und origineller Schöpfungen, die nicht nur den Beifall der Kenner gewannen. Wenn Munchs Kunst auch mit dieser Ausstellung vielleicht noch nicht allgemeine Anerkennung erlangt hat, so dürfte selbst bei den Widerstrebenden mindestens der Eindruck erreicht sein, daß der Norweger einer der interessantesten Künstler der Gegenwart und eine starke Potenz ist.

Dagegen hat Hans Thomas Ansehn durch die von Keller & Reiner veranstaltete Ausstellung älterer und neuer Werke des verdienten Künstlers leider nicht gewonnen. Thoma ist ein sehr ungleicher Künstler; bewunderungswürdig, wo er seiner schlichten, einfachen Natur, seiner reinen Empfindung für die stillen Freuden des Hauses, seiner andächtigen Liebe zur schönen Gotteswelt folgt, sehr angreifbar, wenn er mehr geben will, erhaben oder heroisch erscheinen möchte. Eine gewisse gleichmäßige Melancholie, die nur ab und zu von einem sparsamen Humor durchleuchtet wird, läßt eine größere Zahl seiner Bilder zusammen leicht eintönig wirken. Zudem hat er vieles geschaffen ohne innere Nötigung, nur aus dem Bedürfnis zu arbeiten. Diese Sachen sind unzweifelhaft langweilig, besonders da Thoma oft genug nur kolorierte Zeichnung gibt, wo man Malerei erwarten dürfte. Nun kann man dem großen Künstler und prächtigen Menschen wirklich nichts Schlimmeres antun, als viele von diesen gleichgültigen Leistungen auf einmal zu zeigen und dazu alles, was er an Lithographien, Algraphien und Radierungen produziert hat. Wenn auch einige der allerbesten Schöpfungen der deutschen Kunst unter diesen Blättern sind, so enthält das graphische Oeuvre des Künstlers doch daneben sehr viele wert- und geschmacklose Arbeiten. Es gibt ja nun Leute, die alles das anerkennen oder doch anerkannt zu sehen wünschen, weil es „deutsch", sowohl in der Empfindung als im künstlerischen Ausdruck, ist. Jedoch die Hervorhebung des Deutschtums in Thomas Kunst hat, da alle unselbständigen und deshalb um so betriebsameren Künstler diesen Hinweis sich dienen ließen, bereits eine so unheilvolle Verwirrung in die deutsche Kunst gebracht, daß es unmöglich ist, Thomas deutschen Sinn für die Beurteilung seiner Leistungen überhaupt noch in Betracht zu ziehen. Wenn Thoma nicht zugleich ein bedeutender Künstler wäre, läge nicht die geringste Veranlassung vor, ihn hochzustellen. Auf die Kunst kommt es an. Daran muß festgehalten werden, soll die deutsche Kunst nicht zum Gespött der Zukunft werden.

In dieser Ausstellung, die einige dreißig Bilder enthielt, zeigten also ungefähr fünf oder sechs annähernd die Bedeutung und die Vorzüge Thomas, die übrigen beinahe nur seine Schwächen. Köstlich in ihrer schlichten, an Dürer und Ludwig Richter gemahnenden Art ist eine „Flucht nach Ägypten". Die Mutter, das Kind im Arm, auf einem Esel; Joseph führt diesen, und Englein begleiten den Zug durch den Wald, dessen Tiere neugierig dem

Digitized by Google

Wunder zuschauen. Der tiefblaue Mantel Marias und Josephs rotes Gewand leuchten herrlich. Thomas „Schwarzwaldflora", die im rosa Gewande, blumentragend, von entzückenden Putten mit Libellenflügeln umgaukelt, durch eine Frühlingslandschaft an einem Bache vorüberschreitet, möchte man kaum für ein Werk dieses Meisters halten. So sicher und vornehm ist die Zeichnung, so sanft der Klang von Rosa, Blau und Grün, so vollkommen die malerische Haltung des Ganzen. Danach war noch ein „Julitag" sehr schön, ein echter Thoma, blau und grün und voll feinsten Naturgefühls. Unter den Werken der letzten Zeit gab es noch einen gelbgrünen „Herbstmorgen im Schwarzwald", der — bei diesem Künstler eine seltene Erscheinung — sogar Ansätze zur Schilderung des atmosphärischen Lebens enthielt. Auch ein „Sonnenblumenstillleben" und ein wohl symbolisch gemeintes Bild „Frühlingsarbeit" — ein Vater pflanzt einen Baum, seine Kinder graben und spielen im Gärtchen — boten noch gewisse Vorzüge. Mit dem übrigen aber hatte sich jeder, der mehr verlangte als die deutsche Nota, mehr oder minder schwierig auseinanderzusetzen. Eine Begeisterung, wie sie die Thoma-Ausstellung im vorigen Sommer in Karlsruhe bei den Verehrern des einzigen Künstlers ausgelöst hat, konnte die Vorführung bei Keller & Reiner nicht erregen. Sie wird niemand zu dem Künstler bekehren, der ihn bisher nicht lieben gelernt hat. Eine Kollektiv-Ausstellung, die dahin nicht wirkt, nützt allerdings weder dem Künstler noch dem Publikum.

Musik.

Von Gustav Dippe.

„Anno 1757, heitere Oper in drei Aufzügen, Text von Richard Scholz, Musik von Bernhard Scholz".

Ich hätte nicht übel Lust, meinem Bericht die Form eines Märchens zu geben, etwa so beginnend: Es waren einmal zwei Scholze; der eine wußte nicht, wie man ein Textbuch zu schreiben, der andere nicht, wie man dramatische Musik komponiert. Und so taten sie sich zusammen und verfertigten eine Oper. Das normale Märchen verlangt jedoch, daß sich zum Schlusse die Tugend zu Tische setzt, während sich das Laster .... dieses Scholz plus Scholz aber, das an dem reich gedeckten Tische der Berliner Königlichen Hofoper Platz genommen hat, ist keine Tugend. Man kann wohl aus der Not eine Tugend machen, aber aus der Unfähigkeit einstweilen noch nicht.

Gute Operntexte sind selten, wie schwarze Diamanten; und auch die nur leidlichen sind nicht gar so häufig. Davon hat Scholz der Textdichter augenscheinlich keine Ahnung gehabt, sonst würde er nicht mit der Harmlosigkeit eines Menschen, der ein Stückchen Glas am Wege für einen Edelstein aufnimmt, seine Kinderbücher-Einfälle für einen erträglichen Operntext gehalten haben.

Das, worauf das ganze „heitere" Spiel hinaus will, der ursprünglich gefundene Kern, der feste Punkt, zu dem alles übrige in Beziehung treten soll, ist die Überrumpelung der Reichsarmee durch die Truppen des großen

Digitized by Google

Königs. Da dieser eigentliche Inhalt des Werks aber ausschließlich zu einem kurzen Schlußbilde verbraucht wurde, war an diese fünf Minuten wirklicher, durch den Stoff gegebener Handlung der weitaus größte Teil des Ganzen heranzuflicken. Selbst ein starkes dramatisches Talent hätte sich unter diesen Umständen nur an einen Einakter gewagt. Der Ehrgeiz der beiden Scholz ging auf eine abendfüllende Oper; sie ist denn auch danach geworden. Aus der historischen Grundlage heraus werden die Akte mit einem dürftigen Fädchen einer sogenannten Handlung verbunden; und das eigentlich auch nur der zweite und dritte:

Kurt von Rhoden ist zum Heere des großen Preußenkönigs übergegangen; deswegen zürnt ihm sein reichstreugebliebener Onkel. Nach altgeheiligtem dramatischem Brauch ist ein Onkel, der von seinem Neffen nichts wissen will, mit einer Tochter belastet, die diesen Neffen liebt. Also auch hier. Ferner pflegen solche Malefiz-Neffen zum Schluß eine solche Menge von Vorzüglichkeit präsentieren zu können, daß dem verstocktesten Onkel nichts anderes übrig bleibt, als ja und amen zu sagen. Also auch hier. Die Besonderheiten, in die dieses Mal diese bewährte Fabel gekleidet ist, liegen darin, daß zu dem harmlosen Spiel der heilige Ernst eines großen Krieges herangezogen ist, der uns allerdings nur in lauter Albernheiten vorgeführt wird, und daß der Widerstand des bösen Onkels noch jämmerlicher und hilfloser ausgefallen ist, als er sonst schon zu sein pflegt. Keine dieser drei Personen ist ein auch nur vorübergehendes Interesse zu erregen imstande; sie wirken flach wie papierne Anziehpuppen für kleine Mädchen.

Nebenher läuft noch eine „Handlung", die den ersten und zweiten Akt verbindet: Friedrich, der Gehilfe des Schloßkastellans in Gotha, wird von Schultze, dem erstaunlich witzigen Sergeanten trunken gemacht und mit sanfter Gewalt für die mannschaftenbedürftige Reichsarmee angeworben. Jedoch im zweiten Akte schon löst Minna, Friedrichs beherzte Braut, die grausige Verwickelung, und Friedrich zieht vor unseren Augen den Soldatenrock wieder aus. Wie von einem Alp befreit, atmet unsere bedrängte Brust erleichtert auf. Und im dritten Akt empfangen wir den Lohn dafür, daß wir um Minnas und Friedrichs Zusammenfinden gezittert haben, denn die letzten Worte, die dieses tüchtige Paar mit einander wechseln, zaubern ein erfrischendes Zukunftsbild vor unser geistiges Auge. Minna ist es, die das letzte Wort behält mit ihrer markigen Ansprache an ihren Zukünftigen:

„Du schändliches Gewächse!
Aus kratz' ich dir die Augen!"

Dieses sind die Höhen und Tiefen von Menschenfreud' und Menschenleid, die uns Scholz der Textdichter in den drei Aufzügen von „Anno 1757" vorführt. Die eigentliche Bedeutung des Werkes liegt aber in dem szenischen drum und dran, in den leckeren Zutaten, mit denen das dramatische Brötchen „illustriert" ist: exerzierende Soldaten — darunter ein Idiot — Mondaufgang, ein französisches Ständchen, ein abbrechender Fensterladen, Gewitter, eine liebevoll ausgestattete Prügelei, wandernde und singende Handwerksburschen, adrette und saubergekämmte Kinder mit Schulbüchern, unmanierliche und schlecht gehaltene Kinder mit verwahrlosten Zöpfen, Betten, die auf dem Balkon gelüftet werden, ein „Hoch" auf Friedrich den Großen, zwei altmodische Tänze, eine Krinoline ohne den dazu gehörigen Inhalt

Digitized by Google

viele Krinolinen mit Inhalt, ein zur Erde fallendes Tablet mit Gläsern, ein Pferd, ein Esel, ein Dackel u. s. w. u. s. w., es ist schier überwältigend! Auch artige Sinnsprüche tragen wir in nachdenklichem Gemüte dankbar nach Hause:

„Glück und Glas, Glück und Glas —
Ach, wie leicht zerbricht doch das!"

und ebenso aus dem vollen herausgegriffen die trefflich beobachtete Bemerkung:

„Doch leider Gottes hat man ja
Zwei Arme nur und Beine!"

Die Musik ist dem Text ebenbürtig. Von einer musikalischen Grundstimmung, die dieses Werk einerseits in sich zusammenfaßt und andererseits von ähnlichen Werken unterscheidet, ist nicht die leiseste Andeutung vorhanden. Auch die auftretenden Personen sind durch den Odem der Scholzschen Musik nicht aus ihrem Puppendasein zum Leben höherer Organismen erweckt. Der Komponist hat seine Aufgabe damit zu erfüllen geglaubt, daß er mit gehorsamstem Respekt vor dem szenischen Krimskrams all diese kleinen Bühnenvorgänge mit Musik vollkomponierte. So bekommen wir lauter kleine Schlückchen Musik vorgesetzt; mal ein wenig süßer, mal ein wenig säuerlicher, hier ein wenig wärmer, dort ein wenig kühler — aber ungesalzen sind sie alle. Wird das Bühnenbild ernst, wie im ersten Akt beim Gewitter oder im letzten Akt bei der militärischen Aktion, dann sagt Scholzens „heitere" Muse mit geschürzter Oberlippe: „ich bin hier nicht als Mädchen für alles engagiert; macht euch euer Gewitter gefälligst mit dem Donnerblech und euren Überfall mit Gewehrgeknatter; ich komme erst wieder zum Vorschein, wenn diese unsoliden Begebenheiten vorüber sind. Ich bin ein anständiges Mädchen und halte auf meine Reputation".

Wenn diese Zeilen im Druck vorliegen, ging diese „heitere Oper" wohl schon den traurigen letzten Gang nach Berlin N., allwo in Weißensee sich die „Toteninsel" für alle Opern befindet, die das Publikum nicht mehr zu schauen begehrt. Wozu also der Lärm? Man schlägt doch nicht nach Gestorbenen!

Hätte das Werk sein friedliches Dasein an einer stillen Bühne der Provinz empfangen und geschlossen, so wäre alles in bester Ordnung. Das Werk ist mit einem gewissen Grade von Fleiß und Aufrichtigkeit gearbeitet, es verstößt nicht gegen die guten Sitten, es gefährdet weder Altar noch Thron, es ist sogar mit einer Messerspitze Patriotismus gewürzt, warum also soll man den Verfertigern des Werks nicht gönnen, es zu sehen und zu hören!

Der deutsche Bürger sieht mit besonders vertrauenden Augen nach allem, was königlicher Einrichtung ist. Und Gott erhalte ihm diese Eigenschaft allen Anfeindungen, an denen es wahrlich nicht fehlt, zum Trotze. Er nimmt ohne prüfen zu wollen und zu können an, daß die Königliche Hofoper zu Berlin als das vornehmste derartige deutsche Institut unter allen deutschen Opern nur die besten der Annahme würdigt. Da hat denn der, dem eine Besprechung der Oper obliegt, die Pflicht, es mit eindringlicher Deutlichkeit auszusprechen, daß das Werk nicht zu den besten und

Digitized by Google

nicht einmal zum Mittelgut des gegenwärtigen deutschen Opernschaffens gehört. Es ist sicherlich ein geringerer Schade, wenn jemand den Eindruck empfängt, daß die Königliche Hofoper fehlgegriffen hat, als daß er ein Werk wie das vorliegende für die Höhe zeitgenössischen Schaffens hinnimmt.

Theater.

Von Karl Strecker.

Es ist eine unvermutete Freude, heuer noch von — Edelsteinen sprechen zu dürfen. Doppelt unverhofft, weil man sie in der Erwartung nicht so hoch schätzen konnte, vielmehr erst, als die Lichtstrahlen der Bühne sie trafen, an ihrem Funkeln den vollen Wert erkannte. Das eine ist Hebbels „Diamant". -- Wie waren wir alle so klug, wenn wir auf diese „phantastische Komödie" zu sprechen kamen! Nicht nur aus sämtlichen Literaturgeschichten und -berichten ohne Ausnahme, nicht nur aus dem Achselzucken aller praktischen Bühnenweisen wußten wir's, nein, wir hatten selber gelesen, geprüft und waren zu dem Schluß gekommen: diese Komödie ist für die Bühne nicht zu gebrauchen! Ein mißglückter Versuch: mystische Romantik und derbkomischen Realismus zu einem lachend-schillernden Weltbild zu verquicken schien es uns, so eine Art Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt . . . Aber seltsam genug, daß die Komödie trotzdem nur ein einziges Mal, noch dazu auf einer kleinen Provinzbühne, von keinem Kenner beachtet, zu Wort gekommen war, pflegen doch unsere jüngeren Bühnendirektoren, namentlich die der unaufhörlich neu entstehenden, schnell wieder vergehenden „Modernen Bühnen" auf allen Wegen und Stegen der Literatur umherzustöbern und mit ihren Probiersteinen an jedem verrosteten Eisen zu wetzen. Hier war man vorübergegangen, diesen — Diamanten hatte man am Wege liegen lassen. Erst die Berliner Lessinggesellschaft machte den verdienstvollen Versuch, ihn von den Spinnweben des Vorurteils und der Vergessenheit zu säubern, in denen er mehr als sechzig Jahre versteckt gelegen hatte; und sieh da: es gelang. Wohl erkannte man auch während der Aufführung die vielen Risse der Komödie, den störenden Dualismus und andere handgreifliche Mängel, aber sie verblaßten vor dem gesprochenen Wort des Dichters, in dem ein kraftvoll lebendiger Geist sich entfaltet. Seltsam genug: im Gegensatz zu den meisten anderen Dramen großer Dichter, die uns beim Lesen näher zu kommen pflegen als im grellen Rampenlicht, empfanden wir hier die lebendige Wirkung erst von der Bühne herab.

Der Versuch also ist gelungen. Hebbels „Diamant" ist für die Bühne gewonnen! Man kann es nicht laut genug ausrufen und nicht zu oft. Denn das Getöse und Geklapper des Tages ist in unserer Zeit, zumal in Theaterdingen, so betäubend, daß die großen Ereignisse mit den kleinen in gleichem Lärm vorüberrauschen. Man hat nicht Zeit, sich nach ihnen umzusehen — vorausgesetzt, daß nicht der empfindlichste Punkt unserer Theater, die Kasse, auf den Versuch reagiert und dahin entscheidet, daß das Stück auf dem Plane bleibt . . . Tatsächlich haben wir das Beschämende erlebt,

Digitized by Google

daß Hebbels „Diamant“ auch jetzt nur einer einzigen Aufführung wert gehalten wurde. Diese Blume ging schnell dahin, kein Gärtner hat sich ihrer angenommen. Es ist empörend: mit kaum zwei Ausnahmen schwelgen unsere sämtlichen Berliner Bühnen beharrlich in Belanglosigkeit, taube Nüsse klappern auf allen Brettern (besonders französische Nüsse) und die Luft ist dick vom aufgewirbelten Kehricht — den Diamanten sehen sie nicht . . . Aber diese Diamant-Frage ist meiner Überzeugung nach wichtiger als irgend ein anderes Ereignis des ganzen Theaterjahres. So gewiß wie eben dieser Juwelendichter Hebbel recht hatte, wenn er die Lustspielfrage für die wichtigste Angelegenheit des neuen deutschen Dramas ansah . . .

Hebbel befand sich, als er den Diamanten schrieb — es war ums Jahr 1841, im Vorfrühling seines dramatischen Schaffens — auf dem besten Wege, uns die große deutsche Komödie zu bringen, nach der wir alle dürsten, nach der schon unsere Väter und Großväter ausschauten und, fürchte ich, unsere Enkel noch vergebens sich sehnen werden. Wie sie ungefähr sein könnte, ahnen wir. Von der Tonart dieser herrlich-heiteren Melodie haben wir ein leises Vorgefühl, wenn wir die eine Saite schwingen hören, die Kleist im „Zerbrochenen Krug“ angeschlagen hat. Und der zweite lockende Laut, den wir jetzt vernahmen: er kommt aus dem „Diamanten“. Der germanische Naturalismus mit der ganzen Fülle und Reichhaltigkeit seiner Menschengestaltung war es, der in Hebbel zu diesem Werk drängte. Im Gegensatz zu unseren handwerksmäßigen Lustspielfabrikanten, griff er durch die Komik, die aus zeitlicher Schwäche oder typischer Äußerlichkeit ihre Karikaturen abzieht, sogleich hindurch zu dem tiefen Grund dichterischen Humors und gestaltete echte Vollmenschen, die zugleich närrisch-drollig, von urwüchsiger Derbheit und doch unendlich zart in ihrem Empfinden sind. Hier in diesen realistischen Gestalten, dem Bauer Jacob, der Barbara, dem Juden Benjamin, dem Richter Kilian, dem Doktor Pfeffer, Meister Block und nicht zum wenigsten in dem echt Hebbelschen Gefängniswärter Schlüter liegt der Wert und Schwerpunkt der Komödie, nicht in dem phantastischen Teil, wenn der Dichter das auch im Untertitel besonders betonen zu müssen glaubte. Denn das eigentlich „Phantastische“ daran, der romantische Aufputz ist in der Grundidee schöner als in der Ausführung. Man erkennt aus ihm, daß Hebbel sich damals dem Einfluß seiner Zeit nicht entziehen konnte, in der alle Lüfte noch geschwängert waren:

„Von der Vorzeit holder Romantik,
Den Schlegeln, Fouqué, Uhland, Tieck —“

wie Heine witzig reimte. Auch ist trotz der starken dichterischen Phantasie, die sich in der rätselvollen Charakterisierung der Prinzessin kundgibt, dieser romantische Teil zu wenig bedeutend, vor allem zu wenig organisch mit dem anderen verbunden. Hebbel wollte mit ihm offenbar über den drastischen Gang der Handlung ein angenehm milderndes, silbernes Mondlicht werfen, aber auf der Bühne empfanden wir es anders, es war, als ob zwei verschiedene Beleuchtungsarten eingestellt würden, je nach dem Szenenwechsel: bei dem realistischen Teil sonnenhelles, scharfes Tageslicht, bei dem phantastischen die verschwimmenden Silberschleier einer mondbeglänzten Zaubernacht. Den Grundgedanken seiner Komödie hat Hebbel später mit Recht

Digitized by Google

als einen der glücklichsten bezeichnet, die ihm je beschieden waren. Er verrät ihn in der poetischen Vorrede:

Ich sah an einem Edelstein
Des irdschen Lebens leeren Schein
Und alle Nichtigkeit der Welt
Phantastisch-lustig dargestellt.

. . . Der Dichter selber hat wohl gefühlt, daß dieses Werk mit seinen machtvollen Ansätzen und dem tiefsinnigen Grundgedanken eine Umarbeitung verdiente und als in den fünfziger Jahren das Wiener Karl-Theater einmal den Plan faßte, den Diamanten aufzuführen — leider ist's bei dem Plan geblieben —, machte sich Hebbel selber daran, seinem Juwel eine etwas andere Fassung zu geben. Aber er hatte keine sonderlich glückliche Hand dabei. Gerade bei den urwüchsigen, von tiefem Humor und treuer Menschenbeobachtung strotzenden Stellen, glaubte er Abstriche machen zu müssen. Es war bei Hebbel wie bei so vielen Schaffenden: was ihnen am leichtesten von der Hand geht, was also ihr Natürlichstes, Eigenstes und Bestes ist, schätzen sie nicht so hoch wie das, was ihnen Mühe und Kopfzerbrechen gemacht hat. Ob sich einmal eine starke und geschickte Hand findet — sie muß sehr stark und sehr geschickt sein —, die Hebbels Komödie für die Bühne einzurichten vermag, ist zu hoffen, wenn auch mit bescheidener Zuversicht. Immerhin: auch so, trotz der nahezu störenden und leider nebenbei langweiligen Hofszenen ist das Stück durchaus bühnenwirksam. Wollten die Herren Direktoren zwischen Tilsit und Trier es nur glauben! Wenn ich ein Freund von Ansichtspostkarten wäre, würde ich vielleicht die Anwandlung bekommen, ein ganzes Jahr hindurch täglich irgend einem Theaterdirektor eine Karte mit dieser meiner Ansicht zu senden: „Wir haben ein deutsches Lustspiel mehr! Hebbels „Diamant"! Es lohnt der Aufführung!" Vielleicht, daß unter 365 Karten wenigstens eine nicht verloren wäre. Mehr darf man nämlich dem Kunstsinn dieser Herren nicht zutrauen. Sie haben kein Auge für die Diamanten in der Literatur, solange sie an der Spitze ihrer Geschäftsbühne Ausschau halten. Der früher einmal sehr „literarische" Paul Lindau war so glücklich, Hebbels Lustspiel bei einer Sondervorstellung auf seiner Bühne zu haben. Meint aber jemand, daß er es darauf festgehalten hätte? Es fiel ihm gar nicht ein. Dafür kam er uns mit ein paar ausgesucht platten „Novitäten", einer nichtigen Komödie „Heimkehr" von einem namenlosen Verfasser, der namenlos bleiben mag und mit einem jungen Werk des alten L'Arronge, das leider kaum wie ein Schatten der alten Werke des ehemals jungen L'Arronge aussieht, obwohl auch die nicht schlechthin berückend waren. „Sanatorium Siebenberg", ein Kurpfuscher-Drama zu Ruhm und Preis der approbierten Ärzte, in der Tat eine rechte Pfuscherarbeit. Ihre dramatische Wirkung besteht in der Vernichtung von Quacksalber und Queckfilber, man wird leidend wenn man es sieht und fühlt das Bedürfnis sich an einen praktischen Arzt zu wenden, alle Charlatanerie verwünschend, besonders die in der dramatischen Literatur.

. . . Doch ich wollte von Edelsteinen reden. — Nächst dem „Diamant" ist die wichtigste Aufführung dieses Winters wieder jenem Theaterchen zu verdanken, das für uns das Ereignis der Saison bedeutet, dem früher „Schall und Rauch" genannten „Kleinen Theater" Unter den Linden, auf

Digitized by Google

dessen künstlerische Bedeutung ich von Anfang an, auch an dieser Stelle, hingewiesen habe. Heute gehört es zum guten literarischen Ton in Berlin, diese Bühne mit Verwendung einiger Hyperbeln zu loben, und der Skeptiker könnte darin, daß sie anfängt „gefragt" zu werden, schon die ersten Vorzeichen eines ästhetischen Niederganges wittern. Indessen ist glücklicherweise dazu vorläufig noch kein Grund vorhanden. Gerade in diesen Tagen ist den ungünstigen Raumverhältnissen dieses Theaters dadurch der Hemmschuh für die von Ernst und Liebe erglühende Künstlerschar genommen worden, daß das am Schiffbauerdamm gelegene freundlich-anmutige „Neue Theater" in die Hände der Gesellschaft übergegangen ist — zweifellos wird nun der dort über dem Eingang in Goldschrift prangende Spruch: „Wie machen wir's, daß alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei" nicht mehr wie ein spitzer Hohn auf dieses Hauses Bretterware aussehen - - wie bisher.

Welchen Ruf das „Kleine Theater" sich schon erworben hat, beweist die Tatsache, daß ihm Maxim Gorkis bedeutendes „Nachtasyl" zur ersten Aufführung anvertraut wurde, als dessen Spielstätte nach den früheren Berliner Theaterverhältnissen nur das Deutsche Theater in Betracht gekommen wäre. Die junge Bühne hat sich dieses Vertrauens würdig gezeigt; nicht zum wenigsten der meisterhaften, bis ins kleinste sorgfältigen, und dennoch großzügigen Darstellung ist die starke, fortreißende Bewegung zu danken, die sich unser bei der Erstaufführung bemächtigte und die auch bei allen Wiederholungen zu spüren gewesen sein soll. — Unstreitig ist Gorkis „Nachtasyl" das interessanteste Drama dieser Spielzeit, wie es eins der sonderbarsten in der Weltliteratur ist. Drama sagte ich zu unrecht. Kein Drama, der Dichter hat das selber im Untertitel bekannt, es ist ein Ausschnitt aus dem Leben, aber mit einer Treue und naiven Kraft, einer bildnerischen Sorgsamkeit und einem Blick für das Wesentliche gegeben, wie sie in dieser Vereinigung einzig sind. Lediglich als Bühnenstück betrachtet vielleicht das schwächste, als menschliche Dichtung eines der stärksten unserer Zeit, hat dies Werk, das alle dramatischen Gesetze kühn über den Haufen wirft, die Nichtigkeit der Kunstregeln bewiesen. Einige jener „Ästhetiker", die mit Erscheinungen ohne Etikett nichts anzufangen wissen, haben dem „Nachtasyl" als einem naturalistischen und darum veralteten Werk den Gruß verweigert — es gibt eben bei jeder bedeutenden Erscheinung Leute, die sich lächerlich machen. Sie verwechseln in diesem Falle Stoff und Behandlung, ungefähr die schlimmste Verwechslung auf künstlerischem Gebiet. Die Darstellung menschlichen Elends hat an sich mit dem Naturalismus nichts zu schaffen. Der Stoff kann niemals natürlich genug sein, die Behandlung muß in gewissem Sinne — und das wollten die Herren Naturalisten nicht glauben — immer idealistisch sein, und ist es bei Gorki in hohem Maße. Unbedingte radikale Naturtreue ist, wie Houston Stewart Chamberlain einmal treffend nachweist, erstens überflüssig, da das die Natur selbst leistet, zweitens ungereimt, da der Mensch nur Menschliches schaffen kann, drittens widersinnig, da der Mensch durch die Kunst die Natur zwingen will, ein „Übernatürliches" auszudrücken. Die Idee ist es, die den Stoff meistert. Und bei Gorki bleibt, trotzdem er das tiefste Elend auf dem Grunde des Lebens in schärferer Beleuchtung zeigt, als jene „Naturalisten" es je vermochten, doch die Idee immer der heimliche Kaiser. Reine Mensch-

Digitized by Google

lichkeit, dichterische Verklärung fehlt kaum einer der scharfgeschnittenen Typen seiner Gestrandeten, Enterbten, Rettungslosen als versöhnender Hintergrund, er breitet einen Himmel über seine düsteren Bilder aus mit Ausblicken in ferne Weiten, durchleuchtet von dem Sonnenlicht ewiger Ideen. Unverkennbar: gerade die Idee, der Glaube, der Illusionismus macht den wesentlichen Grundzug in Gorkis neuester Dichtung aus. Der Glaube als seelenärztliches Prinzip. Wohl ist es die „Lebenslüge", die sein alter Pilger Luka den Elenden wie ein Arzt den Kranken gibt, aber nicht in dem skeptisch-zweifelnden Sinn Ibsens, sondern in vollem Vertrauen, aus Überzeugung. Mit dem strömenden Licht, das aus der großen heißen Seele dieses alten Luka bricht, erhellt Gorki für eine Weile den langen traurigen Zug seiner wandernden Gestalten, dies Licht ist die eigentliche Handlung des Dramas: in seinem Spiel und tanzenden Glanz erkennen wir die sozialen Zusammenhänge jener Unterwelt, das Gerippe des Volkskörpers, ein Urbild des Lebens und zugleich den befreienden Himmel, der sich darüber wölbt und der nicht über uns von dannen weicht, so weit wir auch irren mögen. Gorki vermag die Schwingen im Menschenherzen zu finden. In jedem, selbst in dem verkümmertsten Wesen weiß sein alter Pilger noch ein Flügelchen zu entdecken, das die Sehnsucht bewegt, sich aufzuschwingen, hinweg über den Schmutz und Jammer der Tiefe .... Freilich ist Gorki als Dichter zu fein, als Menschenkenner zu weise und ehrlich, als daß er den Alten gleichsam als sozialen Wunderdoktor vorführte, der mit einem unfehlbaren, in vierundzwanzig Stunden wirksamen Rezept die Gebrechen des Lebens heilt. Weder „Opportunismus" noch „Quietismus" noch sonst ein Ismus eignet ihm als Prinzip, er schwört auf kein Etikett, er sucht die Seele im Menschen lebendig zu machen, die Schwingen in ihm zu lösen.

Wohl tragen alle diese Elenden, die Gorki uns gezeichnet hat: der verlumpte Baron, der schnapsvergiftete Schauspieler, der geborene Dieb, die sentimentale Dirne, das rohe Arbeitstier, der schuftige Kaschemmenwirt und seine Megäre von Weib — wohl tragen sie alle die Züge aus des Dichters Heimat und wir empfinden es fast als einen Trost, daß diese sarmatischen Masken doch nicht ganz für deutsche Köpfe passen — aber es ist im wesentlichen nur die Maske, die verschieden ist, im Grunde gleichen sich die Menschen nur allzusehr. Freilich wird einst eine Zeit kommen, wo man diesen Gestalten, wie dem alten Pilger Luka mit etwas kühlerem Künstlerblick gegenübertritt. Was liegt daran? Jeder Künstler schafft im Licht seiner Zeit. Weiß er aus dieser seiner Zeit einen Ausschnitt zu geben, der echt und wahrhaftig ist, so hat er damit für alle Menschheit gewirkt ... Bei Betrachtung der „Kleinbürger" sagte ich an dieser Stelle: Gorki werde für uns Deutsche immer nur die Bedeutung einer Episode haben. Der Ansicht bin ich auch heute noch. Aber freilich: einer literarischen Episode von höchst bedeutender Art. Im „Nachtasyl" gibt dieser begabteste Dichter Jungrußlands gleichsam das inhaltreichste Kompendium seiner dichterischen Bedeutung, Persönlichkeit und Eigenart. Zum Verständnis dieses Kompendiums und zu seiner Wertung im Kulturleben unseres Zeitalters können wir aber keinen besseren Cicerone finden, als Gorki selber, der in seinem unvollendeten Roman „Mutschit" einmal als wunderbarer Hellseher seine eigene Mission auf Erden mit diesen Worten erläutert: „Fürchten Sie sich

Digitized by Google

nicht, schreien Sie nicht! Das Leben ist doch schön! Ich kam von unten, vom Boden des Lebens, von da, wo Nacht und Grauen herrscht, wo der Mensch noch ein Halbtier, wo das Leben nur Arbeit fürs Brot ist .... Dort fließt es langsam, in dunklen Strömen, aber auch dort leuchten die Perlen der Hochherzigkeit, des Geistes und des Heroismus, auch dort leben Schönheit und Liebe. Überall, wo der Mensch, ist auch das Gute vorhanden. In winzigen Stückchen, in unscheinbaren Keimen — aber es ist doch vorhanden! Und all diese Keime werden nicht vergehen: sie wachsen und gedeihen und treiben Früchte des Lebens ... Das Recht, daran zu glauben, habe ich teuer erkauft, dafür besitze ich's für das ganze Leben. Dadurch habe ich noch ein anderes Recht erworben, das Recht, zu fordern, daß auch ihr so glaubt, wie ich, denn ich bin die wahre Stimme des Lebens, der verzweifelte Aufschrei derer, die dort unten geblieben sind und mich zu euch entsandt haben, um ihr Leid zu bekunden. Auch sie wollen hinauf, nach oben, zum Selbstbewußtsein, zu Licht und Freiheit! ..."

Streiflichter.

Der Kuhhandel ist also perfekt! Die „patriotische" Haltung des Zentrums in der Zolltarif-Frage bringt uns durch Kaisers und Kanzlers Gnaden die „patriotischen" Jesuiten! Schwer fließt bei Beleuchtung dieses Handelsgeschäfts der Name des Kaisers aus der Feder. Aber es muß sein; jede falsche Rücksichtnahme hat aufzuhören. In geziemender Ehrfurcht aber in Klarheit und Entschiedenheit muß ausgesprochen werden, was leider wahr ist. Daß Bülows Ankündigung über die Abgabe der preußischen Stimmen im Bundesrat zu Gunsten der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes mit ausdrücklicher Gutheißung des Kaisers erfolgte, braucht beim Verhältnis unseres „leitenden" Staatsmannes zum Kaiser nicht erwähnt zu werden. Durchaus berechtigt ist es also, den Kaiser als intellektuellen Urheber der Bülowschen Erklärung zu betrachten.

Niemand wird leugnen, daß der Zolltarif und seine Wirkungen auf materiellem, daß die Frage der Aufhebung oder Nicht-Aufhebung des Jesuitengesetzes mit ihren Wirkungen auf ideellem Gebiete liegt. Wir haben also hier eine grundsatzlose Durcheinanderwürfelung materieller und ideeller Dinge, ihre gleichwertige geschäftlich-kaufmännische Behandlung durch die Reichsregierung. Ein Vorgang, der absolute Grundsatzlosigkeit, d. h. eine Gesinnung voraussetzt, der „die rollende Mark", der materielle Gewinn oberstes Motiv des Handelns ist. Was kriege ich in klingender Münze, in bar, ist bei derartiger Gesinnung die alleinige Frage. Fällt die Antwort befriedigend aus, so ist alles feil. Gewiß, Realpolitik wird auch do ut des-Politik sein, stellenweise wird sie es sein müssen. Wehe aber dem Kultur-

Digitized by Google

staat, der den Schacher unterschiedlos, der ihn mit Kulturgütern, mit Grundsätzen treibt. Das Wort — Graf Bülow möge es seinem Zitatenschatz einverleiben —: „Dein Geld ist dir zum Verderben" wird sich früher oder später bei einem solchen Staate bewahrheiten. Graf Bülow hat die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes auch begründet: die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland gestatten die Aufhebung. Diese „Begründung" ist das Jämmerlichste, was von solcher Stelle aus seit langem ausgegangen ist. Sie zeigt entweder, daß der Reichskanzler in Bezug auf die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland und den Einfluß des Jesuitenordens auf sie ein absoluter Ignorant ist, oder daß er mit seiner „Begründung" eine bewußte Unwahrheit gesagt hat. Beides ist für den obersten Beamten des Reiches in gleicher Weise belastend. Wenn irgend etwas offenkundig ist, dann gewiß die gefährlich hohe Spannung der konfessionellen Gegensätze, die tödliche Feindschaft, die zwischen den Konfessionen herrscht. Und andererseits, wer nur die oberflächlichste Kenntnis von der literarischen Tätigkeit der Jesuiten besitzt – Graf Bülows Literaturkenntnis scheint sich allerdings nicht über den Büchmann hinaus zu erstrecken —, weiß, daß diese Tätigkeit, und zwar bis in die Gegenwart hinein, eine grundsätzlich konfessionell verhetzende und vergiftende ist. Die „deutschen" Jesuiten Pesch, Hammerstein, Lehmkuhl, Cathrein, Brors, Nilkes, Reichmann und viele andere leisten an Giftigkeit und Gemeinheit der Angriffe auf alles Nicht-Katholische sowohl quantitativ wie qualitativ Unerreichtes. Der von diesen Jesuiten ins Leben gerufene und wesentlich von ihnen genährte Volksschriftenzyklus: „Katholische Schriften zur Wehr und Lehr", der im Verlage der „Germania" (!) zu Berlin (!) erscheint und jährlich um ein oder zwei Heftchen vermehrt wird, strotzt von den empörendsten Ausfällen auf das, was jedem Evangelischen ehrwürdig ist. Zu vielen Tausenden werden diese verleumderischen Schriften unter das katholische Volk geworfen, sie säen ohne Unterlaß eine Saat, deren notwendige Frucht der konfessionelle Haß ist. Neben dieser schmutzigen Flut von 10-Pfennigbroschüren suchen „wissenschaftliche" Werke der Jesuiten den modernen Staat — und Preußen-Deutschland ist ein moderner Staat — um jeden Kredit bei den deutschen Katholiken zu bringen: die staatliche Volksschule, die staatliche Universität mit ihrer wissenschaftlichen Freiheit, das deutsche Heereswesen, die Parität, die Gewissens- und Kultusfreiheit werden angegriffen und als Übel, als Sünde dem katholischen Volk hingestellt. Das alles sind zu Tage stehende Tatsachen, die eine beredte Sprache reden über die Tätigkeit der Jesuiten auf konfessionellem Gebiete. Graf Bülow aber weiß nichts von ihnen, er versichert: die konfessionellen Verhältnisse gestatten die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes! Ich wiederhole: entweder fußt diese Bülowsche Erklärung auf sträflicher Unkenntnis oder auf bewußter Unwahrheit; das eine wie das andere ist Pflichtversäumnis, die hier um so tadelnswerter ist, als sie aus Schachergeist zum Schaden wichtigster Kulturgüter geübt wird.

Wer den Jesuitenorden kennt, wie ich ihn kenne, weiß, daß in der Ausschließung der „deutschen" Jesuiten vom Deutschen Reich weder Härte, noch Ungerechtigkeit liegt. Volenti non fit injuria! Der Jesuit soll satzungsgemäß kein Nationalitätsgefühl kennen; er darf kein Vaterland besitzen, er darf nicht an ihm hängen; alle Staaten, alle Völker, auch jene, die sich feindlich gegenüberstehen, soll der Jesuit satzungsgemäß „mit einer

Digitized by Google

gewissen allgemeinen Liebe gleichmäßig umfassen", wie der schöne Ausdruck lautet. Wenn es eine Vereinigung gibt, die international ist und zwar im schlechten antinationalen Sinne dieses Wortes, so ist es der Jesuitenorden. Wie kann ein Jesuit also Rechte und Vorteile beanspruchen, die zur notwendigen Voraussetzung die gewollte Zugehörigkeit zum Vaterlande haben? Doch ich kann mich hier nicht in Erörterungen über das internationale Wesen des Jesuitenordens einlassen. Ein Anderes genügt: wer bewußt und mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung in gehässigster Form den konfessionellen Frieden stört und diejenige Konfession, der die Mehrzahl des deutschen Volkes angehört, seit Jahrhunderten bis zur gegenwärtigen Stunde mit Kot und Schmutz bewirft, dem gebührt gerade wegen unserer konfessionellen Verhältnisse das Bürgerrecht in Deutschland nicht. Es ihm zu verschaffen, weil, wie Graf Bülow sagt, die konfessionellen Verhältnisse dies gestatten, ist eine Tat, die, weil sie vom Kaiser und Kanzler des Deutschen Reiches ausgeht, tiefste Betrübnis, aber auch gerechte Entrüstung hervorrufen muß. Hoffen wir, daß die preußische Charakter- und Grundsatzlosigkeit von den übrigen Stimmen im Bundesrat zum Heile Deutschlands und zu seiner Ehre erdrückt wird. Nebenbei war es vom Grafen Bülow eine Unverfrorenheit sondergleichen die Stimmabgabe Preußens öffentlich festzulegen und dadurch die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes als gesichert hinzustellen, lange bevor der Bundesrat mit dieser Angelegenheit sich befaßt. Sind denn die Stimmen der übrigen Bundesstaaten Preußen gegenüber absolute Nullen, müssen sie einschwenken auf das Kommando des Reichskanzlers? Von allen diplomatischen Göttern verlassen war Graf Bülow, als er diese vorzeitige und unverfrorene Erklärung abgab, und wohlverdiente Strafe für seine diplomatische Ungeschicklichkeit wäre die Überstimmung der von ihm instruierten preußischen Stimmen.

Der Gegenstand ist zu wichtig, als daß ich nicht einige wenige Proben der literarischen Tätigkeit der Jesuiten vorlegte. Für Ausführliches verweise ich auf meine Schriften: „Die deutschen Jesuiten der Gegenwart und der konfessionelle Friede" (2. Aufl., Berlin, A. Haack) und: „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung" (2. Aufl., Berlin, H. Walther). Typisch für die jesuitische Beurteilung der Reformation bleiben die Worte des vom Jesuitenorden selbst herausgegebenen Werkes Imago primi saeculi Societatis Jesu: „Das Jahr 1617 war das hundertjährige Jubiläum der gottlosen lutherischen Religion. Soll es gestattet sein, ein Jubiläum zu feiern für Luther, jenen Schandflecken Deutschlands, jenes Schwein Epikurs, jenes Unheil Europas, jenes Monstrum des Erdballs. Der ehrlose Apostat Luther hat aus der Hefe des Volkes durch Gottlosigkeit und Unsittlichkeit verrufene Menschen ins Feld geführt. Die Kalviner und Lutheraner haben den Erdkreis mit dem Unflat aller Laster angefüllt. Wir Jesuiten leugnen nicht, daß wir einen heftigen Krieg gegen die Ketzerei führen. Auf Frieden mit uns ist nicht zu hoffen, denn der Haß ist uns angeboren" (S. 18 ff.). So schrieb der Jesuitenorden im 17. Jahrhundert. Seine Gesinnung im 19. und 20. Jahrhundert ist die gleiche geblieben mit den gleichen haßerfüllten, konfessionell verhetzenden Ausdrücken. Wahllos greife ich einige Stellen aus den von der „Germania" (!) in Berlin (!) verlegten „Katholische Schriften zur Wehr und Lehr" heraus: „Luther hat grundsätzlich und klar und beharrlich die

Digitized by Google

Erlaubtheit der Doppelehe und allgemein die Vielweiberei gelehrt. Steht man auf dem Standpunkte Luthers, so dürfte wohl derjenige Prediger am meisten Lob verdienen, der die meisten Bräute besitzt" (1. Flugschrift, S. 18. 39). „O Sie Glückliche (nämlich die Evangelischen), denen Luther das Verständnis der Bibel so tief erschlossen hat, daß Sie auf alles Streben nach Sittlichkeit Verzicht leisten können und dabei singen: O Salemsjäger hetz' von unten mich Sündensau mit Gnadenhunden! Zieh' mir dein Gnadenwammes an, so bin ich köstlich angetan" (2. Flugschrift, S. 29). „Was hat man im Protestantismus getan? Dem Ehemann rief man zu: Die Ansprüche der Leidenschaft haben vor der Heiligkeit des Ehegelöbnisses ebensowenig Halt zu machen, wie vor dem Gelöbnisse der Keuschheit. Allen Menschen hat man in die Ohren geraunt: der tierische Trieb ist unbändig und schrankenlos und in allen seinen Ansprüchen berechtigt. Nimmt man das protestantische Prinzip von der evangelischen Freiheit an, so ist es einer glücklichen Ungereimtheit zu danken, wenn nicht auf dem sittlichen und sozialen Gebiete die allerschlimmsten Folgen in die Erscheinung treten" (4. Flugschrift, S. 62, 65). „Luther sucht alle Gebote Gottes umzustoßen und gerade in ihrem Kern, in ihrer für das Gewissen verpflichtenden Kraft zu vernichten und aus der Welt zu schaffen. Die Freiheit des Gewissens, deren Fahne er aufpflanzt, ist Gewissenlosigkeit, Gesetzlosigkeit, Anarchie. Der Christ Luthers existiert in Wirklichkeit wohl kaum. Er wäre ja in Wahrheit nichts anderes, als ein gesetzloser heidnischer Anarchist, der vom Christentum nichts anderes hat, als den falschen Stempel des christlichen Namens" (6. Flugschrift, S. 10, 16). „So wären wir denn [unter Führung Luthers] ganz logisch auf dem Standpunkt angekommen, auf dem die Berliner Dirnen und Zuhälter stehen. Und nun sage einer, das seien keine schlechten Protestanten! Ist denn nicht jeder logische Protestant notwendig ein schlechter Protestant?" (55. Flugschrift, S. 30). Auch über den modernen Staat und seine Kulturgüter lasse ich einige programmatische Sätze gegenwärtig lebender und wirkender „deutscher" Jesuiten folgen: „Die Gewalt der Kirche über die weltlichen Angelegenheiten des Staates bedeutet bloß (!) das Recht, die Verordnungen oder Handlungen der weltlichen Gewalt aufzuheben, soweit es die Interessen des Seelenheils erfordern" (Cathrein S. J., Moralphilosophie II, 508). „Kraft ihres Lehramtes besitzt die Kirche das Recht, nötigenfalls die Grenzregulierung zwischen Staat und Kirche zu treffen; indirekt ist ihr hierdurch auch die Aufgabe verliehen, die Grenzen des staatlichen Rechtsgebietes zu bestimmen" (Hammerstein S. J., Staat und Kirche, S. 133). „Das gesamte Schulwesen des Staates, nicht bloß die Volksschulen, sondern auch seine Gymnasien, seine Universitäten seine Kadettenhäuser u. s. w. unterstehen bis zu einem gewissen Grade der Kirche, und zwar direkt in religiöser und sittlicher Beziehung, indirekt in weltlicher Hinsicht, soweit eben die Beziehung auf Religion und Sittlichkeit in Frage kommt. Das richtige Verhältnis ist also ziemlich genau die Umkehr desjenigen, welches die liberale Staatstheorie aufstellt" (a. a. O., S. 132). „An den Schulen, an welchen Kirche und Staat gemeinsam zu arbeiten haben, gebührt die Hegemonie der Kirche. Nach genauer Prüfung werden wir genötigt, den Vorwurf der Immoralität und der Unehrenhaftigkeit gegen die moderne [preußische] Schulidee zu erheben. Das System der modernen Staatsschule muß auf die Dauer auch

Digitized by Google

in der Jugend und dem gesamten Volke das Grab werden für Treue, Glauben und Sittlichkeit. Schon der bloße Begriff eines Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten nach dem Zuschnitt der modernen [preußischen] Schulidee wird empfunden wie eine Kriegserklärung gegen die katholische Kirche und ein Manifest zur Protestantisierung. So möchten wir denn über das Portal einer jeden nicht wahrhaft kirchlichen Schule als Kainsmal die Inschrift setzen: Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerkorenen, durch mich geht's ein zum ew'gen Weheschlund, durch mich geht's ein zum Volke der Verlorenen, Haß gegen Gott ist meines Daseins Grund" (Hammerstein S. J., Das Preußische Schulmonopol, S. 46, 125, 129, 137, 162). „Zweifellos betrachtet die katholische Kirche alle christlichen [d. h. alle nicht katholischen] Sekten als ganz und gar illegitim und jeder Daseinsberechtigung bar" (Wernz S. J., Jus Decretalium I. 13). „Die katholische Kirche hält fest, daß es eine wahnwitzige Behauptung sei, die der schmutzigen Quelle des Indifferentismus entstammt, wenn man als das jedem Menschen eigene Recht die Gewissensfreiheit proklamiert. Die von der Kirche getrennten Konfessionen können nie ein Titelchen wahren Rechtes und wahrer Rechtsfähigkeit erlangen" (Lehmkuhl S. J., Stimmen aus Maria-Laach 1876, S. 195 ff.). „Der Staat muß, wenn anders er nicht Rebell sein will gegen jene Autorität, der er seine ganze Autorität verdankt, katholisch sein, oder wenn er es nicht ist, es werden. Ein krankhafter Zustand ist die Parität" (Hammerstein S. J., Staat und Kirche, S. 81, 182).

Diese Zitate, die sich verzehn- und verhundertfachen lassen, sind programmatische Sätze, die in zahlreichen Schriften eingehend ausgeführt werden; sie stehen allerdings nicht im Lieblingsschriftsteller des Grafen Bülow, im Büchmann, aber sie stehen groß und breit in der zeitgenössischen Literatur des Jesuitenordens deutscher Provenienz. Und angesichts dieser Tatsachen wagt der Reichskanzler im versammelten Reichstag, ohne nennenswerten Widerspruch zu finden, die Behauptung: Die konfessionellen Verhältnisse gestatten die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes! Worte scheinen für den ersten Beamten des Deutschen Reiches dafür da zu sein — das ist wohl Diplomatenbrauch —, die Wahrheit zu verdrehen. Was ich im letzten Hefte schrieb, wiederhole ich: Der ultramontane Einfluß im Reichskanzlerpalais ist mächtig und sehr geschickt; und bei der völlig grundsatzlosen inneren Politik, die Graf Bülow treibt, wird dieser Einfluß zum Verhängnis. Es ist hohe Zeit, daß die öffentliche Meinung, d. h. diejenigen, die von der Größe der ultramontanen Gefahr überzeugt sind, sehr energisch Front machen gegen das Bülowsche System, hohe und höchste Kulturgüter gegen Augenblicksvorteile materieller Natur zu verschachern. Seine Majestät der Kaiser aber sei erinnert an das denkwürdige Wort seines erlauchten Großvaters: „Mir liegt die Führung meines Volkes ob im Kampfe gegen eine Macht, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat" (Schreiben vom 18. Februar 1874 an Lord Odo Russel). Und der Verkörperung dieser, Frieden und Wohlfahrt der Völker zerstörenden Macht öffnen jetzt Kaiser und Kanzler das Tor! Übel, sehr übel beraten ist der Kaiser in Bezug auf seine Stellung dem Ultramontanismus gegenüber und ihm selbst scheint der Blick, das Verständnis für die Riesengröße der ultramontanen Gefahr so gut wie ganz zu fehlen. Sonst wäre es nicht möglich,

Digitized by Google

daß seit reichlich einem Jahrzehnt unsere innere Politik Wege wandelt, die immer mehr und mehr in die Netze, in die Polypenarme des Todfeindes jeder Kultur führen. Das anfänglich mehr spöttische Wort: Zentrum d. h. der kulturfeindliche Ultramontanismus ist Trumpf, ist zur ernsten Wahrheit geworden, zu einer so ernsten, daß jede Rücksichtnahme aufzuhören hat. Will oder kann die Regierung den Schutz unserer Kulturgüter — das Erbteil der größten deutschen That, der Reformation — nicht mehr gewährleisten, so hat das Volk diesen Schutz zu übernehmen. Wir — und darunter verstehe ich alle Parteien — haben die Pflicht, allerorten, öffentlich Einspruch zu erheben gegen eine, die Lebensinteressen des deutschen Volks schädigende Politik. Nicht um religiösen Krieg handelt es sich, sondern um Kulturkampf. Die katholische Religion — das weiß ich besser als irgend ein anderer — kann unter dem richtig geführten Kulturkampf blühen und gedeihen; was wir bekämpfen, ist lediglich der religions- und kulturfeindliche Ultramontanismus. Und an diesem Kampfe soll uns, so wahr wir Männer sind, nicht der Kanzler hindern und nicht der Kaiser; denn über alles steht das Wohl des Vaterlandes. Schmerzlich ist es, solche Worte schreiben zu müssen: aber wie es eine Zeit zum Schweigen gibt, so gibt es auch eine Zeit zum Reden. Wir wollen nicht, daß eine fremdländische politische Macht in unserm Vaterlande herrschend werde, mag sie sich hundertmal Religion nennen und sich noch so dicht in das religiöse Gewand hüllen.

Ich bedauere, daß der verfügbare Raum für die „Streiflichter" mit diesen Feststellungen ausgefüllt worden ist. Es gibt noch so manches, was der Beleuchtung wert gewesen wäre. Aber m. E. steht im Vordergrund die ultramontane Gefahr. Der schwarze Riese hat — das ist Tatsache — seine Faust an Deutschlands Lebensadern gelegt, und die berufenen Hüter vaterländischer Wohlfahrt, die deutsche Regierung, weichen in Charakter- und Grundsatzlosigkeit Schritt um Schritt vor dem Erbfeinde Deutschlands zurück. Die nahe Zukunft wird beweisen, wie recht ich habe, den Ultramontanismus den Feind aller Freiheit und Kultur zu nennen. Weil das mir so klar vor der Seele steht, halte ich, als Herausgeber dieser Zeitschrift, es für meine erste Pflicht, unter Zurückstellung anderer Dinge, auf diese dräuende Gefahr fort und fort aufmerksam zu machen, zur Sammlung gegen sie aufzurufen.

23. 11. 1903. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

20. 9 Bde. Th. ne

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

3 2044 019 045 228

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE FUND
SUBSCRIBED FOR THE
DEPARTMENT OF GERMAN

Digitized by Google